This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

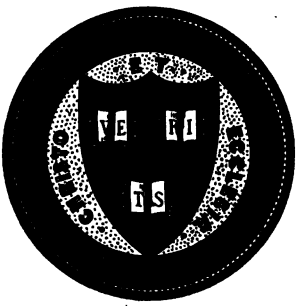
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

War 199.00



Harvard College Library

BOUGHT WITH INCOME

FROM THE BEQUEST OF

HENRY LILLIE PIERCE,

OF BOSTON.

Under a vote of the President and Fellows,
October 24, 1898.

Geſchichte der Kriegskunſt

im Rahmen der politiſchen Geſchichte.

Von

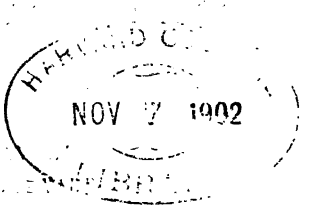
Hans Delbrück.

Zweiter Theil.

Die Germanen.

Berlin 1902.
Verlag von Georg Stilke.

War 199.00



Pierce fund
(II. 1-2).

Inhalt.

Nachträge zum ersten Theil.

Seite

Die Bevölkerung Attikas 1
Sphakteria 7
Zur Schlacht bei Sellasia 11
Rotten- und Glieder-Abstand 16

Zweiter Theil.

Die Germanen.

Erstes Buch.

Der Kampf der Römer und Germanen.

1. Kapitel. Der urgermanische Staat 25
Die Bevölkerungs-Dichtigkeit in Germanien 34
Fürsten und Hunni 37
Der Dorf- und Acker-Wechsel 38
Größe der Dörfer 40
Der Tunginus 41
2. Kapitel. Das germanische Kriegerthum 43
Der Keil 55
Berufskrieger 55
Die Frame 56
3. Kapitel. Die Unterwerfung Germaniens durch die Römer 59
Die Quellen 65
Der römische Posten an der Weser-Mündung 70

Seite

4. Kapitel. Die Schlacht im Teutoburger Walde . . 71
Der Platz des Sommer-Lagers 84
Cloſtermeier und Wietersheim 84
Die Marſch- und Gefechts-Tage 85
Die Schluß-Kataſtrophe 87
Die Mommſen'ſche und die Knoke'ſche Hypotheſe . . . 89
Perſönliche Orts-Unterſuchungen.
Der Hahnenkamp 90
Die Dörenſchlucht 91
Wortlaut der Quellenberichte.
Dio Caſſius 93
Vellejus Paterculus 96
Florus 98
Tacitus 99
5. Kapitel. Germanicus und Arminius 101
Der Frühjahrs-Feldzug i. J. 15 104
Der Haupt-Feldzug i. J. 15 106
6. Kapitel. Höhepunkt des Krieges und Abſchluß . 115
Zum Feldzug i. J. 16 128
Spezial-Unterſuchung über die Lage von Aliſo 135
7. Kapitel. Römer und Germanen im Gleichgewicht 149
Paliſſaden 158
8. Kapitel. Inneres Leben der kaiſerlich römiſchen Armee 160
Aushebung 196
Stärke des Geſammt-Heeres 197
9. Kapitel. Theorie 199
10. Kapitel. Niedergang und Auflöſung des römiſchen Kriegsweſens 205
Die Bevölkerungs-Bewegung 219
Vorrath an Edelmetall 224
Die Verpflegungs-Modifikation unter Septimius Severus . 225
Heeresſtärke und Rekrutirung im 4. Jahrhundert . . . 226
Zu Vegez 231
Nachträge und Kontroverſen.
Methodologiſches 233
Die Perſerkriege. Marathon 240

Seite
Hannibals Heeresstärke 242
Die Varus-Lager 246
Haltern-Aliso 248

Zweites Buch.

Die Völkerwanderung.

1. Kapitel. Das römische Reich mit germanischen Soldaten 259
Der Sturz des Kaisers Gratian 268
Erb-Dienstpflicht 271
Schlacht am Frigidus 271
2. Kapitel. Die Schlacht bei Straßburg 272
3. Kapitel. Die Schlacht bei Adrianopel 280
4. Kapitel. Zahlen 298
Die Notitia dignitatum und die Heereszahlen 311
Die Vandalen 312
5. Kapitel. Die Volksheere auf der Wanderung . . 314
Die Hundertschaft in der Völkerwanderung 325
Der Häuptlings-Adel 328
Der Thiufadus 329
6. Kapitel. Die Ansiedelung der Germanen unter den Römern 331
Literatur 347
Mancipia 348
Theilung des Großbesitzes 348
Theilung des Hauses und Hofes 349
Die beiden hospites 349
Burgundiones, qui infra venerunt 350
Königliche Schenkung und hospitalitas 351

Drittes Buch.

Kaiser Justinian und die Gothen.

1. Kapitel. Das Heerwesen Justinians 355
Die Heruler 365
2. Kapitel. Die Schlacht bei Taginä 367

Seite
3. Kapitel. Die Schlacht am Vesuv 380
4. Kapitel. Die Schlacht am Casilinus 386
5. Kapitel. Strategie 393

Viertes Buch.

Der Uebergang ins Mittelalter.

1. Kapitel. Die Kriegsverfassung in den romanisch-germanischen Staaten 405
Buccellarii 416
Allgemeine Wehrpflicht. Leudes 417
Kriegsdienst der Liten 418
Beatus Avitus 419
Aus der lex Visigothorum 420
2. Kapitel. Abwandlung der Taktik 424
3. Kapitel. Der Verfall der ursprünglichen germanisch-romanischen Kriegsverfassung . 434
Der Text der westgothischen Gesetze 438
4. Kapitel. Der Ursprung des Lehnswesens . . . 444
Literatur 462
Bischof Prätextatus 463
Das Mai-Feld 463
Vasallität bei den Westgothen 464
Die Säkularisation 464
Verpflegung und Train 464
Guilhiermoz 470
Charles Oman 475

Nachtrag zu den Römerlagern in Germanien . . . 474

Geſchichte der Kriegskunſt

im Rahmen der politiſchen Geſchichte.

Von

Hans Delbrück.

Zweiter Theil.

Erſte Hälfte.

Römer und Germanen.

Berlin 1901.
Verlag von Georg Stilke.

Inhalt.

Nachträge zum erſten Theil.

	Seite
Die Bevölkerung Attikas	1
Sphakteria	7
Zur Schlacht bei Sellaſia	11
Rotten- und Glieder-Abſtand	16

Zweiter Theil.

Erſtes Buch.

Der Kampf der Römer und Germanen.

1. Kapitel.	Der urgermaniſche Staat	25
2. Kapitel.	Das germaniſche Kriegerthum	43
3. Kapitel.	Die Unterwerfung Germaniens durch die Römer	59
4. Kapitel.	Die Schlacht im Teutoburger Walde	71
	Wortlaut der Quellenberichte	93
5. Kapitel.	Germanicus und Arminius	101
6. Kapitel.	Höhepunkt des Krieges und Abſchluß	115
	Spezial-Unterſuchung über die Lage von Aliſo	135
7. Kapitel.	Römer und Germanen im Gleichgewicht	149
8. Kapitel.	Inneres Leben der kaiſerlich römiſchen Armee	160
9. Kapitel.	Theorie	199
10. Kapitel.	Niedergang und Auflöſung des römiſchen Kriegsweſens	205

Nachträge zum ersten Theil.

Die Bevölkerung Attikas.

(Bd. I, S. 15—24; 105; 111.)

Kurz vor der Drucklegung des ersten Bandes dieses Werkes ist der zweite Band der „Forschungen zur alten Geschichte" von Eduard Meyer erschienen, ging mir aber nicht mehr früh genug zu, um ihn noch zu benutzen. In den grundlegenden Fragen der griechischen Geschichte des 5. Jahrhunderts stimmen wir allenthalben überein. In zwei Punkten jedoch sind wir zu entgegengesetzten Ergebnissen gekommen.

Der erste ist die Auslegung von Thucydides II, 13, die Bevölkerung Attikas beim Ausbruch des peloponnesischen Krieges. Hier hat Meyer eine neue Lösung vorgeschlagen, die gerade das Doppelte von meiner Annahme ergiebt. Wenn man sich erinnert, welche Bedeutung die Zahlen in meiner Untersuchung haben und wie sehr immer eine die andere kontrollirt, eine auf der andern aufgebaut ist, so ermißt man die Tragweite der Differenz. Ich möchte nun freilich glauben, daß die neue Lösung, die ich meinerseits aufgestellt habe, so viel Ueberzeugungskraft in sich hat, daß eine besondere Widerlegung des Meyerschen Versuchs nicht mehr nöthig sei; aber da ein so tüchtiger Kenner des Griechenthums wie Ad. Bauer in der Hist. Zeitschr. Bd. 86, S. 286 ganz umgekehrt Meyers Lösung für die richtige erklärt hat, so darf ich doch eine ausdrückliche Auseinandersetzung nicht umgehen. Nach meiner Auffassung hängt ja an dieser statistischen Frage auch die Würdigung Thucydides' als Historiker und Perikles' als Staatsmann. Denn nicht bloß angedeutet, wie Bauer meint, sondern mit ganz positiven Worten habe ich ausgesprochen und halte es aufrecht (Bd. I, S. 105): „Die Autorität des größten aller Historiker ist unrettbar zerstört, eine Säule der griechischen Literatur ist umgestürzt, wenn Jemand nachweist, daß Athen im Jahre 431 60000 Bürger hatte. Denn hat Thucydides den Perikles und seine Politik falsch beurtheilt, dann dürfen wir seinem Urtheil überhaupt nicht mehr trauen." Da nun ein so anerkannter Forscher wie Meyer, mit mir in den Grundfragen der Methode wie der Auffassung durchaus übereinstimmend, jenen Nachweis thatsächlich unternommen hat, so sieht man, daß etwas auf dem Spiele steht und daß eine Nachprüfung nicht ungerechtfertigt ist.

Den positiven Beweis für meine Auffassung brauche ich aber hier nicht zu wiederholen, sondern verweise auf Bd. I, S. 13 ff., S. 105, S. 111 und stelle hier nur die Argumente zusammen, die mir die Unmöglichkeit der Meyerschen Berechnung, Forsch. Bd. II, S. 149 ff., evident zu machen scheinen.

Auch Meyer geht davon aus, daß die Angabe, wie sie bei Thucydides steht — 13000 Mann Hopliten Feldarmee, 13000 Mann Bürger-Hopliten Garnison-Truppen, bestehend aus den Aeltesten und Jüngsten — sachlich unmöglich ist, da die wenigen Jahrgänge der Nicht-Felddienstfähigen aber Garnisondienstfähigen unmöglich ebenso stark gewesen sein können, wie die etwa 30 Jahrgänge der Felddienstfähigen. Während ich (eine ältere Hypothese fallen lassend) annehme, daß Thucydides unterlassen hat, hier ausdrücklich die nicht zum Hoplitendienst herangezogenen Theten neben den Aeltesten und Jüngsten zu erwähnen, will Meyer, daß aus den felddienstpflichtigen Jahrgängen eine große Zahl (5400) weniger kräftiger Männer dem Landsturm zugetheilt und von Thucydides nicht erwähnt seien. Thucydides hätte also die Zahl der Nicht-Hopliten-Theten ganz außer Acht gelassen und wir müßten sie aus anderen Angaben zu ergänzen suchen. Hierbei kommt Meyer auf 20000 und für die Metöken auf mindestens 14000, so daß Athen über etwa 70000 erwachsene freie Männer ohne die Kleruchen verfügte, während ich, eingeschlossen die Kleruchen, auf einige 40000 (wovon 36000 Bürger), also ziemlich genau die Hälfte, gekommen bin.

Folgende Betrachtungen sprechen gegen Meyers Berechnung.

1. Er zählt 33000 Zeugiten gegen 20000 Theten. Das ist ein unmögliches Verhältniß. Meyer hat nicht in Betracht gezogen, daß zur Theten-Klasse, so weit Hoplitendienst aus eigenen Mitteln in Betracht kam, nicht nur die unterste Schicht der Bevölkerung, sondern nothwendig auch sehr viele Söhne mittlerer Besitzer gehörten. Es war schlechterdings unmöglich, wenn ein Vater, der mehrere erwachsene Söhne hatte, als Zeugit eingeschätzt war, auch die Söhne neben ihm mit der Verpflichtung des Hoplitendienstes zu belasten, ja, in den meisten Fällen ist sicherlich immer nur eine Hopliten-Rüstung in der Familie gewesen. Hätte Athen 33000 Bürger besessen, die sich eine Rüstung anschaffen konnten, und noch dazu 2500 Ritter, so hätte es wenigstens 40—50000 Theten haben müssen.

Unrichtig ist auch die Vorstellung von Meyer (S. 158), daß „die Theten durch ihren Beruf gehindert waren, die volle militärische und gymnastische Ausbildung der Hopliten zu gewinnen." Das giebt ein ganz falsches Bild vom Wesen eines Hopliten, der so wenig wie der römische Legionär einer gymnastischen Ausbildung bedurfte. Die große Masse der Hopliten, die sehr mäßig bemittelte Bauern und Handwerker waren, hatte vermuthlich gar keine gymnastische Ausbildung, und ihre militärische Ausbildung erforderte sicher weniger Uebung, als die Ausbildung eines Thraniten.

2. Thucyd. III, 17 ist uns erzählt, daß die Spartaner Athen für erschöpft hielten, als es im Jahre 428 70 Schiffe und 1000 Hopliten

draußen hatte; die Athener brachten aber doch noch, indem sie ihre Kräfte anspannten, 100 Schiffe in See.

Diese Erzählung wäre sinnlos, wenn die Meyersche Rechnung richtig wäre. Denn von den gegen 14000 Mann Besatzung der 70 Schiffe waren allerhöchstens (Kleruchen abgezogen) 5000—7000, mit den Hopliten 8000 Athener. Selbst wenn wir annehmen, daß die Pest den Athenern 15000 Waffenfähige gekostet hatte (Thucydides giebt „4400 Hopliten ἐκ τῶν τάξεων und 300 Ritter), so hätte es immer noch etwa 40000 gehabt. Wie sollen also die Spartaner haben glauben können, daß Athen durch die Aussendungen von etwa 8000 Bürgern erschöpft sei? Und ganz ebenso wenig wäre bei solchem Vorrath an Bürgern die Aufstellung der 100 Schiffe eine besondere Leistung gewesen: 18000 Mann genügten für diese Schiffe, von denen die größere Hälfte Sklaven oder fremde, gerade in Athen anwesende Matrosen sein konnten.

Umgekehrt stimmt die Erzählung des Thucydides sehr gut mit der Annahme, daß Athen i. J. 431 nicht mehr als einige 40000 erwachsene Bürger und Metöken hatte. Dann würde sich folgende Rechnung machen lassen:

a. Bürger und Metöken im Jahre 431 . . .	gegen	44000
b. Verlust durch die Pest	gegen	12000
	Rest:	32000
c. Nicht dienstfähig und abwesend		8000
	Rest:	24000
d. Auswärts mit den 70 Schiffen		7000
	Rest:	17000
e. Auf den 100 Schiffen die kleinere Hälfte der Besatzung		8000
	Rest:	9000,

die mit Heranziehung der noch einigermaßen Kräftigen aus c. genügten, die Forts und die Stadtmauern zu besetzen und zu hüten, obgleich für entferntere Kleruchen noch ein gewisser Abzug zu machen ist.

Die einzelnen Posten in dieser Rechnung mag man um 1000 oder 2000 Mann herauf- oder herunterschieben, die beiden Grenz-Bestimmungen aber, die in der Erzählung des Thucydides liegen, daß nämlich auf der einen Seite Athen durch die Aussendung der 70 Schiffe und 1000 Hopliten für erschöpft gelten, auf der andern noch gerade 100 Schiffe bemannen und die nöthige Stadt-Besatzung zurücklassen konnte — diese beiden Grenzbestimmungen dürfen nicht verletzt werden, und deshalb ist Meyers Berechnung mit Thucydides nicht vereinbar.

Für den Schutz der Stadt Athen selbst und der langen Mauern waren einige Tausend Mann genügend. Meyer S. 154 meint, selbst 6000 Mann würden für diesen Zweck nicht ausgereicht haben, da der Mauer-Umfang 26000 Meter betrug, also, immer $^1/_6 = 1000$ Mann auf Posten stehend, auf 52 Meter nur ein Doppelposten gekommen wäre.

Die Voraussetzung dieser Rechnung aber ist unrichtig. Es ist nicht genügend Beobachtung und Vertheidigung unterschieden. Nur ein großes feindliches Heer konnte es wagen, eine Stadt wie Athen anzugreifen, und ein großes feindliches Heer kann sich nicht unbemerkt nähern. So lange also kein nahes feindliches Heer gemeldet war, genügten einige wenige Thurmwächter. Rückte aber ein feindliches Heer wirklich gegen die Mauer, so wurde diese nicht gleichmäßig mit Doppelposten besetzt, sondern wiederum vor Allem gut beobachtet und eine bereitstehende Truppe an die etwa bedrohte Stelle geführt. Eine Besetzung mit gleichmäßigen Doppelposten ringsum fand sicherlich niemals statt, und was im Besonderen die Verhältnisse im Jahre 428 betrifft, so war die Flotte von 100 Schiffen natürlich längst wieder im Hafen, ehe ein peloponnesisches Heer vor der langen Mauer stehen konnte. Nur zur Abwehr gegen eine etwaige Ueberrumpelung durch ein fliegendes Korps mußte eine kleine Garnison daheimbleiben. Ja unter Verhältnissen wie 431, wo die athenische Feldarmee gegen Megaris vorging, war selbst das nicht nöthig, da sie durch diese Stellung ihre Stadt gegen jeden Landangriff deckte. Auch die Böotier hätten es nicht wagen dürfen, etwas gegen Attika zu unternehmen, da sie abgeschnitten worden wären.

3. Meyer erkennt mit mir an, daß der Kriegsplan des Perikles der richtige war. Hätte Athen aber damals, eingeschlossen die Kleruchen, 80000 freie Männer gezählt, so wäre dieser Kriegsplan falsch gewesen. Da der Stadt ja die Finanzkräfte und Werbeplätze ihres ganzen großen Seebundes zur Verfügung standen, so hätte sie sich nicht mit Ermattungs-, sondern mit Niederwerfungs-Strategie gegen die Peloponnesier wenden können. Das Invasions-Heer der Peloponnesier kann kaum stärker als 30000 Mann gewesen sein. Die Athener hätten es also auch im freien Felde mit ihm aufnehmen können und der Isthmus gab die Möglichkeit, die Gegner zu trennen, die Böotier und Peloponnesier einzeln zu besiegen. Etwa die Einwohner-Zahlen für die anderen Griechen-Staaten, denen Athens korrespondirend, zu erhöhen, ist ausgeschlossen, da sie ja viele Jahre blockirt gewesen sind und fast ohne Zufuhr von außen gelebt haben. Auch Korinth kann deshalb nur eine sehr mäßige Stadt gewesen sein.

Die Wendung Ad. Bauers (H. Z. 86, 288) „mit einer Feldarmee von 13000 Hopliten konnte sich Athen auf eine große Waffenentscheidung gegen die weit überlegenen Streitkräfte des peloponnesischen Bundes nicht einlassen, und seine sonstigen Mannschaften waren dafür nur sehr bedingt disponibel", trifft nicht zum Ziel. Weshalb waren nicht mehr als 13000 Mann disponibel, wenn Athen über 80000 Bürger, Kleruchen und Metöken hatte und dazu das Geld, noch sehr viele Söldner zu werben? Rom hat ohne Tribute von Bundesgenossen im zweiten punischen Kriege ganz andere Anstrengungen gemacht. Nichts wäre verkehrter gewesen, als gegen mögliche Unbotmäßigkeiten von Bundesgenossen, wie Bauer meint, fortwährend Truppen und Schiffe zur Verfügung zu halten und sie deshalb dem Hauptkrieg zu entziehen. Man lese darüber nach, was Clausewitz über

den Fehler einer strategischen Reserve in der Niederwerfungs-Strategie sagt. Das beste Mittel, die Autorität des Vororts zu bewahren, war, Sparta, Korinth und Theben zu besiegen. Da nun Beweise genug vorliegen, daß Athen es an Anspannung nicht hat fehlen lassen, z. B. daß auch die Metöken die Hopliten-Rüstung anzogen und daß Sokrates noch in seinem 47. Jahre als Hoplit ins Feld mußte, und wiederum ausdrücklich berichtet wird, daß, als man 424 πανδημεί auszog, das Heer doch nur 7000 Hopliten stark war, so können in Attika i. J. 431 unmöglich 70000 freie Männer vorhanden gewesen sein.

4. Bei Ausbruch des peloponnesischen Krieges hatte Athen 300 Trieren; selbst wenn man mit Meyer, aus mir nicht ganz verständlichen Gründen, diese Zahl auf 400 erhöhen will, so hat Athen doch nie mehr als 170 oder höchstens 250 Trieren gleichzeitig im Dienst gehabt (Band I, S. 16), Korinth aber hat im Jahre 433 90 Trieren ausgesandt (Thuc. I, 46). Korinth hatte nach Belochs Berechnung nicht mehr als etwa 10000 freie erwachsene Männer, und es ist ausgeschlossen, diese Zahl wesentlich zu erhöhen, da man nicht wüßte, wie eine größere Masse während der langen Blokade im peloponnesischen Krieg hätte ernährt werden können. Hätte Athen sieben mal so viel Einwohnerschaft gehabt als Korinth, so erscheint nicht nur seine Flottenrüstung sehr klein, sondern es wird auch unbegreiflich, wie Korinth mit einem so ungeheuer überlegenen Nachbar in eine so ernsthafte und dauernde Rivalität hat eintreten können.

Noch deutlicher wird das, wenn wir auf die Zeit der Perserkriege zurückgehen. Meyer nimmt an, daß Attika damals schon ungefähr dieselbe Einwohnerzahl gehabt habe wie im Jahre 431. Eigentlich nachweisbar ist das nicht; aber wenn wir uns dieser Annahme auch nur nähern, so ergeben sich schon Unmöglichkeiten. Bei Artemision und Salamis soll Korinth 40, Athen 123 resp. 180 Schiffe gehabt haben. Die letztere Zahl ist wahrscheinlich zu hoch. Aber selbst wenn sie richtig wäre, so ist klar, daß Athen nicht annähernd sieben mal so groß gewesen sein kann wie Korinth, da es nach der Ueberlieferung und nach der Lage der Sache nicht eine relativ kleinere, sondern eine relativ größere Seerüstung aufgestellt hatte als die Nachbarin. Wenige Jahre vorher aber hatte Athen sich noch von Korinth 20 Trieren leihen müssen, war also noch gar keine entwickelte Handelsstadt, die ohne Kriegsschiffe nicht denkbar ist. Wenn es aber noch keine sehr entwickelte Handelsstadt war, also keine sehr wesentliche Zufuhr von außen bezog, so kann es auch noch nicht eine so gewaltige Einwohnerzahl gehabt haben. Die Nachricht, daß Athen schon seit Solon der Getreidezufuhr bedurft habe, hebt unsern Schluß natürlich nicht auf: auf die Größe der Zufuhr kommt es an, ob nicht ein Zehntel oder Zwanzigstel, sondern ein Drittel oder gar die Hälfte der Bewohnerschaft vom fremden Getreide lebte. Das kann zu einer Zeit, wo Athen eben erst sich anschickte, eine Seemacht zu werden, noch nicht der Fall gewesen sein.

Man wird auch folgenden Schluß machen dürfen: wäre Athen damals schon eine sehr volkreiche Handelsstadt gewesen, so hätte man in Korinth

eine starke Empfindung von zunehmender kommerzieller Rivalität gehabt und der Rivalin nicht auch noch durch die Schiffsleihe Vorschub geleistet. War aber Athen damals als Stadt noch so wenig entwickelt, daß es Korinth keine wesentliche Eifersucht einflößte, so kann es auch 50 Jahre später unmöglich schon das Siebenfache an Bürgerschaft gehabt haben.

Die Größe Korinths setzt also mittelbar für die Größe Athens eine gewisse Grenze, und die Größe Korinths wird wieder kontrollirt durch diejenige Spartas. Vergl. Bd. I, S. 35 u. 36.

5. Wenn ich das Ergebniß der Meyerschen Untersuchung auch ablehne, so hat diese, wie jede ernste wissenschaftliche Arbeit, doch mittelbar ein wesentliches Verdienst. Der Kern der Kontroverse über die Auslegung von Thuc. II, 13 ist eigentlich, ob die Theten einbegriffen sind oder nicht; die bisherigen Vertreter der Ansicht, daß die Theten außerhalb dieser Zahl ständen, haben eine klare und konsequente Berechnung, wie hoch man dann im Ganzen für die Bevölkerung Athens kommen würde, nie gemacht und durch Einhaltung einer etwas unklaren Mittellinie die Auslegung sachlich einigermaßen möglich erscheinen lassen. Erst indem Meyer unanfechtbar gezeigt hat, daß diese Auslegung auf etwa 70000 freie erwachsene Männer in Attika (also ohne die Kleruchen) führen muß (und auch diese Zahl würde noch zu klein sein), hat er wieder den ebenso bündigen Gegenbeweis ermöglicht, daß diese Zahl sachlich schlechterdings unmöglich ist. Wir müssen also nach einer anderen Auslegung von Thuc. II, 13 suchen, und da dürfte die von mir vorgeschlagene auf jeden Fall den Vorzug haben, daß sie weder mit einer der sonst überlieferten Zahlen, noch mit den thatsächlichen Leistungen Athens in Widerspruch steht. Da die Athener einen nicht geringen Theil ihrer Kriege mit Söldnern führten, so waren sie sehr wohl imstande, auch wenn sie nur 36000 Bürger und 7—8000 Metöken zählten, gleichzeitig auf dem Festland und im ägäischen Meer, auf Cypern und in Egypten zu fechten.

Den Weg zu der richtigen Auslegung und Ergänzung der Thucydideischen Zahlen hat man sich nur durch die Kombination mit der Klassen-Eintheilung der Athener verbaut, von der Thucydides hier garnicht spricht und die mit seiner Berechnung garnichts zu thun hat. Auch nach anderer Richtung ist es höchst wichtig, diesen falsch hineininterpretirten Zusammenhang zu lösen. Er hat an sehr vielen Stellen Verwirrung angerichtet. Die ganze Auffassung der römischen Verfassungsgeschichte ist durch die falsche Vorstellung von der Bedeutung der Klassen-Eintheilung des Volkes mißgeleitet worden. Indem wir in Thuc. II, 13 die Klassen ausschalten und die Zahlen richtig interpretiren, kommen wir zugleich zu einer richtigen Auffassung der atheniſchen und mittelbar der römischen Verfassung.

Sphakteria.

(Bd. I, S. 96, S. 107.)

Ich habe die Gefangennahme der Spartaner auf Sphakteria i. J. 425 nicht in die Darstellung dieses Werkes einbezogen, da, so interessant das Ereigniß in sich ist, es doch in eine Geschichte der Kriegskunst nicht gehört. Eine Geschichte der Kriegskunst ist keine allgemeine Kriegsgeschichte; dies möchte ich, beiläufig gesagt, auch Ad. Bauer zu bedenken geben, der sich wundert (H. Z. 86, 285), daß ich die Geschichte der Diadochen so kurz behandelt habe. Als Fehler werde ich das erst dann anerkennen, wenn Jemand nachgewiesen hat, daß in dieser Epoche eine Abwandlung in der Kunst der Kriegführung sich vollzogen hat, die mir entgangen ist.

Unter dem Vorbehalt aber, daß es eigentlich nicht hierher gehöre, will ich doch über Sphakteria einige Worte einfügen, weil Ed. Meyer (a. a. O. II, 333) sich mit einer früher darüber von mir veröffentlichten Untersuchung (Die Strategie des Perikles erläutert durch die Strategie Friedrichs des Großen, Anhang) nicht einverstanden erklärt hat, seine Polemik aber auf lauter Mißverständnissen beruht und ich weitere Leser vor diesen Irrungen bewahren möchte. Ich will aber nicht unterlassen vorauszuschicken, daß ich die vorliegende Frage, die Darstellung des Thucydides und seine Beurtheilung Kleons in dieser Sache für das schwierigste Thema und das feinste psychologische Problem in der ganzen Welt-Kriegsgeschichte halte. Thucydides hat unbedingt, ausschließlich und vollkommen Recht; wer sich aber nicht begnügen will und mag, ihm einfach nachzuempfinden, sondern in selbständiger Analyse sein Urtheil bilden will, der wage sich nicht eher daran, ehe er nicht Clausewitz durch und durch studirt und sich seine Psychologie der Strategie so zu eigen gemacht hat, daß er sie mit ganz selbständiger Sicherheit anzuwenden vermag.

Hier stelle ich nur die Mißverständnisse und Irrthümer der Meyerschen Untersuchung zusammen.

Ich habe dargelegt, daß die Landung der Athener auf der Insel wesentlich deshalb glückte, weil die Spartaner nicht aufpaßten. Die Insel sei noch nicht eine halbe Meile lang; hätten die Spartaner rings herum Posten ausgestellt und ein Signal-System eingerichtet, so konnte eine halbe Stunde, nachdem die Annäherung der Athener bemerkt wurde, also ehe die Landung wirklich vollzogen war und das Landungskorps sich geordnet aufgestellt hatte, das spartanische Gros zur Stelle sein und die Gelandeten wieder ins Meer werfen. Meyer findet es „begreiflich", daß die Eingeschlossenen nicht so verfahren sind. Niemals in den zwei Monaten seit dem Ende des Waffenstillstandes hatten die Athener einen Angriffs-Versuch gemacht. „Da ist es nicht wunderbar, daß die Spartaner einen Angriff nicht erwarteten und ihre Kräfte nicht durch anstrengenden Postendienst erschöpften." Diese Entschuldigung der Spartaner darf doch wohl um so weniger als genügend gelten, als von „anstrengendem Postendienst" gar

nicht die Rede sein kann. Was hat denn eine eingeschlossene Besatzung anders zu thun, als Ausschau zu halten?

Durch eine vortreffliche topographische Untersuchung des Engländers Grundy (Journ. of Hellenic studies, Bd. 16; 1896) sind wir neuerdings in Stand gesetzt, die taktische Frage noch konkreter zu erörtern, und meine früher mehr prinzipiell ausgeführten Erwägungen haben dadurch noch eine wesentliche Verstärkung erhalten.

Die Insel Sphakteria erhebt sich ringsum mit steilen, bis zu mehreren hundert Fuß hohen Klippen und Abhängen aus dem Meer. Sie ist ganz schmal (500—750 Meter) und eine halbe deutsche Meile lang. Nur an sieben Stellen ist eine Landung möglich, und von diesen sieben Stellen liegt eine an der Nordspitze, die anderen alle in der Mitte oder im Süden. Der Nord-Zugang aber führt sofort steil hinauf, war also für die Landung und Entwickelung einer größeren Truppe nicht zu gebrauchen; die für die Athener etwa brauchbaren Landungsplätze sind die mittleren und südlichen, wo sich nicht unmittelbar am Strand steile Höhen erheben, sondern ein allmählicher breiterer Abfall zwischen den Klippen sich aufthut. Die Aufgabe des spartanischen Kommandanten Epitadas wäre gewesen, alle diese Landungsplätze bewachen zu lassen.

An den sieben Stellen je ein Posten von zwei Spartiaten und einem Dutzend Heloten, täglich abgelöst, wäre kaum eine Leistung zu nennen. Aber selbst wenn die Spartaner das gethan hätten, meint Meyer, so wäre dadurch auch nicht viel geändert worden. Die Athener hätten die schwachen Posten immer bewältigt und sich, bis Succurs herankam, festgesetzt. Das ist eine in jeder Beziehung falsche Auffassung der militärischen Lage. Von einem „Ueberwältigen" der Posten kann keine Rede sein, da diese selbstverständlich sich gar nicht auf Fechten eingelassen hätten. Ihre einzige Aufgabe war, rechtzeitig zu signalisiren und einen Läufer abzusenden. Auf nichts als auf das richtige Funktioniren dieses Wach-Apparats kam es an. Eine Landung von ein paar Tausend Mann (Hopliten und Leichten) auf engem Raum vollzieht sich nicht so schnell. Kein Punkt der Insel aber war auch nur eine Viertelmeile vom spartanischen Lager in der Mitte der Insel entfernt. Ja, da die wirklich in Betracht kommenden Landungsstellen alle in der einen Richtung lagen, so hätten die Spartaner nicht ganz in der Mitte, sondern, noch etwas weiter südlich lagernd, noch schneller zur Hand sein können. Landeten die Athener an der Nordspitze, so brauchten die Spartaner etwas länger, um dahin zu kommen, aber kamen sicherlich immer noch an, ehe die Athener die Klippe heraufgestiegen waren. Der Platz, wo nach Grundy die Athener thatsächlich gelandet sind, ist von der Stelle, wo die Spartaner gelagert haben, bei der Quelle in der Mitte der Insel, nicht mehr als 1200 Meter entfernt. Da darf es doch wenigstens als sehr fraglich bezeichnet werden, ob die Athener eher in Schlachtordnung oder die Spartaner, wenn sie nur sofort alarmirt wurden, in der Attacke waren, und bei dem heillosen Respekt, den die spartanische Phalanx noch immer genoß, wäre auch eine große, schon gelandete, aber

noch nicht geordnete Mehrzahl schwerlich geneigt gewesen, die Attacke auch nur anzunehmen. Nicht mit Unrecht sagt Grundy, die Erzählung des Thucydides von dem Gefecht der ungeheuren Uebermacht der Athener gegen die kleine spartanische Phalanx mache den Eindruck, wie wenn eine Meute zähnefletschender Hunde einen sterbenden Löwen umheult, aber sich nicht an ihn herantraut.

Wäre es wirklich wahr, daß, wie Meyer sagt, „eine so ausgedehnte Position, wie die von Sphakteria, gegen eine Ueberrumpelung nicht zu schützen" ist, wäre also, mit anderen Worten, bei der großen numerischen Ueberlegenheit der Athener, ein Mißlingen so gut wie ausgeschlossen gewesen, so ist doch wohl klar, daß die sämmtlichen athenischen Feldherren, die an die Sache nicht heranwollten, zu einer Art von Trotteln gestempelt sind. Aber auch Meyer kann nachträglich nicht umhin, zuzugeben, daß „der Angriff auf die Insel trotz alledem ein gewagtes Unternehmen" war, da die Gegner zufällig gewarnt oder zufällig sehr wachsam sein konnten. Setzen wir statt der zufälligen Wachsamkeit eine stete und dauernde, so sind wir einig. Durchaus falsch aber ist es, aus der Klarstellung der Gefährlichkeit des Unternehmens auf die Unräthlichkeit zu schließen.

Wenn Meyer mir unterlegt, ich sei „geneigt, dem Urtheil zuzustimmen", wie es etwa Nikias gehabt haben dürfte, „daß die Landung der reinste Dilettantismus sei und den ersten Regeln der richtigen methodischen Kriegsführung ins Gesicht schlage", so ist das nur ein Beweis, wie gänzlich er mich mißverstanden hat. Aus demselben Mißverständniß entspringt auch der Vorwurf, ich hätte außer Acht gelassen, daß die attische Position unhaltbar wurde, wenn die Blockade sich bis in den Winter hinzog. Ich habe diese Betrachtung nicht angestellt, weil nichts in der Welt selbstverständlicher ist, als daß die Athener das höchste Interesse daran hatten, die Eingeschlossenen vor dem Winter zu bezwingen.

Da Meyer die Landung auf Sphakteria für eine ziemlich leicht ausführbare Sache erklärt, so lehnt er konsequenter Weise auch den Hinweis auf die nicht ausgeführte Landung auf Alsen, die ich zur Erläuterung herangezogen habe, als unpassend ab; bei Alsen hätten die Dänen die See beherrscht und die Preußen wären unter dem Feuer der dänischen Kartätschen gelandet. Hier war also das Unternehmen in der That höchst schwierig und gefährlich. Der Unterschied ist einleuchtend, aber er wird kompensirt durch andere Umstände. Alsen ist eine zwei Meilen lange, durch tief eingeschnittene Buchten zerrissene Insel, so daß es viele Stunden dauern konnte, ehe die dänische Hauptmacht an einem überraschend angegriffenen Küstenpunkt erschien. Sphakteria ist eine ganz kleine Insel, auf der die Besatzung allenthalben, wenn sie nur die richtigen Vorbereitungen traf und guten Ausguck hielt, fast im Moment zur Stelle sein konnte. Das tertium comparationis liegt also darin, daß hier wie dort das Gelingen ausschließlich an der Ueberraschung hing. Ich bemerke schließlich noch, daß Meyer die Uebergangsversuche bei Alsen verwechselt. Der, von dem ich gesprochen habe, hat nicht an derselben Stelle stattfinden sollen,

wie der nachher unter dem Feuer der dänischen Geschütze thatsächlich ausgeführte, von dem Meyer spricht. Bei Ballegaard, wo der erste stattfinden sollte, ist der Meeresarm so breit, daß von der einen Staffel bis zur Ankunft der andern 2 Stunden vergehen mußten; dafür ist die Stelle aber auch von Sonderburg sehr weit entfernt. Satrup, wo der Uebergang ein Vierteljahr später wirklich ausgeführt worden ist, liegt ziemlich nahe bei Sonderburg, dafür ist der Meeresarm aber auch nur sehr schmal.

Indem Meyer die Landung auf Sphakteria als ein Unternehmen hinstellt, das kaum mißglücken konnte, fällt das wesentliche Verdienst als ein rein technisches dem Demosthenes als dem ausführenden General zu.

„Kleons Antheil besteht nur darin, daß er ihm das Unternehmen möglich gemacht und die moralische Verantwortung dafür auf sich genommen hat." Man kann das Wesen der Strategie nicht stärker verkennen. So groß das Verdienst des Demosthenes bei der Ausführung war, die eigentliche That bleibt doch immer die des Mannes, der den großen Entschluß faßte und die Verantwortung dafür trug und noch dazu Verstand und Menschenkenntniß genug besaß, sich den vorzüglichsten militärischen Techniker heranzuholen und ihm die praktische Gestaltung zu überlassen. Erst indem man sich die ganze Bedeutung der That Kleons klarmacht, erkennt man nun auch die ganze Schwierigkeit des Problems: daß dieser selbe Mann dennoch nichts als ein frecher, brutaler Demagoge gewesen sein soll. Von Grote bis Lange hat man die Lösung darin gesucht, daß man die Persönlichkeit Kleons gehoben, das Urtheil des Thucydides für ungerecht erklärt hat. Meyer, der mir darin beistimmt, daß Amphipolis die völlige Nichtigkeit Kleons darthue, sucht die Einheit der Persönlichkeit auf dem Wege, daß er seine Leistung bei Sphakteria reduzirt. Das Eine ist so falsch wie das Andere. Kleon hat in Sphakteria wirklich eine große That gethan, und es ist keineswegs meine Meinung, wie Meyer sie wiedergiebt (S. 333), nur durch die Gunst der Umstände sei es ihm so geglückt.

Wenn die Sache so einfach läge, warum hätte sie uns Thucydides dann nicht so erzählt? Weshalb spricht er nicht einfach dem Demosthenes das Verdienst zu, wie es Aristophanes gethan hat? Warum setzt er uns in Verlegenheit, indem er Kleons Forderung erst für „toll" erklärt und unmittelbar darauf ihre glänzende Erfüllung erzählt? Ehe man Thucydides kritisirt, soll man ihn zu verstehen suchen, und ich freue mich, daß auch Meyer all die Verirrungen falscher moderner Gelehrsamkeit, die über den Kriegsplan des Perikles oder über die Ereignisse bei Amphipolis klüger urtheilen wollte als der Meister, mit Entschiedenheit abweist. Auch der Punkt Kleon-Sphakteria aber muß festgehalten werden. Thucydides wußte sehr wohl, was er that, wenn er dem Demagogen die objektive That nicht im geringsten schmälerte und uns den Mann selbst zugleich als einen nichtsnutzigen Poltron schilderte.

Gerade dieser Gegensatz macht erst aus Kleon den politischen Typus, als welcher er in der Geschichte fortlebt und fortzuleben verdient. Thucydides hätte es schwerlich der Mühe werth gehalten, uns den widerwärtigen

Menschen so sorgfältig zu porträtiren, wenn sein Eingreifen so wenig bedeutsam, die Frucht von Sphakteria so leicht zu pflücken gewesen wäre. Ja, man darf noch einen Schritt weiter gehen und sagen, nicht nur Kleon, ganz Athen in der Zwischenzeit zwischen dem Tode des Perikles und dem Auftreten des Alcibiades verliert, was es uns politisch so interessant macht, wenn die Stadt damals so arm an politischer Tüchtigkeit, Charakter und Intelligenz war, wie wir nach Meyer annehmen müßten. Aber so war es durchaus nicht. Die Aufgabe, die Athen gestellt war, war vielmehr so groß und schwierig, daß nur ein ganz großer Mann ihr nach allen Seiten hätte gerecht werden können. Ein solcher Mann war nicht da, und so kam es, daß Kleon nicht nur eine Stellung gewinnen, sondern auch einmal eine wirklich große That thun konnte. Nicht anders darf Thucydides verstanden werden, und wer noch Zweifel in der Seele behält und sich auch durch meinen Kommentar in dem oben genannten Büchlein nicht befriedigt fühlt, dem kann ich nur den einen Rath geben: Clausewitz und immer wieder Clausewitz zu studiren, so lange, bis er den Thucydides verstanden haben wird.

Zur Schlacht bei Sellasia.

(Bd. I, S. 208 ff.)

In dem Bericht über einen Vortrag im Archäol. Anz. 1901, S. 204, hat Kromayer meine Untersuchung über Sellasia in einem wesentlichen Punkte berichtigt. Er hat durch eine genaue Untersuchung des Schlachtfeldes an Ort und Stelle festgestellt, daß das Thal zwischen den beiden Bergen Euas und Olymp, auf denen das Heer des Kleomenes stand, nur etwa 100 Meter breit ist, während jene Berge sich zu 100 und 150 Meter über dem Thal erheben, so daß dieses einen fast schluchtartigen Charakter hat. Ich hatte meinerseits eine bestimmte Annahme darüber nicht gemacht, im Gegentheil darauf hingewiesen, daß die vorliegenden Skizzen stark von einander abweichen, aber doch, da Roß 10 Minuten Breite angiebt, auf jeden Fall eine ziemlich erhebliche Breite vorausgesetzt. Da war es denn nicht verständlich, weshalb Antigonus, der eine große Ueberlegenheit an Reiterei hatte, nicht hier im Centrum durchgebrochen sei. Bei der nunmehr festgestellten Enge des Thales erscheint es ganz natürlich, daß Antigonus das nicht konnte. Die Truppen, die in diese Enge eindrangen, hätten nicht viel ausrichten können und wären rechts und links von oben beschossen worden.

Die Schlacht erscheint nunmehr in gewissen großen Zügen verständlich. Die Stellung, die Kleomenes rechts und links auf den beiden Hügeln neben der Straße genommen, erschien in der Front schwer angreifbar und war auch nicht so unmittelbar zu umgehen.

Für diese Richtigstellung sind wir Kromayer entschieden Dank schuldig; wenn er aber weiter glaubt, nunmehr selbst eine klare und einwandfreie

Rekonstruktion der Schlacht gegeben und den Polybianischen Bericht von allen Unklarheiten und Widersprüchen gereinigt zu haben, so ist das ein großer Irrthum. Die erste und größte Schwierigkeit ist allerdings gehoben, aber andere auch doch noch recht wesentliche nicht, und überdies hat Kromayers Beschreibung des Schlachtfeldes neue entstehen lassen, die ihm selber nicht zum Bewußtsein gekommen sind. Endlich sind einige seiner Urtheile militärisch so unrichtig und irreleitend, daß sie ausdrücklich richtiggestellt werden müssen.

Polybius urtheilt, daß die Stellung der Spartaner vorzüglich gewesen sei, und Kromayer führt, dem zustimmend, aus, daß Antigonus sich endlich nur deshalb zu einem direkten Angriff entschlossen habe, weil seine Versuche einer Umgehung durch die Aufmerksamkeit des Kleomenes vereitelt waren und ein Flankenmarsch auf eine andere Straße in der unmittelbaren Nähe des Feindes ihm zu gefährlich erschienen sei. Hiergegen ist einzuwenden, daß ja Antigonus durch nichts in der Welt genötigt war, den Flankenmarsch in der unmittelbaren Nähe des Feindes zu machen. Er war der bei weitem Stärkere an Reiterei, konnte also ohne jede Schwierigkeit einen halben oder ganzen Tagemarsch zurückgehen, um dann seine Flankenbewegung, wenn er sie sonst wollte, in das Eurotas-Thal auszuführen. Er wird ein solches Manöver aber schwerlich auch nur erwogen haben, da, wie wir sehen werden, die spartanische Stellung ihm Angriffspunkte genug bot, und überdies haben wir bei Plutarch (aus Phylarch) die positive Nachricht, die man doch nicht so völlig ignoriren darf, daß eine Umgehung (also in der unmittelbaren Nähe) stattgefunden habe.

Polybius sagt, daß nach längerem Zögern beide Könige beschlossen hätten, es auf eine Schlacht ankommen zu lassen (τέλος δ'ἐξ ὁμολόγου διὰ μάχης ἀμφότεροι προέθεντο κρίνειν τὰς πράξεις). Ich habe diesen Satz als unverständlich bezeichnet, da das doch allein in der Hand des Antigonus lag. Schon Droysen hatte deshalb diese Wendung des Polybius einfach fortgelassen. Kromayer will sie so erklären, daß, als der Feind anrückte, Kleomenes ihm seine leichten Schaaren entgegen schickte. Ich muß sagen, daß ich hier einen logischen Zusammenhang nicht zu entdecken vermag. Der Entschluß zur Schlacht und eine einzelne taktische Maßregel in der Schlacht sind doch wohl ganz verschiedene Dinge. Daß Kleomenes, als er die Stellung bei Sellasia bezog, entschlossen war, eine Defensiv-Schlacht anzunehmen, ist selbstverständlich; diese Defensiv-Schlacht hat er auch zuletzt, als Antigonus ihn angriff, geschlagen. Die Frage ist, was soll die dazwischen eingeschobene Bemerkung des Polybius: beide Könige hätten sich endlich zur Schlacht entschlossen? Hierauf fehlt nach wie vor die Antwort.

Kromayer meint, „den Hauptplatz der Schlacht hätte nach Lage der Dinge das linke Ufer des Oenus abgeben müssen. Hier bot ein Angriff die meiste Aussicht auf Erfolg, denn nur eine leichte Thalsenkung liegt ja vor dem Lager des Kleomenes, hier war der beste, ja der einzige Raum zur Entwickelung der Phalanx, hier standen die beiden Könige persönlich

einander gegenüber." Diese Betrachtung ist militärisch so verkehrt wie möglich. Da die Aufstellung der Spartaner durch das tiefe Thal des Oenus in zwei Theile zerschnitten war, so war es für Antigonus die von vornherein gegebene Operation, zunächst den schwächeren Theil der spartanischen Aufstellung, die 6 – 7000 Mann unter Eukleidas auf dem Euas, mit Ueberlegenheit anzugreifen und wegzuschlagen. Das war, obgleich die Spartaner auf dem Berge Befestigungen angelegt hatten, nicht schwer, da, nach Kromayers Darstellung, der Euas bewaldet war und Eukleidas die Annäherung der Feinde nicht genügend beobachten konnte. Sein Bruder Kleomenes von der andern Seite des Thales aber konnte ihm keine Hülfe schicken, da nicht nur das tiefe Thal dazwischen lag, wo noch dazu Antigonus mit seiner überlegenen Reiterei jeden Augenblick, wie es denn auch geschehen ist, attackiren konnte, sondern nach Kromayers ausdrücklicher Feststellung Kleomenes von seiner Stelle aus das Gefecht auf dem andern Flügel nicht eher bemerken konnte, als bis der Feind schon auf der Spitze des Berges angelangt war.

Während ich also früher unverständlich fand, weshalb Antigonus nicht das spartanische Centrum durchbrochen habe, muß man jetzt sagen: man versteht nicht, wie Kleomenes seinem Heer eine Aufstellung geben konnte, so daß der Hauptflügel die Vorgänge auf dem andern nicht beobachten und dieser einen herannahenden Angriff nicht sicher in seiner Stärke erkennen konnte.

Wenn uns dies Alles erzählt würde als Beweis der militärischen Unfähigkeit des Königs Kleomenes, so wäre dagegen nichts zu sagen. Polybius aber will, daß wir das für eine vorzüglich gewählte Stellung halten sollen, und Kromayer spendet ihm dazu Beifall. Ich meinerseits möchte eine solche militärische Urtheilslosigkeit doch vorläufig weder bei Kleomenes noch bei Polybius für möglich halten. Vielleicht giebt uns hier einmal eine erneute Untersuchung des Schlachtfeldes sichere Auskunft. Will man eine Vermuthung, so möchte ich glauben, daß der Abhang vor der Stellung des Eukleidas damals nicht bewaldet, also gut zu übersehen gewesen ist und daß auch Kleomenes drüben einen Posten hatte, von dem aus er das ganze Schlachtfeld überblicken konnte. Nehmen wir die Nachricht bei Plutarch zu Hülfe, daß Eukleidas umgangen wurde und daß Antigonus, der anderthalbfache Ueberlegenheit hatte, die 6000—7000 Mann auf dem Euas leicht mit der doppelten Macht angreifen konnte, so würde der Vorgang begreiflich erscheinen. Freilich, wie war es möglich, daß Kleomenes, der durch das tiefe Thal seinem Bruder so schwer Hülfe schicken konnte, das nicht voraussah?

Polybius giebt uns auf diese Frage keine Antwort, sondern leitet die Niederlage des Eukleidas daher ab, daß er dem Feinde nicht offensiv entgegen gegangen sei. Ich habe daran die Frage geknüpft, wie dieser Vorwurf sich mit den Befestigungen vereinige, die auf dem Euas angelegt waren. Hierauf hat Kromayer keine Antwort.

Ich habe die Frage aufgeworfen, was man sich unter den 2000

Achäern „ἐφεδρείας λαμβάνοντες τάξιν“ vorzustellen habe. Kromayer giebt hierauf die Antwort, sie hätten den Angriff auf den Euas maskiren sollen; „als ob hier nichts Ernstliches geplant sei, mußten 2000 Achäer und 2000 Epiroten und Akarnanier nahe am Flußufer offen Aufstellung nehmen.“ Ich bedaucre, unter einer solchen „Maskirung“ mir nichts vorstellen zu können. Inwiefern konnten diese 4000 Mann in Eukleidas die Meinung erwecken, daß nicht andere Abtheilungen des weit überlegenen feindlichen Heeres ihn von einer anderen Seite angriffen?

Auf dem anderen Flügel, auf dem Berge Olymp, hatte mittlerweile, wie auch Kromayer das richtig auffaßt, Antigonus die Spartaner nur durch leichte Truppen beschäftigt. Als nun der linke Flügel der Spartaner geschlagen, der Euas verloren war, ging Kleomenes aus seiner befestigten Stellung auf dem Olymp seinerseits zum Angriff vor. Was sollen wir uns dabei denken? Die Schlacht war unter allen Umständen verloren, das Thal, und damit die Rückzugsstraße, in der Hand des Feindes; binnen Kurzem mußte von hier aus der Angriff in die Flanke und den Rücken des Kleomenes erfolgen. Was sollte also jetzt noch das offensive Vorgehen der spartanischen Phalanx, die überdies nur 6000 Mann stark gewesen sein soll, gegen die feindliche, die 10000 Mann stark war? Man könnte die Handlung als einen Akt der Verzweiflung auffassen, eine neue Leonidas-That; da aber Kleomenes sich endlich doch selber durch die Flucht gerettet hat, so würde es ihm militärisch doch wohl zum Vorwurf gereichen, daß er die $^2/_3$ seiner Armee, die er noch immer unbeschädigt in der Hand hatte, nicht zu einem möglichst geordneten Rückzug antreten ließ. Sowohl der Aufstieg vom Oenusthal auf den Olymp, wie die Befestigungen in der Front gegen Antigonus waren eine Zeit lang durch leichte Truppen zu halten, so daß man einen kleinen Raum für den schleunigen Abzug der Phalanx gewinnen konnte. Polybius giebt auf diese Frage keine Antwort, und auch Kromayer hat sich nicht mit ihr beschäftigt. Ohne ihre Erörterung wird eine Rekonstruktion der Schlacht nicht als vollständig und einwandfrei gelten dürfen.

Wenn Kleomenes wirklich ein so bedeutender General war, so würde man etwa glauben dürfen, daß Polybius unrichtiger Weise ihn die Offensive erst ergreifen läßt, als er sah, daß der linke Flügel bereits in voller Flucht und das Centrum im Thal im Begriff war, sich anzuschließen. Dürften wir statt dessen einsetzen, daß Kleomenes vorbrach, sobald er sah, daß drüben das Gefecht ernstlich in Gang kam, so würde sich ein strategischer Gedanke ergeben. Kleomenes hätte angenommen, daß drüben auf dem anderen Flügel ein so großer Theil der Feinde engagirt sei, daß er Aussicht habe, die ihm Gegenüberstehenden zu schlagen, ehe sein Bruder, der ja eine sehr schöne, feste Stellung hatte, überwältigt war. Aber diese Auslegung würde der positiven Aussage des Polybius direkt widersprechen.

Die generell interessanteste Frage, die an die Schlacht bei Sellasia zu knüpfen ist, wäre die nach der Verwendbarkeit einer Kombination von

Phalanx und Feldbefestigung. Ich würde glauben, wenn die Phalangiten nicht einfach den Wall und die Palissaden vertheidigen, wie die Legionäre Cäsars die Circumvallation von Alesia, so wäre es wohl das Gegebene, daß die Leichtbewaffneten die Verschanzung vertheidigen und die Phalanx einige Dutzend Schritt dahinter in Reserve steht. Wenn dann der Feind die Leichten vertreibt, die Verschanzung erstürmt und beim Ueberschreiten seine taktische Ordnung auflöst, dann wird die Phalanx vorgehen und ihn mit einem Offensivstoß zurückwerfen Nach Polybius schwärmen aber die leichten Waffen vor der Verschanzung aus, und die Phalanx, als sie zum Angriff vorgehen will, reißt ihre eigenen Palissaden wieder fort, um sich dazu Raum zu schaffen. Die Befestigung kommt also taktisch überhaupt nicht zur Geltung.

Hat Kleomenes von Anfang an den Gedanken einer eventuellen Offensive mit diesem Flügel gehabt, so war es doch wohl ein Fehler, vor der Front eine Befestiguug anzulegen, deren Wegräumung den Angriff sehr gefährlich verzögern konnte. Oder sollen wir wirklich glauben, daß Kleomenes die Entwicklung der Schlacht nicht vorausgesehen, die Offensive nicht vorbedacht und sie bloß in der momentanen Erregung befohlen hat?

Ich habe es in meiner Darstellung nicht für angezeigt gehalten, die taktischen Möglichkeiten so breit zu erörtern, da bei dem Mangel brauchbarer Nachrichten doch nur Phantasie-Konstruktionen herauskommen würden, und habe diesmal nur deshalb etwas weiter nach dieser Richtung ausgeschweift, um zu zeigen, was hier für Probleme vorliegen. Man sieht um so deutlicher, daß eine Darstellung der Schlacht, die uns hier völlig im Dunkeln läßt, nicht befriedigend genannt werden kann, und Kromayer hat sich auf alle diese Fragen nicht nur nicht eingelassen, sondern den wundersamen Vorgang, daß die Spartaner ihre eigenen Befestigungen zerstören müssen, um zum Kampf zu kommen, sogar ganz mit Stillschweigen übergangen. Die Frage ist vielleicht für zukünftige, ausführlichere Behandlung zurückgestellt. Aber das hätte doch wohl ausgesprochen werden dürfen, und jedenfalls war es nicht erlaubt, den Zuhörern zu sagen, das Bild der Schlacht sei jetzt klar und die Darstellung des Polybius glänzend gerechtfertigt, wenn einer der schwersten Steine des Anstoßes nicht einmal angefaßt, sondern nur durch Ignoriren momentan außer Spiel gesetzt ist.

Wenn also auch die topographische Korrektur, durch die Kromayer unsere Kenntniß erweitert und berichtigt hat, mit Dank anzunehmen ist, so sind die kriegsgeschichtlichen Betrachtungen, die der Autor daran geknüpft hat, zurückzuweisen, und ich halte es, wenn nicht bessere Auslegungen gefunden werden, nach wie vor methodologisch nicht für richtig, auf so wenig einwandfreie Schilderungen, wie die Erzählung des Polybius von Sellasia, weitere Schlüsse aufzubauen.

Gegen die Schlußbetrachtung Kromayers, in der aus dem Gelände die nach seiner Meinung „erstaunlich geringe Ausdehnung für die Fronten antiker Schlachten" abgeleitet wird, habe ich nichts einzuwenden, als daß mir kein

Forscher bekannt ist, der hierüber bisher eine andere Meinung gehabt hätte. Die Berechnungen selber sind zwar nur ungenügend fundirt, mögen im Ergebniß aber richtig sein und würden dann beweisen, daß im Jahre 221 die Sarissen-Phalanx, die Polybius uns beschreibt, noch nicht existirte, Der Verfasser, der ja das Talent hat, Probleme zu lösen, wo keine sind. und sie nicht zu sehen, wo sie sind, hat sich diese Frage offenbar garnicht vorgelegt.

Rotten- und Glieder-Abstand.

(Bd. I, S. 369.)

Etwa gleichzeitig mit unserm ersten Bande erschien im Hermes (Bd. 35, Heft 2) ein Aufsatz von Kromayer, „Vergleichende Studien zur Geschichte des griechischen und römischen Heerwesens", der anläßlich des Rotten- und Gliederabstandes über die römische Legionar-Taktik zu einer von der meinigen sehr abweichenden Anschauung gelangt. Die Wurzel der Divergenz liegt in der Methode. Kromayer spricht von „sogenannten sachlichen Gesichtspunkten" (Seite 242), tadelt das Hineintragen von Analogien der modernen Kriegsgeschichte (S. 217), ironisirt das „wenig beneidenswerthe Resultat moderner Konstruktionen" (S. 238) und verlangt eine „vorsichtige und wirklich kritische Quellenprüfung" (S. 217), statt des Bestrebens „durch allerlei Künsteleien und Verdächtigungen des Polybius" eine positive Tradition aus der Welt schaffen zu wollen.

In der modernen Kritik sieht er „moderne Spekulationen", „deren Urheber dies und jenes aus ihrer Erfahrung nicht mit Polybius' Darlegungen reimen zu können glaubten" (S. 218). Trotzdem ist ihm auch die Heranziehung analoger Verhältnisse aus anderen Perioden der Kriegsgeschichte in weitestem Maß wiederum selbstverständlich (S. 217).

Kromayer steht also methodisch etwa auf dem Standpunkte Hauvettes, der ja auch die Sachkritik aufs Entschiedenste verwirft, ihre Heranziehung dann aber doch wiederum selbst nicht umgehen kann und auf diese Weise glücklich dazu gelangt, den Acht-Stadien-Lauf der athenischen Phalanx und das Millionen-Heer des Xerxes zu vertheidigen und für ganz wohl glaublich zu erklären.

Sehen wir, wohin Kromayer mit derartigen Grundsätzen gelangt ist.

Er weist zunächst gegen Rüstow und Köchly nach, daß der Gliederabstand in der macedonischen Phalanx drei Fuß betrug und die von Polybius beschriebenen Sarissen 21 Fuß lang waren. Der Beweis ist im Allgemeinen richtig, aber mit seinen 12 Seiten etwas zu anspruchsvoll, da Lammert ihn bereits, so weit es philologisch und theoretisch überhaupt möglich war, in völlig einleuchtender Weise geführt hatte. Das Ergebniß Lammerts hat Ad. Bauer in seinen „Griechischen Kriegsalterthümern" in dem weitverbreiteten Müllerschen Handbuch (1893; zweite Aufl.) recipirt.

Es ist daher etwas zu viel behauptet, wenn Kromayer seine Untersuchung damit einleitet und schließt (S. 220 u. 232), daß er einer „bisher allgemein geltenden Ansicht" widerspreche und sie widerlegt habe. Die beiläufige Erwähnung in einer Anmerkung (S. 224), daß schon Bauer und Lammert das Richtige hätten, macht den Fehler nicht ganz wieder gut, um so weniger, als die mancherlei guten Gründe, die für Rüstow und Köchly zu sprechen schienen und weshalb so viele Forscher sich ihnen angeschlossen haben, gar nicht zur Geltung gebracht sind. Ohne Lammerts Nachweis, daß die vordersten Glieder der Phalanx kürzere Spieße hatten, würde ich noch immer zweifeln, da ja ausdrücklich von den Schilden der Phalangiten berichtet wird und diese sich mit 21füßigen Spießen schwerlich vereinigen lassen. Aus Lammert aber kann man das, was dem Kromayerschen Beweise fehlt, in völlig befriedigender Art ergänzen, so daß ein sachlicher Widerspruch gegen diesen nicht zu erheben ist. Besonders bemerkt sei aber noch, daß seine scharfe Polemik gegen Rüstow und Köchly wegen des von diesen behaupteten „Zwei"-Fuß-Abstandes insofern gegenstandslos ist, als die beiden Parteien von verschiedenen Momenten sprechen. Auch Kromayer (S. 230) ist der Ansicht, daß im Augenblick des Zusammenstoßes die hinteren Glieder der Phalanx sich aufdrängen, der Abstand also kleiner wird. Wesentlich dieser Moment hat offenbar Rüstow und Köchly bei Bildung ihrer Ansicht vorgeschwebt, obgleich das allerdings nicht zum Ausdruck gebracht ist; es handelt sich also weniger um eine Differenz, als um eine genauere Differenzirung.

Der zweite wichtigere Abschnitt ist dem Rotten-Abstand gewidmet. Hier scheint in Polybius der Widerspruch zu stecken, daß er den Abstand sowohl bei den Phalangiten wie bei den Römern auf drei Fuß angiebt und doch behauptet, es kämen immer zwei Phalangiten auf einen Römer. Kromayer löst das so, daß er die Worte „χάλασμα καὶ διάστασιν ἀλλήλων ἔχειν ἐλάχιστον τρεῖς πόδας" nicht als „Rottenbreite", sondern als „Spalt" oder „Lücke" auffaßt oder aber empfiehlt, das „ἔχειν" als eine Bewegung zu fassen. Auch hier ist er nicht so original, wie es nach der Lebhaftigkeit seiner Rede scheinen möchte; schon Soltau hat die Stelle ganz ähnlich interpretirt, und ich habe darauf im Bd. I, S. 372 zugegeben, daß Soltaus Erklärung rein philologisch vielleicht nicht so ganz ausgeschlossen sei. Praktisch aber steht die Vorstellung von einer Aufstellung der römischen Legionen mit 6 Fuß Rottenabstand auf derselben Höhe mit den 8 Stadien Laufschritt, den 4 Millionen Mann, die durch die Thermopylen ziehen, den auf dem Lande eingeübten römischen Ruderern, den mit Feuerbränden auf die eigenen Soldaten gescheuchten Elephanten und den mit Ketten aneinander geschlossenen Cimbern. Ich würde es nicht für nöthig halten, auf diesen Ungedanken wieder zurückzukommen, wenn nicht Ad. Bauer, der sonst oft ein gutes Urtheil in solchen Fragen bewährt hat, ihm ausdrücklich in der H. Z. 86, 289 zugestimmt hätte, so daß die Wirrniß sich noch weiter hinzuschleppen droht.

Kromayer stellt sich die Fechtart der Römer so vor, daß, während die

Leute des ersten Gliedes als geschickte Einzelkämpfer fochten, die Masse der anderen, ohne direkt etwas zu thun, als Rückhalt und Ablösung dahinter stand. Es hätte also je nach der Tiefe der Aufstellung nur etwa der achte, zwölfte oder dreißigste Theil der aufgebotenen Krieger wirklich etwas zu thun gehabt. Da Kromayer in der Besprechung meines Buches in der D. Lit. Zeit. meine Analyse von Cannä ausdrücklich billigt, die ja ganz umgekehrt den Werth der römischen Aufstellung in dem ungeheuren Druck der hinteren Glieder auf das vorderste findet, so müssen wir seine Auffassung dahin ergänzen, daß die von ihm beschriebene Fechtweise der Römer sich erst nach Cannä, während des zweiten punischen Krieges, gebildet habe. Man könnte das zusammenbringen mit der Einführung des spanischen Schwertes, die ja damals stattgefunden hat. Wir kennen zwar nicht die Form der früheren römischen Waffe, aber jedenfalls war sie nicht länger als das spanische Schwert. Den Kampf mit dieser nunmehr eingeführten Waffe sucht uns Kromayer zu veranschaulichen durch die Säbel-Glacé-Mensur deutscher Studenten. Ich brauche die Zahlen über die hier gebräuchlichen Abstände nicht zu wiederholen, denn ich sehe nicht ab, was mit dieser Analogie dargethan werden soll. Jede Analogie muß zum wenigsten einen Punkt der Uebereinstimmung haben und hat wieder Punkte, wo der Vergleich versagt. Aber hier sehe ich keinerlei irgendwie verwerthbare Uebereinstimmung. Der Kampf eines von Kopf zu Fuß gepanzerten Mannes, der sich mit einem großen Schilde deckt und sein kurzes, starkes, spitzes Schwert hauptsächlich zum Stechen gebraucht, hat mit der Anwendung des fast doppelt so langen Säbels, der dem fast ungeschützten Kämpfer zugleich zum Pariren dient, wohl kaum eine Aehnlichkeit.

Sehen wir aber hiervon ab und bleiben bei der Vorstellung, daß der zweite punische Krieg den Römern nicht nur die Neuerung der Treffen-Taktik, sondern eine fundamentale Umwandlung ihrer ganzen Fechtweise gebracht habe, daß das Drängen von hinten abgeschafft und an die Stelle das Kunstfechten des ersten Gliedes getreten und deshalb der sechsfüßige Abstand eingeführt sei.

Um diesen weiten Abstand möglich erscheinen zu lassen, müßte nun zum wenigsten nachgewiesen werden, daß der römische Legionar den Raum von sechs Fuß Front unbedingt nöthig hatte. Zu diesem Nachweis setzt Kromayer auch an, schließt aber endlich doch: „wir werden darüber klar geworden sein, daß eine so weite Aufstellung nicht nur möglich war, sondern daß sie erwünscht, wenn nicht gar nöthig sein mußte.“ Wenn die weite Aufstellung für den Einzelkämpfer bloß wünschenswerth und nicht nothwendig ist, so ist die Beweisführung bereits mißlungen, und daß sie an sich wünschenswerth ist, bedarf garnicht einmal eines Beweises. Je freieren Spielraum der einzelne Kämpfer hat, desto besseren Gebrauch kann er von seiner Kunst machen, das ist ganz selbstverständlich. Aber jeder Zoll Raum, den der einzelne Kämpfer für sich in Anspruch nimmt, geht für die Aufstellung anderer Kämpfer neben ihm verloren. Nicht darauf kommt

es an, nachzuweisen, wieviel Raum der Fechter noch nützlich gebrauchen könnte, sondern mit wie wenig er noch gerade auskommen kann.

Versetzen wir uns in die Schlacht von Naraggara, wo die neue Taktik doch schon angewandt sein muß und die alten Hannibalischen Krieger eine den Römern ähnliche Bewaffnung und Kunstfertigkeit hatten, und stellen uns die Römer nach Kromayer mit 6 Fuß, ihre Gegner mit 3 Fuß Rottenbreite aufgestellt vor. Auf jeden Römer kommen also im ersten Gliede zwei Punier. Der Römer hat den Vortheil, daß er frei hin und her springen und nicht bloß stechen, sondern auch, wenn einmal die Gelegenheit danach ist, eine Quart schlagen kann. Wird sich vermöge dieses Vortheils Einer gegen Zwei behaupten können? Während der Römer mit all seiner Kunst gegen den Einen ficht und dieser sich mit seinem Schilde deckt, wird nur zu bald der Zweite eine Gelegenheit finden, ihm von der Seite aus den tödtlichen Stich zu versetzen. Einer gegen zwei und auch noch zwei gegen drei ist stets eine böse Lage. Daran hat Kromayer offenbar nicht gedacht; er hat sich nur die eine Seite, nur den fechtenden Römer, vorgestellt und ganz vergessen, auch auf die Thätigkeit des Gegners zu achten.

Gewiß ist es denkbar, daß Krieger auch zu eng aufgestellt sein können; die macedonischen Sarissenträger waren es, zwar nicht für den Gebrauch ihrer eigenthümlichen Waffe, aber doch für die ungehinderte Bewegung im Gelände. Drei Fuß Rottenbreite aber ist schon eine sehr lose Fühlung und für den Kampf mit dem kurzen, spitzen Schwert vollständig genügend. Der Schild der Legionare ist $2^1/_2$ Fuß breit; da er naturgemäß etwas schräg gestellt wird, so hat der Mann fast einen Fuß Raum, um zuzustechen oder von oben nach unten zu hauen. Weit zum Hiebe oder zum Stoß von der Seite auszuholen, hat er allerdings keinen Raum, aber auch fast nie das Bedürfniß, und selbst wenn er es hätte, so würde der Nachtheil der Beschränkung verschwinden gegen den Vortheil, möglichst viel Kämpfer in der ersten Linie zu haben. Kromayer scheint es ein „kindlicher Gedanke", daß Krieger von so großer Kunstfertigkeit wie die Römer immer nur von hinten nach vorn auf den Gegner losgestochen hätten. Aber grade das ist uns durch eine positive Tradition bezeugt; Vegez I, 12 wird ausdrücklich gewarnt vor dem Schlagen und das Stechen empfohlen, weil man dabei nicht so weit aushole und den eigenen Körper gedeckt behalte; und schließlich, darf man sagen, wird die ganze Vorstellung von dem Kunstfechten hier zu Unrecht herangezogen: sie verträgt sich nicht mit der Wirkung der in tiefen Haufen heandrängenden Masse. Die Kunstfertigkeit der römischen Soldaten im Einzelkampf wurde deshalb nicht überflüssiger Weise erworben; kam sie auch in der eigentlichen Schlacht wenig zur Geltung, so hob sie doch das Selbstvertrauen und den moralischen Werth des Einzelnen, und der Krieg brachte ja auch nicht selten Gelegenheit zum wirklichen Einzelgefecht außerhalb der Schlacht. Auch wir üben ja unseren Soldaten viele

Kunstfertigkeiten ein, die im Massenkampf so direkt garnicht angewandt werden können.

Völlig ausgeschlossen ist natürlich der Gedanke, daß die Römer die Fechtart, die sie gegen die Macedonier anwandten, erst während des Krieges mit diesen nach dem Frieden mit Hannibal erfunden haben sollten. Polybius sagt keineswegs, daß er eine speziell zum Kampf gegen die Sarissen-Phalanx angeordnete Fechtart schildere, sondern spricht generell von der Taktik der Römer, und so faßt es auch Kromayer auf, der den weiten Abstand der Legionare auch noch für Cäsars Zeit annimmt. Es ist auch sachlich völlig ausgeschlossen, da die Römer gar keine Veranlassung hatten, gegen die dichte macedonische Phalanx ihre Kämpfer dünner, als für den Gebrauch der Waffen sonst nöthig, aufzustellen. Die einzige Aenderung, die sich im Kampf der Legion gegen die Sarissen-Phalanx durch die Natur der Dinge ergab, war, daß nicht die ganze römische Front, wie sie es sonst that, gleichmäßig gegen den Sarissen-Wall anstürmte, sondern geschmeidig und biegsam, wie sie vermöge der Manipel- und Centurien-Eintheilung war, sich zurückhielt, wo die Phalanx ihre Ordnung behauptete und mit aller Macht so dicht wie möglich einbrach, wo sich irgend eine Lücke oder Unordnung in der feindlichen Linie zeigte und aufthat.

Angenommen nun trotz Allem, die Vorstellung von der Auflösung der römischen Legion in eine kleine Anzahl weit aufgestellter Kunstfechter im ersten Gliede und eine große Masse unthätiger Reserve sei wirklich richtig, so würde noch eine wichtige Frage übrig bleiben. Auch Kromayer stellt sie. Er leugnet nicht, daß die Römer zunächst in einer dicht geschlossenen Masse einen Choc machten: wie wurde nun der Uebergang aus dieser dichten Stellung in die lockere vollzogen? Es ist höchst charakteristisch für die Einseitigkeit der Kromayerschen Methode, wie er diese Frage beantwortet. Er weiß eine Lösung, sagt er uns, aber er theilt sie nicht mit. Seine Lösung erscheine vielleicht nicht so ganz einwandfrei; darum wollte er vorläufig nur mit den ganz gesicherten Ergebnissen hervortreten. Denn der weite Rotten-Abstand bleibe unter allen Umständen bestehen, auch wenn wir für die Frage des Ueberganges keine Lösung fänden. Nun ist es klar, daß ohne eine Vorstellung von jenem Uebergang der ganze taktische Akt unverständlich bleibt. Ohne eine Erklärung dieses Moments geht die Untersuchung aus, wie jene alte Erzählung, die schließt: „so waren wir denn einig, bis auf die streitigen Punkte". Die wirkliche wissenschaftliche Kritik wird sagen: hier sind wir also auf einen Punkt gekommen, wo Kromayer selbst erkannt hat, daß seine Interpretation nicht durchführbar ist; aber befangen in seinem Axiom von der unbedingten Zuverlässigkeit der Tradition und der grammatikalisch-lexikalischen Interpretation, hat er, statt einen anderen Weg zu suchen, lieber plötzlich abgebrochen.

Haben nun die Römer mit drei Fuß Rottenbreite gefochten, so müssen die macedonischen Phalangiten auf $1\frac{1}{2}$ Fuß gestanden haben.

Alles, was ich hier ausgeführt habe, ist der Sache nach nichts Neues, sondern steht völlig klar und einleuchtend bei dem von Kromayer mit Geringschätzung zurückgewiesenen Lammert. Der einzige Punkt, wo ich auch Lammert gegenüber noch lange sachliche Zweifel gehegt habe, war, ob eine Phalanx sich wirklich mit $1^1/_2$ Fuß Rottenbreite bewegen könne. Dieser Zweifel ist durch das Experiment auf dem Schönholzer Platz verscheucht worden. Wenn die Turner auch eine Kleinigkeit mehr als $1^1/_2$ Fuß in Anspruch nahmen und auch für die fehlende Rüstung noch etwas zuzurechnen ist, so waren die als Spieße dienenden Stangen doch wieder viel zu dick und schwer und beanspruchten viel Raum, um mit ihnen zu hantiren, endlich fehlte ja auch jede Uebung. Selbst wenn man annehmen wollte, daß schließlich auf den Mann drei Centimeter mehr als $1^1/_2$ Fuß nöthig seien, so ist doch durch den Nachweis, daß thatsächlich eine Kolonne sich mit annähernd $1^1/_2$ Fuß Rottenbreite noch sehr gut bewegen kann, jedenfalls die Vorstellung, daß drei Fuß die engste Bewegungsform für eine Phalanx sei, widerlegt, und da wir nur die Wahl zwischen $1^1/_2$ und 3 Fuß haben, so werden wir den Quellen noch keinen Vorwurf machen, weil sie kurzweg von dem Abstand zu $1^1/_2$ Fuß sprechen, obgleich er, mit modernen, geaichten Maßstäben gemessen, eine Spur größer war.

Ob Polybius selbst den Widerspruch in seine Darstellung gebracht, ob Lammerts Hypothese, daß uns die ganze Betrachtung nur überarbeitet zugekommen sei, berechtigt ist, kommt für uns nicht in Betracht, da die Thatsachen selber keinem Zweifel mehr unterliegen können. Oder sollte noch Jemand zweifeln, so bitte ich wenigstens die literarische Kontroverse nicht ohne ein voraufgehendes praktisches Experiment fortzusetzen. 100 Männer mit Stangen sind ja am Ende zusammenzubringen.

Habe ich Kromayers Versuch einer neuen Deutung der römischen Taktik als völlig verfehlt zurückweisen müssen, so will ich nicht unterlassen, hinzuzufügen, daß eine solche Verirrung einem Gelehrten an sich noch nicht so sehr zum Vorwurf gereicht. So einfach und einleuchtend diese Verhältnisse sind, sobald man sich einmal zur Klarheit durchgearbeitet hat, so schwer ist es doch, zu dieser Klarheit zu kommen, und selbst Männer, die in der Praxis gebildet sind und hier ihre Anschauung haben bilden können, haben Fehler gemacht, die, nachdem sie einmal erkannt sind, kaum glaublich erscheinen. Rüstow und Köchly, denen die Geschichte der Kriegskunst so viel verdankt, haben an die schachbrettförmige Stellung der römischen Manipel geglaubt; Jähns und Peucker an die Aufstellung im Dreieck; Stoffel an die Viertel-Million-Sturmkolonne der Gallier bei Alesia. Bei Kromayer aber handelt es sich nicht um einen einzelnen Irrthum, sondern um einen Fehler in der Anlage der Untersuchung. Da er selber die Sachkritik geringschätzt, so hat er sich nicht genügend mit ihren Instrumenten ausgerüstet und will Alles durch exakte philologische Wort-Interpretation zwingen. Die auf diesem Wege gewonnene Auffassung wird dann nachträglich mit einigen scheinbaren Sach-Argumenten und Analogien unterstützt, wie sie

stets für Denjenigen leicht zu finden sind, der, selbst kein wirklicher Kenner, sich durch die vorgefaßte Ansicht gegen Alles verblendet, was ihr widersprechen würde. Die richtige kritische Methode, in Anbetracht, daß auch der beste Autor aus falscher Information, Unaufmerksamkeit, Vorurtheil einmal Fehler macht oder daß gar der Text falsch überliefert sein könne, fordert, daß von Anfang an Wort-Interpretation und Sachkritik Hand in Hand gehen. Kromayer stellt den Satz auf: „Polybius war einerseits aus eigenster, persönlicher Erfahrung so in diese Dinge eingeweiht, und andererseits ist seine Darstellung so klar und peinlich genau, daß sowohl von seiner Seite ein Irrthum, als von unserer ein Mißverständniß ausgeschlossen erscheint, wenn wir uns nur redlich bemühen, in den Sinn seiner Worte einzudringen." Eine derartige Unfehlbarkeit eines Autors kennt die historische Methode nicht. Der Satz wäre nur richtig, wenn hinzugefügt wird: „sofern nicht andere Quellen oder sachliche Erwägungen dagegen sprechen". Ich bitte, die von mir Bd. I, S. 21 u. S. 387 angeführten Beispiele von Moltke, Sybel, Treitschke zu vergleichen, wenn man sich recht vor Augen führen will, wie sehr der von Kromayer proklamirte Grundsatz den Historiker in die Irre führen müßte. Der Satz steht in Widerspruch mit jeder gesunden historischen Methode. Ganz falsch ist es deshalb auch wieder, wie Kromayer thut, die Anzweiflung der Angabe des Polybius als eine „Verdächtigung" zu bezeichnen oder zu sagen, „das heißt Polybius für einen gedankenlosen und schludrigen Skribenten erklären". Ich wenigstens, obgleich ich ja Polybius' Erzählung an sehr vielen Stellen für ungenügend oder direkt unrichtig erklärt habe, bin doch weit entfernt, ihn so zu beurtheilen: wer moderne Historiker kritisch gelesen hat, weiß, wie schwer die Kunst der Geschichtschreibung ist und wie selten ihren Anforderungen nach allen Seiten zugleich genügt wird. Für Polybius muß man im Besonderen immer im Auge halten, daß er eine theoretisch, ja doktrinär-konstruktiv veranlagte Natur war und die Thatsachen gerne im Licht seiner Lehren sieht. Man dürfte ihn darin vielleicht mit Eike von Repgow vergleichen, dessen Aussagen auch einst ein kanonisches Ansehen genossen, bis der Vergleich mit den Urkunden zeigte, daß er öfter dem Schema oder auch individueller Neigung zu Liebe Konstruktionen aufgebaut hat, die sich mit den Thatsachen recht stark schnitten. Ein großer Genius ist er der deutschen Rechtsgeschichte darum doch geblieben, und so gilt es auch, die Autorität des Polybius wohl einzuschränken, aber keineswegs sie von ihrem Piedestal herabzustürzen.

Erſtes Buch.

Der Kampf der Römer und Germanen.

Erstes Kapitel.

Der urgermanische Staat.

Um das germanische Kriegerthum zu verstehen, ist es nothwendig, zuerst die politisch-soziale Verfassung dieses Volkes kennen zu lernen.

Wie die Gallier, entbehren die Germanen der politischen Einheit; sie zerfallen in Völkerschaften (civitates), deren jede im Durchschnitt etwa 100 Quadratmeilen Gebiet besitzt. Die Grenzen des Gebietes sind der feindlichen Ueberfälle wegen nicht bewohnt; man kann also auch von den äußersten Wohnstätten in einem Tagemarsch einen in der Mitte gelegenen Versammlungsplatz erreichen.

Da ein sehr großer Theil des Landes von Wald und Sumpf bedeckt ist und die Bewohner nur einen geringen Ackerbau treiben, hauptsächlich von Milch, Käse und Fleisch leben, so kann die durchschnittliche Bevölkerung nicht wohl mehr als 250 Seelen auf die Quadratmeile betragen haben; die Völkerschaft hatte also etwa 25000 Seelen, die größeren vielleicht bis zu 35000 oder 40000. Das ergiebt 6—10000 Männer, so viel, wie noch im äußersten Falle, nach Abzug von 1000 bis 2000 Fehlenden, eine Stimme beherrschen, so viel also noch eine einheitlich berathende Versammlung bilden können. Diese allgemeine Volksversammlung übte die suveräne höchste Gewalt aus.

Die Völkerschaften zerfielen in Geschlechter oder Hundertschaften. Geschlechter werden diese Verbände genannt, weil sie nicht willkürlich gebildet sind, sondern in dem natürlichen Zusammenhang der Zeugungen zusammenhalten; Städte, in die ein Theil des Nachwuchses abströmen könnte, um dort neue Verbindungen einzugehen, giebt es nicht. Jedermann bleibt in dem Verbande, in den hinein

er geboren ist. Hundertschaften aber werden die Geschlechter auch genannt, weil man etwa 100 Familien oder Krieger in ihnen zählte, eine Zahl, die freilich in der Praxis häufig auch weit überschritten worden sein mag, denn „hundert" gebrauchten die Germanen im Sinne der größeren runden Zahl im Allgemeinen. Die zahlenmäßige Benennung bestand neben der patriarchalischen, weil die thatsächliche Verwandtschaft unter den Geschlechtsgenossen doch nur sehr gering war. Die Geschlechter können nicht so entstanden sein, daß ursprünglich eine Anzahl einzelner Paare nebeneinander saßen, die im Laufe einiger Jahrhunderte zu großen Geschlechtern wurden, sondern nur so, daß Geschlechter, die zu groß wurden, um sich noch an einer Stelle zu ernähren, sich theilten. Eine gewisse Größe, eine gewisse Zahl, ungefähr 100 also, war das konstitutive Element des Verbandes, ebenso sehr wie die Abkunft; man nahm also auch von jener den Namen, so gut wie von dieser. Geschlecht und Hundertschaft sind identisch.

Das Geschlecht oder die Hundertschaft, deren Größe wir hiernach auf 400 bis 1000, vielleicht auch manchmal bis zu 2000 Seelen veranschlagen dürfen, verfügte über ein Gebiet von einer oder einigen Quadratmeilen, den Gau, und wohnte beieinander in einem Dorf. Ihre Hütten bauten die Germanen nicht Mauer an Mauer, Giebel an Giebel, sondern wie jedem der Platz, Wald oder Quelle gefiel. Das ist jedoch nicht zu verstehen im Sinne der Einzelhöfe, wie sie heute in vielen Theilen Westphalens herrschen, sondern einer lose und weitläufig gebauten gemeinsamen Ansiedelung. Der Ackerbau, den hauptsächlich die Frauen und die für Jagd und Krieg Untauglicheren versahen, war sehr dürftig. Um frischen, ertragreichen Boden bestellen zu können, wurde der Platz der Ansiedelung innerhalb des Gaues öfter verlegt. Das deutsche Recht rechnete das Haus noch später nicht zu den Immobilien, sondern zur Fahrniß. Da, wie wir sahen, auf je 250 Seelen im Durchschnitt eine Quadratmeile, auf ein Dorf von 750 Seelen also etwa drei Quadratmeilen Gebiet kamen, so hätte sehr viel Ackerboden auf andere Weise als durch diese Verlegungen gar nicht ausgenutzt werden können. Wenn auch nicht mehr Nomaden, so haften die Germanen doch nur locker an Grund und Boden.

Die Geschlechtsgenossen, die zugleich Dorfgenossen sind, stehen im Kriege in einer Schaar zusammen. Daher heißt noch heute im Nordischen ein Truppenkorps „thorp“, und in der Schweiz gebraucht man „Dorf“ für „Haufe“, „dorfen“ für „Versammlung halten“, ja unser Wort „Truppe“ ist desselben Stammes und bewahrt, mit den Franken zu den Romanen fortgetragen und von dort zu uns zurückgewandert, eine Erinnerung an die Verfassung unserer Urväter aus Zeiten, zu denen keine schriftliche Urkunde hinaufreicht. Die Schar, die zusammen in den Krieg zog und die sich zusammen ansiedelte, war dieselbe: deshalb ist aus demselben Wort eine Bezeichnung für einen Wohnplatz, Dorf, und für Soldaten, Truppe, entstanden.[1])

Die altgermanische Gemeinde ist also ein Dorf nach der Art der Ansiedelung, ein Gau nach ihrem Gebiet, eine Hundertschaft nach ihrer Größe, ein Geschlecht nach ihrem Zusammenhang. Grund und Boden ist nicht Privateigenthum, sondern gehört der Gesammtheit dieser festgeschlossenen Gemeinschaft; sie bildet, nach einem späteren Ausdruck, eine Markgenossenschaft.

Die Römer hatten für diese ganze Erscheinung keine völlig deckenden Worte und greifen zu Umschreibungen. Die römische gens, das Wort, das zunächst gelegen hätte, war zu einer fast leeren Form geworden und gab einem Lateiner keine Anschauung mehr; Cäsar nennt deshalb die germanischen Geschlechter „gentes cognationesque hominum, qui una coierunt“, um auszudrücken, daß wirklicher Blutszusammenhang in diesen Siedelungen vorhanden sei. Tacitus sagt, daß die „familiae et propinquitates“ im Felde beieinander standen und daß die „Gesammtheiten“, „universi“, das Ackerland innehatten. Auch Paulus Diaconus hat noch empfunden, daß die germanische Sache sich durch ein lateinisches Wort nicht eigentlich wiedergeben lasse, und behält das deutsche Wort fara = Geschlecht (gleichen Stammes mit pario, peperi) in seinem lateinisch geschriebenen Buche bei, indem er drei Uebersetzungen, „generationes“, „lineas“, „prosapias“ hinzufügt.[2])

[1]) Vgl. Braune, Zeitschr. f. roman. Philol., XXII, S. 212.

[2]) Paulus, Diaconus II, 9: „nisi ei quas ipse eligere voluisset Langobardorum faras, hoc est generationes vel lineas, tribueret. Factumque est, et annuente sibi rege quas obtaverat Langobardorum praecipuas prosapias, ut cum eo habitarent, accepit.“

Dieselbe Verlegenheit war bei dem Dorf. Der römische vicus war klein und stadtähnlich geschlossen gebaut; um von den loseren und ausgedehnteren germanischen Ansiedelungen mit ihrem weiten Gebiet eine Vorstellung zu geben, sagt Tacitus „vici pagique".

An der Spitze jeder Gemeinde steht ein gewählter Beamter, der entweder Altermann oder Hunno genannt wird, so wie die Gemeinde bald Geschlecht, bald Hundertschaft. Ulfilas nennt den Centurio im Evangelium Hundafaths. Bei den Angelsachsen begegnen wir dem Ealdorman. In Deutschland hat der Hunno sich vielfach das ganze Mittelalter hindurch unter dem Namen „Hunne", „Hun", „Hundt" als Dorfschulze erhalten und existirt noch heute in Siebenbürgen in der Form „Hon".

Die Altermänner oder Hunni sind die Vorsteher und Leiter der Gemeinden im Frieden und Anführer der Männer im Kriege. Aber sie leben in und mit dem Volke; sie sind sozial Gemeinfreie, wie alle Anderen. Ihre Autorität ist nicht groß genug, um bei schweren Zwistigkeiten oder Missethaten den Frieden zu erhalten, ihr Standpunkt nicht hoch, ihr Blick nicht weit genug, um politisch zu führen und zu leiten. In jeder Völkerschaft gab es hoch über den Gemeinfreien ein oder einige edle Geschlechter, die, erhaben über die Menge, einen eigenen Stand bildeten und ihre Herkunft von den Göttern ableiteten. Aus ihnen wählte die allgemeine Volksversammlung einige „Fürsten", „Vorderste", „principes", die durch die Gaue reisten (per pagos vicosque), um Gericht zu halten, die mit fremden Mächten verhandelten, die öffentlichen Angelegenheiten zusammen erwogen, auch wohl unter Zuziehung der Hunni, um der Volksversammlung ihre Vorschläge zu machen, und von denen Einer im Kriege den Oberbefehl führte.

In den fürstlichen Geschlechtern war durch Beuteantheil, Tribute, Geschenke, Kriegsgefangene, die ihnen frohndeten, vornehme Heirathen ein in den Augen der Germanen großer Reichthum angesammelt.[1])

[1]) Cäsars Behauptung (b. Gall. VI, 22), daß bei den Germanen der Mächtigste nicht mehr besitze, als jeder Andere, darf nicht wörtlich genommen werden, sondern ist eine rhetorische Uebertreibung des Eindruckes, den die Erzählung von dem Agrar-Kommunismus auf den römischen Hörer hervorbringen mußte. Fürsten, die sich ein Gefolge hielten, es nährten und mit den kostspieligen Waffen ausstatteten, müssen einen bedeutenden Besitz gehabt haben, und Männer wie Ariovist oder Armin und sein Bruder Flavus, die in Rom als vornehme Männer auftraten, sind ohne einen gewissen Reichthum nicht denkbar. In den Augen eines vornehmen Römers

Er ermöglichte ihnen, sich ein Gefolge zu halten, freie Männer, die tapfersten Krieger, die sich ihrem Herrn auf Leben und Tod zur Treue verpflichteten und als seine Bankgenossen um ihn lebten „in pace decus, in bello praesidium“. Wo der Fürst auftrat, gaben die Gefolgsmänner seinem Worte Autorität und Nachdruck.

Einen positiven Rechtssatz, daß nur der Sproß einer der edlen Familien zum Fürsten gewählt werden könne, gab es gewiß nicht. Thatsächlich aber hatten diese Familien sich von der Menge so weit differenzirt, daß so leicht aus ihr nicht Jemand in den vornehmen Kreis übertreten konnte. Weshalb hätte die Gemeinde einen Mann aus der Menge zum Fürsten wählen sollen, der nicht mehr war, als jeder Andere? Immerhin mag es vorgekommen sein, daß Hunni, in deren Familie dieses Amt ebenfalls durch mehrere Generationen geblieben war und die dadurch ein besonderes Ansehen und auch Wohlstand erworben hatten, gelegentlich in die Reihe der Fürsten einrückten. Eben auf diesem Wege wird sich die Bildung der adligen Familien selbst vollzogen haben; der natürliche Vorzug, der bei den Beamten-Wahlen den Söhnen ausgezeichneter Väter zu Theil wurde, setzte sich um in die Gewohnheit, an die Stelle eines Verstorbenen, bei sonstiger Qualifikation, seinen Sohn zu wählen, und die Vortheile der Stellung hoben wieder die Familie so weit aus der Menge, daß es für Andere immer weniger möglich wurde, mit ihr zu konkurriren. Wenn wir heute von diesem psychologisch-sozialen Prozeß schwächere Wirkungen im öffentlichen Leben verspüren, so liegt das daran, daß andere Kräfte einer derartigen natürlichen Standes-Bildung stark entgegen wirken. Im germanischen Alterthum ist es zweifellos, daß sich aus dem ursprünglich gewählten Beamtenthum erbliche Stände entwickelten. Auf dem Boden des eroberten Britanniens wurden aus den alten Fürsten Könige und aus den Altermännern Earls. In der Zeit, von der wir hier handeln, sind die Verhältnisse noch im Werden; wohl hat sich der Fürsten-Stand schon als Klasse von der Menge geschieden, die Hunni gehören jedoch noch zu ihr und sind auf dem Kontinent überhaupt nicht zu einer Absonderung gelangt.

---

sahen sie darum doch nicht viel anders aus, als ein gemeiner Germane, und der Agrar-Kommunismus gab diesem wieder einen so starken wirthschaftlichen Rückhalt, daß Cäsar ganz wohl jene Floskel niederschreiben durfte, ohne daß wir berechtigt oder genöthigt sind, sie strikte zu interpretiren und darauf weitere Schlüsse aufzubauen.

Die Versammlung der germanischen Fürsten mit den Hunni wird von den Römern wohl als der Senat der germanischen Völkerschaften bezeichnet. Die Söhne der allervornehmsten Familien wurden schon ganz jung mit der Fürsten-Würde bekleidet und zu den Berathungen des Senates zugezogen. Sonst war die Gefolgschaft die Schule für die Jünglinge, die nach außerordentlicheren Dingen als dem Dasein eines Gemeinfreien strebten.

Die Regierung durch die Fürsten geht in das Königthum über, wenn nur ein Fürst vorhanden ist oder einer die anderen beseitigt oder unterdrückt. Die Grundlage und der Geist der Verfassung ist dadurch an sich noch nicht geändert, da die höchste, entscheidende Instanz nach wie vor die allgemeine Krieger-Versammlung bleibt. Fürstenthum und Königthum sind so wenig begrifflich von einander abgegrenzt, daß die Römer auch wohl einmal den Königstitel gebrauchen, wo nicht einer, sondern zwei Fürsten vorhanden sind.[1]) Auch das Königthum geht nicht, ebenso wenig wie das Fürstenthum, durch reines Erbrecht von einem Inhaber auf den andern über, sondern das Volk erhebt den zunächst Berechtigten durch Wahl und Zuruf zu seiner Würde. Ein physisch oder geistig untauglicher Erbe könnte und würde dabei übergangen werden. Wenn also Königthum und Fürstenthum zunächst nur quantitativ verschieden sind, so macht es natürlich thatsächlich doch einen sehr großen Unterschied, ob Führung und Leitung in der Hand eines Einzigen oder einer Mehrzahl ist. Die Möglichkeit eines Widerspruchs, die Möglichkeit, verschiedene Pläne in der Volksversammlung zu erwägen und verschiedene Vorschläge zu machen, ist durch das Königthum so gut wie vollständig beseitigt. Die suveräne Gewalt der Volksversammlung wird mehr und mehr zu einer bloßen Akklamation. Diese aber bleibt auch dem König unentbehrlich; der Germane behielt auch ihm gegenüber den Stolz und den Trotz des freien Mannes: sie waren Könige, sagt Tacitus (13, 54), „in quantum Germani regnantur“.

Das Verhältniß der Gau-Gemeinde zum Staat ist ein ziemlich lockeres. Es könnte vorkommen, daß ein Gau, indem er seinen Wohnsitz etwas weiter weg verlegt, sich allmählich von dem Staat, zu dem er bisher gehört hat, loslöst. Der Besuch der allgemeinen

[1]) Tacitus Ann. 13, 54.

Volksversammlungen wird umständlicher und seltener; die Interessen sind nicht mehr dieselben. Der Gau steht nur noch in einer Art Bundesverhältniß zum Staat und bildet mit der Zeit, wenn das Geschlecht an Zahl stärker wird, einen eigenen Staat. Aus der bisherigen Hunno-Familie wird eine Fürsten-Familie. Oder aber, es geschieht, daß bei der Vertheilung der Gaue unter die verschiedenen Fürsten als Gerichtsbezirke diese Fürsten ihren Bezirk als eine Einheit unter sich zusamenfassen, hier ein Königthum entwickeln und aus dem Staat ausscheiden. Das ist nicht direkt in den Quellen so bezeugt, aber es spiegelt sich in der Unsicherheit der überlieferten Terminologie. Die Cherusker und die Chatten, die uns als Völkerschaften im Sinne von Staaten (civitates) erscheinen, haben ein so ausgedehntes Gebiet, daß wir in ihnen wohl eher einen Staatenbund sehen dürfen. Von vielen Völkerschaftsnamen mag es zweifelhaft sein, ob es nicht bloße Gau-Namen sind. Der Name „Gau" (pagus) wieder mag oft nicht von der Hundertschaft, sondern von dem Bezirk eines Fürsten gebraucht sein, der mehrere Hundertschaften umfaßte. Am festesten ist der Zusammenhalt in der Hundertschaft, dem Geschlecht, das halb-kommunistisch beieinander lebt und nicht so leicht äußerlich oder innerlich aufgelöst werden kann.

Meine Auffassung von der politisch-sozialen Verfassung der Germanen, die ja von den herrschenden Anschauungen wesentlich abweicht, habe ich zuerst dargelegt und eingehend begründet im 81. Bd. der „Preuß. Jahrb.", 3. Heft (1895). Die wesentlichsten Momente der Beweisführung seien hier noch einmal zusammengestellt.

Der entscheidende Punkt ist die Identität von Geschlecht und Hundertschaft.

Daß die Hundertschaft der Gau ist, ist meines Erachtens schon von Waitz genügend dargethan worden. Treffliche neuere Forscher, Sybel, Sickel, Erhardt, Brunner, Schröder, nehmen statt dessen einen Bezirk von wenigstens 2000 Kriegern als Gau an, die Vorstellung ist jedoch nicht durchführbar. Das Wort pagus, um das es sich zunächst handelt, ist im römischen Sinne ganz allgemein Flurbezirk, Unterabtheilung eines Landes oder einer Landschaft von unbestimmter Größe. Cäsar läßt die Helvetier in vier pagi zerfallen; es ist klar, daß diese pagi nicht nur nicht Hundertschaften, sondern selbst erheblich größer als Tausendschaften gewesen sein müssen. Wir werden anzunehmen haben, daß die Helvetier, zu groß geworden, um sich noch in einer einheitlichen Volksversammlung zu regieren, in vier, durch Bundesinstitutionen zusammengehaltene Gemeinwesen zerfielen.

Da diese vier Gemeinwesen nach außen noch immer als Einheit auftraten, so bezeichnete der Römer sie als bloße pagi des Staates der Helvetier. Für unsere Frage scheiden diese Art pagi von vornherein aus, ganz ebenso wie die pagi des Mittelalters, die etwa den alten Völkerschaften entsprechen.

Das Maximum, das bei den germanischen pagi der Urzeit in Betracht kommen könnte, ist die Tausendschaft. Man konnte an sie denken, so lange man keine bestimmte Vorstellung von der Bevölkerungsdichtigkeit, der Seelenzahl einer germanischen Völkerschaft hatte. Wenn es jedoch richtig ist, daß unter Kultur- und Nahrungs-Verhältnissen, wie die des alten Germaniens, nicht mehr als etwa 250 Seelen im Durchschnitt auf der Quadratmeile leben können, so ist damit die Tausendschaft gefallen. Wohl können wir uns vorstellen, daß eine Völkerschaft, die drei oder vier Fürsten hatte, jedem als Richter einen Bezirk zuwies, der etwa 1200—2000 Krieger zählte, nnd es ist möglich, daß auch ein solcher Bezirk einmal pagus genannt worden ist[1]). Haben wir uns jedoch erst das Wesen der Hundertschaft und die Erscheinung ihrer Ansiedelung klar gemacht, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Römer, wenn sie von germanischen pagi sprechen, vorwiegend diese Hundertschaften im Auge gehabt haben, und da die Sachsen noch spät im Mittelalter das Wort „Go" dafür gebrauchten, so sind wir berechtigt, auch in der Urzeit dieses Wort in technischem Sinne für die Hundertschaften zu verwenden, ohne die Möglichkeit zu leugnen, daß die Germanen es auch in dem allgemeinen Sinne, wie wir heute „Bezirk", verwandt haben können.

Auf die Hundertschaft also kommt es an. Die neueste Hypothese von Brunner, der sich auch Rich. Schröder angeschlossen hat, ist, daß die Hundertschaft ein persönlicher Verband war, eine Heeresabtheilung unter einem Häuptling, die sich zwar nicht genau an die Zahl 100 hielt, weil immer die ganzen Geschlechter zusammenbeiben sollten, aber doch von Zeit zu Zeit regulirt wurde, um des militärischen Zweckes willen.

Die Hypothese hat folgende Erwägungen gegen sich. Es steht fest, daß die Germanen geschlechterweise in die Schlacht zogen. Diese Geschlechter künstlich zu „Hundertschaften" zusammenzufassen (angenommen, sie wären kleiner gewesen), lag gar kein Grund vor. Ein Stadt-Staat wie Rom mußte seine Krieger künstlich in „Centurien" theilen, um der Ordnung willen, da brauchbare natürliche Verbände nicht existirten. Geschlechter aber, die doch unter keinen Umständen so ganz klein gewesen sein können, und wenn sie zu klein gewesen wären, jedenfalls die Dörfer gaben den Germanen so vortreffliche Unterabtheilungen für das Heer, daß man nicht sieht, weshalb dauernd und ganz allgemein bei allen Germanen

---

[1]) Insofern hat Rachfahl Recht, wenn er sagt, Jahrb. f. Nat.-Oekon., Bd. 74, S. 170, Anmk., daß ich, indem ich mich für den Hundertschafts-Gau erkläre, doch den Tausendschafts-Gau auf dem Umwege wieder in die germanische Rechtsgeschichte einführe. Es steht gar nichts im Wege, anzunehmen, daß die Römer das Wort „pagus" nicht immer genau in demselben technischen Sinne gebraucht haben, so wenig wie wir das Wort „Bezirk".

und durch viele Jahrhunderte hindurch sich eine künstliche Personal-Eintheilung nach Hundertschaften eingebürgert und behauptet haben soll.

Das ist um so unwahrscheinlicher, da wir sahen, daß gerade der Führer dieser Schaar, der Hunno, ein Funktionär ist, der immer wieder auftritt und offenbar der eigentliche und altüberlieferte Führer im Kleinen war. Wie wäre das möglich gewesen, wenn er an der Spitze eines bloßen wechselnden Personalverbandes gestanden hätte, wenn nicht gerade die Hundertschaft ein überaus fester und dauerhafter Verband gewesen wäre, wenn in diesem Verbande das eigentliche korporative Leben nicht in ihm selbst, sondern in den Unterabtheilungen, den Geschlechtern, pulsirt hätte?

Endlich das ganz Entscheidende: die Vorstellung, daß mehrere Geschlechter zusammen eine Hundertschaft gebildet hätten, ist unmöglich, weil das Geschlecht dazu viel zu groß war. Dio Cassius (B. 71, cap. 11) berichtet uns, daß die Germanen theils nach Geschlechtern, theils nach Völkern mit Mark Aurel Frieden schlossen. Diese „Geschlechter" können unmöglich kleine Körperschaften von 10—20 Familien gewesen sein. Dasselbe ergiebt jene oben schon citierte Erzählung bei Paulus Diakonus (II, 9). Müssen wir uns die Geschlechter selber aber als Verbände von 100, oft mehreren hundert Kriegern vorstellen, so ergiebt sich von selbst, da wieder die Hundertschaft nicht Unterabtheilung des Geschlechts gewesen sein kann, daß Geschlecht und Hundertschaft identisch waren. Gerade dadurch, und nur dadurch, erklärt sich die durchgehende und dauernde Stellung des Hunno bei allen germanischen Völkern, daß er der Führer des Geschlechts, der Altermann, war.

Zu demselben Ergebniß kommen wir, indem wir von den wirthschaftlichen Verhältnissen ausgehen. Es steht fest, daß es die Geschlechter waren, die gemeinschaftlich das Land okkupirten und den Acker an die Einzelnen austhaten, ohne daß Privateigenthum daran entstand. Auch abgesehen von den angeführten Zeugnissen des Dio Cassius und Paulus Diaconus ist es klar, daß nicht mehrere Geschlechter in einem Dorf gesessen haben können; das hätte sie nicht nur zu einer überflüssigen, sondern zu einer unerträglichen Mittelinstanz zwischen der einzelnen Familie und dem Dorf gemacht. Noch spät werden in den Urkunden Dörfer „genealogiae" genannt; „tribus" wird im Althochdeutschen glossirt durch „chunni", „contribules" durch „chunilinga" [1]) (Verwandte, Geschlechtsgenossen); bei den Angelsachsen hat „maegd" = gens geradezu die Bedeutung von territorium, provincia, patria. Geschlecht und Dorf waren also identisch, wobei nicht ausgeschlossen ist, daß äußerlich zuweilen mehrere von einander ziemlich entfernte Ansiedelungen bestanden. Auch das wird praktisch selten vorgekommen sein, da der wechselseitigen Hülfe wegen die Ansiedelungen nicht zu klein sein durften, und politisch existirte jedenfalls nur ein Verband, eben der, der sich als Herr des Landgebietes ansah und dies an die Einzelnen vertheilte.

Dieser Verband, dieses Dorf muß zu seiner wirthschaftlichen Leitung einen Vorsteher gehabt haben, einen Vorsteher, der eine sehr gewichtige,

[1]) Müllenhoff, Germania, S. 202.

autoritative Persönlichkeit war, denn der gemeinschaftliche Acker, die Weide, der Wald, das Austreiben und der Schutz der Herden, Saat und Ernte, Feuersgefahr und gegenseitige Hülfe nahmen unausgesetzt seine Thätigkeit in Anspruch. Es ist nicht nur nirgends bezeugt, daß es einen Beamten gegeben habe, der noch unter dem Hunno stand, sondern es ist auch völlig einleuchtend, daß der Vorsteher des Dorfes, das zugleich das Geschlecht war, eine viel zu bedeutende Persönlichkeit war, um dicht über sich den Hunno zu sehen, der doch auch auf der sozialen Stufenleiter noch nicht hoch stand. Der Geschlechts-Aelteste und Dorf-Vorsteher hätte den Hunno nothwendig expropriirt. Beide hätten sich zu nahe gestanden, um nebeneinander Platz zu haben, und es ist klar, daß der Hunno der Schwächere gewesen wäre. Die Spaltung ist also eine unmögliche. Ein militärischer Führer, der zeitweilig das Kommando über mehrere Dörfer oder Geschlechter geführt hätte, wäre denkbar, aber der Hunno, der als eine gemein-germanische Einrichtung sich durch viele Jahrhunderte behauptet hat und immer wieder auftritt, war nichts Transitorisches, sondern muß in einer festen Beziehung zu einer in sich sehr festen Korporation gestanden haben. Nothwendig kann er deshalb nicht neben dem Dorf-Vorsteher und Geschlechts-Aeltesten gestanden haben, der den wirthschaftlichen Verband leitet, sondern ist mit ihm identisch. Die Identität des Beamten führt auf die Identität der Körperschaft: das Geschlecht ist das Dorf und das Dorf ist die Hundertschaft.

Die Bevölkerungs-Dichtigkeit in Germanien.

Daß die Angaben der Römer über die Volksmassen Germaniens, die man bis vor Kurzem noch arglos wiederholte, werthlos seien, ist heute wohl allgemein anerkannt. Wie außerordentlich schwer es ist, ganz abgesehen von tendenziöser Uebertreibung, Volksmengen abzuschätzen, lehren die Berichte aus den erst heute in den Gesichtskreis der Kulturwelt getretenen Ländern.

In der Landschaft Urundi hatte Stanley die Volksdichte zu 75 Seelen auf den Quadratkilometer angesetzt; Baumann schätzte sie später auf 7. Für Uganda hat Reclus geglaubt, 5000 Seelen auf die Quadratmeile annehmen zu dürfen (das ist viel dichter als Frankreich); Ratzel hat die 5000 auf 670 reduzirt, und Jannasch hat einmal erklärt, es sei ihm trotz aller Mühe völlig unmöglich gewesen, zu einer einigermaßen verläßlichen Schätzung der Einwohnerzahl eines afrikanischen Gebietes zu gelangen. Wenn Vierkandt trotzdem für die verschiedenen Regionen des westlichen Central Afrika Bevölkerungs-Dichten von 0,85 bis 6,5 auf den Quadratkilometer, im Durchschnitt für ein Gebiet von 5010000 qkm eine Dichtigkeit von 4,74 auf den Quadratkilometer (etwa 250 auf die Quadratmeile) berechnet, so geschieht das nur mit Hülfe sehr zahlreicher, sich gegenseitig kontrollirender Angaben und wirklicher, zuverlässiger Zählungen.[1]) Wie soll es uns möglich sein, zu einer auch nur einigermaßen zuverlässigen Schätzung

[1]) Alles dies nach „Vierkandt, Die Volksdichte im westlichen Central-Afrika".

der alten Germanen zu gelangen, über die wir keine einzige, wirklich zuverlässige und sicher zu interpretirende Zahl haben?

Es ist dennoch möglich, weil wir heute, wovon man noch vor einem Menschenalter keine sichere Vorstellung hatte, an der Nahrungs-Produktion aller Länder unter den verschiedenen Kulturzuständen gewisse Maßstäbe haben, die zwar nicht allenthalben, aber doch an manchen Stellen sehr sichere Anhaltspunkte gewähren. Hiernach kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Germanen, die noch keine Städte hatten, wenig Ackerbau trieben, hauptsächlich von Milch, Käse, Fleisch, den Erträgen der Jagd und des Fischfanges lebten, in einem Lande, das zum sehr großen Theil aus Wald und Sumpf bestand, nur sehr dünn angesiedelt gewesen sein können.

E. Mor. Arndt in Schmidts Zeitschr. f. Gesch. Wissensch., Bd. III, S. 244, hat einst die Bevölkerung Germaniens auf 800—1000 Seelen für die Quadratmeile geschätzt, aber unter der Voraussetzung, daß die Erzählungen der Römer von dem geringen Ackerbau der Germanen unrichtig seien. Heute ist die Wissenschaft einig, daß die Schilderungen von dem germanischen Ackerbau bei Cäsar und Tacitus richtig sind, und mit der Voraussetzung, die dem gesunden, natürlichen Blick des trefflichen Alten alle Ehre macht, fällt nun auch seine Folgerung, die starke Bevölkerung, die großen Volksmassen, von denen die Römer zu erzählen lieben. Auf Grund des Vergleiches mit den Belochschen Berechnungen für Gallien habe ich in dem gen. Aufsatz in den Preuß. Jahrb. die Dichtigkeit auf 4—5 auf den Quadratkilometer (250 auf die Quadratmeile) geschätzt. Die Grundlage dieser Berechnung ist seitdem etwas verschoben worden, da ich mittlerweile den Glauben an die Angaben Cäsars über die Helvetier, von denen Beloch ausging, verloren habe. Aber die Schätzung selber ist dennoch festzuhalten.

Die Vergleichszahlen, von denen man ausgehen muß, um zunächst einen ungefähren Anhalt zu gewinnen, findet man jetzt vortrefflich zusammengestellt bei Schmoller, Grundriß der Allgemeinen Volkswirthschaftslehre, I, 158 ff, namentlich S. 183. Schmoller kommt hier für Germanien zu Christi Geburt auf 5—6 Seelen auf den Quadratkilometer; an anderer Stelle (S. 169) meint er, meine Schätzung von 25000 Seelen auf die Völkerschaft (4—5 auf den Quadratkilometer) scheine ihm eher zu viel als zu wenig. Ein eigentlicher Widerspruch ist das nicht, da es sich hier ja überhaupt nur um ganz ungefähre Schätzungen handeln kann. Ob nun vier oder sechs Seelen auf den Quadratkilometer, die Zahl der Germanen zwischen Rhein und Elbe, hat sich um nicht mehr als etwa eine Million herumbewegt, und wir können das noch enger umgrenzen, nämlich mit Hülfe der Berechnung der Ausdehnung und der Verfassung der einzelnen Völkerschaften.

Wir kennen die Geographie des nordwestlichen Germanien genau genug, um festzustellen, daß auf dem Gebiet zwischen dem Rhein, der Nordsee, der Elbe und einer Linie vom Main etwa bei Hanau bis an den Einfluß der Saale in die Elbe etwa 23 germanische Völkerschaften wohnten, zwei Friesen, Canninefaten, Bataver, Chamaven, Amsivarier, Angrivarier, Tubanten,

zwei Chauken, Usipeter, Tenchterer, zwei Bructerer, Marser, Chasuarier, Dulgibiner, Langobarden, Cherusker, Chatten, Chattuarier, Innerionen, Intvergen, Caluconen.[1]) Das ganze Gebiet umfaßt etwa 2300 Quadrat-Meilen, auf jede Völkerschaft kommen also im Durchschnitt etwa 100 Quadratmeilen. Die souveräne Gewalt in jeder dieser Völkerschaften lag bei der allgemeinen Volks- oder Kriegerversammlung. Das war auch in Athen und Rom so, aber die gewerbfleißige Bevölkerung in diesen Kulturstaaten besuchte die Volksversammlungen nur zum geringeren Theil. Von den Germanen dürfen wir annehmen, daß thatsächlich sehr häufig so gut wie die gesammte kriegerische Mannschaft wirklich zur Stelle war. Eben deshalb hatten die Staaten keinen größeren Umfang, weil bei mehr als einem starken Tagemarsch von den ferneren Dörfern bis zum Mittelpunkt wirkliche allgemeine Versammlungen nicht mehr möglich gewesen wären, und wie eine Fläche von etwa 100 Quadratmeilen diesem Postulat noch gerade entspricht, so ist eine Versammlung von 6000 bis allerhöchstens 8000 Männern das Maximum, bei dem noch eine einigermaßen geordnete Verhandlung möglich ist. War das das Maximum, so kann der Durchschnitt nicht wesentlich mehr als 5000 betragen haben, und das ergiebt auf die Völkerschaft etwa 25000 Seelen oder 250 auf die Quadratmeile (4—5 auf den Quadratkilometer). Das ist, wohlgemerkt, zunächst das Maximum, die obere Grenze. Unter diese aber wesentlich herabzugehen, verbietet sich aus einem anderen Grunde, dem militärischen. Die kriegerischen Leistungen der Germanen gegen das römische Weltreich und seine sturmerprobten Legionen sind so groß, daß sie ohne eine gewisse Menge nicht denkbar erscheinen, und 5000 Krieger in jeder Völkerschaft erscheint im Vergleich zu jener Leistung schon so gering, daß Niemand geneigt sein wird, noch tiefer zu greifen.

Wir haben hier also den Fall, daß trotz des völligen Mangels an brauchbaren, positiven Nachrichten wir doch im Stande sind, mit großer Sicherheit positive Zahlen auszusprechen. Die Verhältnisse sind so einfach und die wirthschaftlichen und militärischen, geographischen und politischen Thatsachen so fest ineinander verschränkt, daß wir heute mit den durchgebildeten Methoden wissenschaftlicher Forschung die fehlenden Stücke der Ueberlieferung zu ergänzen, die Menge der Germanen besser abzuschätzen vermögen als die Römer, die sie vor Augen hatten und täglich mit ihnen verkehrten.

[1]) Vgl. des Näheren darüber, sowie über die Fosen, Sugambren, Danduten, Texuandrier, Marsaker und Sturier, Preuß. Jahrb., Bd. 81, S. 478, sowie Much, Deutsche Stammsitze. Gegen die Zählung könnte man noch einwenden, daß uns die Namen zwar überliefert und im Ganzen und Großen auch sicher zu placiren sind, daß aber manche von den Namen nicht sowohl Völkerschaften, als bloße Gaue oder Geschlechter bezeichnen mögen. Oft und leicht ist es gewiß geschehen, daß einzelne Geschlechter, die eine starke Zunahme gehabt hatten, sich lostrennten von ihrem alten Stamm und eine eigene neue Völkerschaft bildeten. Aber wenn man auch aus diesem Grunde einige Namen als unsicher abzieht und die Größe des Durchschnitts-Gebietes einer Völkerschaft deshalb auf 120 Quadratmeilen anzusetzen wäre, unser Ergebniß wird davon noch nicht berührt, besonders da man auch wieder eine Gegenrechnung aufmachen und einige der genannten Völkerschaften als Bundesstaaten auffassen kann.

Fürsten und Hunni.

Daß das germanische Beamtenthum in zwei verschiedene Klassen zerfiel, ergiebt sich ebenso sehr aus der Natur der Sache, dem politischen Organismus, der Gliederung der Völkerschaft, wie es direkt von den Quellen bezeugt ist.

Cäsar (b. G. IV, 13) erzählt, daß die „Fürsten und Aeltesten" der Usipeter und Tenchterer zu ihm kamen (principes majoresque natu). Er giebt (IV, 11) den Ubiern außer den Fürsten einen Senat (principes ac senatus) und erzählt, daß der Senat der Nervier, die, wenn auch nicht Germanen, doch sicher eine den Germanen sehr ähnliche Verfassung hatten, 600 Mitglieder gehabt habe. Lassen wir die Uebertreibung der Zahl bei Seite, so ist klar, daß ein Römer den Namen „Senat" nur auf eine größere, berathende Versammlung anwenden konnte. Das können nicht ausschließlich die Fürsten, es muß ein weiterer Kreis gewesen sein; es gab also außer den Fürsten bei den Germanen noch eine andere Kategorie von öffentlichen Organen.

Auch bei der Agrarverfassung der Germanen spricht Cäsar (VI, 22) nicht bloß von den Fürsten, sondern er sagt, „magistratus et principes" waren es, die die Aecker anwiesen. Der Zusatz „magistratus" als bloßen Pleonasmus zu fassen, verbietet die sonst so knappe Ausdrucksweise Cäsars. Es wäre doch höchst auffallend, wenn gerade bei dem an sich ganz einfachen Begriff der „Fürsten" Cäsar bloß um der Wortfülle willen immer wieder Zusätze gemacht hätte.

Nicht so deutlich wie bei Cäsar tritt die doppelte Kategorie der Beamten bei Tacitus hervor, da dieser gerade in Bezug auf den Begriff der Hundertschaft in ein verhängnißvolles Mißverständniß verfallen ist, das den Gelehrten viel Mühe gekostet hat. Aber auch aus Tacitus ist zuletzt die fragliche Thatsache mit Sicherheit zu entnehmen. Hätte es nur eine Kategorie von Beamten bei den Germanen gegeben, so hätte diese jedenfalls recht zahlreich sein müssen. Nun erfahren wir aber immer wieder, daß in jeder Völkerschaft einzelne Familien weit über die Menge hervorragten, so weit, daß keine andere sich mit ihnen messen konnte, daß einzelne rundweg als die „stirps regia" bezeichnet werden (Tacitus, ann. 11, 16, hist. 4, 13). Die heutige Forschung ist darüber einig, daß es einen Klein-Adel bei den Urgermanen nicht gab. Die nobilitas, von der immer wieder die Rede ist, ist ein fürstlicher Adel. Diese Familien leiten ihre Herkunft von den Göttern ab.[1]) „reges ex nobilitate sumunt", (Germania 7). Die Cherusker erbitten sich vom Kaiser Claudius den Neffen des Armin als den einzig Uebrigen von königlichem Stamm (ann. 11, 16). Bei den Angelsachsen und in den nordischen Staaten gab es keinen Adel außer den königlichen Geschlechtern. Bei den Baiern erscheinen später fünf edle Geschlechter, bei den Langobarden einige mehr.[2]) Eine Reduktion auf so wenige Familien, mit anderen

[1]) Müllenhoff, Die Germania, S. 183.

[2]) Müllenhoff, S. 194.

Worten, eine so starke Differenzirung zwischen diesen Adels-Geschlechtern und dem Volk wäre nicht möglich gewesen, wenn für jede Hundertschaft ein fürstliches Geschlecht existirt hätte. Es genügt nicht, anzunehmen, daß unter diesen zahlreichen Häuptlings-Familien einige ein ganz besonderes Ansehen genossen hätten. Wäre es weiter nichts gewesen als ein solcher Grad-unterschied, so wären an die Stelle ausgestorbener Familien ohne Weiteres andere gerückt; man hätte nicht einige als „stirps regia" bezeichnet und die Zahl hätte nicht so klein werden können. Gewiß war der Unterschied kein absoluter; eine alte Hunno-Familie konnte wohl auch einmal unter die Fürsten aufrücken. Aber deshalb war der Unterschied doch nicht bloß ein gradueller, sondern ein spezifischer: die Fürsten-Familien bildeten einen Adel, in dem der Begriff des Amtes sehr zurücktrat, die Hunni gehörten zu den Gemeinfreien und wurden wesentlich getragen durch das Amt, das immerhin auch wieder eine gewisse Erblichkeit annehmen konnte. Was uns Tacitus von den germanischen Fürsten-Familien erzählt, bedingt also, daß ihre Zahl nur sehr gering war, und diese geringe Zahl wiederum bedingt, daß es unter den Fürsten noch niedere Beamte gab.

Auch militärisch ist es schlechthin nothwendig, daß in einem größeren Heerhaufen kleinere Abtheilungen von allerhöchstens 200—300 Mann unter einem besonderen Vorgesetzten existiren. Ein germanisches Aufgebot von 5000 Kriegern muß wenigstens 20, wahrscheinlich aber an die 50 Unterführer gehabt haben. Unmöglich kann die Zahl der principes so groß gewesen sein.

Dasselbe ergiebt die Betrachtung des Wirthschaftslebens. Nothwendig hatte jedes Dorf einen eigenen Vorsteher. Gerade der Agrar-Kommunismus und die vielfältigen Vorkehrungen, die für das Austreiben und den Schutz der Heerden nöthig waren, machte das unerläßlich. Das Dorf als Körperschaft mußte jeden Augenblick bereit sein, zu handeln und konnte nicht die Ankunft und die Befehle eines mehrere Meilen entfernten princeps abwarten. Mögen wir uns die Dörfer auch als recht groß vorstellen; jedes einzelne Dorf-Haupt war doch nur eine sehr kleine Größe. Die Familien, deren Stamm als königlich angesehen wurde, müssen eine umfassendere Autorität gehabt haben, wie sie auch viel weniger zahlreich waren. Zwischen Fürsten und Dorf-Häuptern ist also als zwischen wesentlich verschiedenen Funktionären zu unterscheiden.

Der Dorf- und Acker-Wechsel.

Die Angabe Cäsars, daß die Germanen jährlich sowohl den Acker, wie die Wohnstätte gewechselt hätten, halte ich in dieser Allgemeinheit für anfechtbar, da für den jährlichen Wechsel der Wohnstätte kein Motiv zu finden ist. Ließ sich auch die Hütte sammt Hausrath, Vorräthen und Vieh leicht verpflanzen, eine gewisse Mühe war mit dem Wiederaufbau doch immer verbunden, und ganz besonders mühselig muß mit den wenigen und unvollkommenen Spaten, über die germanische Geschlechter sicher nur verfügten,

das Ausgraben der Keller gewesen sein. Ich zweifle daher nicht, daß der „jährliche" Wechsel der Wohnstätten, von dem die Gallier und Germanen Cäsar erzählt haben, eine starke Uebertreibung oder ein Mißverständniß ist.

Tacitus wiederum berichtet direkt von einem Wechsel der Wohnstätten nichts mehr, sondern spricht (Germ. 26) nur vom Wechsel der Aecker, und man hat in dem Unterschied eine höhere Stufe der wirthschaftlichen Entwickelung sehen wollen. Ich halte das für ausgeschlossen. Wohl ist es möglich und wahrscheinlich, daß schon zu Tacitus', ja schon zu Cäsars Zeit viele germanische Dörfer feste Ansiedelungen waren, nämlich solche, die ein sehr fruchtbares, zusammenhängendes Gebiet hatten. Für sie genügte es, rings um das Dorf herum Ackerfeld und Brache jährlich zu wechseln. Diejenigen Dörfer jedoch, deren Gau zum größten Theil aus Wald und Sumpf bestand oder deren Boden weniger fruchtbar war, konnten damit nicht auskommen. Sie mußten die einzelnen brauchbaren Fluren des weiten Gebietes eine nach der andern ausnutzen und zu diesem Zwecke von Zeit zu Zeit das Dorf verlegen. Die Worte des Tacitus schließen, wie schon Thudichum richtig bemerkt hat, einen derartigen Wechsel der Wohnstätte keineswegs aus, und wenn sie ihn auch nicht ausdrücklich aussprechen, so scheint mir doch ziemlich sicher, daß er dem Tacitus bei seiner Schilderung vorgeschwebt hat. Seine Worte lauten (Germ. 26): „agri pro numero cultorum ab universis in vices occupantur, quos mox inter se secundum dignationem partiuntur; facilitatem partiendi camporum spatia praebent, arva per annos mutant et superest ager". Das Auffällige in dieser Schilderung ist der doppelte Wechsel: erst heißt es, die agri werden abwechselnd in Besitz genommen, dann, die arva werden jährlich gewechselt. Wenn es sich nur darum handelte, daß das Dorf abwechselnd ein größeres Stück des Gebietes zum Ackerland bestimmte und innerhalb dieses Ackerlandes wieder jährlich zwischen Ackerfeld und Brache gewechselt wurde, so wäre die Schilderung für Tacitus' sonst so knappe Art recht umständlich und auch das Ereigniß für so viele Worte, sozusagen, zu gering. Ganz anders, wenn dem Römer dabei vorgeschwebt hat, daß eine Gemeinde, die abwechselnd ganze Fluren okkupirte und hierauf unter ihre Mitglieder vertheilte, mit dem Wechsel der Fluren auch die Wohnstätten wechselte. Er sagt uns das nicht ausdrücklich; das ist aber bei seiner knappen Art doch nicht so ganz unerklärlich, und es ist ja auch keineswegs anzunehmen, daß alle Dörfer so verfuhren. Dörfer, die nur über ein sehr kleines, aber fruchtbares Gebiet verfügten, hatten das Umherziehen nicht nöthig.

Ich zweifle daher nicht, daß Tacitus (Germ. 26) mit der Unterscheidung „agri in vices occupantur" und „arva per annos mutant" nicht sowohl eine neuere Stufe des germanischen Wirthschaftslebens schildert, als Cäsar stillschweigend korrigirt. Macht man sich klar, daß einem germanischen Dorf von 750 Seelen ein Gau von 3 Quadratmeilen gehörte, so ist Tacitus' Angabe auf der Stelle einleuchtend Bei der dürftigen Art der Bestellung war es nothwendig, alle Jahre neuen Acker unter den Pflug (Hacke) zu nehmen, und war der Acker in der Nähe des Dorfes erschöpft,

so war es einfacher, das ganze Dorf an eine andere Stelle des Gaues zu verlegen, als von dem alten Dorf aus entferntere Gefilde zu bebauen und zu bewachen. Nach einer Reihe von Jahren und vielleicht mehrfachem Umziehen kam man wieder an die alte Stelle zurück und konnte auch die alten Keller wieder benutzen.

Größe der Dörfer.

Ein wesentlicher Punkt für meine Auffassung ist, daß wir uns die germanischen Dörfer als ziemlich groß vorzustellen haben. Man könnte sich zunächst auch etwa denken, daß die Hundertschaft (der Gau) aus einer Gruppe von ganz kleinen Dörfern bestanden habe. Diese Vorstellung ist jedoch unzulässig,

1) weil die Dörfer identisch mit den Geschlechtern waren und positiv bezeugt ist, daß die Geschlechter ziemlich groß waren (s. oben S. 33);

2) verhindern es die Quellenzeugnisse über den Wechsel der Aecker und Wohnstätten, die, wenn auch übertrieben, doch nicht ohne einen Wahrheitskern sein werden. Dieser Wechsel der ganzen Ackerfluren und gar der Wechsel der Wohnstätten hat nur Sinn bei großen Dörfern, die einen sehr großen Bezirk besitzen. Kleine Dörfer, deren Flur sich nicht so sehr weit erstreckt, haben keine Veranlassung, einen anderen Wechsel als den zwischen Ackerfeld und Brache eintreten zu lassen. Große Dörfer haben dazu in ihrer Nähe nicht genug Ackerboden, müssen in die entfernteren Ecken ihres Bezirks gehen und machen sich das am bequemsten, indem sie das ganze Dorf verlegen.

3) Jedes Dorf bedarf nothwendig eines Oberhauptes. Der gemeinsame Acker-Besitz, das gemeinsame Austreiben und Hüten der Heerden, die häufige Gefährdung durch Feinde und wilde Thiere machen eine Autorität an Ort und Stelle unentbehrlich. Man kann nicht einen Führer von wo anders herholen, wenn es gilt, sich gegen ein Rudel Wölfe zu vertheidigen und sie zu verfolgen; einen feindlichen Ueberfall abzuwehren, bis Familien und Vieh geborgen sind; einen austretenden Bach einzudämmen und Feuer zu löschen; die kleinen Streitigkeiten des Tages zu schlichten; die Bestellung oder die Ernte zu beginnen — welches Letztere bei gemeinsamem Ackerbesitz gleichmäßig geschieht. Ist das Alles richtig, hat also das Dorf einen Schulzen, so ist dieser Schulze, da das Dorf das Geschlecht ist, der Geschlechts-Aelteste. Dieser aber muß, wie wir gesehen haben, identisch mit dem Hunno sein. Folglich ist das Dorf die Hundertschaft, folglich hat das Dorf an die hundert Krieger oder mehr, folglich ist es nicht so ganz klein.

4) Kleinere Dörfer haben den Vorzug, die Ernährung zu erleichtern. Die großen Dörfer aber, obgleich sie sogar die Unbequemlichkeiten des öfteren Verlegens des Dorfes mit sich brachten, waren den Germanen wünschenswerth wegen der steten Gefahr, in der man lebte. Was auch immer drohte von wilden Thieren oder noch wilderen Menschen, immer war wenigstens sofort ein stattlicher Haufe von Männern bereit, dem Feinde die Stirn zu

bieten. Wenn wir bei anderen barbarischen Völkern, z. B. später bei den Slaven, kleine Dörfer finden, so kann das die Kraft unserer vorerwähnten Zeugnisse und Argumente nicht aufheben. Slaven sind eben nicht Germanen, und mancherlei Aehnliches in den Zuständen postulirt noch nicht Gleichheit in Allem.

Der Tunginus.

Meine Auffassung vom Wesen des Hunno-Amtes findet ihre Bestätigung in der fränkischen Zeit. Wir müssen darauf zurückkommen, wenn wir die Auflösung der urgermanischen Verfassung nach der Völkerwanderung betrachten, wollen jedoch speziell zu der Frage des Hunno-Amtes in der späteren Zeit schon hier einige Bemerkungen machen, weil in der Feststellung der Kontinuität eine wesentliche Stütze für uns geschaffen wird, während ein bisher noch nicht gehobener Zwiespalt in der Charakteristik und Unterscheidung der fränkischen Aemter eine ungünstige Rückwirkung auf die Zuverlässigkeit unserer Rekonstruktion der Urzeit ausüben muß.

Wenn meine Auffassung vom Hunno-Amt richtig ist, so ergiebt sich daraus ohne Weiteres, daß der in den Volksrechten oft genannte centenarius kein anderer als, wie der Name sagt, der Hunno ist und daß, wenn die Formel „tunginus aut centenarius" gebraucht wird, beide Bezeichnungen dasselbe bedeuten, der eine Name nur den andern erläutert. Der Graf ist Beamter des Königs; der Centenar oder Tunginus ist Volksbeamter, hat nicht den Vorzug des dreifachen Wergeldes, wird vom Grafen nicht eingesetzt oder abgesetzt. Erst in der Karolinger-Zeit wird er zum gräflichen Unterbeamten. Der Graf hat die wesentlichen Funktionen des alten princeps, nur daß er diese Funktionen nicht nach den Rechtsvorstellungen der Urzeit, sondern als Beamter im Namen und Auftrage des neuentstandenen Groß-Königs ausübt. Dieser Groß-König hat das alte Principat aufgesogen; von allen alten principes ist er allein übrig geblieben, und mehr und mehr Völkerschaften haben sich ihm allmählich untergeordnet oder unterworfen und lassen sich durch die von ihm gesetzten Grafen regieren. Die alten Gemeinde-Vorsteher aber, die Hunni, erhalten sich noch viele Generationen unter den Grafen, wie ehedem unter den Fürsten, als Volksbeamte. In den romanischen Gebieten, wo es keine geschlossenen germanischen Geschlechts-Gemeinden gab, ist der Centenar von vornherein unter dem Namen vicarius der Unterbeamte des Grafen, was der Centenar auf dem germanischen Boden erst später wurde.

Brunner und Rich. Schröder sind nun der Ansicht, daß es eine Uebergangszeit gegeben habe, wo, als der Graf noch ausschließlich Verwaltungsbeamter war, die richterliche Funktion über den Hunni von dem Tunginus ausgeübt wurde. Der Tunginus wäre also als Richter in dieser Zeit der alte princeps gewesen, der, vom Volke gewählt, für einen größeren Bezirk amtirte. Erst später zog der Graf diese Tunginus-Funktion in sein Amt hinein.

Brunner sucht diese Auffassung durch einige Bestimmungen der lex Salica zu erhärten; Amira in dem Gött. Gel. Anz. 1896, S. 200, hat

dieser Auslegung widersprochen; Rich. Schröder aber in der Hist. Zeitschr., Bd. 78, S. 196—198, ist für Brunner eingetreten.

In die eigentlich rechtshistorische Untersuchung kann ich mich nicht einmischen, doch scheint mir klar, daß Amira durch die Erwägungen Schröders nicht widerlegt worden ist. Schröder selbst kommt nicht weiter, als bis zu einer Wahrscheinlichkeit, „daß der dem Königsgericht gleichgestellte mallus publicus legitimus des Thunginus nicht mit dem . . . mallus, den thunginus aut centenarius zu berufen hatten, zusammenfiel". Ein wirklicher Gegen-Beweis gegen Amira ist also nicht geführt.

Es bleibt noch das Brunnersche Argument, daß, wenn der Tunginus nicht Richter eines größeren Gaues gewesen wäre, es außer dem König nur Hundertschafts-Richter gegeben haben würde. Dies Argument aber schwindet, wenn man die Chronologie näher ansieht.

Schröder, Hist. Zeitschr., Bd. 78, S. 200, sagt selbst, daß „schon das erste salische Kapitulare, das mit größter Wahrscheinlichkeit noch Chlodowech selbst zugeschrieben wird, als ordentlichen Richter des Gaues nicht mehr den Tungin, sondern den Grafen kennt". Da nun erst Chlodwig selbst das Großkönigthum, das das persönliche Reise-Richterthum nicht mehr ausüben konnte, geschaffen hat, so ist durchaus kein Grund, weshalb es bis dahin zwischen dem König (als Nachfolger des alten Fürstenthums) und dem Hunno noch einen Richter gegeben haben soll. Ja, es erscheint sogar ganz ausgeschlossen, daß gerade in dieser Zeit das aufkommende Königthum das Volk angehalten oder auch nur ihm erlaubt habe, sich einen Ober-Beamten zu wählen, der der natürliche und nothwendige Rival des vom König eingesetzten Grafen in der Grafschaft gewesen wäre. Man weiß, in welcher Art Chlodwig die Rivalen seiner Macht verfolgt und beseitigt hat. Mir scheint auf der Hand zu liegen, daß der Augenblick, in dem die Grafen die ordentlichen Richter des Gaues wurden, derselbe ist, in dem Chlodwig das eigentliche fränkische Großkönigthum schuf, das die fernere Ausübung des Amts als Reise-Ober-Richter durch den König unmöglich machte. Fällt sowohl das Bedürfniß, wie sogar die Existenz-Möglichkeit für einen gewählten Gau-Oberrichter fort, so kann der Tunginus der lex Salica gar kein Anderer als der Centenarius, d. h. der alte Hunno, gewesen sein. Der Irrthum der beiden Gelehrten wird damit zusammenhängen, daß sie die Stellung dieses Beamten in der Urzeit nicht genügend gewürdigt und in der Vorstellung vom Tausendschafts-Gau befangen, die Bedeutung und das Wesen der Hundertschaft nicht richtig eingeschätzt haben.

Eine sichere etymologische Erklärung des Wortes Tunginus ist bekanntlich noch nicht gefunden. Vgl. darüber neuerdings van Helten, „Beitr. z. Gesch. d. deutschen Sprache u. Lit.", herausg. von Sievers, Bd. XV, S. 456 (§ 145). Van Helten kommt neben der Bedeutung „vortrefflich", „angesehen" auf „Vorsteher", „rector", hat gegen diese letztere Ableitung aber aus der bisherigen rechtsgeschichtlichen Auffassung entspringende sachliche Bedenken. Ist die von mir vorgetragene Auffassung richtig, so ist dies Bedenken gehoben.

Zweites Kapitel.

Das germanische Kriegerthum.

Kriegerische Leistung geht, wie wir uns im ersten Bande dieses Werkes überzeugt haben, nicht auf eine, sondern auf zwei Wurzeln ganz verschiedener Art zurück. Die eine, auf die der Blick zunächst fällt, ist die Tapferkeit und physische Tüchtigkeit des einzelnen Kriegers. Die andere ist die Festigkeit des Zusammenhalts unter den einzelnen Kriegern, der taktische Körper. So verschieden diese beiden Kräfte, die Tüchtigkeit des Einzelnen und die Kohäsion der Einzelnen unter einander, ihrer Natur nach sind, völlig ist die zweite doch von der ersten nicht zu trennen. Ein noch so fest zusammenexerzirter Körper, der aus lauter Feiglingen bestände, würde nichts zu leisten im Stande sein; ist aber auch nur ein mäßiger Ansatz von Muth in der Masse vorhanden und tritt zu diesem das zweite Element, das Korporative, hinzu, so ist damit eine kriegerische Kraft geschaffen, gegen die alle Leistungen der persönlichen Tapferkeit zurücktreten. An der Phalanx der griechischen Bürger zerschellte die ritterliche Tapferkeit der Perser, und die Fortbildung dieses taktischen Körpers, der Phalanx, zu neuen, verfeinerten Formen, bis zur Treffen- und Kohorten-Taktik, ist der wesentliche Inhalt der Geschichte der antiken Kriegskunst. Nicht, weil sie tapferer waren als alle ihre Gegner, sondern weil sie vermöge ihrer Disziplin die festeren taktischen Körper hatten, haben die Römer immer wieder gesiegt. Wir haben daraus erkannt, wie wichtig, aber auch wie schwierig es war, aus der ursprünglichen,

einen, plumpen Phalanx zu einer Vielzahl von kleineren, operationsfähigen taktischen Körpern zu gelangen.

Wir brauchen an diese Entwicklungsreihe nur zu erinnern, um nunmehr, nachdem wir die germanische Verfassung kennen gelernt haben, mit einem Blick zu sehen, welch' eine gewaltige kriegerische Kraft in diesem Volk gesteckt haben muß. Jeder Einzelne wurde in dem rauhen, barbarischen Natur-Leben, in dem steten Kampf mit wilden Thieren und Nachbar-Stämmen zu höchster persönlicher Tapferkeit erzogen, und der Zusammenhalt jeder Schaar in sich, die zugleich Nachbarschaft und Geschlecht, Wirthschafts-Genossenschaft und Kriegs-Kameradschaft war, unter einem Führer, dessen Autorität sich in täglicher Lebensgewohnheit über das ganze Dasein im Frieden wie im Krieg erstreckte, der Zusammenhalt einer solchen germanischen Hundertschaft unter ihrem Hunno war von einer Festigkeit, wie sie selbst die strengste Disziplin einer römischen Legion nicht übertreffen konnte. Die psychologischen Elemente, die eine germanische Hundertschaft und eine römische Centurie konstituiren, sind durchaus verschieden, aber das Ergebniß ist durchaus analog. Die Germanen exerzirten nicht, der Hunno hatte schwerlich eine bestimmte, jedenfalls keine sehr wesentliche Strafgewalt, selbst der Begriff des eigentlichen militärischen Gehorsams war den Germanen fremd. Aber die ungebrochene Einheit des ganzen Daseins, in der die Hundertschaft zusammengefaßt war und die es mit sich bringt, daß sie auch Gemeinde, Dorf, Genossenschaft, Geschlecht in den Geschichtserzählungen genannt wird, diese Natur-Einheit ist stärker als die Kunst-Einheit, die die Kultur-Völker suchen müssen durch die Disziplin zu erzeugen. In der äußeren Geschlossenheit des Auftretens, des Anmarschirens und der Attacke, in Richtung und Vordermannhalten werden die römischen Centurien die germanischen Hundertschaften übertroffen haben; aber der innere Zusammenhalt, das gegenseitige Sich-auf-einander-verlassen, das die moralische Kraft giebt, war bei den Germanen stark genug, um auch bei äußerer Unordnung, bei völliger Auflösung und bei zeitweiligem Zurückgehen unerschüttert zu bleiben. Jeder Ruf des Hunno, das Wort „Befehl" lassen wir ganz bei Seite, wurde befolgt, weil Jeder wußte, daß jeder Andere ihn befolgen würde. Die eigentliche Schwäche aller undisziplinirten Kriegerschaaren ist die Panik:

germanische Hundertschaften waren auch im Zurückgehen durch das Wort ihres Führers wieder zum Stehen und zu neuem Vorgehen zu bringen.[1])

Nicht umsonst haben wir deshalb in dem voraufgehenden Kapitel zunächst die Identität von Hunno und Altermann, von Gau, Geschlecht, Hundertschaft und Dorf festgestellt: es handelt sich dabei nicht um eine formal-verfassungsrechtliche Streitfrage, sondern um die Auffindung eines großen und wesentlichen Elementes in der Weltgeschichte. Mit Händen ist es hier zu greifen, daß der Hunno nicht ein von Fall zu Fall ernannter Anführer einer wechselnd und zufällig zusammengesetzten Compagnie, sondern der geborene Anführer einer Natur-Einheit war. Er hat denselben Namen und übt im Kriege dieselbe Funktion wie der römische Centurio, aber er unterscheidet sich von ihm, wie die Natur von der Kunst. Ein Hunno, der nicht als Geschlechts-Altermann kommandirte, hätte im Kriege so wenig ausrichten können, wie ein Centurio ohne Disziplin; da er aber der Geschlechts-Altermann ist, so erreicht er ohne Fahnen-Eid, Kriegsrecht und Fuchtel denselben Zusammenhalt und einen analogen Gehorsam, wie ihn sein römischer Namensvetter nur durch die Mittel der höchsten Strenge erzielt.

Wenn die Römer zuweilen von der Unordnung bei den Germanen sprechen,[2]) oder wenn Germanicus, um den Legionaren Muth zu machen, ihnen von den Germanen erzählt, „sine pudore flagitii, sine cura ducum abire", so ist das, am römischen Maßstab gemessen, nicht unrichtig — von der anderen Seite gesehen aber gerade ein Zeugniß, wie stark der innere Zusammenhalt der Germanen war, daß sie geringe äußere Ordnung, zeitweiliges Zurückweichen und das Fehlen einer eigentlichen Befehlsführung ertragen konnten, ohne auseinanderzulaufen oder auch nur an der Energie der Gefechtsführung einzubüßen.

Die taktische Form, in der das germanische Fußvolk kämpfte, wird von den Alten cuneus genannt und von den Neueren mit „Keil" übersetzt. Das Wort ist jedoch irreführend, ganz wie unser Ausdruck „Kolonne", mit dem es technisch wohl am richtigsten

---

[1]) Tacitus, Germ. 6.

[2]) Tacitus, Ann. 2, 45. Mauritius, G. A. 167. Agathias, Bonn. A., S. 81. cit. Müllenhoff, S. 180, S. 181.

wiedergegeben würde. Will man begrifflich „Linie“ und „Kolonne“ gegenüberstellen, so wird man als Aufstellung in „Linie“ diejenige bezeichnen, die mehr breit als tief, in „Kolonne“ diejenige, die mehr tief als breit ist. Gehen aber schon diese Begriffe sachlich allmählich ineinander über, so hat der Sprachgebrauch sich von jenem Grund-Gegensatz noch weiter entfernt: wir bezeichnen heute eine Aufstellung von nur 6 Mann Tiefe bei 12—40 Mann Breite als „Kompagnie-Kolonne“. Ganz ebenso finden wir bei den Römern Aufstellungen, die wir begrifflich als „Phalanx“, „Linie“, bezeichnen müssen, „cuneus“ genannt, z. B. nennt Livius in der Schlacht bei Cannä das punische Centrum „cuneum nimis tenuem“, wo nicht nur zweifellos eine Linear-Aufstellung, sondern nach Livius' eigenem Zusatz, eine ziemlich flache gemeint ist. Häufig bedeutet cuneus auch überhaupt nur „Schaar“.[1])

Ist also aus dem Wort „cuneus“ an sich nichts zu entnehmen, so ist doch kein Zweifel, daß dieses Wort neben der allgemeinen Bedeutung auch in einer spezifisch technischen gebraucht wird.

Ueber diesen technischen Sinn scheinen wir genau informirt zu sein durch einige Schriftsteller aus der Zeit der Völkerwanderung. Vegetius (III, 19) definirt cuneus als „multitudo peditum, quae juncta cum acie primo angustior deinde latior procedit et adversariorum ordines rumpit,“ und Agathias meldet, der Keil, ἔμβολον, der Franken in der Schlacht gegen Narses habe die Gestalt eines Δ gehabt. Man hat sich also den Keil so vorgestellt: an der Spitze einen Krieger, den vorzüglichsten, im zweiten Gliede drei, im dritten fünf und so fort. Sieht man aber näher zu, so ist die Vorstellung unvollziehbar. Mag der Mann an der Spitze des Keils noch so stark und gut gewappnet sein, während er seinen Gegner in der feindlichen Front niederkämpft, wird von dessen beiden Nebenmännern der rechte oder der linke einmal einen Moment erspähen, wo er ihn von der Seite treffen kann. Um den Vordersten gegen diesen doppelten Flanken-Angriff zu schützen, giebt es kein anderes Mittel, als daß die beiden Ueberragenden des zweiten Gliedes schleunigst nach vorn springen. An ihnen aber wiederholt sich die Umfassung: die drei, die jetzt die Spitze des Keils bilden, werden von fünf angegriffen. Abermals

[1]) Müllenhoff, Germania, S. 179.

müssen die Ueberragenden des dritten Gliedes nach vorn springen: mit einem Wort, der Keil, statt in die feindliche Front einzudringen, plattet sich in dem Augenblick, wo er auf sie trifft, ab und kehrt sich binnen kürzester Frist um. Alle die Ueberragenden, die um der Keilform willen künstlich zurückgehalten sind, stürmen vorwärts, die breite Seite des Dreiecks verlegt sich nach vorn, die spitze nach hinten. Die Keil-Form hätte also nicht nur ihren Zweck verfehlt, sondern in der Zeit, während die Ueberragenden der hinteren Glieder nach vorne laufen, hat vermuthlich die Spitze, eingeklemmt wie sie ist, die schwersten Verluste erlitten. Es kann keine unsinnigere Form eines taktischen Körpers geben. Ein Haufe von Menschen bleibt, noch so fest zusammenhaltend, immer eine Summe von Einzelnen, die wohl von hinten nach vorn drängen, aber nicht wie ein zugespitztes Stück Eisen auch den ganzen seitlichen Druck in einer Spitze oder Schneide sammeln können.

Die richtige Schilderung des Keils ist uns bei Tacitus (Hist. IV, 20) erhalten; „densi undique et frontem tergaque ac latus tuti" werden hier die cunei der Bataver genannt. Eine dichtgedrängte Schaar, die auf allen Seiten, nicht nur in Front und Rücken, sondern auch auf den Flanken, gleich stark ist, ist ein Geviert-Haufe, also bei 400 Mann 20 tief und 20 breit; 10000 Mann 100 tief und 100 breit. Ein solcher Haufe bildet kein eigentliches Quadrat, sondern ein Rechteck, dessen Front die schmälere Seite ist, da beim Marsch der Gliederabstand etwa doppelt so groß ist als der Rottenabstand. Nun verstehen wir, weshalb eine so schmale Kolonne ein Keil genannt werden konnte und können sogar der Ueberlieferung von der dreieckigen Aufstellung einen Wahrheits-Kern zugestehen. Stieß ein Keil, sagen wir von 40 Mann Breite, also 1600 Mann stark, auf eine breitere feindliche Front, so waren die beiden gefährdetsten Posten die beiden Flügelmänner im ersten Gliede, da sie darauf gefaßt sein mußten, beim Zusammenstoß nicht nur mit einem Gegner in der Front, sondern mit dessen Neben-mann, der sie von der Seite bedrohte, zu thun zu haben. Wir werden daher annehmen dürfen, daß die Flügel mit einer gewissen Vorsicht anmarschirten und sich etwas zurückhielten, so daß die Mitte vorprellte. Die äußeren Rotten der hinteren Glieder dagegen quollen in ihrem Drängen leicht über. Die ohnehin schmal er-

scheinende Front der Kolonne erschien also thatsächlich zugespitzt — ein Vortheil war das jedoch nicht: je gleichmäßiger der ganze Haufe auf den Feind stieß und vorwärts drückte, desto besser. Je tapferer die Flügelleute waren, desto weniger durften sie in den Verdacht kommen wollen, daß sie absichtlich zurückblieben, je besser die hinteren Glieder Vordermann hielten, desto schärfer war der Stoß, und die Führer werden das Ihrige gethan haben, damit man nach Front und Tiefe möglichst ausgerichtet an den Feind komme.[1])

Der römische Centurio stand und marschirte in der Front der Phalanx als rechter Flügelmann seiner Kompagnie; nur hier konnte er seine Funktionen, Einhalten der Intervalle, Kommandiren der Pilen-Salve und darauf der kurzen Attacke erfüllen. Der germanische Hunno schritt vermuthlich einher an der Spitze seines Keils, und wenn mehrere Geschlechter zu einem größeren Keil zusammengefügt waren, so standen sie nebeneinander, jedes nur zwei oder drei Rotten breit, vor jedem der Hunno und vor dem ganzen Keil vielleicht der Fürst mit seinem Gefolge. Hier wurden keine Pilen-Salven kommandirt, hier war auch kein reglementsmäßiger Abstand zu halten, und die Attacke begann bereits auf viel größere Entfernung im Sturmlauf. Der Führer braucht nicht auf Neben-Abtheilungen Rücksicht zu nehmen und keine Richtung einzuhalten, sondern stürmt nur vorwärts, wo ihm Weg und Gelegenheit am günstigsten scheint, und seine Schaar ihm nach. Auch dieses Voranstürmen des Führers nähert uns wieder dem Bilde des Dreiecks, aber die Idee ist dabei nur die der Führung, nicht eines eindringenden Keils: in dem Augenblick des Zusammenpralls soll die ganze Masse nachwogend mit dem Herzog zugleich den Rammstoß führen.

Die tiefe Kolonne, der Gevierthaufe, ist die Urform des taktischen Körpers der Germanen, wie die Phalanx, die Linie, die Urform der Griechen und Römer. Beide Formen sind, um es zu

---

[1]) Plutarch Marius Kap. 25 wird uns von der Schlachtordnung der Cimbern erzählt, sie sei eben so tief wie breit gewesen, und es mag sein, daß hier die Vorstellung von germanischen Gevierthaufen zu Grunde liegt. Da aber von diesem Gevierthaufen behauptet wird, er sei 30 Stadien (3/4 Meilen) breit und tief gewesen, und auch sonst die ganze Erzählung von Fabeln durchsetzt ist, so ist der Zeugniß-Werth gering.

wiederholen, nicht unbedingte Gegensätze; der Gevierthaufe braucht ja nicht gerade ebenso viel Glieder wie Rotten zu haben, sondern würde immer noch seinem Begriff entsprechen, wenn er etwa doppelt so viel Rotten wie Glieder hätte, also z. B. 140 Mann breit und 70 Mann tief = 9800 Mann. Wir würden einen solchen Haufen noch immer einen Gevierthaufen nennen dürfen und müssen, da die 70 Mann den Flanken die Stärke selbständiger Vertheidigung geben; der Haufe würde, nach dem Ausdruck des Tacitus, noch „densus undique et frontem tergaque et latus tutus" sein. Auf der anderen Seite haben wir auch von Phalangen gehört, die sehr tief aufgestellt waren. Die Formen gehen also ohne bestimmte Grenzen ineinander über. Der begriffliche Gegensatz aber wird dadurch nicht aufgehoben, und der Grund, weshalb die klassischen Völker von der einen, die Germanen von der anderen Urform ausgegangen sind, ist nicht schwer zu erkennen.

Der Vorzug der Phalanx vor dem Keil ist, daß sie viel mehr Waffen unmittelbar in den Kampf bringt. 10000 Mann in einer zehngliedrigen Phalanx haben 1000 Mann im ersten Gliede; der Keil, 100 Mann tief, nur 100 Mann in der Front. Wenn der Keil die Phalanx nicht sofort durchbricht, wird er sehr schnell von allen Seiten eingeschlossen sein. Die Phalanx ist im Stande zu überflügeln.

Die Phalanx ihrerseits aber hat wieder die Schwäche der Flanken; ein mäßiger Druck von der Seite rollt sie auf und wirft sie um. Ein solcher Seitendruck wird besonders leicht ausgeübt durch Reiterei. Die Germanen aber waren stark in der Reiterei, die Griechen und Römer nicht. Die Germanen also zogen es vor, sich tief aufzustellen, um starke, gesicherte Flanken zu haben; bei den Griechen und Römern war dies Bedürfniß viel weniger stark, sie durften es wagen, sich flacher aufzustellen, um desto mehr Waffen in der Front zu haben.

Ein zweites Motiv, das diese Neigung auf beiden Seiten verstärken mußte, wird gewesen sein, daß die Germanen viel weniger und schlechtere Schutzrüstungen hatten, als die Griechen und Römer mit ihrer entwickelten Industrie; die Germanen also neigten dazu, nur die wenigen Bestgerüsteten in das erste Glied zu stellen und

suchten durch den Massenstoß zu wirken, wobei die ungenügende Rüstung der inneren Füllung des Keils nicht viel schadete.

Endlich hat noch der Keil den Vorzug, daß er sich leicht und schnell auch durch durchschnittenes Gelände bewegen kann, ohne in Unordnung zu gerathen. Eine Phalanx kann sich in schnellerer Gangart nur eine ganz kurze Strecke vorwärts bewegen.

Die Frage ist, wie groß die Gevierthaufen der Germanen waren, ob sie einen, mehrere oder viele zu bilden pflegten und wie sie zu einander geordnet waren.

In der Ariovist-Schlacht, sagt Cäsar (I, 51), hätten sich die Germanen stammweise (generatim) aufgestellt, mit gleichen Zwischenräumen, Haruden, Markomannen, Triboker, Vangionen, Nemeter, Sedusier, Sueven. Leider wissen wir ja nicht (vgl. Bd. I), wie stark das Heer war. Da Cäsar 25000—30000 Legionare in der Schlachtordnung gehabt haben wird und die Germanen jedenfalls erheblich schwächer waren, so mögen wir sie auf 15000 schätzen; sie hätten also, abgesehen von den Reitern und etwa noch ausschwärmenden Leichten, sieben Keile von je 2000 Mann gebildet, einige 40 Mann breit und tief. Diese stürzten sich mit solcher Schnelligkeit auf die Römer, daß die Centurionen nicht Zeit behielten, eine reguläre Pilensalve zu kommandiren, sondern die Legionare, die Pilen fallen lassend, sofort zum Schwert griffen. Die Germanen, fährt Cäsar fort, bildeten nunmehr nach ihrer Gewohnheit schnell ihre Phalanx (Germani celeriter ex consuetudine sua phalange facta impetus gladiorum exceperunt). Ich möchte das so auffassen: als es den Gevierthaufen nicht gelang, die römische Schlachtlinie zu überrennen und zu durchbrechen (Cäsar hat vermuthlich das zweite Treffen sofort eng auf das erste aufschließen lassen) und die Römer nun in die Intervalle eindrangen, um die Keile aus den Flanken zu fassen, da eilten die Germanen aus den hinteren Gliedern nach vorn, um die Intervalle zu schließen und so eine Phalanx herzustellen. Sehr ordnungsmäßig kann es dabei nicht hergegangen sein, und Cäsar spricht im nächsten Satz von „Phalangen" in der Mehrzahl, was wir so auffassen dürfen, daß die Herstellung einer einzigen zusammenhängenden Linie nicht gelungen ist. Dies ganze Vorquellen der hinteren Glieder ist ein glänzendes Zeugniß für die

persönliche Tapferkeit der germanischen Krieger, da mit dem Nicht-Gelingen des Durchstoßens der Keile durch die römische Phalanx das, worauf ihre eigentliche Stärke beruhte, bereits gebrochen und das taktische Verhältniß sich zu ihren Ungunsten gewandelt hatte. Alle Tapferkeit wurde denn auch an dem festen Zusammenhalt und der Ueberzahl der römischen Kohorten, die nun auch noch den Vortheil der besseren Ordnung hatten, zu Schanden.[1])

Mit dem Bilde, das wir aus Cäsars Schilderung gewinnen, stimmen Tacitus' Schlacht-Erzählungen überein. Civilis stellt nach ihm (hist. 4, 16) seine Canninefaten, Friesen und Bataver in gesonderten Keilen auf, und von einer anderen Schlacht ist ausdrücklich gesagt (5, 16), daß die Germanen nicht in einer ausgerichteten Linie, sondern in Keilen (haud porrecto agmine, sed cuneis) standen.

Durch ihre Form ballten sich die germanischen Keile leicht zusammen und bedurften keiner besonderen Uebung, um sich zu bewegen. Wenn Plutarch (Marius 19) berichtet, daß die Ambronen im Gleichtritt, an die Schilde den Takt schlagend, in die Schlacht gerückt seien, so wird der Marsch nicht gerade parademäßig exakt gewesen sein, ist sonst aber ganz wohl als das Erzeugniß eines natürlichen Strebens anzunehmen. Auf der anderen Seite konnten die Germanen auch leicht jede äußere Ordnung aufgeben, in regellosen Haufen oder ganz aufgelöst durch Wälder und Felsen vorstürmen oder zurückfluthen: die Seele des taktischen Körpers blieb ihm darum doch erhalten, der innere Zusammenhalt, das gegenseitige Vertrauen, das instinktiv oder auf den Zuruf der Führer gleichmäßige Verhalten. Auf dies kommt, wie wir gesehen haben, Alles an; es ist viel wichtiger als die äußere Ordnung und ist für die rein militärisch anerzogene Disziplin viel schwerer zu erreichen, als für die natürliche Körperschaft eines germanischen Geschlechts. Die Germanen sind also nicht bloß tüchtig in der rangirten Schlacht, sondern auch ganz besonders für das zerstreute Gefecht, Ueberfälle im Walde, Hinterhalte, verstellte Rückzüge und den kleinen Krieg in jeder Gestalt.

[1]) Die Schilderung bei Dio 38, 49. 50 ist eine bloße rhetorische Ausmalung und darf nicht historisch verwerthet werden.

Einigermaßen in Widerspruch mit diesen Schilderungen steht die Erzählung Tacitus' (Ann. II, 45) von der Schlacht zwischen Armin und Marbod „deriguntur acies, pari utrimque spe, nec ut olim apud Germanos, vagis incursibus aut disjectas per catervas: quippe longa adversum nos militia insueverant sequi signa, subsidiis firmari, dicta imperatorum accipere". Diese Worte ließen sich so auslegen, daß die Germanen früher überhaupt keine taktische Ordnung gehabt, sie von den Römern aber gelernt und ihre Art nachgeahmt hätten, indem sie eine Schlachtreihe aufstellten und sie durch Reserven, also ein zweites oder mehrere Treffen gliederten und sicherten.

Wir werden aber bei dieser Schilderung die rhetorische Accentuirung zu berücksichtigen und in Abzug zu bringen haben; die „alte Sitte" der Germanen, „vagis incursibus aut disjectas per catervas", von der Tacitus spricht, wird daher nichts Anderes sein, als der Angriff in Geviert-Haufen, in Keilen, die von Schützen begleitet sind und sich auch leicht völlig auflösen. Die „acies" subsidiis firmata" aber können wir in der That als eine Nachahmung der römischen Formen acceptiren. Seit Cäsar waren zahllose Germanen, Fürsten wie Gemeinfreie, im römischen Dienst und hatten das römische Wesen von Grund aus kennen gelernt. Es ist durchaus möglich, daß Armin wie Marbod es für vortheilhaft gehalten haben, die römische Schlachtordnung anzunehmen.[1]) Sie brauchten zu dem Zweck nur zu befehlen, daß die einzelnen Geschlechter, statt sich zu großen Gevierthaufen zusammenzustellen, nebeneinander aufmarschirten. Ein Geschlecht, eine Hundertschaft, war ja ungefähr dasselbe, wie eine römische Centurie oder ein Manipel. Auch mehrere Treffen oder eine Reserve konnten auf diese Weise gebildet werden. Es ist durchaus kein Widerspruch, daß die Mittelmeer-Völker viele Jahrhunderte gebraucht haben, bis sie zu einer so feinen Gliederung gelangten und daß die barbarischen Germanen sie ohne Weiteres kopiren konnten. Aus sich selbst hätten die Germanen das nicht gekonnt; dazu war die Kraft der Beharrung in der Menge, der Glaube an die überlieferte Form zu stark. Keine persönliche Autorität wäre groß genug gewesen, das

[1]) Bell. Gallic. V, 55, berichtet Cäsar auch von dem Treverer Indutiomarus, daß er seine Truppen „exercire".

Mißtrauen der Menge gegen eine solche Neuerung, namentlich gegen Treffen-Bildung oder Reserve, zu überwinden. Da nun aber Jedermann aus eigener Anschauung oder durch Erzählung der Kameraden wußte, welchen Erfolg die Römer mit diesen Ordnungen erreichten, so konnte der Feldherr, der im Kriegsrath der Hunni einen solchen Vorschlag machte, leicht Beifall finden, und die mechanische Durchführung seiner Anordnungen konnte den Hunni, die ihre Schaar ja gut in der Hand hatten, nicht sehr schwer fallen.

Immerhin gingen die Germanen nicht einfach zur römischen Kriegsweise über. Ob Tacitus' Erzählung von der großen Germanen-Schlacht zwischen Armin und Marbod in den Einzelheiten so zuverlässig ist, muß wohl dahingestellt bleiben. In den späteren Bataver-Schlachten treten selbst die Germanen, die in römischem Dienst gestanden haben, wieder in ihrer heimischen Kampfes-Form auf, und noch in der Völkerwanderung finden wir beides berichtet: Kaiser Mauritius in seinem „Strategikon" (gegen 600) sagt, daß die Germanen eine gerade Schlachtlinie bildeten,[1]) Agathias aber meldet von der Keil-Stellung des fränkisch-alemannischen Heeres in Italien unter Butilin und Leuthar (i. J. 552), und Ammian (17, 13) berichtet sogar, daß die Römer einmal in der Form des „Schweinskopfes", wie die „soldatische simplicitas" es nenne, d. h. im Keil angegriffen hätten. Dieser Ausdruck „Schweinskopf" oder „Eberkopf" ist unzweifelhaft deutsch, im Nordischen lautet er „svinfilking"[2]) und begegnet uns vielfach im Mittelalter. Mit den Germanen, die sie anwarben, haben die römischen Feldherren auch diese Form übernommen. Das Bild deutet, ganz wie das lateinische Wort „cuneus", auf eine nach vorn spitz zulaufende Form der Aufstellung, und Ammian fügt ausdrücklich hinzu: „desinente in angustum fronte." Man darf daraus aber kein constructives Princip machen, sondern muß es in der einschränkenden Weise, wie oben dargethan, auslegen.

Die Bewaffnung der Germanen war bestimmt und wird charakterisirt durch die Armuth an Metall. Zwar waren sie aus der Bronce-Zeit bereits in die Eisen-Zeit übergetreten, verstanden

[1]) „ἴσον τὸ μέτωπον τῆς παρατάξεως ποιοῦσι", cit. Müllenhoff, Germ. S. 179.
[2]) Müllenhoff, l. c.

aber noch nicht, wie die Kulturvölker des Mittelmeeres oder auch nur die Kelten, den Vorrath nach Bedürfniß zu vermehren und demgemäß frei zu gestalten und zu formen. Nur sehr Wenige, berichten uns die Römer, hatten Panzer oder Helme; die Hauptschutzwaffe war ein großer Schild von Holz oder Geflecht, mit Leder verkleidet; auf dem Kopf ein Schutz von Leder oder Fell. In einer Ansprache, die Tacitus (Ann. II, 14) den Germanicus vor einer Schlacht halten läßt, läßt er den römischen Feldherrn sagen, nur das erste Glied (acies) sei mit Spießen bewaffnet, die übrigen hätten bloß praeusta aut brevia tela. Das ist natürlich die Uebertreibung des encouragirenden Redners: wenn die Masse der Germanen wirklich bloß mit spitzen Stöcken bewaffnet gewesen wäre, so hätte alle Tapferkeit gegen die von Kopf zu Fuß wohlgewappneten Römer nie etwas ausrichten können. Besser unterrichtet uns Tacitus in der Germania (cap. 6), wo er ebenfalls zuerst sagt, daß die Germanen wenig Langspieße und auch wenig Schwerter hätten, und dann als ihre Hauptwaffe die Frame nennt, die er auch sonst öfter (Germ. 6, 11, 13, 14, 18, 24) erwähnt und als einen Spieß in der Art des alten griechischen Hoplitenspießes beschreibt. Später finden wir auch öfter die Streitaxt erwähnt, die schon in alte Zeiten, wo der Mann nur über ein einziges metallenes Instrument verfügte, es aber bald als Werkzeug, bald als Waffe benutzte, zurückführen mag.

Fraglich erscheint, wie die Langspieße mit den Kurzwehren im Keil zusammengeordnet waren. Germanicus in jener Rede vertröstet seine Soldaten, daß diese Spieße im Walde nicht so gut zu handhaben seien, wie ihre Pilen und Schwerter. Man möchte danach meinen, daß die germanischen Spieße die Länge der Sarissen und der Landsknechtspieße gehabt hätten, und unmöglich erscheint das nicht.

Da der Langspieß mit beiden Händen geführt wird, der Krieger also keinen Schild tragen kann, so müßten wir kombiniren, daß es die Geharnischten waren, die diese Spieße führten. Im ersten Gliede stehend, wohl mit Schildträgern gemischt, um durch deren Schild noch etwas mitgedeckt zu werden, machten die Langspieße die Spitze des heranstürmenden Keils; indem sie mit gewaltigen Stößen die feindliche Front durchbrachen und sie in Unordnung

brachten, drängten die Framen-Träger nach und an ihnen vorbei in die Lücken. Ohne diese enge Verbindung mit einer Kurzwaffe wäre der Langspieß für das Handgemenge nicht brauchbar gewesen; auch der Spießer selbst mußte für die Fortsetzung und Durchführung des Gefechts noch ein Schwert oder einen Dolch als Zweit-Waffe haben.

Einfacher gestaltet sich das Bild, wenn wir annehmen, daß die Erzählungen der Römer von den ungeheuren Langspießen der Germanen nur aus dem Vergleich mit ihrem Pilum entsprungene Uebertreibungen sind. Waren die Spieße nur 12—14 Fuß lang, so daß sie noch mit einer Hand regiert werden konnten und der Mann noch einen Schild tragen konnte, so war der Unterschied von der Frame nicht so erheblich, um nicht ziemlich beliebig die Waffen im Gevierthaufen mischen zu können.

Sehr viel gebrauchten die Germanen den Wurfspieß; und auch Bogen und Pfeil, obgleich kaum erwähnt in den Quellen, werden bei ihnen gebräuchlich gewesen sein.

Der Keil.

Schon Handbibliothek f. Offiziere, Gesch. d. Kriegswesens, Bd. I, 97, 1828, ist wohl die dreieckige Aufstellung und der Hohlkeil zum Umfassen beschrieben, aber hinzugefügt:

„Diese keilartigen Formationen waren wohl mehr taktische Erfindungen und Spielwerk für die Uebungsplätze, als für die Praxis im Krieg, für welche es keine Beispiele davon giebt.

„Im Allgemeinen verstanden die Griechen unter Keil jede Angriffsmasse von mehr Tiefe als Fronte. Hierunter sind auch die Angriffs-Kolonnen des Epaminondas begriffen."

Peucker hingegen glaubt wieder an die Dreiecks-Form des germanischen Keils und rühmt ihr nach (Das deutsche Kriegswesen der Urzeiten, II, 237), daß „Frontveränderungen mit ihr leichter auszuführen waren". Die Autorität der griechischen taktischen Schriftsteller, auf die er sich dabei beruft, können wir auf sich beruhen lassen, da sie nur von der Reiterei sprechen, ebenso wie das Muster des Fluges der Kraniche. Das angeblich leichtere Schwenken ist wie die ganze Aufstellung eine doktrinäre Konstruktion.

II, 245 glaubt Peucker ganz umgekehrt, daß „die keilförmige Angriffskolonne ohne Gefährdung ihres inneren Zusammenhanges sich nur in festem, offenem und ebenem Terrain bewegen konnte".

Berufskrieger.

Tacitus, Germ. 30, 31, rühmt den Chatten ganz besondere Kriegs-Eigenschaften nach und erzählt, daß es unter ihnen Viele gebe, die ihr Leben

lang weder Haus noch Acker haben, sondern nur dem Kriege leben. Diese Schilderung unterliegt insofern einem Bedenken, als sie die Chatten gar zu sehr über die anderen Germanen hinaushebt. Nirgends tritt es in historischen Thatsachen zu Tage, daß eine germanische Völkerschaft wesentlich mehr vermocht habe als eine andere; wohl brachten sie sich gegenseitig Niederlagen bei, und die einst so hochstehenden Cherusker sollen nach Tacitus' Behauptung schon zu seiner Zeit sehr heruntergekommen gewesen sein, aber auf eine spezifische Verschiedenheit des Kriegerthums, wie etwa zwischen den Spartanern und den übrigen Hellenen im fünften Jahrhundert, dürfen wir daraus noch nicht schließen. Jeder germanische Mann in jeder germanischen Völkerschaft ist vor Allem Krieger: das ist die Grundthatsache, die alles Andere beherrscht. Daß nun auf dem Boden dieses allgemeinen Kriegerthums Einzelne sich zu besonderen Recken herausbilden, als Abenteurer, Räuber und Schmarotzer durch die Gaue ziehen, keine Familie gründen, keinen Acker bestellen, nur zeitweilig zu ihrem Geschlecht zurückkehren, aber wenn's an's Raufen geht, immer dabei sind und sich gerne ins erste Glied des Keils stellen lassen, daß solche Gesellen, die auch gern einmal den römischen Sold nahmen, zahlreich bei allen germanischen Völkerschaften vorkamen, mögen wir gern glauben. Nur darf man, indem man diese Wildlinge Berufskrieger nennt, die anderen Germanen deshalb nicht zu Bauern machen: es ist nur ein Gradunterschied, Krieger sind sie alle.

Die Frame.

Die Bewaffnung der Germanen ist uns geschildert in der Ansprache des Germanicus (Tacit. Ann. II, 14) und in der Germania cap. 6. Beide Schilderungen aber fordern Einwendungen heraus und widersprechen sich untereinander: „praeusta aut brevia tela", wie Germanicus sagt, ist wenig anschaulich, und selbst wenn man annehmen will, daß ein Theil der Germanen wirklich nur tela mit im Feuer gehärteter Spitze gehabt habe, so giebt das „aut" und „brevia" weder eine Ergänzung noch einen Gegensatz.

In der „Germania" heißt es: „Ne ferrum quidem superest, sicut ex genere telorum colligitur: rari gladiis aut majoribus lanceis utuntur; hastas vel ipsorum vocabulo frameas gerunt angusto et brevi ferro, sed ita acri et ad usum habili, ut eodem telo prout ratio poscit, vel comminus vel eminus pugnent."

Eine hasta angusto et brevi ferro ist der alte Hoplitenspieß, auf den es auch paßt, daß man mit ihm sowohl aus der Nähe kämpfen, als ihn auch werfen kann. Offenbar schief aber ist in dieser Schilderung der Gegensatz zu den „größeren Lanzen", insofern er auf Mangel an Eisen zurückgeführt wird. Denn die größere oder geringere Länge oder Stärke des Schafts hat mit der Klinge nichts zu thun: man kann ziemlich kurze Wurfspieße mit sehr langem Eisen haben, wie die römischen Pilen, und Langspieße mit einer ganz kurzen Spitze. Anstößig ist ferner die auftragende Art, mit der uns eine so gewöhnliche Waffe, wie der Hoplitenspieß, der

ein den Römern ganz geläufiges Ding war, als etwas ganz Besonderes geschildert wird, und nicht nur hier, sondern noch an vielen anderen Stellen nennt Tacitus die germanische Frame wie mit einem heiligen Respekt „cruenta victrixque framea“.[1]) Man ist deshalb auf eine ganz andere Auslegung gekommen. Die Ausgrabungen haben aus der Urzeit ein eigenthümliches Instrument zu Tage gefördert, dem die Antiquare den Kunstnamen „Celt“ gegeben haben.[2]) Die Celte, die es in Stein. Bronce und Eisen giebt, haben die Form eines schmalen Beils, das nicht quer, sondern lang zu schäften ist. Man kann also einen Celt derart auf eine Stange setzen, daß man einen Spieß hat, der statt einer Spitze eine Schneide hat. In dieser Waffe hat man die germanische Frame sehen wollen, und noch Jähns in seiner „Entwickelungsgeschichte der alten Trutzwaffen“ hat sich für diese Auslegung entschieden und sie ausführlich begründet. Sein Hauptgrund ist, daß man so für die so sehr häufig vorkommenden und sonst schwer zu erklärenden Celte eine passende Verwendung habe, Funde und historischen Bericht in Uebereinstimmung bringe, und ferner, daß die Betonung, mit der Tacitus von der Frame als einer ganz eigenthümlichen Waffe spricht, damit gerechtfertigt sein würde. Die Frame = Celt-Spieß wäre dann die Waffe eines metallarmen Volkes, das seine Waffe so gestaltet, daß sie möglichst allen Zwecken zugleich dient und nicht bloß als Waffe, sondern auch als Werkzeug gebraucht werden kann. Ihr Vorzug ist, daß man mit ihr sowohl stoßen und schlagen und zur Noth auch mit ihr werfen kann. Wurf und Stich mit einem Spieß sind natürlich wirksamer, da die breite Schneide nicht so leicht und tief eindringt wie eine scharfe Spitze, aber der Mann, dem außer dem Spieß nicht auch ein Schwert zur Verfügung steht, und das fehlte den meisten Germanen, der will den Spieß auch zum Schlagen benutzen können, und mit der scharfen Kante des Celt ist das wirksam genug. Jähns unterstützt diese Auslegung durch den Hinweis auf Stoßwaffen mit breiter Schneide, die sich auch anderwärts finden, und durch den Hinweis auf den Zusammenhang der Entwickelung mit der Steinzeit: in Stein konnte man eine spitze Kriegswaffe nicht herstellen; der Stein wäre an der feindlichen Schutzrüstung zersplittert. Spitze Steinwaffen sind nur für die Jagd brauchbar. Die Urform der Stoß-Kriegswaffe also war breit, und man behielt diese bewährte Form auch in der Bronce- und sogar in der Eisen-Zeit noch lange bei. Endlich finden wir, daß in einer Glosse des neunten Jahrhunderts „framea“ mit „Ploh“ = Pflug erklärt wird, was auf ein breites, nicht spitzes Instrument schließen läßt.

Die Argumentation hat etwas Bestechendes, ist aber doch wohl sicher unrichtig. Die allerdings sehr zahlreich gefundenen Celte brauchen nicht

---

[1]) Germ. 14.

[2]) Der Erfinder scheint der Humanist Konrad Celtis gewesen zu sein, der seinen Namen „Pickel“ so übersetzte. Olshausen, Verh. d. anthrop. Gesellsch. 1894, S. 353.

aus der römisch-germanischen Zeit zu stammen, sondern sind sehr viel älter. Eine Harmonie zwischen diesen Funden und den Berichten der römischen Schriftsteller herzustellen, ist also gar nicht erforderlich. Die Celte, wenn auch, worauf Jähns (S. 168) Gewicht legt, einige spießartig geschäftete thatsächlich gefunden sind, können sehr wohl meist mit einem Knieholz geschäftet gewesen sein, so daß sie als Hacke resp. als Beil benutzt wurden. Als Stoßwaffe ist eine breite Schneide so viel weniger leistungsfähig, als eine Spitze, daß sie unmöglich prinzipiell dazu bestimmt gewesen sein kann, und wiederum die Waffe zum Schlagen zu benutzen, ist die Kante des Celts viel zu stumpf; man würde in diesem Fall doch auch wenigstens an einer Seite eine wirkliche Schneide angebracht haben. Was endlich Tacitus betrifft, so würde er mit seiner Schilderung „hasta brevi et angusto ferro" ja gerade die wichtigste Eigenschaft, die Schneide statt der Spitze, ausgelassen haben. Kommen wirklich, wie Jähns behauptet, anderwärts Stoßwaffen und Pfeile mit breiter Schneide statt einer Spitze vor, so mögen sie einem besondern Zweck gedient haben und können die offenbare Unbrauchbarkeit des Celts zum Stoßen nicht widerlegen; der „händebreite Sachs" (die Klinge von Siegfrieds Pfeil Jähns, S. 174) läßt sich auch wohl anders auslegen. Der „Ploh" der Glosse beweist nichts, da das älteste Instrument zum „pflügen" jedenfalls spitz und nicht breit war. Vgl. zu den sonstigen Quellen-Zeugnissen und Parallel-Stellen Müllenhoffs Recension v. Lindenschmits Handbuch d. deutschen Alterthumskunde: Anzeig. f. d. Alterthum, Bd. 7, neugedr. i. d. Deutsch. Alterthumskunde, Bd. 4 (Die Germania), S. 621. — Zeitschrift f. Ethnologie, Bd. II (1870), S. 347.

Es wird also dabei bleiben müssen, daß die Frame im Wesentlichen nichts Anderes ist, als der altgriechische, 6—8 Fuß lange Hoplitenspieß. Daß Tacitus gerade das „kurze" Eisen hervorhebt, geschieht aus dem Vergleich mit dem römischen Pilum heraus. Der sachliche Fehler seiner Charakteristik liegt in dem Hereinziehen des Langspießes. Läßt man diesen aus, so ist die Gedankenverbindung, „die Germanen haben wenig Eisen, deshalb kämpfen sie nicht mit Schwertern und Pilen, sondern mit Spießen, die sowohl für den Nah- wie für den Fernkampf verwendet werden", für einen römischen Berichterstatter sehr natürlich. Schief ist freilich in Tacitus' Ausdruck ferner noch die logische Verknüpfung: „die Waffe ist so scharf und brauchbar, daß sie sowohl zum Nah- wie Fernkampf verwendet werden kann". Nicht ein „so daß", sondern ein bloßes „und" müßte die beiden Satzglieder verknüpfen. Irreleitend endlich ist der Ton der ganzen Darstellung, der die Frame als etwas ganz Besonderes erscheinen läßt, da sie doch eine ganz alltägliche Allerweltswaffe ist. Alles das wird uns aber weniger anfechten, wenn wir es in die uns auch sonst bekannte Eigenthümlichkeit des Tacitus, in seinen historischen Styl, einordnen: es kommt ihm immer nicht so sehr auf den Gegenstand an, als auf den Eindruck, der hervorgerufen werden soll, und er sucht seinen Antithesen dadurch einen besonderen Reiz zu geben, daß er die Spitzen nicht direkt aufeinander treffen läßt.

Drittes Kapitel.

Die Unterwerfung Germaniens durch die Römer.

Indem die Römer die Gallier unterwarfen und den Rhein zu ihrem Grenzfluß machten, übernahmen sie die Aufgabe, ihre neuen Unterthanen gegen die Germanen zu beschützen. Um nicht unter das Joch dieser Barbaren zu kommen, hatten sich die Gallier ja Cäsar an den Hals geworfen, und die römische Herrschaft hatte begonnen mit der Vertreibung Ariovists durch die gemeinschaftlichen Kräfte der Römer und Gallier. Der hier begonnene Kampf aber setzte sich fort. Die wilden germanischen Horden kamen immer von Neuem über den Rhein; je mehr die neue Provinz unter dem Frieden des römischen Weltreichs aufblühte, um so mehr lockte sie die Beutelust der kraftbewußten Söhne des Urwalds. Das durchgreifendste Mittel, dieser ewig drohenden Gefahr zu begegnen, schien den Römern, so wenig das rauhe, neblige Land sie lockte, es doch auch in ihren Herrschaftsbereich hineinzuziehen und der germanischen Freiheit ein Ende zu machen, wie vorher der gallischen.

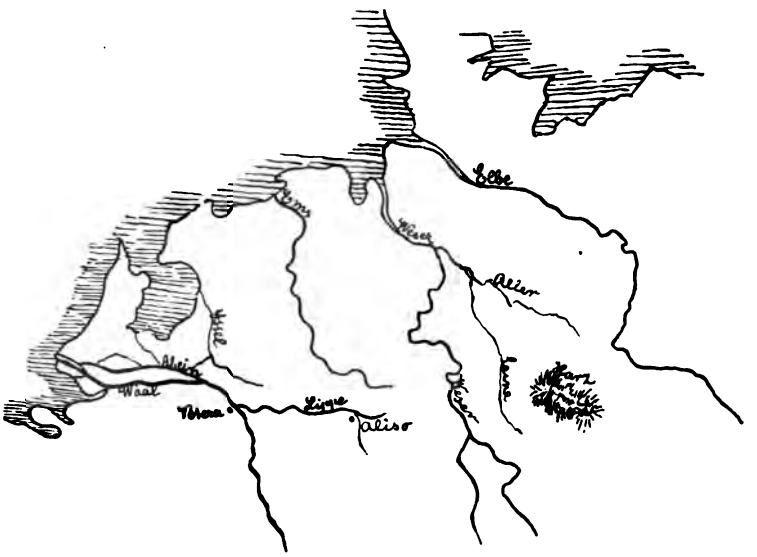
Nachdem Augustus das Reich innerlich geordnet, die Alpenländer unterworfen und die Grenzen des römischen Reiches bis an die Donau vorgeschoben, übertrug er zunächst seinem jüngeren Stiefsohn Drusus und nach dessen Tode dem Tiberius die Bändigung der Völkerschaften vom Rhein bis an die Elbe. Die Römer griffen die schwierige Aufgabe systematisch an.

War die einzelne germanische Völkerschaft auch nur sehr gering an Zahl und konnten selbst viele Völkerschaften zusammen nur mäßige Heere aufstellen, oder wenn sie größere zusammenbrachten, doch nicht mit ihnen operiren (vgl. den vorigen Band „Römische

Kriegskunst wider Barbaren"), so war doch, wo man auch hinkam, jeder Mann ein Krieger, und nicht anders, als mit großen, zusammengehaltenen Heeren konnten die Römer sich unter diese, Tod und Wunden verachtenden Barbaren wagen. Große Heere aber im inneren Germanien zu ernähren, war sehr schwer. Das Land mit seinem geringen Ackerbau konnte selbst nur wenig liefern; Proviant-Kolonnen weite Strecken auf Landwegen zu befördern, erfordert einen gewaltigen Apparat, und abgesehen von den Moorbrücken, die die Germanen mit einem erstaunlichen Aufwand von Arbeit und Geschicklichkeit angelegt haben, war von gebauten Straßen nicht die Rede. Drusus schuf nun, nachdem er auf dem ersten Feldzug ins Innere aus Mangel an Lebensmitteln hatte umkehren müssen, für sein Vorgehen eine doppelte Basis. Der Haupt-Waffenplatz der Römer am unteren Rhein war das Lager von Vetera (Birten) bei Xanten, gegenüber der heutigen Stadt Wesel und dem Einfluß der Lippe in den Rhein. Die Lippe ist als Wasserweg im Frühjahr und auch sonst einen Theil des Jahres fast bis an die Quelle zu gebrauchen; Drusus legte also, indem er an der Lippe entlang hinaufzog, an der Stelle, wo die Schiffbarkeit aufhört, nicht weit von Paderborn, da, wo die Alme in die Lippe fließt, ein Kastell an, das als Magazinplatz dienen konnte (a. 11 a. C.). Es ist das Kastell Alison, dessen Name in dem Dorfe Elsen bis auf den heutigen Tag fortzuleben scheint; in dem eigentlichen Flußwinkel liegt heute der Ort Neuhaus.

Nichts wäre falscher, als in der Anlage eines Kastells oder einer Festung, mag man sie sich nun größer oder kleiner denken, ein Mittel der Bändigung und der Herrschaft über die benachbarte Völkerschaft zu erblicken. Es giebt Verhältnisse und Völker, wo man durch Einlagerung von Garnisonen oder Errichtung von Stationen ein Regiment aufrichten kann, nämlich dann, wenn entweder ein wirklicher Krieg nicht zu erwarten oder die Unterwerfung so weit fortgeschritten ist, daß nur noch Widerspenstigkeiten im Kleinen zu bändigen sind. Da handelt es sich nicht mehr um Strategie, sondern um Polizei. Die Germanen aber waren etwas anderes, als etwa heute die Neger, die man durch kleine Executions-Commandos von einer befestigten Station aus in weitem Umkreis in Gehorsam erhält. Bei den Germanen wäre ein

ſolches Verfahren den Römern übel bekommen. Sie waren erſt einmal durch Krieg im großen Styl zu unterwerfen, und ſo lange ſie nicht unterworfen waren, hatte die Beſatzung eines Kaſtells keine weitere Aufgabe, als ſich ſelbſt und den umwallten Fleck Erde zu ſichern und zu ſchützen. Auch von Cäſar hören wir nicht, daß er in Gallien, abgeſehen etwa von einem Schutz-Fort für die Rheinbrücke, Kaſtelle gebaut hätte, denn Kaſtelle gebrauchen Beſatzungen, und ſein Beſtreben war ſtets, ſeine Truppen nicht zu verzetteln, ſondern ſie zuſammenzuhalten, um durch unbedingte Ueberlegenheit im freien Felde die Gallier zu beſiegen und zu Paaren zu treiben.



Man hat auch gemeint, Druſus habe das Kaſtell an der Lippe gebaut, um einen ſtets offenen und geſicherten Fluß-Uebergang zu haben, und deshalb den Platz weiter abwärts an der Lippe geſucht. Für einen mäßigen Fluß wie die Lippe, wo auf beiden Seiten, wenn auch nicht unmittelbar am Ufer, Wege entlang führten, iſt das jedoch keine entſcheidende Erwägung. Iſt auch wegen ſumpfiger Ufer die Lippe an längeren Strecken oft nicht leicht zu überſchreiten, ſo konnte doch für die Germanen eine Sperrung des Ueberganges gegen die Römer, bei deren vielfachen Hülfsmitteln und der

unschweren Umgehung so gut wie nie in Frage kommen. Auch die Bedeutung eines Brückenkopfes kann also die Anlage des Lippe-Kastells nicht gehabt haben.

Anders mit der Rücksicht auf die Verpflegung: diese bedurfte des Wasserweges, und der Wasserweg bedurfte eines Schlußpunktes, eines Magazin-Platzes, wo die Kähne ihre Ladung abgeben, die Proviant-Kolonnen für einen Marsch weiter ins Innere sie einnehmen konnten. Die Kriegführung im Innern Germaniens war eine ganz andere, wenn man das Korn oder Mehl nicht vom Rhein aus mitzufahren, sondern erst 150 Kilometer Luftlinie weiter, an der oberen Lippe, aufzuladen brauchte und hier eintretenden Falles wieder ergänzen konnte. Cäsar hatte in Gallien Magazinplätze nicht zu bauen und Besatzungstruppen für sie von den Legionen abzuzweigen brauchen. Für die Verpflegung mußten die Unterworfenen und Verbündeten mit Unterstützung der römischen Lieferanten sorgen. In Germanien mußten die Römer nothgedrungen von diesem Grundsatz abgehen. Nicht um dadurch die Umwohnenden im Zaume zu halten — dazu wäre es ein schlechtes Mittel gewesen — sondern um den römischen Operationen im inneren Germanien eine sichere Basis zu geben, baute Drusus Alison. (Vgl. unten die Spezial-Untersuchung über Alison.)

War das Kastell einmal da, so diente es natürlich auch noch anderen Zwecken z. B. Kranke aufzunehmen, Land und Leute zu beobachten, so weit die Macht reichte, eine gewisse Polizei auszuüben, eine stete Drohung für die umwohnenden Völkerschaften darzustellen, als Zufluchtsort zu dienen: derjenige Zweck aber, der dem Ganzen den Charakter gab und den Platz der Anlage bestimmen mußte, war das Magazin am Wasserweg mit dem Uebergang auf den Land-Transport.

Außer Alison soll Drusus noch 50 Kastelle am Rhein erbaut haben.[1]) Das scheint auf den ersten Blick in Widerspruch mit einem Plan der Eroberung Germaniens zu stehen, denn die Besetzung dieser 50 Kastelle verbrauchte einen großen Theil der verfügbaren Truppen, und gelang die Unterjochung der Germanen, so waren die Kastelle überflüssig. Die Erklärung wird sein, daß, wenn die Armee ins Feld zog, der Landsturm die Kastelle besetzen

[1]) Florus, IV, 12.

und als Zufluchtsstätten für die Bevölkerung halten sollte für den Fall, daß die Germanen, unfähig, ihr Land gegen die Römer zu vertheidigen, durch Diversionen ins Römische sich Luft zu machen suchten. In den großen Standlagern werden überdies Feldtruppen zurückgeblieben sein, die, wo es Noth that, zu Hülfe kommen konnten.

Außer vom Rhein aus auf der Lippe-Straße gab es nun aber noch einen anderen Weg, auf dem ein Heer in das Innere Nieder-Germaniens gelangen konnte, das war die See und die in sie einmündenden Ströme. Das erste Werk, das Drusus in Angriff nahm, als er sein Kommando in Germanien antrat, war der Bau eines Kanals vom Rhein in die Yssel, der ihm die Möglichkeit gab, durch den Zuider-See direkt an die deutsche Nordsee-Küste zu gelangen. Noch heute existirt die fossa Drusiana, die Sueton (Claudius, cap. 1) „novi et immensi operis" nennt. Der römische Handel in der Nordsee war nicht groß genug, um einen solchen Aufwand an Arbeit zu rechtfertigen, aber vom Standpunkt der Strategie wird er verständlich. Als Tiberius seinen Zug an die Elbe machte (4 p. C.), traf dort das Landheer mit einer Flotte zusammen, die „einen ungeheuren Vorrath von allen Dingen" mit sich führte.[1]) Bis nach Jütland sind die römischen Schiffe hinaufgefahren, und auf den Flüssen haben sie den Germanen mehrfach Schiffstreffen geliefert.[2]) Als die Bructerer später im Civilis-Kriege den prätorischen Dreiruderer, das Admiralschiff der Römer, erbeuteten, zogen sie es die Lippe herauf, um es ihrer Priesterin und Prophetin Veleda zum Geschenk zu machen.[3])

Auch an der Mündung der Weser und sogar der Elbe soll schon Drusus Kastelle gebaut haben, und etwas später ist uns eine römische Besatzung an der Weser-Mündung sicher bezeugt.[4]) Diese Anlagen dienten als Stützpunkte für die römischen Kriegs- und Transport-Flotten.

---

[1]) Vellejus, II, 106.
[2]) Strabo, VII, 1, 3. Vellejus, II, 121.
[3]) Tacitus, Hist. V, 22.
[4]) Florus, IV, 12, Praeterea in tutelam provinciarum praesidia atque custodias ubique disposuit, per Mosam flumen, per Albim, per Visurgim. Nam per Rheni quidem ripam quinquaginta amplius castella direxit. Statt „Mosam" will Asbach, Bonner Jahrbücher Heft 85 (1888) S. 28 wohl mit Recht lesen „Amisiam". Dazu Tacit. ann. I, 38.

Das auf diese Weise sorgfältig vorbereitete Unternehmen der Römer wurde unmittelbar von dem vollkommensten Erfolge gekrönt. Schon Drusus brachte die Küstenvölker, die Friesen und Chauken zur Anerkennung der römischen Oberherrschaft, und Tiberius empfing die Huldigung aller Völker bis zur Elbe, ohne daß es auch nur zu größeren Kämpfen gekommen wäre. Der Grund dieser erstaunlichen Weichheit war, nach Rankes ansprechender Vermuthung, ein ähnlicher, wie der, der seiner Zeit die Gallier Cäsar entgegengeführt hatte: eben in jenen Jahren hatte der Markomannen-Fürst Marbod ein großes germanisches Königthum aufgerichtet. Von Böhmen aus umfaßte es bereits Völker an der unteren Elbe. Ihm zu entgehen, schlossen sich die Völkerschaften an der Weser den Römern an (in den Jahren 11—7 a. C.).

Zunächst war das Verhältniß noch eine freie Bundesgenossenschaft, und die Römer führten im Winter ihre Heere immer wieder an den Rhein zurück. Es liegt auf der Hand, ein wie großer Nachtheil dieser Lager-Wechsel war. Die Germanen konnten sich so lange nicht als unwiderrufliche Unterthanen der Römer ansehen, als diese sich noch nicht einmal getrauten, den Winter über dazubleiben. Die Erklärung kann wiederum nur im Verpflegungswesen gefunden werden.

Die Fahrt durch die Nordsee, die Ems, Weser oder Elbe hinauf war selbst im Sommer ein Wagniß und setzte im Winter vollständig aus. So hören wir, daß bald diese, bald jene germanische Völkerschaft von Neuem unterworfen werden mußte. Erst im Jahre 4 p. C. schien Tiberius, zum zweiten Mal in den Norden gesandt, diese auffässigen Stämme endgültig beruhigt zu haben. Er wagte es, sein Heer an der Lippe-Quelle, also bei Aliso, überwintern zu lassen.

Die Römer legten Städte und Märkte an, und die Germanen schienen sich an die neue Lebensform zu gewöhnen, besuchten die Märkte und traten in Verkehr mit den Einzöglingen (Dio 56, 18). Eine von den römischen Anlagen dieser Zeit, Haltern an der Lippe, 6 Meilen vom Rhein, ist in jüngster Zeit aufgedeckt worden. Schon rüsteten sich die Römer, auch das germanische Königreich des Marbod in Böhmen zu unterwerfen; die botmäßigen Stämme am Main hätten die Basis für den Feldzug abgegeben.

Dieser Krieg wurde verhindert, als ein großer Aufstand in den jüngst ebenfalls unterworfenen Völkern südlich der Donau ausbrach und die Kräfte der Römer drei Jahre lang in Anspruch nahm. Die Germanen in Norddeutschland aber blieben auch in dieser Zeit vollständig ruhig.

Endlich aber, als die Römer unter dem Statthalter Varus mit ihrer Herrschaft wirklich Ernst machten, brach die große, allgemeine Empörung der Völkerschaften zwischen Elbe und Rhein los.

Die Quellen.

Während wir uns von dem Charakter, den Zuständen und der Bethätigung der Germanen ein deutliches und zuverlässiges Bild machen können, können wir über die einzelnen historischen Ereignisse unserer Urgeschichte mit viel geringerer Sicherheit sprechen. Das liegt an dem Charakter unserer Quellen. Sie sind zahlreich und ausführlich, aber Irrlichter. Mußten wir schon Cäsars Erzählung von der Eroberung Galliens sehr vorsichtig benutzen, da sie nicht nur einseitig römisch ist, sondern auch nicht einmal durch andere römische Quellen kontrollirt werden kann, so sind wir für die Kämpfe der Römer mit den Germanen noch viel schlimmer daran. Zwar haben wir hier nicht bloß eine, sondern mehrere Quellen, aber fast alle nur aus zweiter, dritter, vierter Hand. Die Haupt-Erzählung über die Schlacht im Teutoburger Walde, die uns vorliegt, Dio Cassius, ist erst zwei Jahrhunderte nach dem Ereigniß geschrieben worden, und selbst Tacitus lebte doch ein Jahrhundert später, als die Germanicus-Feldzüge waren, die er uns beschreibt. Dieser Mangel ist aber noch der geringste, da doch unseren Erzählern gleichzeitige gute Berichte vorgelegen haben und wir an Vellejus Paterculus auch einen wohlinformirten Zeitgenossen als Zeugen haben. Viel schlimmer ist der Geist der Literatur dieser Epoche, der ganz und gar von der Rhetorik beherrscht ist. Diese Schriftsteller wollen nicht erzählen, wie es gewesen ist oder wie sie möchten, daß die Leser glauben sollen, daß es gewesen sei, sondern sie wollen vor allem durch die Kunst ihrer Rede Empfindungen erwecken und Eindruck machen. Mir scheint, daß bei den zahlreichen Untersuchungen, die den Schlachten des Arminius und Germanicus bisher gewidmet worden sind, diese Charakter-Eigenschaft unserer Quellen, wenn auch oft hervorgehoben, doch kritisch noch lange nicht stark genug in Rechnung gezogen worden ist.

Nicht einmal das, was solche Quellen mit ausdrücklichen Worten sagen, ist objektiv zuverlässig, noch viel weniger aber sind es mittelbare Folgerungen, die aus ihren Schilderungen erst erschlossen werden, denn die Autoren selber haben ihre Schilderungen und die Gedankenverbindungen, die sie schufen, gar nicht als objektive Bilder der Wirklichkeit gemeint. Wir wollen uns das zunächst an einigen Beispielen klar machen.

Nach dem Bericht Dios, der durch Tacitus unterstützt wird, ist das Heer des Varus auf dem Marsch überfallen worden. Nach Florus hielt Varus im Lager gerade Gericht, als die Germanen plötzlich hereinbrachen. Der Widerspruch ist so stark, daß Ranke nicht anders geglaubt hat, als zwei verschiedene Begebenheiten annehmen zu müssen: die berühmte Schilderung Dios von dem Untergang der Legion auf dem Marsch durch die Wälder und Sümpfe in Regen und Sturm beziehe sich nur auf eine einzelne detachirte Abtheilung, während Varus selbst thatsächlich in seinem Lager, Gericht haltend, überfallen worden sei. Schon Mommsen hat diese Trennung der Akte verworfen, da Florus' Schilderung von dem Ueberfall mitten in der Gerichtssitzung nichts als rhetorische Uebertreibung der unklugen Sicherheit sei, in die sich Varus eingewiegt und durch die das Unglück herbeigeführt worden. Hierin ist Mommsen nicht nur zuzustimmen, sondern die ganze Substanz der vorliegenden Berichte ist mit demselben kritischen Scheidewasser zu behandeln, mit demselben Maßstab zu messen, Tacitus eingeschlossen.

Florus schreibt „castra rapiuntur, tres legiones opprimuntur". Es ist ganz falsch, aus dieser Reihenfolge der Angaben des Autors zu schließen, daß die Germanen erst das Lager nahmen und dann die Legionen anfielen.

Tacitus (ann. I, 61) berichtet, daß Germanicus im Jahre 15 in die Nähe des Varianischen Schlachtfeldes gelangt und, um die Todten zu bestatten, hingezogen sei. Er habe den Cäcina vorausgesandt, um das Waldgebirge zu rekognosziren, Brücken und Dämme durch die feuchten Sümpfe und trügerischen Gefilde anzulegen (ut occulta saltuum scrutaretur pontesque et aggeres umido paludum et fallacibus campis imponeret). Man pflegt das so aufzufassen, daß der Marsch durch ein den Römern bisher wenig bekanntes, unwegsames Berg-, Wald- und Sumpf-Land gegangen sein müsse. Es ist aber keineswegs unmöglich, daß Germanicus eine vielbegangene Straße, ja sogar eine alte römische Heerstraße, benutzt hat. In den sechs Jahren seit dem Sturz der römischen Herrschaft in dieser Gegend war diese Heerstraße natürlich, so weit sie überhaupt ausgebaut gewesen war, verfallen, vielleicht von den Germanen absichtlich zerstört. Germanicus mußte also einige Brücken und Dämme wiederherstellen und, da die Germanen in der Nähe waren, die Waldgebirge längs der Straße sorgfältig absuchen lassen. Mehr ist aus der Schilderung Tacitus' nicht zu schließen.

Tacitus schildert uns weiter, wie die Begleiter des Germanicus noch den Gang der Ereignisse hätten erkennen können: das erste Lager passend für drei Legionen, an der nächsten Stelle, entsprechend dem zusammengeschmolzenen Rest, mit verfallenem Wall, flachem Graben. Man hat daraus schließen wollen, daß Germanicus in derselben Richtung marschirt sei, wie Varus, da er erst auf das größere, dann das kleinere Lager stieß. Aber es ist, wie auch schon von Anderen bemerkt, sehr wohl möglich, daß Germanicus von der entgegengesetzten Seite gekommen ist und Tacitus nur um der Wirkung willen die Schilderung aufsteigen läßt.

Dio sagt (56, 18), die Germanen hätten den Varus vom Rhein an die Weser gelockt (προήγαγον αὐτὸν πόρρω ἀπὸ τοῦ Ῥήνου). Man hat daraus schließen wollen, daß die germanische Verschwörung von langer Hand vorbereitet gewesen sei; absichtlich, mit List hätten die Germanen selbst Varus überredet, sein Lager tief im Innern ihres Landes aufzuschlagen. Aber es hindert nichts, anzunehmen, daß nur ein hyperbolischer Ausdruck vorliegt für die Verstellung und Verschlagenheit der Germanen, die den Römer in Sicherheit gewiegt hatte. Hätte er den Germanen nicht vertraut, so würde er das Stand-Lager mit all' seinem Anhang nicht bis an die Weser vorgeschoben haben.

Diese einzelnen herausgegriffenen Beispiele werden jedes für sich wohl ziemlich einleuchten, geben aber von der Sachlage doch noch kein richtiges Bild. Man bleibt geneigt, jede einzelne Wendung in den überlieferten Erzählungen, so lange nicht ein positiver Grund gegen sie ins Feld geführt wird, als glaubhaft anzunehmen, besonders bei einem Historiker wie Tacitus, dem man doch eine große Autorität nicht absprechen kann. Bei der richtigen Quellen-Auffassung ist man aber erst, wenn man völlig entschlossen ist, jeder einzelnen Wendung, auch wenn sie zunächst gar nicht verdächtig erscheint, das äußerste Mißtrauen entgegenzubringen.

Anzweiflung aller Einzelheiten ist noch nicht Verwerfung des Historikers selbst. Man muß sich klar machen, daß das, worauf es uns ankommt, etwas ganz Anderes ist, als das, worauf es dem Römer ankam: dieser will eindrucksvoll charakterisiren, die einzelnen Facta sind ihm minderwerthig. Wir aber legen alles Gewicht gerade auf diese einzelnen Linien, weil wir aus ihnen einen neuen, eigenthümlichen Zusammenhang herstellen wollen, an den Tacitus gar nicht gedacht hat.

Wir werden gut thun, uns, wie schon öfter, die praktische Tragweite dieses Grundsatzes an einem Beispiel aus der neuesten Historiographie zu verdeutlichen. Ist eine Analogie auch kein Beweis, so giebt sie doch einen Maßstab an die Hand, und wer in der alten Geschichte arbeitet, wo die Kontrollen so schwer sind, thut, wenn er vorsichtig sein will, gut, immer von Neuem einmal wieder an einem Beispiel der neueren Geschichte sich zu vergewissern, ob die Maßstäbe, mit denen er mißt, auch noch richtig sind.

Zu den prachtvollsten Stücken moderner Geschichtsschreibung gehört die Schilderung der Schlacht von Belle-Alliance in Treitschkes Deutscher Geschichte.

Aber es wäre, wenn keine andere Quelle erhalten wäre, überaus schwer, ja fast unmöglich, aus ihr den sachlichen Zusammenhang des Ereignisses herauszufinden oder zu rekonstruiren. Treitschkes ganze Aufmerksamkeit ist darauf gerichtet, die Persönlichkeiten, die Völker, die Krieger, die hier gefochten haben, zu charakterisiren und in den Seelen der Leser einen des ungeheuren Ereignisses würdigen Wiederklang hervorzurufen, den denkbar stärksten Eindruck zu machen. Darüber werden ihm die einzelnen Vorgänge und ihre Verknüpfung etwas Nebensächliches, auf das er weniger achtet; um einer

psychologischen Verbindung willen werden die chronologischen, auf die für den Zusammenhang Alles ankommt, verschoben.

Wellingtons Defensiv-Stellung wird mit dem Eigenschaftswort „fest" bezeichnet; man muß sich hüten, das Wort technisch zu nehmen, es ist bloß als Steigerung gebraucht.

„Ein tief eingeschnittener, von Hecken eingefaßter Querweg lief der der Front entlang." Die Schilderung trifft nur ein kleines Stück der Front.

Schon als die Preußen ihren Angriff begannen ($^1/_2$5 Uhr) soll Wellington seine Reserve „bis auf den letzten Mann" im Gefecht gehabt haben. Das ist, wörtlich genommen, durchaus unrichtig; Wellington hatte selbst am Abend um 8 nach eine ganz unberührte Division (Chassé) und eine sehr wenig gebrauchte (Clinton). Als Ausdruck für die ungeheure Spannung der Lage, die Anstrengung, die es Wellington kostete, seinen Posten zu behaupten, also so zu sagen symbolisch genommen, mag man den Satz ruhig stehen lassen. Er enthält eine bloße Uebertreibung, wie die „feste" Stellung und der „tief eingeschnittene, von Hecken eingefaßte Querweg der Front entlang". Nimmt man es aber positiv, so wird es unbegreiflich, wie die englische Schlachtlinie den Stoß der alten Garde Napoleons am Abend hat aushalten können.

Um 1 Uhr soll die Hauptmasse der preußischen Armee auf den Höhen von St. Lambert gewesen sein. St. Lambert ist nur $^3/_4$ Meile vom Rande des Schlachtfeldes entfernt. Wäre die Hauptmasse der preußischen Armee schon um 1 Uhr an dieser Stelle gewesen, so wäre es so unverzeihlich wie unbegreiflich, daß Blücher erst so spät in die Schlacht eingriff.

Nachdem der mißglückte Angriff der kaiserlichen Garde gegen die englische Linie geschildert ist, fährt der Autor fort: „Indem hatte Blücher schon den Schlag geführt, der die Vernichtung des napoleonischen Heeres entschied", nämlich die Erstürmung von Plancenoit.

Wer das „indem hatte Blücher schon" philologisch interpretirt, muß schließen, daß Plancenoit genommen wurde, während die Franzosen und Engländer noch miteinander rangen, und man muß um so mehr zu dieser Auslegung kommen, da vorher gesagt ist, daß schon vor dem Angriff der Garde die Batterien des preußischen Korps Zieten „weithin den rechten Flügel des Feindes bestrichen und bis in das französische Centrum hinein sich die Schreckenskunde verbreitete, dort auf der Rechten sei Alles verspielt."

Wüßten wir nun zufällig aus einer anderen Quelle, daß Plancenoit bereits $6^1/_2$ Uhr von den Preußen genommen wurde, während der Angriff der Kaiser-Garde erst gegen 8 Uhr stattfand, so würde jeder Zweifel ausgeschlossen erscheinen. Thatsächlich aber ist Plancenoit den Preußen nach der ersten Eroberung noch einmal wieder durch die französische Garde entrissen worden — welches ganze Zwischenspiel Treitschke übergangen hat — und die zweite Eroberung ist erst *nach* dem Scheitern des Angriffs der französischen Garde gegen die Engländer erfolgt. Da Plancenoit vollständig *hinter* der französischen Schlachtlinie lag, so wäre es unbegreiflich, wie diese Armee

hätte davonkommen können, und nicht abgeschnitten und gefangen genommen worden ist, wenn Treitschkes Erzählung richtig wäre.

Die Genesis des historiographischen Fehlers ist offenbar die, daß es dem Autor allein darauf ankam, den Umschlag der Entscheidung mit möglichster Kraft zu schildern und dabei den Antheil der Preußen gebührend ins Licht zu setzen; der eigentliche taktische Zusammenhang berührt ihn weniger, so daß er das „indem . . . . hatte . . . . schon" als eine bloße Konjunktion verwendet, ohne sich des sachlichen Zusammenhangs, den er damit konstruirt, bewußt zu werden.

Treitschke ist nun keineswegs etwa ein inexakter Geschichtsschreiber; im Gegentheil, er hat alle Quellen sorgfältig und kritisch studirt und auch auf die Einzelheiten sehr wohl geachtet. Für den taktischen Vorgang aber hat er wenig Interesse; diese Seite der Dinge wird von seinem Gesichtspunkte nicht gefaßt, und eben darum ist das Beispiel dieser seiner Schlacht-Schilderung so lehrreich. Keine einzige von den Quellen, die uns die germanisch-römischen Kriege erzählen, ist an thatsächlicher Exaktheit mit Treitschke auch nur entfernt zu vergleichen, dahingegen das rhetorische Moment noch viel stärker und ungebundener wirksam, wobei wir uns hüten müssen, den Begriff „rhetorisch" bloß als „Wortgeklingel" zu fassen. Ist die Rhetorik auch wirklich sehr oft zu bloß äußerlicher Dekoration herabgesunken, so ist sie hier doch als das gemeint, was sie eigentlich sein sollte, die wirkliche Kunst der Rede, die der Ausdruck der starken, inneren Empfindung, des Pathos des Erzählers ist.

Keineswegs darf man nun etwa diese Beobachtung verallgemeinern und von der Unzuverlässigkeit aller historischen Berichte sprechen. Es giebt viele Arten der Geschichtsschreibung, die unterschieden werden müssen. Auch die Erzählungen Herodots, Xenophons, Polybius', Cäsars haben ihre Fehler, aber sie sind ganz anderer Natur und entspringen anderen Quellen, als die Treitschkes oder Tacitus'. Die Fehler, die wir in Treitschkes Darstellung von Belle-Alliance aufgedeckt haben, würde keiner von den vorgenannten Historikern gemacht haben, und für unsere Art der Betrachtung sind sie fundamental; für Treitschke, dem Alles auf Charakteristik und Eindruck ankommt, und ebenso für seine Leser sind sie durchaus nebensächlich, und ich bin, so bekannt der Hergang dieser Schlacht ist, vielleicht der erste Kritiker, dem die Fehler überhaupt aufgestoßen sind und der sie notirt hat, weil wir glücklicherweise noch gewohnt sind, dieses Buch als Kunstwerk und nicht als „Quelle" zu benutzen. So wenig wie Treitschke nehmen wir auch Tacitus etwas von seinem eigenthümlichen Werth, wenn wir jede einzelne Wendung seiner Erzählung mit Skepsis betrachten und die Möglichkeit statuiren, daß Verbindungsglieder und große Zusammenhänge bei ihm völlig ausgefallen sind.

Während die Forscher bisher von dem quellenkritischen Grundsatz ausgegangen sind, daß Tacitus' Darstellung ein richtiges und zuverlässiges Bild der Ereignisse sei und nur richtig und exakt interpretirt, höchstens hier und da ergänzt oder korrigirt werden müsse, möchte ich behaupten, daß es

ganz falsch ist, aus seinen rhetorischen Bildern und Satzverbindungen wirkliche Situationen herausinterpretiren zu wollen, und daß man umgekehrt von vornherein sicher sein darf, daß er in noch viel höherem Grade, als etwa Treitschke in der Schlacht von Belle-Alliance, der Ergänzung und des Zurechtrückens bedarf, um den wahren Causal-Nexus hervortreten zu lassen.

2. Der römische Posten an der Weser-Mündung.

Drusus hat nach Florus, IV, 12 auch an der Elbe und Weser Kastelle erbaut (praesidia atque custodias disposuit). Tacitus, Ann. I, 28, erzählt uns, daß bei der großen Empörung im Jahre 14 auch das Präsidium der Vexillaren bei den Chauken meuterte. Das muß in dem von Drusus angelegten Weser-Kastell gewesen sein, und zwar an der Mündung des Flusses.

Die Chauken haben nach der gewöhnlichen Annahme an beiden Ufern der Weser und bis an die Ems gesessen. Much aber, German. Stammsitze, S. 54, hat mit guten Gründen die Ampsivarier an die untere Ems gesetzt. Selbst wenn das nicht richtig, und am rechten Ems-Ufer schon das Gebiet der Chauken begonnen haben sollte, so ist dennoch das römische praesidium sicher nicht hier, sondern am Ausfluß der Weser postirt gewesen. Stand, wie anzunehmen, auch an der Mündung der Ems ein praesidium, so stand es auf dem linken Ufer, also nicht im Lande der Chauken, sondern der Friesen. Am rechten Ufer wäre es auf einer gefährlicheren Stelle gewesen, hätte stete Vorsichtsmaßregeln nöthig gemacht, ohne damit, da sicherlich keine feste Brücke vorhanden war, etwas zu erreichen. Ein praesidium „bei den Chauken" hatte nur Zweck an der Mündung, vielleicht auf einer Dünen-Insel vor der Weser. Hier aber war, wenn die Römer Ernst machen wollten mit ihrer Herrschaft über das Weser-Gebiet, ein fester Posten unerläßlich.

Viertes Kapitel.

Die Schlacht im Teutoburger Walde.

Die Geschichte der Kriegskunst als solche hat ein direktes Interesse an der Feststellung des Schlachtfeldes im Teutoburger Walde nicht. Wenn wir auf dieses vielbehandelte Problem eingehen, so liegt der Schwerpunkt unserer Untersuchung nicht in der topographischen Frage, sondern umgekehrt in der Herausarbeitung der allgemeinen strategischen Bedingungen des römisch-germanischen Krieges, die als Kompaß für die Aufsuchung jenes Schlachtfeldes dienen müssen.

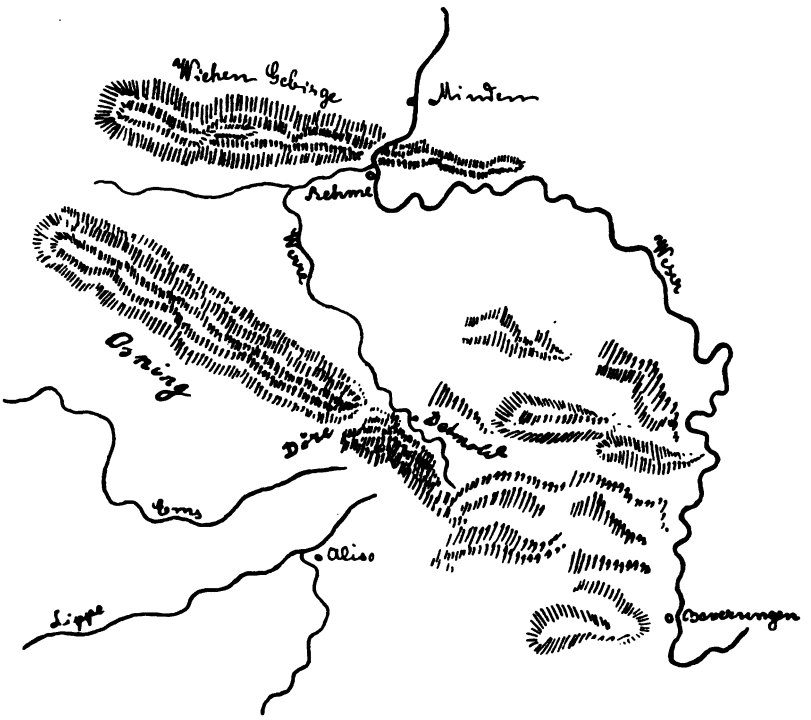
Zunächst haben wir den Platz des Varianischen Sommer-Lagers zu bestimmen.

Wir haben festgestellt, daß die Römer auf der einen Seite die See, auf der anderen die Lippe-Straße mit Aliso als ihre Basis benutzten. Jenseits Aliso mußten sie über den Gebirgsstrang des Osning, der das Stromgebiet des Rheins scheidet von dem der Weser.

Wollten sie aus dem Lippe-Gebiet eine Etappe weiter, so war der nächste Abschnitt die Weser, die von Aliso in der Luftlinie etwa 50 Kilometer entfernt ist. Zwischen Aliso und der Weser, in dem Berglande noch einmal Station zu machen, hätte keinen Werth gehabt. Durch das Lager an dem großen Flusse aber beherrschte man die Gegend aufwärts und abwärts und konnte wenigstens einen Theil der so wichtigen Fourage, Holz und die Zubußen, die die Germanen lieferten (Wild, Käse, Milch), zu Wasser heranschaffen.

Da die mittlere Weser eine Art Halbkreis beschreibt, so sind alle Orte von Beverungen bis Rehme ziemlich gleich weit vom

Lippethal entfernt. Von der Lippe aus wäre es also nicht möglich, die römische Station an der Weser zu bestimmen, aber nicht weniger wichtig als die Verbindung mit der Lippe-Straße war den Römern an der Weser die Verbindung mit der Nordsee. Bei den Chauken, das heißt zweifellos an der Weser-Mündung, hatten sie eine Besatzung, die sich noch nach der Varianischen Niederlage bis zum Jahre 14 dort gehalten hat. Die Rücksicht auf diese Verbindung mit der



Nordsee erzwingt den Schluß, daß unter den Aliso gleich nahen, geeigneten Punkten nur der nördlichste die Stelle des Lagers gewesen sein kann, der Punkt, der zugleich eine möglichst kurze und gute Verbindung mit Aliso hatte und der Wesermündung am nächsten lag.

Die Stelle, auf die alle diese Erwägungen weisen, ist von der Forschung schon öfter ins Auge gefaßt worden: es ist die Gegend von Rehme-Oeynhausen, oberhalb der Porta Westphalica. Rein

ſtrategiſch hätte das Lager auf dem rechten Weſer-Ufer liegen müſſen, mit einer feſten Brücke und Brückenkopf hinter ſich, um alles Land jenſeits in ſteter Furcht und im Gehorſam zu erhalten: ſo, wie Cäſar das Lager an der Aisne angelegt hatte. Aber nicht nur war die feſte Brücke, die für eine ſolche Stellung nöthig iſt, über einen Strom wie die Weſer nicht ſo ſchnell gebaut, ſondern am rechten Ufer führte auch durch die Porta keine Straße. Die Felſen traten hier bis an den Strom heran und ſind erſt im 17. und 18. Jahrhundert durch Sprengung ſo weit beſeitigt worden, daß ein Weg entſtand. Die Römer hatten alſo ihr Lager auf dem linken Ufer. Hierzu war die Gegend von Rehme vorzüglich geeignet. Die Weſer macht hier einen kurzen, ſtarken Bogen nach Weſten, ſo daß das Lager gegen einen Ueberfall von Oſten leicht zu bewachen war. Im Norden hatte man das ſteile Wiehen-Gebirge vor ſich und den engen Durchgang der Porta, wiederum leicht zu hüten.

Die hügelige Ebene zwiſchen dem Wiehen-Gebirge und Osning wird zum Theil waldfrei geweſen ſein und eignete ſich zum Anbau. Wie in unſerer Zeit Minden im Norden der Porta den Durchgang ſchließt gegen einen von Südweſten kommenden Feind, ſo nahmen die Römer naturgemäß ihre Stellung ſüdlich des Paſſes, da der Feind von Norden und Oſten zu erwarten war, die eigene Verbindung nach Südweſten ging. Jedes Lager weiter aufwärts an der Weſer hätte überdies nicht nur die längere Reiſe zur Nordſee gehabt, ſondern auch gegenüber, auf dem anderen Ufer des Stromes das Waldgebirge des Süntel und Solling, die nur gering bevölkert ſein konnten, während unmittelbar am Austritt in die dichter bewohnte Ebene, an der natürlichen Handelsſtraße, das römiſche Lager eine ſtets drohende und beherrſchende Stellung einnahm. Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß es eben hier und nirgends anders gelegen hat. Ja, man kann auch wohl noch einen Schritt weiter gehen und unter der Vorausſetzung, daß das Lager ſich in dieſer Gegend befand, auch den Fleck bezeichnen, der hier für die Anlage eines römiſchen Lagers der geeignetſte war.

Während Rehme ſelbſt in der Niederung liegt und deshalb für die Anlage einer Befeſtigung keine Vortheile bietet, erhebt ſich gegenüber, auf dem nördlichen Ufer der Werre, in dem Winkel, den ſie mit der Weſer bildet, ein plateauartiger Hügel, der Hahnen-

kamp genannt, der alle nur wünschenswerthen Bedingungen für ein großes römisches Legionslager vereinigt. Zwei Seiten, Süd und Ost, sind geschützt durch die beiden Flüsse; nach Norden zur Porta fällt der Hügel wieder ab, nur nach Westen hängt er durch einen Sattel mit der weiteren Landschaft zusammen. Eigentlich nur diese Seite ist daher einem Angriff ausgesetzt, und an das Ufer der beiden Flüsse tritt der Hügel nahe genug heran, um das Wasser noch zu beherrschen, und läßt doch Platz genug, um Schiffe ans Land zu ziehen oder ein Hafenbecken anzulegen.

Die Entfernung von Aliso nach Rehme beträgt in der Luftlinie etwa 7 Meilen; der Weg durchschneidet die Gebirgskette des Osning in einer tiefen, von weither sichtbaren Einsattelung, die Döre (Thüre) oder Dörenschlucht genannt, durch die von der ältesten Zeit her die Straße ging. Der Zug dieser Straße wird uns bezeugt durch die zahlreichen Hünengräber, die zum Theil noch heute, vor einigen Generationen in noch viel größerer Zahl vorhanden waren und sich vom Thal der Werre durch die Dörenschlucht, die tief eingeschnittenen Quellbäche der Senne an den Bergen entlang umgehend bis nach Aliso hinziehen. Grabhügel an der Heerstraße entlang zu errichten, ist eine Sitte der Urzeit.

Trotz der guten Doppel-Verbindung, die die Römer für ihr Lager bei Rehme geschaffen hatten, getrauten sie sich doch noch nicht, auch im Winter an der Weser zu bleiben, sondern gingen über das Gebirge zurück. Das Lager des Varus war nur ein Sommer-Lager. Auch wenn, wie anzunehmen, die Römer sich sofort der Verbesserung der Straße annahmen, so ging diese doch durch einen schluchtenreichen Urwald, und ein großes Heer, das auf fortdauernde Zufuhr angewiesen ist, sucht im Winter eine unbedingt sichere Verbindung mit seiner Basis zu behalten.

Varus stand in seinem Sommerlager bei Rehme an der Weser, als ihm gemeldet wurde, daß entferntere Völkerschaften sich empört hätten. Er brach mit seinem ganzen Heer auf, um sie zu züchtigen, und ein großer Troß von Weibern, Kindern, Sklaven, Wagen und Lastthieren begleitete den Zug. Diese Begleitung zeigt uns mit vollkommener Sicherheit den Weg, den das Heer einschlug. Es ist völlig unmöglich, daß Varus, ein wie mäßiger Feldherr er auch immer war, einen solchen Troß auf eine längere Entfernung mit

in die germanischen Wälder genommen habe. Es war schwer genug, im Innern Germaniens die Soldaten zu bewegen und zu verpflegen; kein römischer General ist denkbar, der nicht auf einem solchen Zuge den Troß auf das Allernothwendigste beschränkt hätte. Man könnte fragen, ob nicht die Belastung und Behinderung durch die Begleitung rhetorische Ausschmückung und Uebertreibung unserer Quelle sei, aber der ganze Zusammenhang bestätigt die Wahrheit dieses Zuges. Es steht fest, daß die Schlacht in den Herbst fiel; Varus hat unzweifelhaft nicht die Absicht gehabt, für den Winter in das Lager bei Rehme zurückzukehren. Er mußte also, indem er das Lager verließ, auch den Troß fortschaffen, und dieser spielt in der Erzählung von der Schlacht selbst eine so wesentliche Rolle, daß eine Fiktion ausgeschlossen ist. Ausgeschlossen ist aber damit auch, daß Varus einen anderen Weg, als die Hauptstraße nach der Lippe, nach Aliso eingeschlagen habe. Vermuthlich hauste auch die Völkerschaft, zu deren Züchtigung er ausrückte, in dieser Richtung südlich oder westlich von Aliso; sonst hätte er wohl, da er ja glaubte, in Freundesland zu sein, den Troß nur mit einer Bedeckung nach Aliso expedirt und wäre mit den Legionen, für die Vorräthe und Train wohl immer genügend für eine kurze Expedition zur Verfügung standen, sofort auf sein Ziel losgegangen. Wie dem auch sei, mag es gegen die Bructerer, Marsen, Chatten oder wen sonst gegangen sein, über den Weg, den das Heer mitsammt dem Troß zunächst einschlug, kann kein Zweifel herrschen. Gerade diesen Weg aber haben viele Forscher bisher nicht ins Auge gefaßt, weil Dio berichtet, daß die Römer durch ein Waldgebirge voller Schluchten und Unebenheiten ziehen mußten, wo sie schon vor dem feindlichen Angriff mit Wegbahnen, Fällen der Bäume und Brückenschlagen genug zu thun hatten. Aus dieser Schilderung aber zu schließen, daß der Weg durch eine reine Wildniß gegangen sei, ist falsch. Man kann nicht gleichzeitig einen Weg bauen und darauf marschiren. Einen alten Baum zu fällen, eine Brücke zu bauen, dauert Stunden. Will ein Heer durch ungebahnten Urwald marschiren, so muß ein Kommando vorauf und den Weg frei machen oder bauen, während die Masse lagert und ruht. In Etappen von einigen Kilometern mag das Heer dann, je nach Fertigstellung des Weges, nachrücken. Dios Schilderung ist

also auf jeden Fall eine starke Hyperbel, und der Schluß, den man aus ihr gezogen hat, daß der Marsch durch Ungebahntes gegangen sei, wird völlig unvollziehbar, wenn wir wieder den außerordentlichen Troß bedenken, der das Heer begleitete.

Entschießen wir uns aber, die rhetorischen Hyperbeln der Ueberlieferung, statt sie noch weiter auszubauen, ihrer Natur gemäß zu reduciren, so erkennen wir bald, daß es der Weg nach Aliso ist, der uns geschildert wird. Das Gelände südlich von Rehme, das Lippesche Land, der „Lehmgau" (Lemgo), ist ein schwerer Lehmboden (Kley-Boden), damals zweifellos Urwald, noch heute zum Theil Forst; der Weg ging nicht im Werre-Thal entlang, das dazu zu sumpfig war, sondern direkt südlich über ein von Schluchten durchzogenes Hügelland. Ein heftiges Unwetter, Regen und Sturm überfiel die Ausmarschirten, weichte den Boden auf und machte ihn schlüpfrig. Den Weg haben wir uns nicht als eine ausgebaute römische Heerstraße, sondern als einen gewöhnlichen Waldweg vorzustellen, den die Römer hier und da durch Bau einer Brücke, Schüttung eines Dammes, Ableitung von Wasser verbessert hatten. Eine wirkliche feste Straße hatten sie in der kurzen Zeit ihrer Herrschaft noch nicht einmal an der Lippe, viel weniger hier gebaut.[1]) Das Unwetter machte den Weg an manchen Stellen unpassirbar, so daß man hier und da einen kleinen Bogen machen und zu dem Zweck auch wohl einen Baum umhauen mußte; es riß Brücken weg und warf abgebrochene Aeste und ganze Bäume, die umstürzten, auf die Marschirenden. Die Germanen mögen ihrerseits auch durch Zerstörung der Brücken dazu beigetragen haben, daß der Heereszug möglichst aufgehalten wurde.

Obgleich durch Segestes gewarnt, hatte Varus keine besonderen Vorsichts-Maßregeln getroffen; die Soldaten waren nicht kampfbereit, der Troß ohne bestimmte Ordnung mitten zwischen den Truppentheilen. Plötzlich brachen die Germanen aus dem Walde hervor und fielen den langen Zug an.

Der Aufstand, den Varus niederschlagen wollte, war nach der römischen Erzählung von den germanischen Verschworenen plan-

[1]) Daß die Straße über die Hügel und nicht im Thal entlang ging, erscheint uns heute auffallend, ist aber bei den antiken Straßen nahezu allgemeine Regel. Die römischen Meilensteine in den Rheinlanden, die sich bis heute erhalten haben, beginnen erst mit der Zeit Trajans.

mäßig erregt worden. Man hat das so ausgelegt, als ob der Plan gewesen sei, Varus von der gebahnten Heeresstraße fort in eine für den Ueberfall besonders geeignete Gegend zu locken.

Das ist eine romanhafte Vorstellung. Zum Ueberfall geeignete Gegenden waren in Germanien allenthalben; ein feindliches Heer aber an eine ganz bestimmte, entfernte Stelle zu locken und an dem Tage, wo es diese durchzieht, die eigene Mannschaft dort unbemerkt zur Stelle zu haben, ist kein durchführbares Stratagem. Ueber dies Alles konnte es ein besseres Gelände für den Plan des Arminius als die gewohnte Straße von Rehme nach Aliso gar nicht geben.

Sollten wirklich die Verschworenen schon zu jenem Aufstand in Beziehung gestanden haben, so wird ihr Zweck dabei gewesen sein, nicht die Römer in eine bestimmte Gegend zu locken, sondern unter dem Schein des Zuzugs ihre eigenen Krieger zu sammeln und heranzuführen.

Das römische Heer war drei Legionen, sechs Kohorten Auxilien und drei Alen Reiterei stark. Es wird ausdrücklich hinzugefügt, daß es durch Detachirungen zur Besetzung einzelner Kastelle, Bedeckung von Transporten, Exekutionen, Verfolgung von Räubern sehr geschwächt gewesen sei; es ist jedoch nicht deutlich, ob sich diese Schwächung auf die Legionen selbst bezieht oder in der geringen Zahl der Hülfstruppen ihre Erklärung findet. Wir können daher nicht mehr sagen, als daß das Heer auf dem Fleck zwischen 12000 und 18000 Kombattanten gezählt haben wird, die Varus durch das Aufgebot weiterer germanischer Hülfstruppen aus der Nachbarschaft für den bevorstehenden Feldzug hatte verstärken wollen. Eben diese anscheinenden Bundesgenossen waren es, die plötzlich ihre Waffen gegen ihre Herren wandten und den Zug in seiner Unordnung anfielen.

Der Zug, den wir mit all' seinem Troß und seiner geringen Marsch-Disziplin bei 18000 bis 30000 Menschen im Ganzen auf eine Länge von etwa 2 Meilen schätzen dürfen, wird mit der Spitze, nach einem Marsch von 2 bis $2^1/_2$ Meilen am „schwarzen Moor" bei Herford oder in der Gegend von Salzufeln-Schöttmar gewesen sein, als er angegriffen wurde.

Sobald das Geſchrei erſcholl, daß die Germanen angriffen, machte die Spitze natürlich ſofort Halt; man wählte einen paſſenden freien Platz und ſchlug ein durch Wall und Graben befeſtigtes Lager auf, in dem ſich die allmählich anlangenden Trupps und Kolonnen ſammelten. Varus mag erwogen haben, ob er nicht nach Rehme zurückkehren ſolle, wo die Lager-Anlage natürlich

viel beſſeren Schutz gewährte. Wahrſcheinlich war hier in einer Art Citadelle eine Beſatzung für den Winter zurückgeblieben. Aber nicht nur mochten, trotz dieſes Schutzes, die Germanen das Sommer-Lager bereits im Beſitz haben, für eine lange Einſchließung werden kaum genug Lebensmittel vorhanden geweſen ſein, und der Weg vorwärts war nicht gefährlicher als der Weg zurück. Varus ließ alſo alles überflüſſige Gepäck mitſammt den Wagen verbrennen und marſchirte am nächſten Tage in beſſerer militäriſcher Ordnung

als am ersten aus, um sein Ziel, Aliso, zu gewinnen. Die neue Ordnung des Heeres, die Aussonderung und Verbrennung des überflüssigen Trains kostete einige Zeit, sodaß man wohl erst spät aufbrach. Der Marsch ging jetzt über freies Feld, war aber dennoch nicht ohne Verluste. Daß die Römer aber überhaupt vorwärts kamen, läßt uns schließen, daß der Angriff der Germanen noch schwach und wenig Reiterei zur Stelle war. Die Quellen sprechen überhaupt nicht von Reitern, es müssen jedoch solche zur Stelle gewesen sein. Nicht nur waren ja die Germanen besonders stark in dieser Waffe, sondern die Römer hatten ihrerseits drei Alen Reiter bei sich. Hätten die Germanen also gar keine Reiter gehabt, so hätten sie auf dem freien Felde an den Zug nicht herankommen können, da die römischen Reiter sie verfolgend abgethan hätten; hätten die Germanen andererseits eine starke Reiterei zur Stelle gehabt, so wären die Römer überhaupt nicht vorwärts gekommen, denn ein Heer kann nicht gleichzeitig kämpfen und marschiren. Wir kennen das aus der Schlacht bei Carrhä (Bd. I, S. 406) und dem Treffen von Ruspina (Bd. I, S. 518). Aus demselben Grunde muß auch am ersten Tage der Angriff der Germanen noch sehr schwach, so zu sagen nur tastend gewesen sein, sonst wäre die lange, ungeordnete Kolonne schon aus dem Walde nicht mehr herausgekommen. Bei der Vorsicht und engen Geschlossenheit, mit der man sich am zweiten Tage bewegte, konnte es nur langsam vorwärts gehen, und zuletzt kam man auch wieder in Wald, wo die Truppen sich nicht frei bewegen konnten.

Diesen Wechsel von Wald und Lichtung können wir noch heute vom Gelände ablesen. Bei Salzufeln hört der Lehmboden auf, und es beginnt Sand- und Moorboden, auf denen der sonst herrschende Buchenwald nicht fortkommt und die nur hier und da die Vorbedingungen für das Gedeihen von Eichen liefern. Die Kiefernwälder, welche gegenwärtig ausgedehnte Strecken des sandigen Bodens einnehmen, sind erst neueren Ursprungs. Bei Salzufeln also begann das freie Feld, durch das die Römer marschirten; kurz vor dem Osning jedoch treten kleine Schwellungen von Plänerkalk parallel dem Gebirge aus dem Sande heraus und waren ebenso, wie die Höhe des Gebirges selbst, damals unzweifelhaft bewaldet. Wir werden annehmen dürfen,

daß es bereits spät Nachmittag war, als die Armee sich nach einem Marsch von gut zwei Meilen diesem Walde und der Dörenschlucht näherte, um zu erfahren, daß der Durchgang von den Germanen gesperrt und besetzt sei. Am besten wäre es nun gewesen, wenn die Römer sofort alle Kräfte angesetzt hätten, den Paß zu erstürmen und den Riegel zu sprengen, denn die Zahl der Germanen vermehrte sich fortwährend, und die Nacht gab ihnen die Möglichkeit, noch an künstlichen Wegsperren zu arbeiten. Aber zur Erstürmung des Passes gehörte Flankirung durch eine Umgehung, die Zeit in Anspruch nahm. Auch konnte man sich nicht in das Gefecht stürzen, ohne das unbewaffnete Gefolge durch irgend eine Befestigung so lange zu sichern.

Man stelle sich nicht etwa vor, daß man in einem geschlossenen Zuge, sich wehrend, so gut es ging, falle was fällt, durch den Paß hätte hindurchstürmen können. Hatten die Römer schon an diesem Tage auf dem Marsch über das freie Feld große Verluste erlitten, so war ein Marschiren durch den auf beiden Seiten, auf den Hügeln besetzten Paß ganz ausgeschlossen. Um durchzukommen, mußte man in einem regulären Gefecht, nicht genirt durch die unbewaffnete Begleitung, den Feind von dem Paß fortschlagen, um ihn dann, ehe er von hinten wiederkam, schnell zu durchziehen. Varus beschloß also, abermals ein Lager aufzuschlagen, um am nächsten Tage den Durchzug durch den Paß zu erzwingen.

Von dem Gefecht, das sich nun hier am dritten Tage entspann, ist uns nur eine sehr dürftige Erzählung erhalten. Aber wir wissen schon von Marathon her: wenn man die Bewaffnung und Fechtart der streitenden Heere kennt, so ist das Gelände ein so wichtiges und beredtes Zeugniß über den Charakter einer Schlacht, daß man es wagen darf, da ja auch der Ausgang keinem Zweifel unterliegt, den Verlauf in seinem allgemeinen Gange zu rekonstruiren.

Die Dörenschlucht ist eine an der schmalsten Stelle immer noch etwa 300 Schritt breite, tiefe Einsattelung im Osning. Das Gebirge besteht aus Plänerkalk, dem auf beiden Seiten Sanddünen an- und vorgelagert sind. Die Dörenschlucht selber ist im Grunde mit tiefem Sande erfüllt, der damals baumlos war. Der Weg lief nicht durch diesen Sand in der Mitte der Schlucht, sondern auf beiden Seiten an den Hängen entlang. Die Dünen-Hügel in und

vor der Schlucht sind zum Theil mit Heidekraut überwachsen; kleinere Stellen dazwischen sind lehmig. In der Schlucht selbst, die eine Wasserscheide bildet, läuft nach Norden ein kleiner Bach ab; auch Sumpf und Moor fehlen nicht.

So breit die Schlucht ist, so ist der Zugang doch durch diese Bodengestaltung sehr erschwert; man muß durch den tiefen Sand oder über die Kuppen. Wir werden annehmen dürfen, daß Armin vom ersten Tage an Leute an der Arbeit gehabt hat, die die Enge durch Baum-Verhack sperrten.

Den Römern wiederum dürfen wir zutrauen, daß sie den Paß nicht bloß in der Front angriffen, sondern über die Berge, die nirgends ganz unzugänglich sind, zu umgehen suchten. Es ist ihnen gelungen, wie die überlieferte Erzählung erkennen läßt, die ersten Dünenhügel am Eingange der Schlucht zu erstürmen und die Germanen herunterzutreiben. Aber hinter jenen Hügeln erhoben sich immer neue; vom Rande des Hügel-Landes bis zur Paß-Enge ist etwa anderthalb Kilometer, und je weiter die Römer vordrangen, desto mehr setzten sie sich den Flankenangriffen von der Höhe des eigentlichen Gebirgskammes herab aus. Das war ja eben die kriegerische Kraft der Germanen, daß sie es bald in geschlossenen Haufen, trotz geringer Schutzwaffen, mit den römischen Hopliten aufnahmen, bald, zurückgetrieben, sich auflösten, aber nicht in Panik verfielen, sondern, den Vortheil der leichteren Bewaffnung wahrnehmend, von der einen guten Position nur wichen, um dahinter sofort eine ebenso gute einzunehmen. Das Unwetter hatte wieder eingesetzt und erschwerte den Römern die Erstürmung der glatten Hügel und die Bewegung auf dem nassen Waldboden. Die germanische Reiterei, im Paß nicht verwendbar, wird Armin von vorn herein draußen gelassen haben, um den Feind im Rücken zu beunruhigen und Umgehungs-Kolonnen festzuhalten. Statt den Riegel des Passes zu sprengen, fühlten sich die Römer, indem sie vordrangen, nur in ihm eingeschlossen.

So erlahmten sie endlich in ihren Angriffen; der herabströmende Regen behinderte sie nicht nur in ihren Bewegungen, sondern drückte auch Stimmung und Moral nieder, und sobald die Cohorten den ersten Schritt zurück thaten, stürmten die germanischen Hundertschaften von allen Höhen herunter und trieben sie vollends in ihr

Lager zurück. Jede Aussicht auf Rettung war verloren. Die Reiterei ritt davon, in der Hoffnung anderswo über die Berge zu kommen. Varus und eine Anzahl der Oberoffiziere tödteten sich selbst; ein Adlerträger stürzte sich, um das Heiligthum der Legion, wenn nicht zu retten, doch nicht in die Hand der Feinde gerathen zu lassen, mit seinem Adler in einen Sumpf.

Der Rest des Heeres unter dem Lager-Präfekten Cejonius ergab sich endlich auf Gnade und Ungnade. Während über die Kapitulation verhandelt wurde, hatten die treuen Diener des Varus noch versucht, den Leichnam ihres Herrn, um ihn vor der Schändung zu bewahren, zu verbrennen, und ihn zuletzt, halb verbrannt, begraben. Aber Arminius ließ ihn wieder ausgraben und schickte das abgeschnittene Haupt an Marbod, den Markomannenkönig.

Arminius hat einmal, wie ein späterer Schriftsteller erzählt,[1]) um eine römische Besatzung in Schrecken zu setzen, die Köpfe der getödteten Feinde, auf Spieße gesteckt, gegen den Wall tragen lassen. Auf das letzte Lager an der Dören-Schlucht kann sich das nicht wohl beziehen, da die dort Eingeschlossenen nur zu gut wußten, was geschehen war, aber vermuthlich geht die Erzählung doch auf diesen Feldzug, vielleicht auf die in dem Lager bei Rehme zurückgelassene Besatzung, vielleicht auf Aliso.

Denn diejenigen Römer, die den Ring der Germanen durchbrachen und, sei es durch die Dörenschlucht, sei es über die Berge, entkamen, flüchteten sich nach Aliso und wurden hier lange Zeit belagert. Als ihnen endlich die Lebensmittel ausgingen, suchten sie in einer dunklen, stürmischen Nacht, unter Anführung eines entschlossenen alten Soldaten, des Lagerpräfekten und Primipilars L. Caedicius, die Wachsamkeit der Germanen zu täuschen, kamen durch die Einschließung hindurch und entgingen endlich auch mit Hülfe einer Kriegslist, indem sie die Trompeter blasen ließen und dadurch in den Germanen die Besorgniß erweckten, daß eine Entsatz-Truppe anrücke, glücklich den Verfolgern.[2]) Alle übrigen Besatzungen

---

[1]) Frontin, Strategem. II, 9, 4.

[2]) Mit Recht sind die Stellen Frontin, Strateg. III, 15, 4, ebenda IV, 7, 8, Vellejus II, 120 und Dios Notiz, daß nur ein römisches Kastell sich gehalten habe, combinirt worden. Vergl. darüber des weitern unten die Spezial-Untersuchung über die Lage von Aliso am Schluß.

und Detachements, die noch im inneren Germanien verstreut waren, fielen den Aufständischen in die Hände, so daß die drei Varianischen Legionen so gut wie vollständig vernichtet wurden.

Wir kennen die Schlacht im Teutoburger Walde nur aus den Berichten der Besiegten, und auch der Name des Schlachtfeldes, obgleich mitten in Deutschland gelegen, ist vermuthlich nicht deutschen, sondern römischen Ursprungs. Keine Chronik, keine Urkunde des Mittelalters kennt den Namen des Teutoburger Waldes. Er ist uns einzig und allein durch Tacitus an einer Stelle („saltus Teutoburgiensis", Ann. I, 60) bezeugt und von hier aus durch die gelehrte Forschung des 17. Jahrhunderts in die Geographie gekommen. Wir sind aber heute in den Stand gesetzt, ihn zu verstehen und seinen Ursprung zu erklären.

Eine kleine Meile südöstlich der Dörenschlucht liegen zwei Ringwälle, oben auf dem Berg ein sehr großer und einige hundert Schritt abwärts ein kleiner, die von der antiquarischen Forschung jüngst als Anlagen aus urgermanischer Zeit festgestellt sind.[1]) Der kleinere wird der Sitz eines Fürsten, der größere eine Zufluchtsstätte für das Volk, eine Fluchtburg, gewesen sein. Solche Fluchtburgen, die für gewöhnlich nicht bewohnt waren, aber im Nothfall das Volk der ganzen Umgegend aufnehmen konnten, sind mehrfach erhalten; die größte ist wohl die auf dem Odilienberg in den Vogesen.

„Teutoburg" heißt aller Wahrscheinlichkeit nach „Volksburg"; das Stammwort ist identisch mit der ersten Silbe des Namens der in der Nähe gelegenen Stadt Detmold. Sehr oft sind aus solchen Gattungsnamen allmählich Eigennamen geworden. In diesem Falle vielleicht nicht bei den Germanen, aber bei den Römern, die aus dem Munde der Anwohner „Teutoburg" hörten, wenn sie fragten, was der große Steinwall oben auf dem Berg jenseits der Fürstenburg sei, und danach nun auch das Waldgebirge benannten, durch das ihre Heerstraße sie führte.

Heute heißt die Teutoburg die Grotenburg; in der Mitte des großen Ringwalles steht das Hermanns-Denkmal.

---

[1]) Schuchhardt, Röm.-germ. Forschung in Nordwestdeutschland. Abdr. a. d. N. Jahrb. f. d. klass. Alterth. 2c. S. 29. 1900.

Der Platz des Sommer-Lagers.

1. Daß das Varus-Lager an der Weser lag, haben wir durch rein sachliche Erwägungen festgestellt. Es ist auch quellenmäßig sogar zwei Mal bezeugt, aber beide Male nicht so, daß jede andere Auslegung ausgeschlossen wäre. Dio sagt, die Germanen „προήγαγον αὐτὸν πόρρω ἀπὸ τοῦ Ῥήνου ἔς τε τὴν Χερουσκίδα καὶ πρὸς τὸν Οὐίσουργον" — das kann ausgelegt werden als „in der Richtung auf die Weser", statt „an die Weser". Bei Vellejus liest man (II, 105): „Intrata protinus Germania, subacti Caninifati, Attuari, Bructeri, recepti Cherusci gentes et amnis mox nostra clade nobilis transitus Visurgis." Die Lesung beruht jedoch nur auf Conjektur; ed. princeps und Amerbach haben statt „amnis" inamninus", die Coll. von Burer hat „inamminus", danach hat man neuerdings statt „gentes et amnis" lesen wollen „gentis ejus Arminius".

Sachlich hat man geglaubt, Detmold als den Platz des Lagers vermuthen zu dürfen, da hier, nach dem Namen zu schließen (tietmallus), eine Gerichtsstätte gewesen sei. Mir erscheint es ausgeschlossen, daß das für die Römer ein Grund gewesen sei, dort ein Standlager zu errichten. Die römische Herrschaft konnte die großen bewaffneten Volksversammlungen der Germanen nicht, so zu sagen, unter Polizei-Aufsicht stellen. Entweder man mußte sie verbieten, oder, wenn man das nicht wollte und konnte, mußte man mit den Germanen politisch so stehen, daß man sie dulden durfte — in diesem Falle aber jeden Römer dem Bereich der leidenschaftlichen und leicht aufgeregten Schaaren fernhalten. Nichts wäre verkehrter und gefährlicher gewesen, als eine solche Versammlung in der unmittelbaren Nähe des römischen Lagers abhalten zu lassen, ebenso wie auf der anderen Seite eine unnöthige Provokation, ein römisches Lager an oder neben eine geheiligte Dingstätte zu legen, an der die Germanen nicht mehr in der Weise der Väter zusammenkommen durften.

Alle diese Erwägungen sind aber überhaupt nicht am Platze, denn das einzige Motiv, das die Wahl des Lagerplatzes bestimmen durfte und mußte, war das strategische, und dies verlangte den Fluß.

Clostermeier und Wietersheim.

2. Im Wesentlichen das Richtige über den Varus-Zug hat bereits Clostermeier gesagt „Wo Hermann den Varus schlug", Lemgo 1822. Nur Anfang und Ende des Zuges hat er nicht ganz zutreffend bestimmt. Er nimmt an, daß das Varus-Lager bei Minden oder etwas weiter abwärts bei Petershagen gewesen sei und daß die Schluß-Katastrophe nicht vor der Dörenschlucht, sondern im Thal der Berlebeke, am Fuße der Grotenburg, stattgefunden habe; Varus habe zwar eigentlich den Weg durch die Dörenschlucht nehmen wollen, diese hätten ihm die Germanen jedoch gesperrt gehabt, und deshalb habe er auf dem Umweg über Detmold zu entkommen gesucht. Das ist nicht möglich. Wenn Varus sich zu schwach fühlte, sich den Dören-Paß zu öffnen, so konnte er noch viel weniger hoffen, das

Gebirge entlang marschirend, durch den Lopshorner Paß oder gar über die Berge weg zu entkommen. Die Germanen ließen diesen schwerfälligen langen Zug, nachdem sie ihn einmal gepackt hatten, nicht wieder los. Die Römer mußten die Dörenschlucht nehmen oder sterben. Es gab keine andere Wahl mehr.

Diese Einwände hat schon ganz zutreffend v. Wietersheim in seiner Geschichte der Völkerwanderung gegen Clostermeier erhoben. Er verlegt die Schlußkatastrophe deshalb ganz richtig in die Dörenschlucht selbst, hat jedoch das Sommerlager des Varus viel weiter oberhalb an der Weser gesucht und daher noch nicht den richtigen Weg und auch noch nicht den taktischen Charakter des Schlußgefechts erkannt und namentlich von den strategischen Grund-Elementen der Kriegführung in Germanien noch keine volle Anschauung gewonnen. Sonst würde seine der Wahrheit so nahe kommende Lösung wohl mehr Beachtung gefunden haben.

3. Die Marsch- und Gefechts-Tage.

Es ist unter den Forschern streitig, ob die Teutoburger Schlacht schon an dem Tage des Ausmarsches der Römer aus ihrem Sommerlager oder erst später, und ferner, ob die Schlacht selbst zwei oder drei Tage gedauert habe.

Nach Dios Erzählung hat man den Eindruck, wenn es auch nicht direct gesagt ist, daß Varus einige Tage friedlich marschirt sei, ehe der erste Angriff der Germanen erfolgte, und hierauf hat sich, so weit mit Recht, Knoke berufen. Wenn aber Tacitus (I, 58) den Segest sprechen läßt von seiner vergeblichen Warnung an Varus „nox mihi utinam potius novissima", so spricht das dafür, daß die Katastrophe sofort am andern Tage erfolgte. Noch mehr die Notiz bei Vellejus (II, 118), daß nach der Anzeige des Segest für eine zweite kein Raum mehr geblieben sei (nec diutius post primum indicem secundo relictus locus). Hierauf hat Wilms aufmerksam gemacht. So sehr namentlich das Zeugniß des Vellejus als des Zeitgenossen ins Gewicht fällt, so ist nach den von uns aufgestellten quellenkritischen Grundsätzen doch auf alle solche mittelbaren Erschließungen sehr wenig Gewicht zu legen. Aber jedenfalls steht der Quellen-Bestand nicht im Wege, daß wir die Germanen gleich am Tage des Ausmarsches aus dem Sommer-Lager ihren Ueberfall machen lassen.

Ganz ähnlich steht es mit der Frage, ob die Gefechte zwei oder drei Tage gedauert haben. Die Quellen lassen zur Noth beide Auslegungen zu; die größere Wahrscheinlichkeit ist jedoch für die oben von uns angenommenen drei Tage.

Bei Dio ist an der entscheidenden Stelle der Text korrumpirt. Er lautet handschriftlich, nachdem der Kampf des zweiten Tages geschildert ist, „τότε γὰρ ἡμέρα πορευομένοις αὐτοῖς ἐγένετο". Das giebt keinen Sinn. Die einfachste und natürlichste Verbesserung wäre „τρίτη τ' ἄρ ἡμέρα".

Man kann jedoch denjenigen, die aus sachlichen Gründen sich für zwei Tage entscheiden, nicht verwehren, andere Konjecturen zu machen. Zurückzuweisen ist jedoch jede, die den Römern einen Nachtmarsch zumuthet. Ein so großes Heer wie das Varianische kann sich nicht so zu sagen fortschleichen. Die Germanen waren nicht wie die Perser des Tissaphernes, die gegen Abend von den Griechen losließen, um möglichst fern von ihnen ein sicheres Nachtquartier zu beziehen. Blieb der Feind aber in der Nähe, so war auch der Marsch nicht möglich, ohne daß es zum Gefecht kam, und ein Nacht-Gefecht wäre unter den obwaltenden Umständen, bei moralisch bereits erschütterten Truppen, das denkbar Ungünstigste gewesen, hätte zu Panik und sofortigem, völligem Zusammenbruch führen müssen.

Tacitus sagt, als Germanicus durch den Teutoburger Wald zieht und die Spuren und Reste der Varianer aufsucht, „prima castra lato ambitu et dimensis principiis trium legionum manus ostentabant; dein semiruto vallo, humili fossa accisae jam reliquiae consedisse intellegebantur.“ Man hat als die prima castra das Sommerlager auffassen wollen, und ganz unmöglich mag das nicht sein, aber doch nur, wenn wir annehmen, daß Tacitus um der Antithese willen seine Leser getäuscht habe. Denn daß zwischen einem ständigen Sommer-Lager und einem Marsch-Lager für eine Nacht ein großer Unterschied waltete, muß eine jedem Römer geläufige Anschauung gewesen sein.[1]) Tacitus hätte also mit dieser Gegenüberstellung auf seine Leser keinen Eindruck machen können. Hätte wirklich nur ein Marschlager existirt und Tacitus den Kontrast zwischen diesem und dem Standlager vor die Augen rufen wollen, so hätte er bei aller Rhetorik doch wohl Wahrhaftigkeit genug besessen, die Antithese dementsprechend, was ja gar nicht schwer war, zu wenden. Die Wahrscheinlichkeit spricht also dafür, daß mit prima castra das erste Marschlager gemeint ist, das natürlich, wie Knoke richtig bemerkt hat, obgleich der erste Tag schon ansehnliche Verluste brachte, doch noch nach dem reglementsmäßigen Schema für drei Legionen abgesteckt worden war. Die Entscheidung aber giebt, sobald man sich erst über die Oertlichkeit klar geworden ist, die Entfernung. Von Rehme bis an die Dörenschlucht sind 5 Meilen; nicht nur kann ein Heer unter so schwierigen Verhältnissen, wie damals das römische, eine solche Strecke nicht an einem Tage machen, sondern die Hälfte davon ist das gerade Passende; ja, ich möchte es nicht für unmöglich erklären, daß bei der Menge der Wagen, dem sehr schwierigen Weg durch den Wald, über Hügel und Schluchten, und dem Regen, der den Lehmboden aufweichte, die Römer noch eine Etappe mehr gemacht, die Schlacht also am zweiten, dritten und vierten Marschtag geschlagen worden ist. Daß Tacitus nur von zwei Lagern spricht, steht dem natürlich nicht entgegen.

Oberstleutnant von Stamford, Das Schlachtfeld i. Teutob. Walde, S. 105 u. S. 107 berichtet, daß er in der Nähe von Schöttmar bei Salzufeln an mehreren Stellen Wallreste gefunden habe.

---

[1]) Vegez III, 8 beschreibt eingehend den Unterschied zwischen einem Marschlager und einem Standlager.

4. Die Schluß-Katastrophe.

Die Darstellung, die ich oben von der eigentlichen Schlacht an der Dörenschlucht und der Schlußkatastrophe gegeben habe, beruht nicht auf einer der überlieferten Erzählungen, wie sie uns vorliegen, sondern auf der Einpassung der bei Vellejus, Tacitus und Florus erhaltenen Einzel-Nachrichten in die von Dio gegebenen Grundzüge, unter Ausfüllung der dabei bleibenden Lücken durch den sachlichen, in Entfernungen und Gelände gegebenen Zusammenhang. Dies Verfahren bedarf einer besonderen Rechtfertigung.

Es ist davon auszugehen, daß die einzige ausführliche Erzählung von der Teutoburger Schlacht, die wir haben, Dio Cassius, zwar auf einen sehr guten Bericht zurückgeht, uns aber doch nur in einer Neubearbeitung dritter oder vierter Hand vorliegt, wobei naturgemäß nicht nur Farben stärker aufgetragen, sondern auch einzelne Züge, die Dio oder schon seinen Vorgänger weniger interessirt haben oder die in dem Urbericht nur angedeutet waren, ausgefallen sein können.

Die Frage, ob die Legaten im Gefecht gefallen sind oder sich nach dem Beispiel des Kommandirenden selbst getödtet haben, darf dabei nicht in Betracht kommen. Hierüber mag in Rom selber kein zuverlässiger Bericht vorgelegen und der Eine dies, der Andere jenes berichtet haben.

Dio erzählt nun die Schlacht, als ob sie zu Ende gegangen sei, wie sie angefangen hatte, indem die Römer unter den fortgesetzten Angriffen der Germanen allmählich fielen, während die Führer sich selbst tödteten. Dem gegenüber berichtet Vellejus, daß von den beiden Lager-Präfekten der eine, Eggius, ein gutes, der andere, Cejonius, ein schimpfliches Beispiel gegeben habe, „qui cum longe maximam partem absumpsisset acies auctor deditionis supplicio quam proelio mori maluit.“ Ferner berichtet er, daß die Germanen dem halbverbrannten Leichnam des Varus den Kopf abgeschlagen hätten, was aus Florus dahin ergänzt werden kann, daß er schon begraben war und wieder ausgegraben wurde. Dieser Versuch einer Bestattung, namentlich durch Verbrennen, ist nicht denkbar ohne eine längere Gefechts-Pause, und diese wiederum nicht ohne ein festes Lager. Truppen, die im freien Felde standen, hätten bei der ganzen Art der Germanen wohl ohnehin nicht kapituliren können. Von alledem erzählt Dio nichts. Das kann aber kein Grund sein, eine so bestimmte Erzählung, wie die des Vellejus, eines sonst vorzüglich unterrichteten Zeitgenossen, als Fabel zu verwerfen. Nicht nur ist am Schluß von Dios Erzählung eine Lücke in dem überlieferten Text (vielleicht ist ein Blatt verloren gegangen), wo noch etwas darüber gestanden haben mag, sondern selbst wenn das nicht wäre, mag es sich um eine bloße Verkürzung handeln, die der Autor vornahm, da ohnehin seine Schilderung dieses Ereignisses schon sehr ausführlich war. Daß er sich zuletzt kurz faßte, geht auch daraus hervor, daß er kurzweg Alles, Mann und Roß, niedermetzeln läßt, während er gleich darauf von Gefangenen spricht, die später von ihren Angehörigen losgekauft wurden.

Acceptirt man nun Vellejus' Erzählung von der versuchten Bestattung des Varus und der schließlichen Kapitulation, so ergiebt sich daraus, daß

die Schlacht nicht in einem fortgesetzten Marsch-Gefecht bestanden haben kann, sondern mit einem regulären Treffen geendet haben muß: fortgesetzt marschirend, hätten die Römer kein Lager gehabt, wo man versuchen konnte, den Varus zu verbrennen, und in dem man schließlich kapitulirte.

Militärisch, man möchte sagen begrifflich, ist dieser Unterschied sehr wesentlich; dennoch ist es psychologisch ganz begreiflich, daß gerade dieser Zug bei Dio fehlt. Aeußerlich mag sich das Schluß-Treffen von den Gefechten des vorhergehenden Tages, so wie sie sich dem Berichterstatter vor Augen stellten, nicht so sehr unterschieden haben, vor Allem aber haben wir uns an dieser Stelle zu erinnern, daß wir es ja nur mit römischen Berichten zu thun haben. Diese fühlten sich nicht veranlaßt, den Umstand, daß die Römer nicht bloß marschirend überfallen waren, sondern schließlich ein rangiertes Gefecht verloren, einen Angriff nicht durchgeführt hatten, besonders hervorzuheben. Wie gern sie die Niederlage bloß durch den Verrath und Ueberfall zu erklären suchten, klingt noch durch in der Rede, die Tacitus (ann. II, 46) den Marbod an seine Krieger halten läßt: „tres vacuas legiones", d. h. dienstfreie, unvorbereitete Legionen habe Armin besiegt; der Erfolg sei daher keines besonderen Ruhmes werth. Der Einwand erscheint bei der gewöhnlichen Erzählung garnicht so ganz unberechtigt, und darum ist es kriegsgeschichtlich doppelt wichtig, daß es uns möglich ist, das von den Römern so zu sagen unterschlagene reguläre Treffen am Schluß wieder herauszuarbeiten.

Mit dieser Auffassung stimmt auch die eigenthümliche Art, wie Tacitus die Antithese zwischen den beiden Lagern formulirt, als sie dem Germanicus und seinen Soldaten zu Gesicht kamen: „prima castra lato ambitu .... dein semiruto vallo, humili fossa." Das „semirutum vallum" ist nicht der Wall, der nie hoch war, sondern ein Wall der wieder eingestürzt ist. Der strengen Logik nach postulirt man als Gegensatz gegen das große, reglementsmäßige erste Lager ein kleineres, unfertiges, schlecht ausgeführtes. Indem Tacitus, wie er das ja häufig thut, die Antithese schräg stellt, sodaß der Leser hinüber und herunter ergänzen muß, läßt er mit dem Ausdruck „semirutum" doch wohl auch die Vorstellung hineinspielen, daß dieser Wall von den hineinstürmenden Germanen niedergetreten worden ist. Der letzte Akt hat sich also hier, nicht auf dem Marsch abgespielt. Der Augenzeuge, auf den die Taciteische Erzählung letztlich zurückgeht, mußte gerade von diesem Zustande des Walles und Grabens einen starken Eindruck empfangen, aus ihm ein Bild der letzten Schreckensszene vor seinen Augen haben aufsteigen sehen, sodaß das charakteristische Wort „semirutum" wohl nicht erst von Tacitus eingesetzt ist, sondern aus dem Urbericht stammt.

Mag man unsere Lokalisation der Schlacht nun als wirklich bewiesen oder als bloß zu einer gewissen Wahrscheinlichkeit gebracht ansehen, jedenfalls beruht die Rekonstruktion des letzten Gefechts nicht bloß auf äußerer Harmonistik, sondern man darf sagen, daß sich sachlich und quellenkritisch ein Lager und seine endliche Kapitulation ohne Schwierigkeit in die Dionische Erzählung einfügen läßt.

Die richtige Rekonstruktion, einmal gefunden, pflegt sich darin zu bewähren, daß auch andere Stücke der Ueberlieferung, sonst schwer zu verstehen, eine einfache und einleuchtende Erklärung finden.

Vellejus erzählt, daß bei dieser Niederlage Soldaten, die ihre Waffen nach Römer Art und Muth hätten gebrauchen wollen, bestraft worden seien. Wir werden diesen Vorgang nunmehr auf die Zeit während der Kapitulations-Verhandlungen beziehen.

Nach Dio fand der letzte Kampf in einer Enge statt, nach Tacitus hat Germanicus die bleichenden Gebeine der Gefallenen „medio campi" liegen sehen. Dieser Widerspruch ist jetzt gelöst: Dio spricht von dem letzten eigentlichen Kampf, der in der Dörenschlucht selbst stattfand, aber nachdem die Römer aus der Döre zurückgewichen, wurden natürlich noch Viele auf dem freien Felde davor getödtet.

Daß Dio's Bericht in sich sehr gut und mit den Einzel-Nachrichten der anderen Quellen auch gut zu vereinen sei, hat bereits Edm. Meyer „Untersuch. über die Schlacht im Teutoburger Walde" quellen-kritisch nachgewiesen. Wenn seine Darlegung nicht sofort allgemeine Zustimmung fand, so dürfte das nur daran gelegen haben, daß die Lösungen im Einzelnen öfter verfehlt und namentlich, da die strategischen Grundbedingungen der Kriegführung in Germanien noch nicht erkannt waren, die topographischen Fixirungen noch nicht richtig waren.

5. Die Mommsen'sche und die Knoke'sche Hypothese.

Auf die Einzelheiten der vielumstrittenen Hypothesen, die das Teutoburger Schlachtfeld bei Barenau nördlich, oder bei Iburg südlich von Osnabrück suchen, ist es für uns nicht nöthig, einzugehen, da nach unserer Auffassung das Schlachtfeld von vornherein nur auf dem Wege von Rehme nach Aliso gesucht werden darf. Wäre die Schlacht in der Gegend von Osnabrück gewesen, so würde das heißen, daß die große Heerstraße der Römer nicht im Lippe-Thal aufwärts, sondern von Haltern in der Richtung Münster-Osnabrück, nördlich oder südlich des Wiehen-Gebirges nach Minden oder Rehme gegangen wäre. Einen Weg wird es gewiß auch hier gegeben haben; namentlich ist auch Knoke darin zuzustimmen, daß zwischen den beiden Gebirgs-Strängen, dem Wiehen-Gebirge und dem Osning, am Fuße der Hügel entlang eine germanische Straße führte. Man könnte sich auch vorstellen, daß die großen Vorräthe, die für das Varianische Sommerlager nöthig und sehr schwer auf diesem Landweg heranzuschaffen gewesen wären, zu Schiffe durch die Nordsee nach Minden oder Rehme gebracht worden sind. Immer aber kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Römer eine Heerstraße die Lippe entlang und über den Osning (Bielefelder oder Dören-Paß) an die Porta hatten, und wiederum, daß sie an dieser Heerstraße, an der oberen Lippe, einen befestigten Magazin-Platz hatten, und daß deshalb dies ihre eigentliche Hauptstraße war. Man stelle sich vor, welche Erleichterung es für die hin- und hermarschirenden Truppen war, unterwegs solchen Magazin-Platz zu finden. Ohne sehr große Vorbereitungen

und Kosten konnte man sich in Germanien niemals von der am Wasserweg entlang führenden Straße emancipiren. Hätte also Varus selbst irgend einen Grund gehabt, von der Porta direkt in die Osnabrücker Gegend zu ziehen, so hätte er doch sicherlich nicht seinen Troß auf diesem Wege mitgenommen, sondern hätte ihn, da er die nächstbenachbarten Germanen ja für treue Bundesgenossen hielt, unzweifelhaft direkt auf die Lippe-Straße geschickt.

Zu dem Allen kommt, daß auch die positiven Aussagen bei Tacitus, daß Germanicus, nachdem er, die Ems zu Schiff heraufkommend, alles Land zwischen Ems und Lippe verwüstet, an die Grenze der Bructerer, in die Nähe des Teutoburger Waldes gelangt sei, und ferner, daß er nach dem Entsatz des Kastells an der Lippe auf die Herstellung des zerstörten Leichenhügels verzichtet habe, sich nur sehr schwer, eigentlich gar nicht, mit der Osnabrücker Hypothese vereinigen lassen. Vgl. hierüber unten noch die Spezial-Untersuchung über die Lage von Aliso.

Wie sehr durch die Erkenntniß des Volksdichtigkeit-Moments die Grundlage der Untersuchung dieser Probleme nach allen Seiten verändert worden ist, mag man ermessen, wenn man in Mommsens Untersuchung über „die Oertlichkeit der Varusschlacht" liest (S. 10), die germanischen Führer hätten „für eine den römischen Truppen um das Doppelte und Dreifache überlegene Zahl von Mannschaften an jedem beliebigen, auch abgelegenen Punkt ein Stelldichein anordnen können."

6. Persönliche Orts-Untersuchungen.

Der Hahnenkamp.

Am 30. März d. J. habe ich in Gemeinschaft mit Herrn Museums-Direktor Schuchhardt in Hannover das Gelände von Rehme recognoscirt und bestätigt gefunden, daß der Hahnenkamp in dieser Gegend für ein römisches Lager der geeignete Platz ist. Herr Sanitätsrath Dr. Huchzermeier in Oeynhausen erzählte uns, daß dort vor etwa 15 Jahren ein römisches Goldstück mit Kaiserbildniß gefunden worden und von dem Finder an einen Numismatiker verkauft worden sei; weiterer Einzelheiten wußte sich Herr Huchzermeier leider nicht mehr zu erinnern, versprach uns aber, noch Nachforschungen anzustellen. Von sonstigen Funden war an Ort und Stelle nichts bekannt.

Steckt man nach dem Gelände ein Lager-Rechteck ab, so erhält man dieselben Dimensionen, die die Anlagen bei Xanten und Haltern zeigen, Seitenlängen von 700 und 750 Meter, und an der Süd- wie an der Ostseite fällt in diese Linien beide Mal ein Steilhang, wie er etwa aus einer römischen Wall-Anlage entstanden und von ihr übrig geblieben sein könnte. Der Steilhang nach Süden, gegen die Werre zu, ist ziemlich bedeutend und auch die Fortsetzung, die durch die Schleife der Chaussee, die jetzt hindurchführt, zerstört ist, noch deutlich zu erkennen. An sich würden solche Steilhänge, die sehr viel vorkommen, nichts bedeuten; nur

dadurch, daß sie thatsächlich in der von der Natur durch eine Lagerbefestigung gebotenen Linie liegen, verdienen sie Beachtung.

Ebenso ist bemerkenswerth, daß die Straße vom Hahnenkamp nach Eidinghausen eine für ein Dorf auffallend gerade Richtung hat, scharf rechtwinklig von der Straße nach der Porta absetzt und genau in der Mitte des präsumirten Lagers liegen würde.

Die Brunnen auf dem Hügel haben alle in geringer Tiefe Wasser.

Herr Schuchhardt bemerkte noch besonders, daß ein Lager an dieser Stelle nicht nur in der Größe, sondern auch darin den Gewohnheiten der Römer entsprechen würde, daß es in der Hauptsache auf der nach Süden, der Sonne zu gerichteten Abdachung des Hügels liegen würde.

Ferner bemerkte er als ein sehr wichtiges Moment dafür, daß das römische Lager nicht weiter oberhalb an der Weser gelegen haben könne, daß dicht aufwärts von Rehme starke Stromschnellen sind, die den Verkehr mit der Nordsee gehindert haben würden.

Die Dörenschlucht.

Nach Rehme recognoscirten Herr Schuchhardt und ich auch die Dörenschlucht, wobei uns Herr Professor O. Weerth aus Detmold unterstützte und sich nicht bloß vermöge seiner Orts- und Alterthums-, sondern namentlich auch vermöge seiner Naturkunde als ein rechter Führer zeigte. Er machte uns darauf aufmerksam, daß sich bei Salzufeln der geologische Charakter der Landschaft ändere, und wußte, was er mir nachträglich noch aus den Lippe'schen Kammerakten bestätigt hat, daß man erst im 18. Jahrhundert angefangen hat, die bis dahin freiliegenden Sand- und Heideflächen südlich von Salzufeln mit Kiefern zu bepflanzen. Wenn dieses Gebiet noch im 18. Jahrhundert waldfrei war und erst künstlich angepflanzt worden ist, so wird der Schluß nicht zu kühn sein, daß es auch in der Urzeit frei war, und daraus ergiebt sich die Uebereinstimmung des Dionischen Berichts mit den Wald-Verhältnissen zwischen dem Hahnenkamp und der Dörenschlucht.

Auch den Hinweis auf die Hünengräber und ihre Bedeutung für das Alter des Straßenzuges verdanke ich Herrn Weerth. Eine Karte der damals noch vorhandenen Gräber findet man in der im Jahre 1820 erschienenen Abhandlung „Die wahre Gegend und Linie der dreitägigen Hermannsschlacht" von Wilhelm Tappe.

Die Schilderungen, die in der bisherigen Literatur von der Dörenschlucht selbst gemacht worden sind, widersprechen sich hier und da oder geben ein unzutreffendes Bild, sodaß ich noch einige Worte darüber hinzufügen möchte.

Außer dieser Schlucht führt noch ein zweiter Weg von der oberen Lippe über den Osning an die Porta Westphalica, die Bielefelder Schlucht, durch die heut die Eisenbahn geht. Sie kommt jedoch für uns nicht in Betracht, da von Aliso aus der Weg durch die Döre erheblich näher ist.

„Beide Schluchten", schildert sie Major Dahm, Die Hermannschlacht S. 26, „sind gleich gut passirbar; sie bilden 500—600 Schritt breite

Einsattelungen, in denen man fast ohne Steigung durch die steile Gebirgskette gelangt." Oberstlieutenant von Stamford, „Das Schlachtfeld im Teutoburger Walde", berichtet davon abweichend (S. 86 und S. 111), daß in der Döre selbst der Weg doch ziemlich steil herauf- und heruntergehe und eine „böse Stelle" habe, wo für schwer beladenes Fuhrwerk die Steigung zu groß sei.

Dahm hat insofern nicht Unrecht, als der heutige chaussirte Weg auf dem östlichen Hange der Schlucht nur geringe Steigungen hat; auch in der sandigen Tiefe ist die Erhebung über die Ebenen südlich und nördlich der Bergkette nicht gerade erheblich. Trotzdem giebt allein die Schilderung Stamfords das richtige Bild, da jene Straße ihre geringen Steigungen zum Theil erst durch die Kunst erlangt hat und die Mitte der Schlucht durch die Dünenhügel und Wasserrisse ungleich und dazu sehr sandig, also schwer zu passiren ist.

Knoke (S. 96) sagt, „von Sümpfen kann weder innerhalb des Lippeschen Waldes, noch nördlich desselben die Rede sein". Auch Dahm (S. 29) sagt etwas Aehnliches, wenn schon mit dem vorsichtigeren Zusatz „Sümpfe, die einer Armee verderblich werden konnten". Daß die Sümpfe so unmittelbar der Armee verderblich geworden seien, ist in den Quellen nicht gesagt (vgl. Edm. Meyer, Untersuchungen z. Schlacht i. Teut. W. S. 216); daß aber Sumpfstellen im ganzen Teutoburger (Lippeschen) Walde vorhanden sind, ist von Stamford festgestellt und kann keinem Zweifel unterliegen. Gerade vor der Dörenschlucht, nördlich, liegt der Hörster Bruch mit tiefen, sumpfigen Schluchten und auch im Dörenpasse selbst sind Sumpfstellen (Stamford, S. 85 und 86).

Die Erdwälle, die etwas nördlich der engsten Stelle quer über den ganzen Paß gehen, bis an die Stelle, wo rechts und links der Laubwald auf den Höhen beginnt, sind vermuthlich späteren, wohl erst mittelalterlichen Ursprungs.

Auf einer „Charte des Teutoburger Waldes und der Hermannsschlacht", die i. J. 1820 Prinz Friedrich zur Lippe herausgab, ist dicht nördlich vor der Dörenschlucht ein Lager verzeichnet. Ungefähr in dieser Gegend muß in der That das letzte Varus-Lager gewesen sein. Die Wall-Reste, um die es sich handelt, liegen aber dem Eingang der Schlucht schon zu nah und haben mit römischen Befestigungen nichts zu thun; es sind, nach Herrn Schuchardts Feststellung, Reste einer mittelalterlichen Landwehr. Sie liegen auf der Hammer Haide, rechts von der Straße, die von Pivitsheide nach Hörste führt, dicht hinter der Straßengabelung und sind jetzt im Verschwinden begriffen, da sie von den Bauern abgegraben werden. Ich erwähne sie, um zukünftige Forscher vor dem Irrthum zu bewahren, daß sie auf Grund der Karte des Prinzen Lippe hier das Römerlager suchen.

Wie man auf Grund von Münzfunden den Platz der Schlacht bei Barenau, nördlich von Osnabrück gesucht hat, so fühlt man sich versucht, für die Bestimmung des letzten Lagers eine Notiz des sehr zuverlässigen Oberstleutnants F. W. Schmidt in der Zeitschrift für vaterländische

Geschichte und Alterthumskunde (Westfalens) Jahrg. 1859 S. 299 zu verwerthen. Sie lautet: „In der Gegend von Stapelage, 1½ Std. nordwestlich von der Dörenschlucht, besonders auf den Feldern der großen Höfe Hunecken und Krahwinkel, werden häufig römische Münzen ausgepflügt, welche, soweit sie dem Verfasser bekannt geworden, nicht jünger als Augustus."

Ich entnehme dieses Citat der Untersuchung „Die Oertlichkeit der Varusschlacht" von H. Neubourg S. 50. Da die Münzen indessen nicht vorliegen, so ist eine Kontrolle des entscheidenden Punktes, daß sie nämlich nicht jünger als Augustus waren, nicht mehr möglich. Auch wenn es damit seine Richtigkeit hat, wird man doch wohl nur schließen dürfen, daß es sich um Beutestücke eines hier ansässigen cheruskischen Geschlechts aus der Teutoburger Schlacht handelt. Die angegebenen Orte liegen schon zu sehr in den Bergen, als daß man hier das römische Lager selbst annehmen dürfte.

Wortlaut der Quellenberichte.

Bei dem besonderen Interesse, das die Schlacht im Teutoburger Walde für Deutschland hat, wird es vielen Lesern, die die antiken Autoren nicht zur Hand haben, angenehm sein, die Urberichte, aus denen sich unsere Darstellung aufbaut, im Wortlaut lesen und auf diese Weise vergleichen zu können, was direkt überliefert, was Rekonstruktion ist.

Dio Cassius.

Die Römer besaßen einige Bezirke in Deutschland, nicht beisammen, sondern wie sie gerade erobert worden waren, weshalb ihrer auch die Geschichte nicht erwähnt. Ihre Soldaten überwinterten daselbst und legten Städte an, und die Barbaren fügten sich bereits nach römischer Sitte, kamen auf die Marktplätze und pflegten friedlichen Umgang mit ihnen. Sie konnten aber doch ihrer Väter Sitten, ihre Landesgebräuche, ihre ungebundene Lebensweise, ihre Waffenmacht nicht vergessen. Bis jetzt sollten sie sich nur allmählich und unter Anwendung großer Behutsamkeit derselben entwöhnen, fanden sich auch unmerklich in ihre neue Lebensweise und hatten die mit ihnen vorgehende Veränderung selbst nicht gefühlt. Als aber Quintilius Varus, nach seiner Statthalterschaft in Syrien, Germanien als Provinz erhielt, so stimmte er einen zu hohen Ton an, wollte Alles zu rasch umformen, behandelte sie

herrisch und erpreßte Tribut wie von Unterthanen; und dies wollten sie sich nicht gefallen lassen. Die Häupter des Volkes strebten nach der früheren Herrschaft; die Menge fand die hergebrachte Verfassung besser, als fremde Zwingherrschaft. Weil sie aber am Rhein und im eigenen Lande die Streitkräfte der Römer zu stark fanden, so empörten sie sich vorerst nicht offen, nahmen vielmehr den Varus auf, als ob sie alle seine Forderungen erfüllen wollten und lockten ihn vom Rhein in das Land der Cherusker und an die Weser. Hier lebten sie mit ihm auf völlig friedlichem, freundlichem Fuße und ließen ihn glauben, daß sie selbst ohne Gewalt der Waffen seinen Befehlen demüthigst nachkommen würden.

So geschah es, daß Varus nicht, wie er in Feindesland hätte thun sollen, seine Truppen zusammenhielt, und viele seiner Leute auf Ansuchen der Schwächeren bald zum Schutze gewisser Plätze, bald um Räuber aufzugreifen, bald um Zufuhr von Lebensmitteln zu decken, nach verschiedenen Seiten hinsandte. Die Häupter der Verschwörung, der Hinterlist und des Krieges, der sich nun entspann, waren unter anderen Arminius und Segimer, die immer um ihn waren und oft an seiner Tafel schmausten. Als er nun so ganz zuversichtlich wurde und sich zu nichts Argem versah, vielmehr Allen, welche das, was vorging, argwöhnten und ihm zur Vorsicht riethen, nicht nur nichts glaubte, sondern sogar vorzeitige Aengstlichkeit Schuld gab und sie der Verleumdung zieh, so empörten sich verabredetermaßen zuerst einige entfernte Stämme, in der Absicht, den Varus, wenn er gegen diese, wie durch Freundesland, zöge, diesen eher in die Falle zu locken, damit er nicht, wenn alle zumal sich zum Kriege wider ihn erhüben, seine Vorsichtsmaßregeln träfe. Und so ging es denn auch: sie ließen ihn vorausziehen und geleiteten ihn eine Strecke, blieben dann aber zurück, unter dem Vorwande, daß sie ihre Truppen zusammenziehen und ihm schleunigst zu Hülfe kommen wollten. Nun fielen sie mit ihren schon bereitgehaltenen Streitkräften über die früher erbetenen Truppen her und machten sie nieder, worauf sie dann ihm selbst, der bereits in unwegsame Wälder eingedrungen war, zu Leibe gingen. Jetzt erschienen die vermeintlichen Unterthanen plötzlich als Feinde und setzten dem Heer furchtbar zu. Denn die Berge waren voller Schluchten und Unebenheiten, und die Bäume dicht und hoch, so daß die Römer

schon vor dem Anfalle der Feinde mit dem Fällen der Bäume, dem Wegbahnen und dem Schlagen von Brücken, wo es nöthig ward, volle Arbeit hatten. Sie führten auch viele Wagen und Lastthiere, wie im Frieden, mit sich; auch Kinder, Weiber und sonstige Dienerschaft in Menge folgte ihnen, so daß schon deshalb der Zug sich ausdehnen mußte. Ein heftiger Regen und Sturmwind überfiel und trennte sie noch mehr, und der Boden, um die Wurzeln und Stämme der Bäume schlüpfrig geworden, machte ihre Tritte unsicher; die Wipfel der Bäume brachen ab und vermehrten durch ihren Sturz die Verwirrung. In dieser Noth fielen die Barbaren aus den dichtesten Wäldern von allen Seiten über die Römer her, indem sie, der Wege kundig, sie umschwärmten und Anfangs aus der Ferne sie beschossen, dann aber, als sich Niemand zur Wehr setzte und Viele verwundet wurden, ihnen zu Leibe gingen. Da sie nämlich in keiner Ordnung, sondern mit Wagen und Unbewaffneten untermengt einherzogen, konnten sie nicht leicht ihre Glieder schließen und erlitten, den Angreifenden auch an Zahl nicht gewachsen, großen Verlust, ohne jenen etwas anhaben zu können.

Als sie einen, so weit es in dem Waldgebirge möglich war, tauglichen Platz fanden, schlugen sie ein Lager, verbrannten die meisten Wagen und anderes entbehrliche Geräthe, oder ließen es zurück und zogen dann am andern Tage in größerer Ordnung weiter und gelangten auch voran in eine lichte Gegend, doch geschah auch dies nicht ohne Verluste. Als sie von da aufbrachen, geriethen sie in neue Waldungen und wehrten sich zwar gegen die Andringenden, kamen aber dadurch in neues Unglück: denn wenn sie in der Enge sich zusammenthaten, um in geschlossenen Gliedern, Reiter und Fußvolk, auszufallen, wurden sie durch sich selbst und die Bäume gehindert. Es war der dritte (vierte?) Tag, daß sie so daherzogen; ein heftiger Regen und starker Wind überfiel sie wieder und ließ sie weder weiter ziehen, noch auch sicheren Fuß fassen, ja setzte sie sogar außer Stand, von ihren Waffen Gebrauch zu machen: denn Pfeile, Wurfspieße und Schilde waren durchnäßt und nicht gut zu gebrauchen. Die Feinde dagegen, meist leicht bewaffnet, hatten, da sie ungehindert vordringen oder zurückweichen konnten, weniger davon zu leiden. Ueberdies waren

sie auch an Zahl weit überlegen (denn auch die früher Bedenklichen hatten sich jetzt, wenigstens um Beute zu machen, gleichfalls eingefunden) und umringten nun die schwächeren Römer, welche nun in den vorangegangenen Kämpfen schon viele Leute verloren hatten, um so leichter und machten sie nieder, so daß Varus und die angesehensten Führer, aus Furcht, lebendig gefangen zu werden oder durch die Hand der verhaßtesten Feinde zu fallen (denn verwundet waren sie schon), den traurigen, aber durch die Noth gebotenen Entschluß faßten, sich in ihre eigenen Schwerter zu stürzen.

Sobald dies verlautete, so setzte sich Keiner, wenn er auch noch Kräfte hatte, weiter zur Wehr: die Einen ahmten das Beispiel ihres Führers nach, die Anderen warfen die Waffen weg und ließen sich von dem nächsten Besten niedermachen, denn an Flucht war, wenn man auch wollte, nicht zu denken. Es wurde nun, ohne weitere Gefahr, Mann und Roß niedergestoßen.

Vellejus Paterculus.

Kaum hatte Tiberius den pannonischen und dalmatischen Krieg beendet, als fünf Tage danach die unseligen Nachrichten aus Germanien über den Tod des Varus und die Niedermetzelung von drei Legionen, ebenso viel Alen und sechs Kohorten anlangten. Nur darin erwies uns das Schicksal sozusagen eine Gunst, daß der Feldherr, der eine solche Niederlage rächen konnte, nämlich Tiberius, da war. Die Ursache des Unglückes und die Person legt mir Verzug auf. Quintilius Varus, einer angesehenen, wenn schon nicht einer altadligen Familie entstammend, war ein Mann von milder Gesinnung und ruhigem Temperament. An Geist und Körper etwas schwer beweglich, war er mehr die Lager-Muße, als den Kriegsdienst gewohnt. Wie wenig er das Geld verachtete, bewies das vorher von ihm verwaltete Syrien, eine reiche Provinz, die er arm betreten und reich als armes Land verlassen hatte. Mit dem Oberbefehl über das Heer in Germanien betraut, hielt er die Bewohner für Menschen, an denen außer der Stimme und den Gliedern nichts Menschliches sei, und die Leute, die mit dem Schwert nicht gebändigt werden konnten, glaubte er durch das römische Recht zähmen zu können. Mit diesem Vorsatz ging er nach

Germanien hinein, als käme er zu Männern, die sich der Segnungen des Friedens erfreuten und brachte die Zeit im Sommerlager mit feierlichem Rechtsprechen von seinem Richtersitz zu.

Aber diese, was kaum Jemand glauben möchte, der es nicht selbst erfahren hat, sind bei aller Wildheit höchst schlau und zum Lügen wie geboren; sie spannen erdichtete, langwierige Prozesse fort, und indem sie sich bald einander verklagten, bald dem Varus dankten, weil er mit römischer Gerechtigkeit entscheide und so ihre Wildheit durch eine neue und unbekannte Zucht mildere und an die Stelle der Gewalt das Recht setze. So wiegten sie den Quinctilius in die größte Sorglosigkeit, so daß er sich vorkam, als ob er als Stadt-Prätor auf dem Forum Recht spräche, nicht als ob er inmitten Germaniens ein Heer kommandire. Unter den Germanen befand sich damals ein junger Mann von edlem Geschlecht, tapferer Hand, geschwindem Geist, und einer Klugheit, wie man sie einem Barbaren nicht zutraut; er hieß Arminius, ein Sohn des Sigimer, eines Fürsten jenes Volkes; sein feuriger Geist leuchtete aus seinem Blick und seinen Augen. Er hatte in unserem Kriegsdienst gestanden, war auch mit dem römischen Bürgerrecht und Ritterrang beliehen worden und benutzte nun die Trägheit des Feldherrn zu einer Unthat, richtig berechnend, daß Niemand schneller vernichtet wird, als der, der nichts fürchtet, und daß Sicherheit sehr oft der Anfang des Unglücks ist. Zuerst also theilte er seinen Plan nur Wenigen, bald mehreren mit; er setzte ihnen eindringlich auseinander, man sei durchaus in der Lage, die Römer zu überwältigen. Dem Beschluß folgt auf der Stelle die Ausführung, man setzt die Zeit für den Anschlag fest.

Dies wird dem Varus durch einen getreuen Mann dieses Stammes von vornehmem Geschlecht, dem Segestes, hinterbracht. Aber schon hatte das Geschick seine Einsicht verblendet und ließ keinen Raum mehr für klugen Rath. So verhält es sich ja, daß meistentheils die Gottheit deren Vernunft umwölkt, deren Glück sie vernichten will, und bewirkt, daß, jammervoll genug, was geschieht, nach Verdienst geschehen zu sein scheint und das Unglück zur Schuld wird. Varus also versagt den Glauben und versichert, er wisse diesen Beweis der Freundschaft nach Verdienst zu schätzen, und schon bleibt nach dem ersten Angeber keine Frist für einen zweiten.

Ausführlich werde ich dieses furchtbare Unglück, das schlimmste, das die Römer nach der Niederlage des Crassus bei fremden Völkern befiel, in einem eigenen Buch darstellen. Für diesmal sei es mit dem beweinenswerthen Ausgang genug. Das über Alles tapfere Heer, ausgezeichnet unter römischen Kriegern durch Disziplin, Muth und Kriegserfahrung, wird durch die Unfähigkeit des Führers, die Teulosigkeit des Feindes, die Ungunst des Schicksals umringt, nicht einmal zu kämpfen oder auszubrechen ist die Möglichkeit, es wurden sogar diejenigen, die römische Waffen und römischen Muth gebrauchen wollten, bestraft, und eingeschlossen in Wälder, Sümpfe und feindlichen Hinterhalt, wird es von eben dem Gegner bis zur Vernichtung hingemetzelt, den es ehedem selbst wie das Vieh hingeschlachtet hatte, so daß Leben und Tod nun von seinem Grimm oder seiner Gnade abhängig war. Der Feldherr hatte mehr Muth zum Sterben als zum Kämpfen; er folgte dem ihm vom Vater und Großvater gegebenen Beispiel und durchbohrte sich selbst. Von den beiden Lagerpräfekten gab der eine, Lucius Eggius, ein herrliches Beispiel, der andere, Cejonius, ein ebenso schimpfliches, indem er, nachdem der größte Theil des Heeres im Kampf gefallen, lieber hingerichtet als fechtend sterben wollte und kapitulirte. Vala Numanius, ein Legat des Varus, sonst ein besonnener und wackerer Mann, gab ein schauderhaftes Beispiel, indem er das Fußvolk im Stich ließ und mit der Reiterei entfloh, um den Rhein zu erreichen. Doch das Schicksal rächte dies Verhalten, denn er überlebte die Verlassenen nicht, sondern starb als Ausreißer. Den halbverbrannten Körper zerriß der wilde Feind; er schnitt ihm das Haupt ab und brachte es dem Marbod, der es dem Kaiser schickte, so daß es in dem Familienbegräbniß ehrenvoll beigesetzt werden konnte.

Florus.

Schwieriger ist es, Provinzen zu halten, als zu errichten; durch Gewalt werden sie geschaffen, durch Recht werden sie gehalten. Die Freude also war kurz. Die Germanen nämlich waren mehr besiegt, als gezähmt und blickten mehr auf unsere Sitten, als auf unsere Waffen unter dem Kommando des Drusus. Nachdem dieser

gestorben, begannen sie die Laune und den Hochmuth des Quintilius Varus nicht weniger zu hassen als seinen Zorn. Dieser wagte es, einen Konvent anzusagen, und rühmte sich, unvorsichtig genug, er sei im Stande, die Wildheit der Barbaren durch die Ruthen des Lictors und die Stimme des Herolds zu bändigen. Aber diese die schon längst mit Trauer ihre Schwerter rosten und ihre Rosse ungetummelt sahen, als sie erkannt hatten, daß Toga und Gericht böser als die Waffen waren, ergreifen unter Führung des Arminius die Waffen, während die Friedensseligkeit des Varus so groß war, daß er sich nicht einmal rührte, als einer der Fürsten, Segestes, ihm die Verschwörung verrieth. So greifen sie ihn, der nichts kommen sieht und nichts fürchtet, unvermuthet an, und während er — o die Sicherheit! — vor's Tribunal citirte, brechen sie von allen Seiten ein. Das Lager wird genommen, drei Legionen werden überwältigt. Varus, nachdem er das Lager verloren, wie Paulus den Tag von Cannä, folgte ihm mit demselben Sinn und Schicksal. Nichts war gräßlicher, als jenes Gemetzel zwischen Sümpfen und Wäldern; nichts unerträglicher, als der Hohn der Barbaren, vorzüglich jedoch gegen die Sachwalter. Einigen stachen sie die Augen aus, anderen schnitten sie die Hände ab; einem schnitt man die Zunge aus und nähte ihm den Mund zu, und der Barbar, der sie in der Hand hielt, rief ihm zu: „nun, Schlange, ist es aus mit dem Zischen." Auch des Konsuls Körper, den die Treue der Soldaten der Erde übergeben, wurde ausgegraben. Die Feldzeichen und zwei Adler besitzen die Barbaren noch heute, den dritten brach, ehe er ihn in Feindeshand fallen ließ, der Fahnenträger ab, barg ihn unter seinem Gürtel und verschwand mit ihm in dem blutgetränkten Sumpf. Durch diese Niederlage geschah es, daß das Reich, das am Gestade des Oceans nicht Halt gemacht hatte, am Ufer des Rheinstromes Halt machte.

Tacitus

giebt uns eine direkte Erzählung der Teutoburger Schlacht nicht, da seine Erzählung erst mit dem Tode des Augustus beginnt. Nur mittelbar bei Gelegenheit der Germanicus-Feldzüge, namentlich der Erzählung des Besuches des Schlachtfeldes und der Bestattung

der Gebeine erfahren wir Einiges. Auch ſonſt findet ſich in der römiſchen Literatur dieſe oder jene vereinzelte Notiz, z. B. in einem Briefe des Seneca (ep. 47), daß die vornehmſten Römer in die Sklaverei der Germanen gekommen ſeien und Männer, die gehofft hätten, einmal in den Senat einzutreten, der eine als Hirt, der andere als Thürhüter dort ſein Leben friſte.

Fünftes Kapitel.

Germanicus und Arminius.

Die Römer waren nicht im Stande, die Niederlage im Teutoburger Walde sofort zu rächen. Zwar eilte Tiberius, der einzige Feldherr, dem Rom eine solche Aufgabe hätte anvertrauen können, an den Rhein, aber sich in einen vieljährigen Krieg zu stürzen, war er nicht in der Lage. Nur durch Adoption, unter Uebergehung des leiblichen Enkels des Augustus, zur Thronfolge bestimmt, mußte er in Rom zur Stelle sein, wenn etwa der alte Kaiser die Augen zumachte. Tiberius beschränkte sich also darauf, die Rheingrenze zu sichern, die Armee zu ergänzen und das Vertrauen wieder herzustellen. Erst fünf Jahre später, auf die Nachricht vom Tode des Augustus und der Thronbesteigung des Tiberius, begann Germanicus, der Sohn des Drusus, Neffe und Adoptivsohn des Tiberius, den Rachekrieg mit dem Endziel der Wiederunterwerfung der germanischen Völkerschaften bis an die Elbe.

Ueber die Feldzüge des Germanicus sind wir ausschließlich auf den Bericht des Tacitus angewiesen; so eingehend dieser ist, so genügt er uns dennoch nicht, da außer der Rhetorik des Schriftstellers, die den sachlichen Zusammenhang vernachlässigt und verwischt, nun noch eine zweite störende Eigenschaft hinzukommt. So eingehend Tacitus sich mit den Germanen beschäftigt hat, so hat er doch offenbar von den geographischen Verhältnissen des Landes ganz unklare Vorstellungen gehabt. In der Germania läßt er die Chauken, die an der Mündung der Weser, an der Nordseeküste wohnten, an die Chatten in Hessen grenzen, obgleich neben

andern, weniger bekannten Völkerschaften keine geringeren als die Cherusker dazwischen liegen.[1])

Im Feldzug des Jahres 15 gelangen römische Truppen, die von der Ems am Strande entlang an den Rhein zurückmarschiren, nach Tacitus an die Weser.

Im Jahre 16 landet Germanicus sein Heer an der Ems; unmittelbar daran schließt sich der Satz: während er sein Lager absteckt, wird ihm der Abfall der Angrivarier im Rücken gemeldet. Die Angrivarier wohnten aber auf beiden Ufern der Weser. Man hat dem offenbaren Fehler durch Aenderung des Textes abzuhelfen gesucht und statt der Weser in dem ersten Beispiel einen kleinen Fluß in Holland, Unsingis (Hunse), eingesetzt oder statt der Angrivarier in dem zweiten Beispiel die Ampsivarier. Aber der sonstige Zusammenhang läßt diese Verbesserungen kaum zu und stürzt in andere unüberwindliche Schwierigkeiten. Es muß dabei bleiben, daß Tacitus thatsächlich diese Fehler gemacht hat, und sie sind psychologisch auch gar nicht so ganz unglaublich. Sie hängen mit seiner ganzen Denkweise zusammen. Die sachlich objektiven Zusammenhänge interessiren ihn nicht, und es kommt ihm nicht darauf an, zuweilen die Namen von zwei germanischen Flüssen oder Völkerschaften zu verwechseln. Uns freilich stößt das vor den Kopf, und man hat an der ersten Stelle annehmen wollen, daß Tacitus unterlassen habe, zu erwähnen, daß im Jahre 15 die Römer vor der Rückkehr an den Rhein noch eine Rekognoszirung an der Weser-Mündung unternommen, und an der zweiten, aus dem Jahre 16, daß er unterlassen, den Marsch von der Ems zur Weser und zurück ausdrücklich zu erzählen, weil auf ihm keine Ereignisse vorgefallen. So ganz unmöglich mag diese Auskunft nicht sein, für die Brauchbarkeit Tacitus' als Quelle für die Kriegsgeschichte giebt diese Aushülfe aber keine bessere Gewähr als die Namens-Verwechselung; ja, sie ist noch schlimmer, denn statt momentaner Unaufmerksamkeit haben wir eine grundsätzliche Vernachlässigung. Ein Marsch von

[1]) Müllenhoff, Germania, S. 436 u. 545, hat nach Erklärungen für einen so unbegreiflich erscheinenden Fehler gesucht und dies und jenes angeführt, kommt aber schließlich doch auch zu dem Ergebniß, daß Tacitus unrichtige geographische Vorstellungen gehabt habe. Der Versuch, den Bremer in seiner „Ethnographie der germanischen Stämme" (Pauls Grundriß) gemacht hat, durch Völkerschiebungen Ordnung in diese Konfusion zu bringen, hat ebenfalls kein befriedigendes Ergebniß gehabt.

der Ems zur Weser und zurück ist für ein großes Heer, auch wenn es keinerlei Gefecht unterwegs hat, immer ein sehr großes Ereigniß, das ein Schriftsteller, dem es auf den strategischen Zusammenhang ankommt, niemals unterlassen kann zu erwähnen. Wie dem aber auch sei, wir müssen an die Behandlung dieser Feldzüge von vornherein herantreten mit dem Bewußtsein, daß wir trotz der ausführlichen Darstellung eines Historikers ersten Ranges doch eine verläßliche, sachliche Erzählung der Ereignisse nicht besitzen und, wenn überhaupt, ohne die stärksten Korrekturen zu genetischem Verständniß nicht gelangen werden.

Cäsar hatte die Empörung der Gallier, nachdem er sich zuerst auch halb friedlich bei ihnen niedergelassen, niedergeworfen, indem er sie mit der Uebermacht seines fest zusammengehaltenen großen Heeres im offenen Felde besiegte und ihre Städte eroberte. Das wohlangebaute Land, in dem immer einige Völkerschaften zu den Römern hielten, war im Stande, die römischen Truppenmassen auf dem Hin- und Hermarsche zu ernähren.

In Germanien war die Aufgabe eine ganz andere. Die Germanen hatten keine Städte, durch deren Wegnahme und Zerstörung man sie hätte mürbe machen können. Hatte Cäsar schon den Vercingetorix nicht direkt zur Schlacht zwingen können, so war es den Germanen in ihren Urwäldern und Mooren noch viel leichter, sich dem Angriff der Römer zu entziehen. Ganz unmöglich aber war es den Römern, wie wir nun von Neuem aufs stärkste betonen müssen, ein großes Heer aus dem Lande selber zu verpflegen. Die Bevölkerung war sehr dünn und lebte hauptsächlich von den Heerden, nur in geringerem Maße vom Ackerbau. Größere Getreide-Vorräthe also gab es in Germanien nicht, die man hätte sei es requiriren, sei es ankaufen können. Stellten sich die Germanen nicht zur Schlacht, so blieb nichts übrig, als ihre Dörfer aufzusuchen und niederzubrennen. Aber ein solcher Verlust traf die Germanen, die ja ohnehin ihre Wohnstätten öfter verlegten, nicht gerade schwer, wenn sie nur Zeit behielten, ihren Hausrath vorher fortzuschaffen. Am schwersten wurde ein Gau getroffen, wenn der Feind ihm seine Heerde abfing. Aber das war nicht so leicht. Die Römer konnten sich nicht etwa in kleine Abtheilungen auflösen, um die Wälder abzusuchen und die Verstecke der Germanen und ihres Eigenthums

aufzuspüren. Jede kleinere detachirte Abtheilung mußte gewärtig sein, in einen germanischen Hinterhalt zu fallen. Selbst Abtheilungen von einigen tausend Mann konnten auf Uebermacht stoßen und waren dann in dem unübersichtlichen Gelände verloren. Den Römern war also hier eine strategische Aufgabe ganz eigenthümlicher Art gestellt, wie wir ihr in unserem Gange durch die Geschichte der Kriege bisher noch nicht begegnet sind.

Noch im Herbst des Jahres 14 machte Germanicus einen Verwüstungszug durch das Land südlich der Lippe, wo die Marser wohnten. Da sie völlig unvorbereitet überfallen wurden, so wagte Germanicus sein Heer in vier Abtheilungen zu zerlegen und vermochte in Folge dessen einen Raum von zehn Meilen, wie es zu verstehen sein wird, in der Breite zu durchziehen und auszurauben. Auf dem Rückweg wurde das römische Heer von Bructerern, Tubanten und Usipetern, die den Marsern zu Hülfe gekommen waren, angefallen, schlug aber den Angriff, gut geordnet und auf Alles vorbereitet wie es war, siegreich zurück, obgleich die vier Legionen zusammen nur 12000 Mann stark waren, denen 26 Kohorten Bundesgenossen und acht Alen Reiter sekundirten. Schlagen wir die Bundesgenossen auf 8000 bis 10000, die Reiter auf 1000 bis 1500 Mann an, so mag das ganze Heer etwas über 20000 Mann stark gewesen sein.

Der Frühjahrs-Feldzug i. J. 15.

Im Frühjahr des folgenden Jahres (15 p. C.) machte Germanicus einen Einfall in das Land der Chatten und kam bis über die Eder. Von Mainz, dem Standlager des oberrheinischen Heeres, von wo dieser Zug ausgegangen sein muß, bis an die mittlere Eder sind 150 Kilometer = 20 Meilen Luftlinie. Mehr als eine Meile Luftlinie täglich im Durchschnitt kann eine Armee, die durch germanische Wälder mit den größten Vorsichtsmaßregeln und daneben Vernichtungen ausführend marschirt, nicht wohl machen. Die Expedition muß also wenigstens sechs Wochen Zeit in Anspruch genommen haben. Das Heer war 4 Legionen und 10000 Mann Hülfstruppen, also, wenn wir die Legionen als nicht ganz vollzählig ansehen, etwa 30000 Kombattanten stark, oder im Ganzen gegen 50000 Köpfe. Für 50000 Menschen die Lebensmittel auf

sechs Wochen mitzuschleppen, ist keine Kleinigkeit; allein das Mehl erfordert 750 vierspännige Wagen, die eine Marschtiefe von 11250 Metern = 1½ Meilen einnehmen. Wir haben aber ein Merkmal, daß Germanicus auch für diesen Feldzug den Wasserweg nutzbar zu machen wußte. Tacitus berichtet, daß er bei Beginn der Expedition ein schon von seinem Vater erobertes und mittlerweile zerstörtes Kastell auf dem Taunus wiederherstellte. Man pflegt anzunehmen, daß dieses Kastell die Saalburg gewesen sei, und ganz unmöglich ist das nicht.

Ueber den Taunus-Paß, den diese Burg deckte, wird die damalige Straße aus dem Main-Nidda-Thal ins Lahn-Thal gegangen sein. Germanicus mag nur mit einem Theil seines Heeres direkt von Mainz vorgegangen sein, während der andere von Koblenz aus die Lahn hinauf den Verpflegungs-Transport geleitete. Durch die Annäherung des römischen Gros über den Taunus war dieses Detachement mittelbar gegen den Anmarsch von gar zu großen Germanenschaaren gedeckt, und schon bei Weilburg mögen sich die römischen Heeres-Abtheilungen vereinigt haben. Bis nach Marburg konnten nun die Römer ihre Vorräthe auf der Lahn, die dafür sehr brauchbar ist, transportiren, und von dem Lahn-Haken, nördlich von Marburg, bis an die Eder ist nur noch 20 Kilometer Luftlinie. Die Saalburg auf dem Taunus, 70 Kilometer Luftlinie von Mainz, wäre also bestimmt gewesen, dem römischen Heere auf dem Rückzug den Paß offen zu halten, einige Vorräthe aufzunehmen und für die Zukunft den Verkehr zwischen den Germanen nördlich und südlich des Gebirges möglichst zu erschweren.

Ist ein solcher Zusammenhang vielleicht nicht ganz unmöglich, so ist er doch nicht gerade wahrscheinlich. Es giebt einen anderen Platz, wo sich die Anlage eines Kastells „in monte Tauno“ mit einem Feldzug von Mainz an die Eder viel besser vereinigt. Das ist die Stadt Friedberg, die auf einer Anhöhe liegt, die man noch zum Taunus rechnen kann und an der später die große römische Hauptstraße von Mainz durch die Wetterau in der Richtung auf die Eder hinaufführte. Friedberg liegt an einem Bache, der Uhse, die ein mäßiges Gefäll hat und im Frühjahr kleine Schiffsgefäße tragen kann. Dieses Kastell wäre also das Gegenstück zu Aliso

gewesen: der vorgeschobene, noch auf dem Wasserweg erreichbare Magazinplatz.

Während Germanicus von Süd-Westen her die Chatten überzog, marschirte Caecina gleichzeitig mit den niederrheinischen Legionen von Vetera aus die Lippe hinauf und hielt die Cherusker ab, den Chatten zu Hülfe zu kommen; sie wagten sich nicht an ihn heran. Den schon im vorigen Jahre heimgesuchten Marsern lieferte Caecina ein Gefecht.

Zurückgekehrt von dieser Expedition, empfing Germanicus Abgeordnete des Segest, die ihm meldeten, daß ihr Fürst sich wieder mit Arminius veruneinigt habe, von ihm belagert werde und um die Hülfe der Römer bitte. Der römische Feldherr machte sich sofort auf, verjagte die Bedränger des Segest und brachte ihn mit seinem Gefolge an den Rhein. Da Tacitus von einem eigentlichen Gefecht mit den Cheruskern nichts meldet, so muß die Burg, in der Segest belagert wurde, ganz an der Grenze des Cheruskerlandes gelegen haben; wäre Germanicus tiefer in die cheruskischen Waldgebirge eingedrungen, so hätte Arminius ihn doch wohl schwerlich unangefochten sich wieder zurückziehen lassen. Auch hätte ein solches Unternehmen sehr große Vorbereitungen und Zurüstungen erfordert. Da wir im nächsten Jahre hören, daß die Germanen Aliso belagern, so müssen wir annehmen, daß diese Feste im Laufe des Jahres 15 von den Römern, vermuthlich während Caecina hier stand und den Bau deckte, wiederhergestellt worden ist. Die Burg des Segestes mag keine andere als Teutoburg (Grotenburg) gewesen sein, nicht mehr als drei Meilen von Aliso. Es war also kein großes Unternehmen, immerhin genügte die Besatzung von Aliso nicht, sondern es mußte ein wirkliches Heer abgeschickt werden, um die Cherusker, die ihr Hauptgebiet jenseits der Weser bis in den Harz (Hildesheim, Braunschweig) hatten, zu verscheuchen.

Der Hauptfeldzug i. J. 15.

Der Frühjahrsfeldzug hatte nicht nur die germanischen Stämme zwischen Lippe und Main schwer getroffen, sondern auch zugleich dazu gedient, einen zweiten, größeren vorzubereiten, indem Aliso wieder hergestellt wurde. Während auf jenem Feldzug die beiden Hälften des römischen Heeres nur mittelbar zusammengewirkt

hatten, sollte jetzt die ganze vereinigte römische Macht zermalmend erst auf einen der germanischen Stämme, die Bructerer, nördlich der Lippe, fallen, um sich dann gegen die Cherusker selbst zu wenden.

Germanicus setzte die Hälfte seines Heeres, vier Legionen, zu Schiffe und fuhr mit ihnen durch den Drusus-Kanal in die Nord-See und dann die Ems hinauf, um die Bructerer, wohnend auf beiden Seiten der oberen Ems, von Norden anzugreifen, während Caecina mit der anderen Hälfte des Heeres von Süden, von Vetera, von der Lippestraße aus vorging. (Karte auf Seite 110.)

Nach Raum und Zeit wäre es ja viel vortheilhafter gewesen, das ganze Heer in einigen parallelen Kolonnen von Vetera aus vorgehen zu lassen; denn da die Germanen die Schlacht im freien Felde nicht annahmen und sich auch nicht einklammern ließen, so hatte es keine wesentliche Wirkung, ob die Römer alle von einer oder von verschiedenen Seiten kamen. Der große Gewinn der getheilten Expedition aber war, daß Germanicus seinen Proviant zu Schiff mitbringen konnte. Wir werden annehmen dürfen, daß er, noch etwas von den Bructerern entfernt, etwa bei Meppen, am Einfluß der Hase in die Ems, das Gros seiner Flotte mit den für den Rückweg nöthigen Lebensmitteln, in einem befestigten Lager zurückließ und für den Vormarsch die Ems aufwärts nur eine Anzahl besonders flach gebauter Kähne mitnahm, die ihm den Proviant nachführten. Die Reiterei war auf einer besonderen Straße durch das Gebiet der Friesen marschirt. Ein Grund, weshalb sie nicht mit den Legionen des Caecina vorging, ist nicht überliefert. Jedenfalls ergiebt sich aus der Trennung, daß die Römer westlich der Ems einen Angriff noch nicht erwarteten.

Nach Tacitus vereinigten sich nun die römischen Heere an der Ems; aber wir werden diese Vereinigung nur als ein Fühlungnehmen, nicht als ein wirkliches Zusammenschließen aufzufassen haben. Die wirkliche Vereinigung hätte dem Zweck des Krieges widersprochen. So lange man nicht Aussicht hatte, die Germanen zu einer Schlacht zu stellen, kam es nicht sowohl darauf an, die Truppen zusammen zu halten, als im Gegentheil, sie auszubreiten, um einen möglichst breiten Landstrich absuchen, verwüsten und ausrauben zu können. Je größer der Landstrich, den man abkämmte,

war, desto größer die Wahrscheinlichkeit, auch den geflüchteten Besitz des Feindes zu erbeuten; die Ausbreitung erweiterte nicht bloß, sondern potenzirte auch die Wirkung. Man mußte nur darauf achten, daß jede Kolonne stark genug blieb, selbständig einem Anfall der Germanen widerstehen zu können. Tacitus berichtet weiter, daß alles Land zwischen Lippe und Ems verwüstet wurde. Auch das haben wir wieder nicht so aufzufassen, als ob die Römer sich streng auf das Gebiet zwischen diesen beiden Flüssen beschränkt hätten, denn zuletzt an den Quellen ist der Landstrich kaum noch zwei Meilen breit. Tacitus' Quelle wird den Landstrich zwischen Lippe und Ems besonders genannt haben, da hier hauptsächlich die Wohnstätten der Bructerer lagen; zu ihrem Gebiet gehörten aber auch noch die nördlich daranstoßenden Waldgebirge und das Thal zwischen ihnen, in dem Osnabrück liegt. Auch diese Gegenden werden die Römer nach Möglichkeit abgesucht haben.

Indem die römischen Heere so das Land am Osning entlang durchzogen und bis an die Quellen der Ems und die Grenze der Bructerer kamen, gelangten sie in die Nähe des Varianischen Schlachtfeldes. Auch als Germanicus einige Monate vorher den Segest befreit hatte, war er diesem Platz schon sehr nahe gewesen, war aber doch nicht dahin gegangen, und man hat sich gewundert, daß er den Akt der Pietät nicht damals sofort vollzogen habe. Aber die Erklärung liegt nahe genug. Von Aliso bis an die Dörenschlucht sind allerdings nur drei Meilen, und von der Teutoburg, der die Römer doch wahrscheinlich sehr nahe gewesen sind, als sie den Segest entsetzten, ist es nur eine Meile; aber um die Bestattung vollständig durchzuführen, mußte Germanicus bis an das Varianische Sommerlager bei Rehme kommen. Das waren von Aliso, da man sich doch mit großer Vorsicht bewegen mußte, immerhin drei bis vier Märsche. Das Einsammeln der Gebeine und die feierliche Bestattung nahm mehrere Tage in Anspruch. Die ganze Expedition also war unter 10—12 Tagen nicht zu machen; das verlangt für ein großes Heer schon recht große Vorbereitungen. Vor Allem aber wollte Germanicus nicht bloß im Fluge den Platz des Unheils besuchen, die Todten bestatten und umkehren, sondern die Handlung der Pietät in einen Feldzug einflechten, der auch als solcher durch seinen positiven Erfolg das Ansehen der Römer wieder herstellte

und die Schande der Varianiſchen Niederlage auslöſchte. Jetzt, nachdem er wieder an einem der betheiligten Völker ein großes Strafgericht vollzogen, ſie wohl faſt ganz aus ihrem Lande verjagt hatte, erſchien er als der Sieger, gegen den die Germanen ihren heimiſchen Boden gar nicht mehr zu vertheidigen wagten, auf der Stätte des Todes, beſtattete die Reſte der Gefallenen und errichtete ihnen einen Grabhügel.

Tacitus berichtet, daß, als man an der Grenze des Bructerer-Landes angekommen, Caecina vorangeſchickt worden ſei, um das Waldgebirge zu rekognosziren und durch die Sümpfe und Moore Dämme und Brücken anzulegen. Dieſe Schilderung ſchließt keineswegs aus, daß ein Theil des römiſchen Heeres einfach auf der alten Straße von Aliſo durch die Dörenſchlucht gezogen iſt, da die Senne, der Landſtrich unmittelbar unter dem Teutoburger Walde, Haide und Moor, damals wahrſcheinlich noch mooriger geweſen iſt als heute und die Germanen die alten römiſchen Wege-Anlagen zerſtört haben werden. Nur ein Theil der Römer aber hat jedenfalls dieſen Weg genommen; die nördliche Kolonne wird durch den Bielefelder Paß vorgegangen ſein, wo mangels früherer Anlagen erſt recht neue Arbeiten nöthig waren. Man hat ſogar in neuerer Zeit noch Spuren dieſer Wegebauten des Caecina entdecken wollen.

Bis hierher hören wir nichts von der Thätigkeit Armins, und wenn Tacitus fortfährt, Germanicus ſei nunmehr dem Arminius ins Unwegſame gefolgt und habe ihm ein unentſchiedenes Gefecht geliefert, ſo ſagt uns auch das nicht viel, da er mit nichts die Richtung andeutet, in der Armin gewichen und die Römer ihm gefolgt ſind. Der einzige Anhalt, den wir haben, iſt, daß Germanicus endlich ſein Heer an die Ems zurückführt. Wären die Römer den Cheruskern über die Weſer gefolgt, ſo hätte Germanicus gewiß nicht den Rückweg an die Ems genommen, ſondern den viel näheren Weg nach Aliſo eingeſchlagen, wo er ſein Magazin hatte und die Truppen bequem auf der Lippeſtraße an den Rhein zurückführen konnte. Wir müſſen deshalb annehmen, was bei den Germanen von vornherein das Wahrſcheinlichere iſt, daß ſie ſich nicht vor, ſondern hinter den Römern geſammelt haben, als dieſe durch den Teutoburger Wald nach der Porta Weſtphalica zogen. Germanicus hat alſo, von der Porta aus ſich wieder nach Weſten

wendend, den Arminius im Wiehengebirge und Osning zu faſſen geſucht; vermuthlich rückte ein Theil der Römer zwiſchen den Gebirgszügen in der Richtung von Rehme auf Osnabrück, ein anderer nördlich vom Gebirge in der Richtung von Minden nach Bramſche vor. Von Aliſo aus, als man ſich dieſem Platz auf dem Hermarſch genähert hatte, werden die Proviant-Kolonnen neu ge-

füllt und ergänzt worden ſein, ſo daß man ein gut Stück ins Land hinein marſchiren konnte. Arminius wußte ſich jedoch den Römern zu entziehen, und ſo blieb Germanicus endlich, als die Proviantkolonnen leer wurden, nichts übrig, als den Rückmarſch anzutreten. Mit der einen Hälfte des Heeres zog er an die Ems und fuhr zu Schiff nach Hauſe; vermuthlich war ſchon von dem Lager bei Meppen, ſei es auf der Ems, ſei es auf der Haſe, dem Heere Verpflegung entgegengeſchickt worden. Die Reiterei, die auf dem Hinmarſch durch das Land der Friſionen gekommen war — etwa

auf dem Wege Emmerich-Rheine oder Arnheim-Lingen —, mußte jetzt wegen der Nähe der germanischen Hauptmacht den Zug des Germanicus bis zu dem Schiffslager begleiten und kehrte dann, da die Schiffe die Reiter nicht aufnehmen konnten und das Bourtanger Moor den direkten Weg nach Hause versperrte, dieses Hinderniß nördlich umgehend, an der Meeresküste entlang an den Rhein zurück.[1])

Die andere Hälfte des römischen Heeres unter Caecina nahm, nachdem man sich getrennt hatte, den direkten Landweg nach Vetera. Jetzt war der Augenblick des Handelns für Arminius gekommen. Das Korps des Caecina mußte durch einen sehr gefährlichen Paß, einen Moordamm oder Bohlweg, der durch bewaldete Hügel hindurchführte und den vor einigen Jahren der römische Feldherr L. Domitius Ahenobarbus angelegt hatte Man hat sich alle Mühe gegeben, diese langen Brücken, wie die Römer den Weg nannten, wieder aufzufinden, aber bisher ohne sicheren Erfolg. Es giebt der alten Bohlwege gar zu viele, und selbst in Westpreußen, wo die Römer nie hingekommen sind, hat man neuerdings solche Anlagen aufgedeckt. Nach dem strikten Wortlaut des Tacitus müßte man annehmen, daß das römische Heer bis an die Ems vereinigt marschirt ist und sich erst hier getrennt hat. Danach müßten die langen Brücken also links der Ems, etwa bei Coesfeld, liegen. Aber Tacitus bietet, wie wir gesehen haben, für derartige strikte Interpretationen nicht die genügend feste Grundlage. Es scheint keineswegs ausgeschlossen, daß Caecina sich bereits viel früher von Germanicus getrennt und daß die langen Brücken bei Iburg[2]) südlich von Osnabrück liegen.

Sehr wesentlich für das kriegsgeschichtliche Verständniß ist diese topographische Frage nicht; wesentlich ist allein, daß es Germanicus mit seinem ungeheuren Heer, 8 Legionen und Hülfstruppen, im Ganzen wohl 60000 Mann, nicht gelungen war, die Germanen zu einer großen taktischen Entscheidung zu zwingen oder sie einzuschließen; daß aber nunmehr umgekehrt, als die Römer

[1]) So hat bereits Knoke richtig den Zusammenhang erklärt.

[2]) General F. Wolf, „Die That des Arminius", hat festgestellt, daß die Gegend von Iburg der Schilderung des Tacitus in jeder Beziehung entspricht. Caecina hätte sich dann bei Osterkappeln oder Bramsche von Germanicus getrennt.

durch die Verpflegungs-Rücksicht gezwungen, sich trennten und den Rückmarsch antraten, Arminius die richtige Stelle und den richtigen Moment fand, das eine der Theilkorps, den Caecina, anzugreifen. Nach dem Berichte der Römer selber brachte er ihn in die größte Bedrängniß und hätte ihm das Schicksal des Varus bereitet, wenn nicht die Disziplinlosigkeit und Beutegier der Germanen seinen Plan durchkreuzt hätten. Sie ließen sich durch einen anderen Cheruskerfürsten, Inguiomerus, einen Oheim Armins, bestimmen, das römische Lager zu stürmen, wurden dabei von Caecina, der als alter Kriegsmann wußte, was er zu thun hatte und in dem richtigen Augenblick, wie Caesar bei Alesia, einen Ausfall machte, geschlagen und erlitten eine empfindliche Niederlage. Auch das römische Theilheer unter Germanicus auf der Flotte erlitt durch Sturm und Unwetter erhebliche Verluste, kam aber in der Hauptsache endlich doch, ebenso wie Caecina, glücklich nach Hause.

1. Das Kastell in monte Tauno, das Germanicus, nach Tacitus, Ann. I, 56, erbaute, ehe er gegen die Chatten auszog, war die Erneuerung einer alten Anlage des Drusus. Nun berichtet Dio 54, 33, in demselben Satz, in dem er den Bau von Aliso erzählt, Drusus habe ein anderes Kastell bei den Chatten am Rhein erbaut (ἐν Χάττοις παρ' αὐτῷ τῷ Ῥήνῳ). Die Vermuthung liegt nahe, daß dies eben das Kastell ist, das Germanicus wieder herstellte, aber dann müßte es, falls Dio nicht irrt, am Rhein liegen. Man hat deshalb neuerdings auf Hofheim, zwei Meilen von Mainz, in der Richtung auf Höchst, etwas nördlich des Main, gerathen, wo Spuren einer sehr alten römischen Anlage aufgedeckt sind. Ist das richtig, so hätte die Anlage, so nahe der Hauptfestung, keine besondere Bedeutung gehabt, aber eben deshalb wäre sie auch wohl nicht in den Quellen erwähnt worden. Man kann auch nicht einmal sagen, daß Hofheim am Rhein liege. Dem Wortlaut nach müßten wir Dios Notiz auf einen Brückenkopf, wie etwa Kastell, beziehen.

Ich möchte jedoch eine andere Auslegung vorziehen. Vergessen wir doch nicht, daß Dio eine mehrfach abgeleitete Quelle ist. Es ist durchaus möglich, daß er in seiner Vorlage gefunden hat, Drusus habe, nachdem er von dem Lippe-Feldzug, wo er Aliso baute, an den Rhein zurückgekehrt war, auch bei den Chatten ein Kastell gebaut. Daraus mag Dio dann kurzweg gemacht haben, er habe am Rhein ein Kastell gebaut. Schließlich ist ja auch die Identität dieses Kastells mit dem von Germanicus hergestellten nur eine Vermuthung.

Daß thatsächlich Friedberg die fragliche Anlage ist, findet durch die Ausgrabungen insofern eine gewisse Bestätigung, als gerade hier besonders alte, auf die Augusteische Zeit weisende Reliquien gefunden worden sind,

Münzen aus der Zeit des Augustus, Scherben mit dem Stempel des Töpfers Atejus, der in jener Zeit arbeitete, ein Schwertscheiden-Beschlag aus einer Fabrik in Baden in der Schweiz, die ebenfalls in der ersten Hälfte des Jahrhunderts blühte. Vgl. den Vortrag von Ed. Anthes in den Protokollen d. Gen.-Versamml. d. Gesammt-Ver. d. deutsch. Gesch.-Vereine. 1900. S. 65 ff.

Ist Friedberg der gesuchte Platz gewesen, so erhebt sich die Frage, weshalb die Römer nicht wie an der Lippe noch weiter die Wetter hinauf so weit wie möglich in's Land vorgegangen sind. Verschiedene Gründe mögen zusammengewirkt haben, ganz besonders aber dürfte in Betracht kommen, daß auf dieser Straße doch immer nur Expeditionen gemacht wurden und gemacht werden sollten, während der Weg, auf dem man weiter, auf dem man den eigentlichen großen Krieg führen wollte, die Lippestraße war. Von hier kam man in's Wesergebiet, wo man zur Cooperation mit der Flotte gelangte, und gestützt auf diese weiter an die Elbe. Hier also war man genöthigt, so weit als es irgend möglich war, vorzugehen und die Schwierigkeit etwa erforderlicher Entsatz-Operationen in Kauf zu nehmen. In der Wetterau erleichterte man die Aufgabe, indem man mit dem vorgeschobenen Posten der Basis näher blieb.

2. Auf dem Zuge gegen die Chatten i. J. 15 kam Germanicus, nach Tacitus ann. I, 56, an die Adrana (Eder), wo junge Mannschaft der Germanen, nachdem sie durch den Fluß geschwommen, vergeblich die Römer am Brückenschlagen zu verhindern suchte. Während man den Vorgang sonst in die Gegend von Fritzlar versetzte, hat Knoke[1]) ihn in die Gegend von Kassel an die Fulda verlegt; die Eder habe für das Schwimm-Manöver nicht genug Wasser, und die Römer hätten vielleicht die Eder als den Hauptfluß angesehen und auch die untere Fulda mit diesem Namen bezeichnet. Hiergegen läßt sich einwenden, daß die Eder ein Fluß ist, der seine Wasser sehr schnell abführt, also zeitweilig sehr hohen Wasserstand hat. Das Frühjahr war, wie Tacitus hinzufügt, ungewöhnlich trocken, aber es ist nach seiner Erzählung denkbar, daß der Regen, den man erwartete, noch vor dem Gefecht an der Eder wirklich eingetreten war.

Schließlich aber liegt doch wohl einfach eine römische Uebertreibung vor. Der Sinn ist, daß „quod imbecillum aetate ac sexu" in die Hand der Römer gefallen und nur die juventus sich durch Schwimmen gerettet habe. Wir dürfen ruhig annehmen, daß der Fluß nicht verhinderte, daß auch von dem imbecillum der Chatten viel entkam.

3. Die Entsetzung des Segest erzählt Tacitus (ann. I, 57) so, daß man auch meinen kann, sie sei auf dem Wege in der Richtung von Mainz zur Eder erfolgt. Nicht lange nach der Rückkehr der Römer an den Rhein, sagt er, seien die Boten des Segest gekommen und dem Germanicus sei es der Mühe werth gewesen, umzukehren. „Germanico pretium fuit, convertere agmen". Nachdem wir es uns klar gemacht haben, was für

[1]) Die Kriegszüge des Germanicus, S. 39.

ein Stück Arbeit es war, mit einem Heer von Mainz an die Eder zu marſchiren, iſt es nicht mehr nöthig zu beweiſen, daß Germanicus dieſen Weg nicht ſofort noch einmal gemacht haben kann. Selbſt wenn die Burg des Segeſtes an der Diemel gelegen haben ſollte, konnten die Römer ihm nicht in einem improviſirten Feldzug von Mainz aus Entſatz bringen. Germanicus hat alſo nicht die bisher von ihm perſönlich geführte Armee-Abtheilung, ſondern die des Caecina, die ja an der Lippe entlang operirt hatte, noch einmal umkehren laſſen. Die in dem wiederaufgebauten Aliſo lagernden Vorräthe ermöglichten es dem Feldherrn, eine ſolche Bewegung ohne weitere Umſtände anzuordnen.

Sechstes Kapitel.

Höhepunkt des Krieges und Abschluß.

Wir haben gesehen, welche Bedeutung das Kastell Aliso für die Kriegführung der Römer hatte. Arminius eröffnete den nächsten Feldzug i. J. 16 mit einem Versuch, es wegzunehmen, aber als Germanicus mit sechs Legionen angerückt kam, ließ er es nicht auf eine Schlacht ankommen, sondern gab die Belagerung auf, zog sich zurück und überließ die Initiative abermals den Römern.

Der Bericht des Tacitus über den Feldzug dieses Jahres ist noch viel unsicherer, als der eben geschilderte, ja, er enthält einen so starken inneren Widerspruch, daß er ohne eine durchgreifende Korrektur schlechthin unverständlich bleiben muß. Tacitus erzählt uns zunächst ganz einleuchtend, wie Germanicus die strategische Situation beurtheilt habe: in der rangirten Schlacht und im freien Felde schlage er die Germanen; diese würden unterstützt durch ihre Wälder und Sümpfe, den kurzen Sommer und frühen Winter. Der römische Soldat gehe weniger durch Wunden, als durch die Märsche und den Materialverlust zu Grunde; Gallien sei der Pferdelieferungen müde. Die endlosen Trainkolonnen böten die Gelegenheit zum Hinterhalt und seien schwer zu vertheidigen. Wenn man aber zu Wasser komme, so sei man plötzlich und unvermuthet zur Stelle; man könne den Krieg früher beginnen, Legionen und Lebensmittel zusammen fortbringen; Reiter und Rosse könnten auf diesem Wege mit frischen Kräften mitten in Germanien erscheinen. Alles dies erwogen, ließ Germanicus eine Flotte von 1000 Schiffen[1])

[1]) Tacitus, II, 6, erzählt die Thatsache, daß auch besonders flache Schiffe gebaut wurden, als ob es in Rücksicht auf die Ebbe so gemacht sei. Richtiger bezieht man es mit Knoke wohl auf die Schiffe, die möglichst weit die Flüsse hinauffahren können sollten.

bauen und fuhr, nach Tacitus, ganz wie das vorige Mal die Ems hinauf und zog zu Lande den langen Weg von der Ems zur Weser. Der ganze Unterschied gegen den vorigen Feldzug wäre hiernach, daß nicht das halbe, sondern das ganze Heer auf die Schiffe gesetzt wurde. Gewinn aber hätte das römische Heer von dieser Aenderung nicht haben können, da die Vereinigung auf einem Fleck die Bewegungen noch viel unbehülflicher machen mußte als im Vorjahr, wo sich die Heereshälfte des Caecina auf die Lippe basirte; ja, das Verfahren des Germanicus wird völlig unbegreiflich, wenn man sich erinnert, daß er vorher bereits mit 6 Legionen bei Aliso stand. Von hier bis an die Weser hätte er nicht mehr als vier Tagemärsche gehabt — da soll er zurückgegangen sein, sich auf die Flotte gesetzt haben, um in die Ems zu fahren, von wo er, nördlich des Gebirges, wenigstens 8—10 Märsche an die Weser hatte? Das wäre eine merkwürdige Art gewesen, Pferde zu sparen und die Truppen frisch in die Mitte Germaniens zu bringen.

Zu alledem kommt, daß Tacitus von dem Marsch von der Ems zur Weser überhaupt nichts erzählt, sondern das Heer, unmittelbar nachdem es angeblich am Emsufer ans Land gestiegen, an der Weser auftreten läßt.

Es giebt nur eine Korrektur, die Vernunft in diese Wirrniß bringt: daß Tacitus nämlich die Namen der Ems und Weser verwechselt hat. Wir wissen, daß schon Drusus und Tiberius in die Weser und Elbe eingefahren sind; wir wissen, daß die Chauken an der Mündung der Weser zu den Römern hielten und daß bei ihnen selbst nach der Varianischen Niederlage, bis zum Jahre 14, eine römische Besatzung blieb. In einer Rede, die Tacitus später den Armin an seine Landsleute halten läßt, läßt er ihn sagen, die Römer hätten den Umweg über den Ocean gewählt, damit Niemand sie sofort bei der Ankunft bekämpfen, geschlagen, sie nicht verfolgen könne. Diese Rede wäre unverständlich, wenn die Römer den großen Landmarsch von der Ems her gemacht hätten. Wir haben oben (S. 102) schon eine andere Stelle angeführt, wo sich zeigt, daß Tacitus von dem geographischen Verhältniß der germanischen Flüsse keine Vorstellung hat, da er ein Heer, das von der Ems zum Rhein marschiert, an die Weser kommen läßt. Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß auch hier eine Verwechselung

untergelaufen und Germanicus nicht in die Ems, sondern in die Weser eingelaufen und hier, unmittelbar an der Grenze des Cheruskerlandes, ausgeschifft ist. Sicherlich ist es aber auch nicht das ganze römische Heer gewesen, das diese Flotten-Expedition machte, sondern nur ein Theil, sei es vier, sei es sogar nur zwei Legionen. Zwei Legionen scheint etwas wenig, aber es ist fast nothwendig, da es eine schwer verständliche Kraft-Verschwendung gewesen wäre, von den sechs Legionen bei Aliso auch nur einen Theil den Rückmarsch an den Rhein und dann die Seefahrt machen zu lassen, um sie durch die Weser an die Porta zu bringen.[1])

Der ganze Zweck der See-Expedition war die Heranschaffung eines schwimmenden Proviant-Magazins auf der Weser. Die Truppen dabei waren nur nöthig als Bedeckung. Waren es wirklich nur zwei Legionen, so ist ja möglich, daß gerade diese beiden Legionen komplett waren und nur die 6 andern die nöthigen Garnison-Truppen für die Kastelle und die Rheingrenze zurückgelassen hatten, und daß sie ferner ein besonders starkes Kontingent von Auxilien, zu denen an der Weser noch die Chauken stießen, bei sich hatten. Für die Rückfahrt berichtet es Tacitus nachher ausdrücklich (II, 23), daß Germanicus einen Theil seines Heeres zu Lande in die Winterquartiere geschickt habe.

Ich nehme also an, daß, während Germanicus mit einem größeren oder kleineren Theil seines Heeres die Weser hinauffuhr, der andere Theil ihm auf der Straße Aliso-Dörenschlucht entgegenzog und daß beide Heertheile etwa bei Minden miteinander in Fühlung traten.

Die lange Zeit, wo das Gros des Heeres bei Aliso lag und wartete, bis die Flotte in der Weser erschien, wurde so benutzt,

---

[1]) Ganz unmöglich wäre es nicht, den Rückmarsch eines Theiles dadurch zu erklären, daß sie dem Germanicus als Bedeckung dienten, da er mit seinen Legionen persönlich nach Aliso gekommen war, wo er einen alten, zu Ehren seines Vaters einst errichteten Altar wiederherstellte und durch ein Festspiel einweihte. Eine Reiter-Truppe, mit der man sich schnell bewegen kann, ist aber in solchen Fällen doch wohl eine noch bessere Bedeckung als die langsam marschirenden Legionen, und insofern spricht immerhin die Wahrscheinlichkeit dafür, daß man die sechs Legionen bei Aliso gelassen und nur zwei eingeschifft hat.

diese Gegend mit dem Rhein durch neue Straßen und Wege zu verbinden und dadurch zu sichern.[1])

Haben wir durch unsere Korrektur eine durchsichtige und einleuchtende strategische Grundidee für den Feldzug gefunden, so ist der weitere Verlauf darum doch noch keineswegs deutlich erkennbar. Tacitus berichtet, daß Germanicus die Germanen in zwei großen Schlachten auf dem Idisiaviso-Felde an der Weser und an dem Wall, der die Angrivarier von den Cheruskern schied, geschlagen habe. Obgleich damit ja sehr gute topographische Anhaltspunkte gegeben scheinen, so ist doch der innere Zusammenhang der Bewegungen so wenig deutlich, daß die Forscher nicht wissen, ob sie die Schlachten auf dem rechten oder linken Weserufer, die zweite Schlacht im weiteren Vorrücken oder bereits auf dem Rückmarsch der Römer ansetzen sollen. Die großen Erfolge, die die Römer davongetragen haben wollen, erscheinen äußerst fragwürdig, da sie keinerlei Früchte gebracht haben und, nach der eigenen späteren Darstellung des Tacitus, in seinem Kampfe gegen Marbod Armin nicht als ein Mann erscheint, der von den Römern besiegt sei, sondern sie besiegt habe. Die Einzelheiten der Schlachtschilderung sind nicht nur unklar und widerspruchsvoll, sondern auch taktisch geradezu unmöglich. Ich werde das unten im Einzelnen behandeln. Die Schlachten verlieren aber das allgemeine Interesse, da ich von vornherein ihre ganze Existenz bestreiten zu müssen glaube.

Wie in aller Welt soll Arminius dazu gekommen sein, sich der römischen Gesammtmacht zu einer rangirten Schlacht zu stellen? Wir haben den Cheruskerfürsten bisher als einen Mann kennen gelernt, der die Stärke und Schwäche der Römer sehr richtig beurtheilte; er vermied die Feldschlacht und lauerte auf die Gelegenheit zum Ueberfall. Diese Erwägung bleibt bestehen, auch wenn wir annehmen, daß Arminius seine Eidgenossenschaft mittlerweile durch diplomatische Mittel sehr erweitert und ein viel größeres Heer zur Verfügung hatte als im Vorjahr. Die Römer hatten in diesem Jahre nicht den übergroßen Troß der Proviantkolonnen, der den Germanen den Ueberfall er-

[1]) Dies ist der Sinn der Worte „cuncta inter castellum Alisonem ac Rhenum novis limitibus aggeribusque permunita.“ Vergl. darüber unten Excurs 3.

leichterte. Wenn die Cherusker ihnen auswichen, so konnten die Römer auch jetzt nichts Anderes thun, als durch ihr Land zu ziehen, um es auszurauben und zu verwüsten. Um das einigermaßen ausgiebig vollführen zu können, mußten sie sich theilen. Unter allen Umständen hätten sich hierbei für die Germanen günstigere Gelegenheiten zum Schlagen gegeben als in einer Defensive gegen die römische Gesammtmacht, die mit ihrer großen, wahrscheinlich gewaltigen numerischen Ueberlegenheit die Germanen, wo es auch war, hätten umgehen und dann vielleicht vernichten können.

Daß die Römer wirklich große, entscheidende Siege erfochten haben, ist ausgeschlossen durch den weiteren Verlauf der Dinge, der nichts von solchen Siegen zeigt, und durch die eigene weitere Erzählung des Tacitus, in der Arminius immer als ein Unbesiegter auftritt.[1]) Daß die Römer geschlagen worden sind, ist ebenfalls ausgeschlossen, da dann nicht viele von ihnen an den Rhein zurückgekehrt sein würden. Daß zwei große Schlachten geschlagen, aber beide unentschieden geblieben sind, ist ebenfalls ausgeschlossen, denn erstens sind unentschiedene Schlachten, wenn anders es wirkliche, große Schlachten gewesen sind, nothwendig sehr verlustreich, so verlustreich, daß das nothwendig auch in einer ganz einseitigen Darstellung, wie die des Tacitus, irgend einmal durchscheinen müßte, und zweitens wäre eine wirkliche große Schlacht, in der die Römer nicht siegten, für sie schon gleichbedeutend mit einer völligen strategischen Niederlage gewesen. Sie hatten ihre ganze Macht zur Stelle, und daß sie mit dieser in der rangirten Schlacht des Sieges unbedingt sicher seien, das war das Fundament nicht nur ihrer Kriegführung, sondern ihrer ganzen politischen Stellung, nicht nur bei den Germanen, sondern, man möchte sagen, in der Welt.

Ich verweise daher die beiden großen Schlachten von Idisiaviso und am Angrivarier-Wall in das Reich der Fabel. Die römische Erzählung genügt nicht, sie uns glaubwürdig zu bezeugen, da die Folgen sie nicht bestätigen und alle sachlichen Erwägungen dagegen sprechen. Es mögen kleine Gefechte gewesen sein. Man hat die

[1]) Dies ist schlagend nachgewiesen von Paul Höfer, der Feldzug des Germanicus i. J. 16. 1885.

Vermuthung ausgesprochen, daß die direkte oder indirekte Quelle des Tacitus für diese Germanicus-Feldzüge ein Gedicht gewesen sei, und ich gestehe, daß diese Vermuthung für mich sehr viel Wahrscheinlichkeit hat.[1]) Die Erzählung ist voller Abenteuerlichkeiten und ausgemalter Szenen, wie sie so recht dem Dichter eines Kriegs-Epos anstehen: das Gespräch zwischen Arminius und seinem Bruder Flavus über den Fluß hinüber; die nächtliche Wanderung des Germanicus durch das Lager, wo er die Soldaten belauscht und sein Lob aus ihrem Munde hört; die Odysseus-Geschichten auf der Rückfahrt über den Ocean. Dagegen ist der strategische und geographische Zusammenhang auf eine Weise vernachlässigt, wie sie zuletzt bei einem Prosa-Berichterstatter fast unmöglich erscheint.

Ich sehe also von allen Einzelheiten ab, glaube aber, daß es nicht unmöglich ist, den strategischen Zusammenhang trotz Allem zu errathen und aus der allgemeinen Sachlage zu rekonstruiren.

Als Segest zu den Römern überging, hat er ihnen, nach dem Bericht des Tacitus (ann. I, 58), in Aussicht gestellt, zwischen ihnen und seinen Landsleuten zu vermitteln.

Auch wenn wir nicht diese positive Nachricht hätten, müßten wir annehmen, daß Segest diese Sprache geführt hat. Es ist die Illusion, in der die Emigranten leben, wo wir sie auch immer in der Geschichte finden; von Hippias, dem Tyrannen von Athen, an bis zu den französischen Edelleuten in der Revolution und den deutschen Republikanern im Jahre 1848 haben sie in der Verbannung stets in dem Gedanken gelebt, daß zu Hause eine große Anhängerschaft nur ihrer Rückkehr harre, um sich ihnen anzuschließen. Nach Segest war Ende 15 auch sein Bruder Segimer zu den Römern übergegangen; wir dürfen glauben, daß diese cheruskischen Fürsten dem Germanicus vorgetragen haben: wenn er nur mit einem imponirenden Heere an der Weser erschiene, so stünden sie dafür ein, daß die Cherusker den Arminius verlassen und zu ihnen und den Römern übertreten würden — ja, wir dürfen nicht bloß, sondern wir müssen annehmen, daß ein derartiges Motiv bei dem Feldzugsplan des Germanicus mitgespielt hat.

[1]) Paul Höfer, der Feldzug des Germanicus i. J. 16.

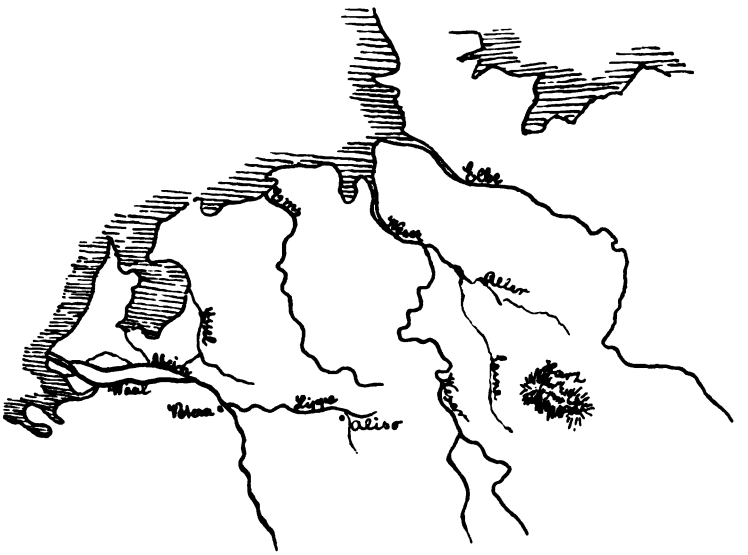
Wäre dem nicht so gewesen, so wäre die Versetzung des Kriegsschauplatzes zu den Cheruskern für die Römer ein offenbarer Fehler gewesen. In den Jahren 14 und 15 hatten die Römer die Marsen, Bructerer und Chatten, vermuthlich auch die dazwischen sitzenden kleineren Völkerschaften, auf das härteste heimgesucht. Man sieht kaum, wie die Bructerer eine solche Durchmusterung ihres Landes, wie im Jahre 15, haben überstehen können. Hätten die Römer diese Züge mehrere Jahre hintereinander wiederholt, so mußten die betroffenen Völkerschaften verhungern oder auswandern — oder sich unterwerfen. So wären die Römer etappenweise vom Rhein an die Weser vorgerückt. Indem sie nun diese Völker sich wieder etwas erholen ließen und mit den Cheruskern anbanden, machten sie an beiden Stellen halbe Arbeit — ausgenommen, wenn sie Aussicht hatten, die Cherusker in einem Feldzug zur Unterwerfung zu bringen. Daß dies durch große Schlachten geschehen könne, war nicht anzunehmen. So wenig, wie im Jahre 15, war Germanicus in der Lage, den Arminius dazu zu zwingen, und es haben auch sicherlich keine großen Schlachten stattgefunden. Aber im Gefolge des Germanicus war Flavus, der Bruder, und wie wir annehmen dürfen, wenn schon Tacitus es nicht meldet, auch Segest, der Schwiegervater des Arminius, und dessen Bruder Segimer. Gelang es diesen drei cheruskischen Fürsten, eine Spaltung in ihrem Volk hervorzubringen und auch nur einen Theil auf die Seite der Römer hinüberzuführen, so konnte Armin sich sicherlich nicht behaupten. Er wäre endlich ausgeliefert worden, oder hätte sich über die Elbe geflüchtet; die Cherusker unter anderen Führern wären von den Römern zu Gnaden angenommen worden und dieser Erfolg hätte sicherlich auch über die Völker zwischen Weser und Rhein entschieden. Mit einem Schlage wäre die römische Herrschaft bis zur Elbe hergestellt gewesen.

Einen Niederschlag dieser Politik mögen wir in dem angeblichen Gespräch zwischen Armin und seinem Bruder Flavus über die Weser herüber erblicken. Daß dazu Arminius die Initiative ergriffen haben soll, darf uns nicht beirren; es ist phychologisch so unwahrscheinlich wie möglich. Ist das ganze Gespräch nicht reine Fiction, so ist es die tendenziös-dichterische Ausgestaltung der Thatsache, daß nicht bloß Krieg geführt, sondern auch verhandelt

worden ist. Wie weit es mit diesen Verhandlungen gekommen ist, wissen wir nicht, aber daß Segest überhaupt keinen Versuch gemacht haben sollte, sein Versprechen der Vermittelung, die ihn selbst wieder in sein heimisches Fürstenthum eingesetzt haben würde, auszuführen, werden wir als unmöglich hinstellen dürfen. Sonst wäre dies Wort in die römische Erzählung sicherlich garnicht hineingekommen.

Es mag kühn erscheinen, auf diese Weise in einen Feldzug einen Gedanken einzufügen, von dem unsere Quelle direkt kein Wort berichtet. Wer will, mag es nur für eine Hypothese halten; als Thatsache aber darf man es hinstellen, daß erst durch Einschmelzung eines solchen Moments der sonst handgreifliche Fehler des Germanicus, die Cherusker anzugreifen, ehe er mit den Marsern und Bructerern fertig war, schwindet und daß wir nun umgekehrt sagen dürfen: ein auf große Thaten angelegter und ausgehender römischer Feldherr konnte kaum anders handeln, als es Germanicus gethan hat. Aber da die politische Voraussetzung, auf die sein Feldzugsplan aufgebaut war, versagte, so mußte auch das große Unternehmen scheitern. Die Cherusker müssen in nicht geringe Noth und Versuchung gekommen sein, aber Arminius' Persönlichkeit war groß genug, sie fest um sich zu schaaren und trotz des Abfalls so vieler Edlen ihren Muth aufrecht zu erhalten. Es ist ein Vorgang analog dem Feldzug des Antonius gegen die Parther. Die römischen Heere haben sich glücklich an der Weser, etwa bei Minden, vereinigt und sind auch wohl tiefer ins cheruskische Land eingedrungen, vielleicht bis über die Leine, oder gar bis an die Aller, auf welchen Flüssen ihr schwimmendes Magazin wieder an das Heer herankonnte, aber da die römische Partei unter den Cheruskern sich nicht zeigte oder nichts ausrichtete, ja sogar die Angrivarier, an der mittleren Weser zwischen Chauken und Cheruskern, sich wieder erhoben, so mußten sie wieder zurück. Tacitus giebt als Motiv des Rückzuges nur an, daß der Sommer zu Ende gegangen sei. Man hat dies Motiv angezweifelt, da Germanicus, wie Tacitus weiter berichtet, noch in demselben Herbst eine große Doppel-Expedition gegen die Chatten und Marser unternahm, und wäre er wirklich auf der Ems, wie man bisher geglaubt, zurückgefahren, so wäre das Bedenken berechtigt. Ver-

ſetzen wir aber die ganze Expedition an die Weſer, ſo rückt ſich auch dies zurecht: unmöglich konnte der römiſche Feldherr es darauf ankommen laſſen, mit ſeiner rieſigen Transport-Flotte auf der Nordſee in die Herbſt-Stürme zu gerathen. Da er dennoch ein Unwetter auszuſtehen gehabt hat, dürfen wir vermuthen, daß er für den weiten Weg eher ſchon etwas zu lange, etwa bis in den September, im Cheruskerlande geweilt hat, immer noch in der Hoffnung, die Germanen mürbe zu machen. War er nun auch erſt Ende September wieder am Rhein, ſo konnte er ſehr gut im Oktober noch die beiden Expeditionen gegen die Grenzvölker machen.



Daß Tacitus uns von dem politiſchen Moment in der ſtrategiſchen Idee des Feldzuges nichts ſagt, erſcheint natürlich, wenn wir als ſeine Quelle ein Kriegs-Epos annehmen, dem eine derartige proſaiſche Berechnung von vornherein widerſtrebt. Aber auch wenn dieſe Hypotheſe unbegründet ſein ſollte, ſo erklärt ſich die Omiſſion genügend aus der Tendenz der Verherrlichung des Germanicus. Mit der Angabe jenes Planes hätte man ja auch das Scheitern zugeſtehen müſſen. Der Krieg ſollte aber als ein Erfolg erſcheinen, und es iſt dem Autor ja auch gelungen, dieſen

Eindruck hervorzubringen: die Cherusker werden in zwei großen Schlachten bis zur Vernichtung geschlagen, und die Römer kehren an den Rhein zurück, nur in Rücksicht auf die Jahreszeit, die ja notorisch den Aufenthalt im inneren Germanien für ein römisches Heer ausschloß.

Wir unsererseits erkennen hier noch einmal, was es für ein römisches Heer bedeutete, im inneren Germanien Stellung zu nehmen: nicht einmal jetzt nach zwei in militärischem Sinne siegreichen Feldzügen konnte Germanicus es wagen, etwa bei Aliso, ganz abgesehen vom Wesergebiet, zu überwintern, sondern mußte an den Rhein zurück. So lange die Bructerer und Marsen nördlich und südlich der Lippe sich nicht unterworfen und die Herrschaft der Römer anerkannt hatten, brachte ein Winterlager an den Lippe-Quellen so viel Gefahren, Unbequemlichkeiten und Verluste im Kleinen mit sich, daß der Erfolg den Aufwand nicht lohnte.

Ende des Krieges.

Ueberblicken wir unsererseits die Ergebnisse der gesammten Germanicus-Feldzüge, so ist es klar, daß dieser letzte und größte, obgleich die Römer militärisch die Oberhand behaupteten, in der Hauptsache mißglückt ist. So ganz ergebnißlos ist er aber darum doch nicht gewesen. Tacitus meldet, daß die Angrivarier sich schließlich den Römern unterworfen und sogar römische Gefangene bei anderen Völkern, um sich den Römern gefällig zu erweisen, frei gekauft und zurückgeführt hätten. Da nun die Friesen und Chauken schon vorher zu den Römern hielten, so hätten diese jetzt an der Weser eine Stellung gehabt, von der aus sie sehr stark auf die Cherusker drücken konnten. Die Unterwerfung der Angrivarier mag angezweifelt werden: man sieht nicht recht, da die Chauken ja selbst Freunde der Römer waren und bis an die Elb-Mündung saßen, von welchen Völkern die Angrivarier die Schiffbrüchigen losgekauft haben sollen. Aber wie dem auch sei, die Römer waren mit einer gewaltigen Macht zwischen Weser und Elbe aufgetreten, und wenn sie auch auf der Heimfahrt durch Schiffbruch Verluste erlitten hatten, so haben sie doch sicherlich auch im

cheruskischen Gebiet große Verwüstungen angerichtet. Nichts konnte sie verhindern, im nächsten Jahr wiederzukommen.

Als Cäsar einmal in Gallien war, ist er nicht wieder herausgegangen, auch wenn er Niederlagen erlitten hatte. Die Römer mußten aus Germanien immer wieder zurück an den Rhein, weil sie sich in diesem Wald- und Weide-Lande nicht verpflegen konnten. Hätten sie den Krieg noch weiter fortgesetzt, so wären sie vermuthlich zunächst noch nicht wieder ins Cheruskische gegangen, sondern hätten erst die Bructerer und Marsen völlig niedergekämpft. Freilich gehörte dazu eine sehr große Anstrengung; nur Heere von mehreren Legionen durften sich in das germanische Gebiet tiefer hineinwagen. Aber Cäsar hatte zuletzt in Gallien zum wenigsten 11 oder 12 Legionen gehabt, Germanicus hatte nur 8. Man sieht nicht, weshalb das römische Reich nicht diese oder eine noch größere Zahl Legionen viele Jahre hintereinander hätte über den Rhein schicken oder wie die germanischen Grenzvölker sich dagegen hätten wehren können. Jede Expedition war eine ebenso kostspielige wie gefährliche Sache, aber keine Unmöglichkeit, und auf die Dauer muß endlich stets die Kriegspartei, die nicht stark genug ist, es auf die große taktische Entscheidung, die Schlacht mit den gesammelten Massen, ankommen zu lassen, unterliegen. Es kommt hinzu, daß wir bei den Germanen, ganz wie einst bei den Galliern, allenthalben Ansätze zur Bildung einer Römer-Partei sehen. Noch im Herbst 16 ging ein marsischer Fürst, Malovendus, zum Landesfeind über und verrieth den Römern, wo die Marsen einen in der Teutoburger Schlacht erbeuteten Adler verborgen hatten. Der Bericht des Tacitus, der römische Soldat habe nicht gezweifelt, daß der Feind bereits schwanke und den Entschluß, um Frieden zu bitten, erwäge und daß mit dem nächsten Sommer der Krieg beendigt sein könne, dieser Bericht dürfte eines Kernes von Wahrheit — obgleich wir die beiden großen Siege der Römer über die Cherusker vollständig gestrichen haben — nicht entbehren.

Die Erklärung ist nicht allein auf dem Kriegsschauplatz, sondern, wie das bereits Ranke erkannt hat, in den inneren Verhältnissen des römischen Principats zu suchen. Tiberius war Kaiser geworden nur durch Adoption; er war nicht blutsverwandt mit Augustus. Germanicus stand in demselben Verwandtschafts-Verhältniß zu

Augustus, wie einst dieser zu Cäsar: er war der Enkel seiner Schwester, und er war vermählt mit einer leiblichen Enkelin des Augustus, Agrippina; seine und ihre Söhne waren des Augustus' Blutserben. Wenn nun auch nach römischem Recht der Adoptiv-Sohn dem leiblichen Sohn durchaus gleichstand und Tiberius seinerseits den Germanicus adoptirt hatte: zwischen dem Imperator und dieser Familie bestand dennoch eine Spannung, die unendliche Gefahren in ihrem Schooße barg. Um seiner eigenen Sicherheit willen konnte Tiberius nicht dulden, daß in einem vieljährigen Kriege zwischen dem Germanicus und den germanischen Legionen sich ein Verhältniß bildete, wie einst zwischen Cäsar und den Legionen der römischen Republik in Gallien. Die Schlacht im Teutoburger Walde und die drei Feldzüge des Germanicus hatten gezeigt, eine wie furchtbar schwere Arbeit die Unterwerfung dieser trotzigen germanischen Naturſöhne sein würde: nur ein Feldherr von höchster Autorität, mit den größten Mitteln, auf viele Jahre frei waltend, hätte diesen Krieg zu Ende bringen können. Einen solchen Feldherrn hatte Tiberius nicht zu versenden, durfte ihn nicht versenden: zwei Jahre hatte er zugesehen, dann rief er den Germanicus ab, und die Germanen blieben frei.

Es giebt keine Thatsache, die wichtiger gewesen wäre für die Folgezeit, als daß die Germanen außerhalb des römischen Herrschaftskreises blieben und nicht, wie die Kelten, romanisirt wurden. Die Kausalität kann nur in ihrer Doppelseitigkeit richtig gefaßt werden, wie das Tacitus mit seinem durchdringenden Blick für alles Große schon richtig gesehen hat. In vielen Einzelheiten genügt uns seine Erzählung nicht, und die Stimmung, die darüber liegt, ist in allen ihren Tönungen durchaus subjektiv; aber wie er auch denkt, er geht in die Tiefe, und mit Recht hat er hier geurtheilt, daß die Römer gesiegt haben würden, wenn der Argwohn des Tiberius nicht den Germanicus abgerufen hätte, und dort, daß Arminius unzweifelhaft der Befreier Germaniens gewesen sei.

Nach dem Teutoburger Siege hatte Armin das Haupt des Varus an den Markomannenkönig Marbod gesandt: das kann nicht anders verstanden werden, als daß es ein Aufruf sein sollte an den Volksgenossen zum allgemeinen germanischen Nationalkampf gegen die

Römer. Marbod hatte sich versagt und hatte das Haupt des Varus dem Augustus zur Bestattung gesandt: eben dadurch kennen wir die Thatsache und ist sie uns unzweifelhaft bezeugt. Nicht lange währte es, so schlugen die Germanen hier unter Armin, dort unter Marbod gegeneinander. Wohl siegte der Cherusker verbunden mit den Langobarden, aber endlich fiel er selbst im Bürgerkrieg durch die Tücke seiner eigenen Verwandten. Er war ihr Befreier und die Barbaren preisen ihn noch in ihren Liedern, fügt der Römer hinzu, der ein Jahrhundert später diese Ereignisse beschrieben hat. Sollte er doch später so ganz bei seinem Volke in Vergessenheit gerathen und erst durch das gelehrte Studium anderthalb Jahrtausende später zu neuem Leben erweckt worden sein? Philologischer Spürsinn will einen Schimmer des Fortlebens aufgefunden haben, der nie wirklich nachzuweisen sein wird, aber in sich von einer solchen poetischen Gewalt ist, daß man ihn nicht unbeachtet lassen kann.

Wir kennen nicht den germanischen Namen des Cheruskerfürsten; mit dem Worte „Hermann" hat er nichts zu thun. Arminius ist der römische Name, der ihm gegeben wurde, als er Rom besuchte und mit der Ritterwürde beehrt wurde. Sein Vater aber hieß Sigimer, und der Name des Sohnes wird bei den Germanen oft im Anklang an den des Vaters gebildet. Sollte Armin Siegfried geheißen haben? Siegfrieds Vater führt im Nibelungenliede den Namen Sigemund; Segimundus hieß, nach Tacitus, ein anderer Cheruskerfürst. Kein Zweifel, daß diese Namen-Gruppe der Sippe Armins eigenthümlich war. Die Siegfried-Sage führt zurück bis in den germanischen Mythus. Sie bewahrt auch eine Erinnerung an die Römer-Zeit, denn Siegfrieds Vater hat seinen Sitz in Xanten, das nur damals, als hier das große Römer-Standlager Vetera war, eine Bedeutung gehabt hat. Siegfried stirbt im blühendsten Mannesalter durch den Neid und den Verrath seiner Verwandten, wie Armin. Die Gattin hält zu ihm, nicht zu den Ihrigen. Siegfrieds Mörder Hagen ist, zwar nicht im Nibelungenliede, aber in einer anderen Erzählung, einäugig; dasselbe wird uns berichtet von Flavus, dem Bruder Armins, der auf der Seite der Römer kämpfte. Das ganze Fürstengeschlecht der Cherusker — bis auf einen bei den Römern lebenden Sohn

des Flavus — ist in den auf Armins Tod folgenden Kämpfen zu Grunde gegangen, wie alle die Nibelungen-Fürsten.

Es wäre das erhabenste aller Denkmäler, das je ein Volk seinem Helden gestiftet, wenn Armin Siegfried ist und die Erinnerung an seine Persönlichkeit in der Gestalt dieses untadeligsten aller Männer weitergelebt hat. Ja, für einen historischen Menschen von Fleisch und Blut wäre es wohl zu groß; darum ist es gut, daß wir es nur wie ein Märchen durch den Schleier einer Vermuthung sehen.

Zum Feldzug i. J. 16.

Um unsere Auffassung von dem Werth und dem Charakter der Tacitusschen Annalen als historische Quelle weiter zu begründen, wollen wir noch einige Einzelheiten seiner Erzählung des Feldzuges vom Jahre 16 prüfen.

Unmittelbar nachdem die Landung vollführt ist, wird uns erzählt, daß die Angrivarier im Rücken der Römer abgefallen seien, und Stertinius wird mit Truppen zwecks ihrer Bestrafung detachirt. In dem darauffolgenden Gefecht an der Weser, ebenso wie in der gleich sich daran anschließenden Schlacht von Idistaviso ist jedoch Stertinius auch dabei, und zum Schlusse des Feldzuges wird er abermals gegen die Angrivarier abgeschickt und nimmt ihre Unterwerfung in Empfang. Aeußerlich unmöglich ist diese Reihenfolge nicht, wenn auch im höchsten Grade auffallend, daß Stertinius zum Gros zurückkehrt, ehe er die Empörung im Rücken des Heeres gedämpft hat; jedenfalls aber hat der Historiker in dem Zusammenhang, wenn er überhaupt richtig ist, eine große Lücke gelassen.

Es folgt das Gespräch zwischen Arminius und Flavus über die Weser hinüber. Man hat schon einen andern Fluß geglaubt annehmen zu sollen, da für eine derartige Unterhaltung der Weserstrom etwas breit sei. In Wirklichkeit dürfte die Wechselrede der cheruskischen Brüder eine poetische Fiktion sein, die, nebenbei bemerkt, vielleicht die Schuld an der Verlegung der Expedition an die Ems trägt. Tacitus mag in seiner Quelle den Namen des Flusses, in den Germanicus einfuhr, nicht gefunden haben; da nun aber ausdrücklich weiter gesagt war, daß man über den Fluß, also auf die feindliche Seite, gegangen sei, und nun erst das Gespräch der Cheruskerfürsten folgt, von dem ausdrücklich gesagt war, daß es über die Weser hinübergegangen sei, so schloß der Autor, daß der Fluß, in dem man gelandet, die Ems gewesen sein müsse: in Wirklichkeit lag bloß eine Unaufmerksamkeit des poetischen Berichterstatters vor, der die Römer erst über den Fluß setzen und dann die Brüder von einem Ufer zum andern miteinander reden ließ, ohne zu bedenken, daß sie schon beide auf demselben Ufer waren.

Auffällig ist der Tadel, den Tacitus ausspricht, weil Germanicus, statt gleich an dem feindlichen Ufer zu landen, erst auf dem andern seine Truppen ausgeschifft und mehrere Tage mit Brückenschlagen verloren habe. In einem Epos zum Preise des Germanicus kann das doch schwerlich gestanden haben. Die Sache erklärt sich aber ganz gut wieder aus der Verwechselung der Flüsse. Wenn Germanicus die Weser hinaufgefahren ist, so war es ganz natürlich, daß er zunächst auf dem linken Ufer landete, um bei Rehme oder Minden mit dem von Aliso heranziehenden Korps Fühlung zu nehmen. Das Epos hat aber von diesem Korps nichts berichtet, und Tacitus stellte sich vor, daß das Heer an der Ems ausgeschifft werde. Da war allerdings irgend ein Grund für die Landung am linken Ufer nicht findbar, und Tacitus stand seiner Quelle und seinem Helden unabhängig genug gegenüber, um nach eigener Einsicht wegen eines so groben Fehlers denn doch ein Wort des Tadels einzuflechten.

Angesichts der germanischen Schlachtordnung jenseits der Weser wagt Germanicus nach Tacitus nicht, die Legionen ohne Brücken und Schutzwehren über den Fluß zu führen, und schickt die Reiterei auf einer Furth allein hinüber. Ein völlig unverständlicher Vorgang. Wie sollte denn die Reiterei es allein mit den Germanen aufnehmen? Wollen wir den Zusammenhang verständlich machen, so können wir nur annehmen, daß nicht das germanische Heer, sondern bloß ein stärkerer Beobachtungs-Posten am jenseitigen Ufer gestanden hat und daß die Reiterei beauftragt wurde, diesen zu verjagen, um den Bau der Brücke nicht stören zu lassen. Die pompöse Wendung: „Caesar nisi pontibus praesidiisque impositis dare in discrimen legiones haud imperatorium ratus“ ist nichts als eine rhetorische Floskel. Daß Tacitus von zweimaligem Brückenbau berichtet, über die Ems wie über die Weser, spricht keineswegs dafür, daß wirklich zwei Mal ein Brückenschlag stattgefunden, sondern es mag sich um zwei Momente desselben Ereignisses handeln, die in Folge irgend einer Unklarheit der Urquelle auseinandergelegt worden sind.

Dem Germanicus wird gemeldet, daß die Germanen einen Platz für die Schlacht gewählt haben und daß sie einen nächtlichen Ueberfall auf das römische Lager versuchen würden. Der nächtliche Ueberfall ist eine Phantasie: des Germanicus Heer wird nicht unter 60 000 Mann stark gewesen sein, des Arminius Heer, wenn auch viel schwächer, doch sicher immer viel zu groß, um in der Nacht wie eine Schleichpatrouille an den feindlichen Wall und wieder zurückgeführt zu werden.

Zu eben diesen Dichter-Fiktionen gehört auch der germanische Reiter, der in der Nacht an das feindliche Lager heransprengt und die römischen Soldaten in lateinischer Sprache zur Desertion zu verlocken sucht. Er verspricht ihnen Frauen, Länder und 100 Sesterzen auf den Tag; die Phantasie dieses römischen Poeten war doch recht dürftig; erstaunlich genug, daß Tacitus dergleichen Faseleien übernommen hat.

Das Schlachtfeld von Idisiaviso wird uns geschildert „is medius inter Visurgim et colles, ut ripae fluminis cedunt aut prominentia montium

resistunt inaequaliter sinuatur; pone tergum insurgebat silva, editis in altum ramis et pura humo inter arborum truncos". Die Schilderung paßt wohl auf eine Landschaft, aber sehr schlecht auf ein Schlachtfeld; sie kann nicht anders verstanden werden, als daß der eine Flügel der Germanen sich an den Fluß, der andere an bewaldete Hügel lehnt, im Rücken ein Hochwald. Der Flügel einer Schlachtordnung kann sich aber nicht an mehrere Windungen des Flusses oder mehrere Hügel, die bald mehr, bald weniger tief in das freie Feld hineinragen, anlehnen, sondern es muß für die Hauptstellung zuletzt immer eine bestimmte Stellung am Fluß und ein bestimmter Hügel sein, an den sie sich lehnt.

Die römische Schlachtordnung wird folgendermaßen beschrieben: erst die gallischen und germanischen Hülfstruppen in der Front, dann Bogenschützen zu Fuß, dann 4 Legionen und, mit zwei prätorischen Kohorten und ausgewählter Reiterei, der Feldherr; dann abermals 4 Legionen und die Leichtbewaffneten mit den Bogenschützen zu Pferde und dem Rest der Bundesgenossen. Es leuchtet auf den ersten Blick ein, daß das keine Schlachtordnung, sondern höchstens eine mißverstandene Marschordnung ist.

Die Cherusker standen auf den Hügeln, um von da aus die Römer anzufallen, also in ihrer Flanke; indem sie von den Hügeln herunterstürmen, befiehlt Germanicus, sie von zwei Seiten mit der Reiterei zu attackiren, „ipse in tempore adfuturus". Ein militärisch unverständlicher Vorgang: inwiefern war es möglich, die Cherusker von zwei Seiten zu packen? War etwa das römische Heer schon an ihrer Aufstellung vorbeimarschirt, so daß sie es von der Flanke angriffen? Oder waren die Germanen ihrerseits so schlecht angelehnt, daß sie ohne Weiteres umgangen werden konnten, und zwar über bewaldete Hügel hinweg durch Reiterei?

Gleichzeitig greift das römische Fußvolk an und vorausgeschickte Reiterei attackirt die Germanen aus der Seite und von hinten. Diese vorausgeschickte Reiterei kann doch nicht auf dem Schlachtfeld selbst, das auf der einen Seite durch den Fluß, auf der anderen durch das Waldgebirge begrenzt war, die Umzingelung vollzogen haben. Wollte man aber meinen, Germanicus habe von weit her den Gegnern einen Theil seiner Kavallerie in den Rücken geschickt, so hätte Tacitus dieses ebenso außerordentliche wie wirksame Manöver ausdrücklich hervorheben müssen. Es ist aber offenbar ganz falsch, solche kunstvollen Operationen in ihn hinein zu interpretiren; wir haben es mit den Phantasien eines Poeten zu thun.

Unter dem doppelten Angriff fliehen die Feinde, so daß sie sich in ihrer Flucht kreuzen: die den Wald inne gehabt hatten, flohen ins freie Feld, die im Felde gestanden hatten, flohen in den Wald. Man würde sich das zur Noth vorstellen können, wenn man annimmt, daß im Walde eine germanische Reserve gestanden hat, die durch den Rückenangriff der Römer auf die römische Front zugejagt wird in dem Augenblick, wo diese selbst schon die Germanen des ersten Treffens vor sich hertreibt. Aber wir erkennen sofort, daß es verlorene Liebesmüh ist, in diese wechselnden Bilder einen militärischen Sinn hineintragen zu wollen, denn wir hören weiter,

daß mitten zwischen diesen Flüchtlingen die Cherusker von ihren Hügeln heruntergejagt wurden. Vorhin haben wir erfahren, daß sie ihrerseits von den Hügeln herabgestürmt sind und daß Germanicus die Kavallerie gegen sie vorgeschickt hat. Dieser Vorgang kann sich nur auf einem Flügel abgespielt haben, jetzt sind die Cherusker plötzlich in der Mitte, und zwar sind es die Bogenschützen, auf die sie sich gestürzt haben, und sie hätten diese geworfen, wenn nicht die keltischen Hülfsvölker sich ihnen entgegengestellt hätten. Wir fragen, wo standen denn die Legionen? Und wir fragen das um so mehr, wenn wir hören, daß Arminius selbst sich vielleicht nur dadurch gerettet, daß die Chauken ihn erkannten und durchließen. Die römischen Legionen sollen, wie wir oben gehört haben, hinter den Bogenschützen, gallischen und germanischen Hülfsvölkern gestanden haben — warum haben sie den feindlichen Feldherrn dann nicht abgefangen?

Fast das ganze germanische Heer soll das Schlachtfeld bedeckt haben. Die Ketten, mit denen die Barbaren die gefangenen Römer zu fesseln gedacht hatten, fand man nachher in ihrem Lager. Diese Ketten kommen in der Welt-Kriegsgeschichte recht häufig vor; bei einem Volke, das an Eisen so arm war, daß es sich nicht einmal genügende Waffen schmieden konnte, dürfen wir in ihnen ein doppelt kräftiges Zeugniß der Siegeszuversicht sehen.

Ein Siegeszeichen, das Germanicus aufrichtet, setzt die Germanen so in Zorn, daß sie noch einmal zu den Waffen greifen. Abermals wählen sie einen Kampfplatz, der durch einen Fluß und Wälder begrenzt ist, und die Wälder umzog ein tiefer Sumpf. Da wir nicht annehmen können, daß die Germanen sich mit dem Rücken gegen einen Sumpf gestellt haben, so muß dieser vor dem Wald gelegen gewesen sein, also als Flügel-Anlehnung gedient haben. Zwischen Fluß und Sumpf blieb eine enge Ebene, die durch einen Wall, die Landwehr der Angrivarier, abgeschlossen war. Das gäbe ein ganz anschauliches Schlachtfeld, aber die Erzählung stimmt mit diesem Schlachtfeld nicht im allergeringsten. Wir hören von einer Ebene, wo die Römer leicht durchgebrochen seien — wo war sie? Wir hören von Reiterei, die gegen den Wald geschickt wird — folglich war der Sumpf doch hinter und nicht vor dem Walde, und die Germanen hatten eine Stellung ohne Rückzugsmöglichkeit gewählt. Die Römer, die den Damm erstürmen sollen, dringen nicht durch; statt nun den Damm von jener Ebene aus umgehen zu lassen, zieht der Feldherr die Legionen zurück und läßt mit Geschützen und Schleudern den Damm bearbeiten, bis die Germanen weichen. Nun setzt sich die Schlacht im Walde fort, und wirklich hören wir, daß die Germanen im Rücken den Sumpf haben — es ist aber nicht so schlimm gemeint, denn sie haben ihn nur ebenso im Rücken, wie die Römer den Fluß. Der Autor will nicht sagen, daß beide Feldherrn schlechte Taktiker waren, sondern er will nur ein Sprungbrett gewinnen für den Satz: utrisque necessitas in loco, spes in virtute, salus ex victoria.

Schließlich hatte die Schlacht eigentlich gar kein Ende. Am Abend

zieht der Feldherr eine Legion heraus, um ein Lager zu errichten (merkwürdiger Römer, der in eine solche Schlacht hineingeht, ohne vorher ein Lager errichtet zu haben), und die übrigen Legionen sättigen sich an Feindes Blut bis in die Nacht. Nichtsdestoweniger wird zugestanden, daß der Reiterkampf unentschieden blieb. Man lese nach einer solchen Schlachtschilderung zu unmittelbarem Vergleich einmal eine wirkliche Schlachterzählung, z. B. diejenige Caesars von Pharsalus: dann weiß man nicht nur, daß die Reiterschlacht nicht unentschieden bleiben kann, wenn das Fußvolk einen so entschiedenen Sieg gewinnt, sondern man weiß auch, daß an dieser ganzen Erzählung von der Schlacht am Angrivarier-Wall kein wahres Wort ist.

2. Als Analogie zu den Germanicus-Schlachten ist die Erzählung Tacitus' von den großen Siegen des Agricola über die Britannier und den beiden Schlachten von Bedriacum heranzuziehen.

Die Erzählung des Sieges über die Britannier ist im Allgemeinen einfach und verständlich — aber eben deshalb auch unverkennbar, daß eine nicht sehr bedeutende Waffenhandlung mit dem Pathos eines großen Sieges vorgetragen wird. Die 8000 Mann Auxilien, die Agricola hatte, zusammen mit der Reiterei genügten, die Britannier zu besiegen; die Legionen, im zweiten Treffen oder in Reserve stehend, thaten keinen Schlag. Tacitus motivirt das „legiones pro vallo stetere, ingens victoriae decus citra Romanum sanguinem bellanti, et auxilium, si pellerentur." Wenn wir das wirklich annehmen wollten, müßten wir den Agricola für einen recht mangelhaften Feldherrn erklären: nach der weiteren Erzählung waren die Britannier in großer Ueberzahl und brachten die Römer eine Zeit lang in Bedrängniß. Das wäre vermieden worden, wenn der Feldherr nicht eine so übergroße Reserve zurückgelassen hätte, sondern sofort einen Theil der Legionen ins Gefecht geschickt hätte. In Wirklichkeit wird diese zeitweilige Bedrängniß zur Ausschmückung gehören, ebenso wie das Motiv für die Zurückhaltung der Legionen und die große Zahl der Britten: diese waren vielmehr so schwach und leisteten einen so geringen Widerstand, daß schon der Anlauf des römischen Vortreffens genügte, sie zu werfen, und es zu einer eigentlichen Schlacht garnicht kam.

Noch weniger ergeben die beiden Schlachten von Bedriacum; die ganze rhetorisch so machtvolle Erzählung Tacitus' vom Bürgerkriege ist kriegsgeschichtlich so gut wie werthlos.

In der Schlacht, in der sie die Boadicea besiegten, waren die Römer nach Tacitus ann. XIV, 34 10000 Mann stark und hatten 400 Todte; die Britannier verloren gegen 80000 Mann. Nach Dio, 62, 8, war das britische Heer 320000 Mann stark. Warum auch nicht? Es giebt ja noch immer Gelehrte, streng methodisch durchgebildete Kritiker, die sich die unermeßlichen Zahlen der Perserheere nicht aus dem Herzen reißen können, oder, wenn es denn garnicht anders geht, vielleicht eine, aber nicht gleich zwei Nullen streichen möchten.

3. Limites.

Tac. Ann. II, 7 „cuncta inter castellum Alisonem ac Rhenum novis limitibus aggeribusque permunita.“ Man hat bisher in den „limitibus“ Grenzwälle sehen wollen, aber das ist eine einleuchtende Unmöglichkeit: in welcher Richtung sollen sie gelaufen sein? Was sollen sie begrenzt, was beschützt haben? Woher die Truppen, solche Linien zu besetzen? Wir werden darüber noch unten bei der Betrachtung des späteren großen limes zu sprechen haben. Limes heißt der Rain, d. i. zugleich Grenze und Weg. Das Wort wird aber auch sehr viel so gebraucht, daß nur an die eine Bedeutung gedacht wird und die andere vollständig verschwindet. Z. B. „aperire limites“, Vellejus II, 121, heißt wohl einfach „eine Grenze setzen“, in welchem Sinne auch Seneca, de benef. I, 14, den Ausdruck gebraucht, sogar in restringirendem Sinne „minus laxum limitem aperire“. Livius aber XXXI, 39 läßt König Philipp „transversis limitibus“ gegen den Feind marschiren; Cicero, Somn. Scip. 8 (de re publ. VI, 24), sagt „bene meritis de patria quasi limes ad coeli aditum patet“ und Ovid, Metam. VIII, 558, sogar „solitus fluminis limes“. Hier wie an vielen anderen Stellen ist es also nichts als „Weg“. Die Vorstellung, daß der Limes mit einer Befestigung verbunden oder überhaupt Grenz-Befestigung sei, ist erst viel jünger, wohl gar erst modernen Ursprungs und nunmehr durch die Limes-Forschung selbst allmählich wieder aufgelöst. Tacitus gebraucht den Ausdruck sieben Mal. Germ. 29 und Agr. 41 in dem Sinne „Grenze“. Hist. III, 21 und 25, Schlacht bei Cremona, wie man die Schilderung auch sonst verstehen mag, offenbar in dem Sinne „Weg“. Ann. I, 50 zieht Germanicus gegen die Marser „silvam Caesiam limitemque a Tiberio coeptum scindit, castra in limite locat.“ Germanicus ist nördlich der Lippe vorgegangen, hat sich dann nach Süden gewandt, die Lippe überschritten und darauf den Cäsia-Wald und den Limes des Tiberius durchschnitten. Es ist völlig ausgeschlossen, hier an eine Befestigung zu denken. Dagegen paßt sehr gut die Annahme eines Weges, den Tiberius südlich, ungefähr parallel der Lippe anzulegen angefangen, den man nun kreuzte und auf dem man das Lager schlug.

Die siebente Stelle ist eben die unsere. Mit einer „Grenze“ kann „limes“ hier durchaus nichts zu thun haben. Die „aggeres“, mit denen die „limites“ zusammengestellt sind, sind Straßendämme. Auch an der oben angeführten Stelle über die Schlacht bei Cremona ist erst (Hist. III, 21 u. 23) von dem „agger viae“ die Rede, im unmittelbaren Anschluß daran von limes im Sinne von Weg, und das wird es auch hier sein. „Permunire“ heißt sonst bei Tacitus befestigen, wobei „per“ den Sinn nur verstärkt, ihn nicht ändert. „Befestigen“ im Sinne von „verschanzen“ kann hier nicht gemeint sein. Es ließe sich vielleicht einfach mit „sichern“ übersetzen, in welchem Sinne „munire“ vielfach vorkommt, z. B. Plinius h. nat. XX, 51 und Lucrez IV, 1256 (Lachmann) „gnatis munire senectam“. Da aber auch sehr häufig „munire viam“, „einen Weg bauen“, gesagt wird, so dürfte sich unser Satz vielleicht am

beſten wiedergeben laſſen: er durchbaute Alles zwiſchen Aliſo und dem Rhein mit neuen Straßen und Wegen.

Eine andere, nicht ganz unmögliche Auslegung, an die ich zuerſt gedacht habe, würde ſein, die limites als Ausholzungen entlang der Straße aufzufaſſen, um den Germanen die Ueberfälle zu erſchweren. Da die Urbedeutung von limes Rain iſt und, wenn eine Grenze durch einen Wald gezogen wurde, gewiß oft an ihr entlang eine Ausholzung ſtattfand, ſo wäre die Uebertragung wohl nicht unmöglich. Aber da limes ſo ſehr oft einfach als „Weg“ und ſogar neben „agger“ erſcheint, ſo iſt dieſe Auffaſſung auch an unſerer Stelle doch wohl die richtige. Auf jeden Fall iſt der Sinn der Stelle der, daß Germanicus, während die Legionen bei Aliſo ſtanden und abwarteten, bis der Feldherr mit der Flotte in der Weſer erſchien, die Zeit benutzen ließ, die Verbindung zum Rhein zu verbeſſern.

Spezial-Untersuchung über die Lage von Aliso.

Aliso ist uns fast zum Angelpunkt der Rekonstruktion der sämmtlichen römisch-germanischen Feldzüge geworden. Wir müssen deshalb noch in eine spezielle Prüfung der vielumstrittenen Frage nach der Lage dieses Kastells eintreten, die wir wiederum am besten erst jetzt am Schlusse vornehmen, da dabei naturgemäß auch die allgemeinen strategischen Gesetze und Bedingungen dieses Kriegsschauplatzes in Betracht kommen, die nach Durcharbeitung der einzelnen Feldzüge dem Leser plastischer vor Augen stehen werden, als nach der einleitenden bloß theoretischen Darlegung.

Für unsere Untersuchung sind nun von vornherein zwei Fragen zu unterscheiden: die eine ist, ob die Römer an der oberen Lippe einen Magazinplatz angelegt haben, der als Basis für ihre Operationen im eigentlichen inneren Germanien diente; die andere ist, ob dieser Platz den Namen Aliso hatte.

Die Frage, die am besten aller Untersuchung und Vergleichung der Quellen-Stellen vorausgeschickt wird, ist die technische: wie weit war die Lippe schiffbar.

Hierüber gebe ich die Information wieder, die mir von technischen Kennern der Stromverhältnisse, Herrn Geh. Baurath Röder und Geh. Baurath Keller II im Ministerium der öffentlichen Arbeiten, wie Herrn Baurath Röder in Diez, früher in Hamm an der Lippe, in liebenswürdiger Weise zu Theil geworden ist.

Die Schwierigkeit, Waaren zu Lande zu transportiren, ehe feste Straßen gebaut sind, ist so groß, daß in alten Zeiten auch sehr kleine Wasserrinnen für den Verkehr benutzt wurden. Einen beladenen Kahn stromaufwärts zu bringen, ehe ein Treidelweg gebaut ist, ist ja ebenfalls nicht leicht, aber immer noch leichter, als eine entsprechende Anzahl Karren auf einem weichen Landweg. Die Kähne wurden von Leuten, die nahe am Ufer im Wasser gingen, gezogen; kam man an eine Stromschnelle, die nicht zu überwinden war, so wurden die Waaren ans Land gebracht, so weit nöthig, getragen und die Kähne leer hinübergezogen. So geschieht es heute noch in Afrika, und selbst ein solcher, von Hindernissen durchsetzter Wasserweg ist vortheilhafter, als ein Landweg. Die Lippe hat dergleichen Hindernisse nicht; sie hat heute eine natürliche Schiffbarkeit bis Lippstadt;

jenseits Lippstadt ist die Schiffbarkeit aufgehoben durch Stauanlagen im Interesse der Landwirthschaft. Durch Beseitigung dieser Hindernisse könnte jedoch die Schiffbarkeit bis Neuhaus, wo die Pader und Alme sich mit der Lippe verbinden, sofort wieder hergestellt werden. Das Gefälle von Neuhaus bis Lippstadt beträgt im Durchschnit 1 zu 2000. Das Querprofil ist sehr tief eingeschnitten, also sehr günstig, so daß nach Beseitigung der Hindernisse Lastkähne von 20 Meter Länge, 4 Meter Breite, 0,75 Meter Tiefgang, d. i. 45 Tonnen (900 Centner) Tragfähigkeit, ohne Weiteres fahren könnten. Solche Kähne würden durchschnittlich im Jahr 98 Tage eine gute, 101 Tage eine beschränkte, 156 Tage wegen zu wenig Wasser, 10 Tage wegen zuviel Wasser keine Fahrt haben. Daß in alten Zeiten die germanischen Flüsse gerade mehr Wasser gehabt haben müßten, als heute, kann man nicht behaupten. Auch ohne diese Voraussetzung ist es aber nach dem Obigen nicht zu bezweifeln, daß in den Tagen des Arminius die Lippe bis Neuhaus eine für die militärischen Zwecke der Römer, die ja noch viel kleinere Schiffsgefäße als die oben beschriebenen gebrauchen konnten, genügende Schiffbarkeit gehabt hat. Man konnte im Frühjahr die für den Sommerfeldzug nöthigen Vorräthe auf ihr fast bis zu den Quellen hinaufschicken.

Hier scheint nun meiner Auffassung ein Gegner entstanden zu sein in einer Untersuchung: „War die Lippe im Mittelalter ein Schifffahrtsweg von erheblicher Bedeutung?“ vom Archivdirektor Ilgen in Düsseldorf, die der Herr Verfasser die Liebenswürdigkeit hatte, mir auf meine Bitte schon vor der Publikation zur Verfügung zu stellen. Ilgen stellt in einer kulturgeschichtlich sehr interessanten Skizze fest, daß die Lippe im Mittelalter und bis ins 18. Jahrhundert nur recht wenig befahren wurde und der Schifffahrt viele natürliche Hindernisse bot. Trotzdem läßt auch er für meine Auffassung noch genug Spielraum, denn der Begriff „erheblich“ ist sehr dehnbar; eine mäßige Schiffbarkeit ist für den von uns postulirten Zweck durchaus genügend, und endlich möchte ich auch, zwar nicht die Substanz der Ilgenschen Ausführung, die gewiß richtig ist, aber doch einige Einzelheiten und sozusagen die Klangfarbe, die die relative Schiffbarkeit des Flusses gar zu gering erscheinen läßt, etwas modifiziren.

Eine technische Untersuchung in den Jahren 1735 und 38 stellte, nach Ilgen, fest, daß von Wesel bis Hamm 51 Sandbänke und drei Steinklippen im Flusse seien. Diese Hindernisse können jedoch nicht sehr wesentlich gewesen sein, da selbst in der trockenen Jahreszeit noch mehr als $1^1/_2$ Fuß Wasser darüber standen. Störender werden die 6 Mühlenschlachten (Wehre) zwischen Haus Dahl und Hamm gewesen sein. Diese Mühlenwehre haben seit dem Ende des Mittelalters allenthalben die Schifffahrt beeinträchtigt, und bis in unsere Zeit haben die beiden Interessen mit einander gekämpft. In dem Werk „der Oderstrom“ vom Bureau des Wasser-Ausschusses liest man (I, 233): „In der Zeit des politischen Verfalls Schlesiens gaben die Kleinfürsten Erlaubniß zum Bau von Mühlenwehren, die den Schiffsverkehr in hohem Maße erschwerten“. Von der Beseitigung dieser Wehre datire der Wiederaufschwung der Schifffahrt auf der Oder. So wird es

auch auf der Lippe gewesen sein. Im Jahre 1597 sind, nach Ilgen, Ziegelsteine für den Bau der Jesuitenkirche in Münster zu Schiff nur bis Haltern und von da zu Lande fortgeschafft worden. Hieraus ist jedoch für die Schiffbarkeit oberhalb Haltern nichts zu schließen, da der Landweg etwa von Werne bis Münster nicht wesentlich näher gewesen wäre als von Haltern.

Ebenso wenig ist etwas daraus zu schließen, daß sich die Klöster Herford, Corvey und Liesborn ihren Rheinwein von Duisburg zu Lande kommen ließen. Der September ist der Monat des niedrigsten Wasserstandes für die Lippe, und der Oktober nur sehr wenig besser; im September aber mußten die leeren Fässer an den Rhein transportirt werden und im Oktober die vollen zurück. Gerade in dieser Zeit aber war der Wasserweg nicht oder wenigstens nicht mit Sicherheit zu benutzen.

Hiernach möchte ich den Accent weniger auf die negativen, als auf die positiven Zeugnisse über die Schiffbarkeit der Lippe legen, die Ilgen beibringt.

Wenn die Stadt Soest im Jahre 1486 unter Benutzung des Soestbaches und der Ahse sich einen Wasserweg zur Lippe verschaffen wollte und auch das für die Bauten nothwendige Geld aufbrachte, so ist das doch wohl ein Beweis, daß die Lippe keine ganz unbrauchbare Wasserstraße war. Eben dafür spricht, daß bei Dorsten Haltern und Ostendorf Zollstätten waren, und wenn im Jahre 1526 225 Flöße den Zoll bei Dorsten passirten, so ist das keine so ganz kleine Zahl.

Der Ausspruch Werner Rolevinks (etwa 1475), daß Westphalen keine schiffbaren Flüsse habe, ist also so zu verstehen, daß es zwar keine dauernde Wasserstraße, wie nicht nur der Rhein, sondern etwa auch die Spree besitzt, aber doch Wasserläufe, die für gewisse Zeiten im Jahr ganz gut brauchbar sind.

Wenn es hiernach keinem Zweifel mehr unterliegen kann, daß die Lippe in genügendem Maße bis Neuhaus schiffbar war, so ist damit auch die Anlage eines römischen Magazinplatzes in dieser Gegend sichergestellt. Es wird einer Erklärung bedürfen, weshalb von den zahlreichen militärischen Untersuchern der Römer-Feldzüge bisher Niemand diesen Satz ausgesprochen hat, aber die Erklärung ist nicht schwer zu finden. Die Wissenschaft war ja bis vor Kurzem noch nicht darauf gekommen, die ungeheuren Zahlen der Germanen-Heere anzuzweifeln. Die Hunderttausende zogen nur so hin und her, und allein von der einen Völkerschaft der Sugambrer sollte, nach Tacitus' Bericht, Tiberius 40000 auf das linke Rheinufer verpflanzt haben. Der General von Peucker in seinem vielbenutzten Buch „Das deutsche Kriegswesen der Urzeiten" (Berlin 1860) setzt auseinander (Bd. II, 34), wie die Lage germanischer Heerführer durch die große Stärke ihrer Heere erschwert worden sei, und stellt harmlos zusammen: „das Heer der Teutonen war nach Orosius und Livius gegen 300000 Mann stark; dasjenige der Cimbern wird von Livius, Vellejus Paterculus, Eutrop und Orosius auf 200000 Mann angegeben; Arioviſt befehligte nach Cäsars Angaben ein Heer von

mehr als 100000 Mann; von den gothischen Heeren, welche im dritten Jahrhundert von den Ufern des Schwarzen Meeres hervorbrachen, erreichte dasjenige, welches im Jahre 269 dem Kaiser Claudius erlag, nach Trebellius Pollio die Stärke von 320000 Mann; Rhadagais führte im Anfang des fünften Jahrhunderts, nach Orosius, über 200000 Mann, da sich allein 200000 Gothen darunter befunden haben sollen, nach Jornandes 200000, nach der Angabe das Zosimus 400000 Mann nach Italien, und das Heer Attilas, welches in den Catalaunischen Gefilden kämpfte und zum großen Theil aus germanischen Völkerschaften bestand, war nach Jornandes 500000, nach der Angabe des Paul Diaconus sogar 700000 Mann stark."

Wo solche Massen gelebt haben und sich bewegen konnten, hat die Verpflegung keine Schwierigkeit; diese Frage wurde also gar nicht aufgeworfen. Erst durch das Bevölkerungs-Problem sind wir vorgedrungen zur Verpflegungs-Frage, und die Verpflegungsfrage mußte die Entscheidung geben über das Lippe-Kastell.

Vergleichen wir nunmehr die Quellen-Zeugnisse.

Auf seinem Feldzuge i. J. 11 v. Chr., erzählt uns Dio (54, 33), kam Drusus ins Cherusker-Land bis an die Weser, und er wäre auch noch hinübergegangen, wenn er nicht aus Mangel an Lebensmitteln hätte umkehren müssen. Auf dem Rückmarsch griffen ihn die Germanen in einem Engpaß an, wurden jedoch endlich geschlagen, so daß Drusus sich getraute, am Zusammenfluß der Lippe und des Elison ein Kastell gegen sie zu errichten. Nach dem ganzen Zusammenhang können die Germanen, mit denen sich Drusus, von der Weser zurückkehrend, in einer Enge schlug, keine andern, als die Cherusker gewesen sein, und da der Grund der Erfolglosigkeit des Feldzuges die Schwierigkeit der Verpflegung gewesen war, so liegt nichts näher, als mit dem Bau des Kastells eine Magazin-Anlage verbunden zu denken. Alles vereinigt sich aufs beste in dem Punkte Neuhaus-Elsen, der dicht an der Cherusker-Grenze lag, die Wasser-Verbindung mit dem Rhein hatte und durch den Namens-Anklang Elison-Elsen noch besonders gestützt wird.

Die Anlage eines solchen Platzes muß sogar von Anfang an der Hauptzweck dieses Feldzuges gewesen sein. Als Drusus nämlich südlich der Lippe im Lande der Sugambrer erschien, erzählt uns Dio, lagen diese gerade gegen die Chatten zu Felde. Hätte der römische Feldherr den Zweck gehabt, einen unmittelbaren großen Erfolg zu erlangen, so hätte er offenbar nichts Besseres thun können, als sich mit aller Macht auf die Sugambrer zu stürzen: zwischen die Römer und die Chatten eingepreßt, hätten sie vernichtet werden können. Es scheint auf den ersten Anblick ganz unbegreiflich, wie Drusus sich diesen Erfolg hat entgehen lassen können. Statt dessen benutzte er die Gelegenheit bloß, unangefochten die Lippe hinaufzuziehen und bis an die Weser vorzugehen. Unmöglich konnte er hier, ohne jede Basis, die Sugambrer im Rücken, etwas ausrichten. Die Vernachlässigung des Erfolges, den er mit leichter Mühe auf dem Hinmarsche über die Sugambrer hätte pflücken können, erscheint uns aber nicht mehr als Fehler, sondern als die That eines denkenden Strategen, wenn wir in der Untersuchung der Straßen und dem

Bau des Magazinplatzes von vornherein den Zweck dieses Feldzuges sehen. Diese Anlage war ihm wichtiger als der Sieg über eine einzelne Völkerschaft, sogar über die sehr gefürchteten Sugambrer; denn sein Sinn war auf die Unterwerfung aller Germanen bis an die Elbe gerichtet.

* * *

Als die Nachricht nach Rom kam, daß Drusus im Sterben liege, erzählt uns Valerius Maximus (V, 5, 3), eilte sein Bruder Tiberius zu ihm, und mußte zu diesem Zweck bis weit in das innere Germanien. Diese Nachricht darf kombinirt werden mit der Erzählung bei Tacitus (ann. II, 7), daß die Germanen, als sie i. J. 16 das Kastell an der Lippe belagerten, einen alten Altar des Drusus zerstörten, den Germanicus, nachdem er mit seinen sechs Legionen das Kastell entsetzt, wieder herstellte. Es ist nicht gut denkbar, daß die Römer dem Drusus, wenn sie ihm im innern Germanien einen Altar errichteten, diesen anderswo, als an der Stelle seines Todes aufgebaut haben. Hätte man irgend einen beliebigen Platz gewählt, so hätte man den Altar wenigstens in der Nähe eines der großen Standlager am Rhein erbaut. Wenn wir also aus der einen Stelle entnehmen, daß der Drusus-Altar in der Nähe des Lippe-Kastells gelegen hat, und wir wieder aus der anderen wissen, daß Drusus tief im Innern Germaniens gestorben ist, so ergiebt sich daraus, daß das Kastell nicht an der unteren, sondern an der oberen Lippe zu suchen ist.

* * *

Im Jahre 5 p. C. nahmen die Römer, nach Vellejus (II, 105), zum ersten Mal das Winterlager in Germanien „ad caput Juliae", wie die Ueberlieferung lautet. Da ein Fluß „Julia" sonst nicht bekannt ist, so hat schon Lipsius dafür „Lupiae" eingesetzt, zweifellos mit Recht. In jüngster Zeit ist auf einen Ort „Jöllenbeck" hingewiesen; er liegt an einem Bach, der oberhalb Rehme in die Werre fließt. Der Anklang des Namens ist da, aber der Name kommt öfter vor, und sachlich ist die Kombination nicht zulässig. Es ist weder anzunehmen, daß schon Tiberius ein Winterlager jenseits des Gebirges genommen, was ja noch nicht einmal in all' seiner Vertrauensseligkeit Varus wagte, noch wenn Tiberius es einmal gethan haben sollte, daß er es dann nicht an der Weser aufgeschlagen. Die Konjectur von Lipsius „ad caput Lupiae" darf also beibehalten werden. Wäre nur die untere Lippe schiffbar gewesen, so würden wir aus dieser Nachricht nichts weiter schließen können; wir würden dann annehmen, daß Tiberius den Landtransport des Proviants bis an die Lippequelle nicht gescheut hat. Da wir aber auf jeden Fall voraussetzen dürfen, daß die Lippe ziemlich hoch hinauf schiffbar gewesen ist, so dürfen wir nicht annehmen, daß Tiberius, bloß um noch ein oder zwei Tagemärsche weiter im Lande zu stehen, seiner Administration die Last auferlegt habe, von der Ausschiffungsstelle bis zum Lager noch einen großen Landtransport einzurichten.

Das einzig Rationelle war, das Lager eben an diesen natürlichen Umschlagspunkt zu legen.

Wenn nicht die unsichere Lesart wäre, so würden wir hier einen absolut entscheidenden Beweis für unsere Behauptung haben; Neuhaus-Elsen ist nicht mehr als knapp zwei Meilen von den Lippe-Quellen entfernt.

Ein Lager an dieser Stelle konnte sehr gut als „ad caput Lupiae" gelegen bezeichnet werden, und wenn so hoch oben an der Lippe ein günstiger Platz für ein Standlager war, so war das auch der gegebene Platz für eine möglichst vorgeschobene Magazin-Anlage. Es war ein wesentlicher Fortschritt in der Befestigung der römischen Herrschaft, den Vellejus mit Recht hervorhebt, daß Tiberius hier, wo bisher bloß eine Station gewesen war, das Winterlager aufzuschlagen wagte.

* * *

Als i. J. 16 Germanicus das von den Germanen belagerte Lippe-Kastell entsetzte, stellte er den zerstörten Drusus-Altar wieder her. Den von den Germanen ebenfalls zerstörten, im vorigen Jahr den gebliebenen Varianern errichteten Grabhügel, fährt Tacitus fort, stellte man nicht wieder her, „tumulum iterare haud visum". Wäre der Grabhügel in einer ganz anderen Gegend gelegen gewesen, so wäre diese Bemerkung unverständlich. Wir wissen jetzt zur Genüge, daß die Römer Feldzüge in beliebige Fernen in Germanien nicht improvisiren konnten. Das „tumulum iterare haud visum" hat nur dann einen Sinn, wenn es wirklich in Frage kam, der Hügel also von dem Kastell nicht gar zu weit entfernt war. So lange man daher die Teutoburger Schlacht auch nur ungefähr in der Gegend sucht, wo wir sie fixirt haben, muß man annehmen, daß das Kastell nicht an der unteren oder mittleren, sondern an der oberen Lippe lag.

* * *

Es liegt nahe, zu vermuthen, daß an der Lippe entlang eine Reihe von Zwischenkastellen bis an den Rhein gebaut worden seien, weil sonst Alison, 20 Meilen Luftlinie von Vetera, ganz isolirt gewesen wäre. Aber die Spuren dieser Kastelle, die man schon gefunden zu haben glaubte, haben sich mit Ausnahme eines, von dem wir noch sprechen werden, als trügerisch erwiesen, und ich möchte die Thatsache auch bezweifeln. Gewiß marschirten römische Truppen diese Straße nicht, ohne Nachts ein befestigtes Lager zu zu beziehen, und benutzten dazu nach Möglichkeit die einmal gemachten Anlagen, die die Germanen sich nicht die Mühe gemacht haben werden, immer wieder einzuebnen. Aber allenthalben ständige Garnisonen hinzulegen, hätte sehr viel Soldaten gekostet und doch nur wenig Nutzen gebracht. Marschirende Truppen schützten sich selbst; Transporte gingen unter Bedeckung; Kaufleute mußten für sich selber sorgen, und bloß um den Kurieren, die ja auch unterwegs angefallen werden konnten, ein sicheres Nachtquartier zu schaffen, baut man keine Kastelle. Griffen die Germanen das isolirte Kastell am Elison an, so mußte es sich selbst vertheidigen, bis vom Rhein

Entsatz kam. Die Garnisonen der Zwischen-Kastelle hätten nicht helfen können. Das Entscheidende war, sofort nach Vetera eine Botschaft gelangen zu lassen, und hierfür konnten die Kastelle nicht viel nützen; es gab kein anderes Mittel, als daß der Kommandant einige Germanen in seinem Dienst hatte, die es eintretenden Falles übernahmen, sich durch ihre Landsleute durchzuschleichen und im Hauptquartier Meldung zu thun. Auch ganz isolirt, ist also eine römische Anlage bei Elsen keineswegs undenkbar. Man muß sich nur vor Augen halten, wie unfähig die Germanen waren, eine wirkliche Belagerung durchzuführen; sie hatten ja nicht einmal genug Metall zu Waffen, geschweige zu ordentlichen Werkzeugen. Selbst nach dem Teutoburger Siege, moralisch gehoben wie sie selbst, gedrückt wie die Römer waren, haben sie Aliso nicht mit Gewalt zu nehmen vermocht. So durfte auch schon Drusus es wagen mitten in Feindesland, jenseits der feindseligen Sugambrer, Marsen und Bructerer das Kastell zu bauen. Es war ja kein Dauer-Zustand, den er dabei im Auge hatte, sondern binnen wenigen Jahren hofften die Römer Herren des ganzen Landes, wenigstens bis zur Weser zu sein.

* * *

An allen den bisher angeführten Stellen wird von den antiken Autoren der Name Aliso nicht genannt; wir hören nur von dem Kastell an dem Zusammenfluß der Lippe und des Elison, von dem Kastell an der Lippe oder von dem Lager an der Quelle der Lippe. Der Name Aliso ist uns an drei anderen Stellen überliefert, (Vellejus II, 120; Tacitus, Ann. II, 7; Ptolemäus II, 11). Ehe wir untersuchen, ob das festgestellte, noch namenlose Kastell Aliso ist, müssen wir von anderen Seiten das Feld der Möglichkeiten einschränken.

* * *

Unserer Placirung des Kastells volle Ueberzeugungskraft zu geben, steht noch im Wege, daß Grabungen in der Gegend von Elsen bisher keinerlei Spuren einer römischen Ansiedelung zu Tage gefördert haben. Aus einer Anekdote bei Frontin (Strateg. IV, 7, 8) dürfen wir schließen, daß Aliso kein Steinbau, sondern nur ein Erd-Kastell mit Holzwerk war. Das war damals, nach den neuesten Forschungen, überhaupt die übliche Bauart für solche Anlagen; die Stein-Kastelle sind erst später aufgekommen. Der Mangel nachweisbarer Spuren bei Elsen besagt um so weniger, als doch, wenn nicht schon Drusus in dieser Gegend ein Kastell baute, jedenfalls, als die Römer ihr Standlager bis an die Weser vorgeschoben hatten, in dieser Gegend, am Uebergang vom Wasser- auf den Landweg, eine Station angelegt gewesen sein muß.

In das Manco der Reliquien bei Elsen ist nun jüngst eine positive Rivalität hineingewachsen dadurch, daß bei Haltern an der unteren Lippe,

wo man schon längst die Spuren eines römischen Kastells kannte, die Reste einer großen Lager-Anlage aufgedeckt worden sind.[1])

Nichts liegt näher, als den einzigen Platz, der an der Lippe die zweifellosen und sehr bedeutenden Reste einer römischen Festung zeigt, mit dem Namen des berühmten Lippe-Kastells zu schmücken. Aber die Kombination ist nicht durchführbar, sofern es sich nämlich um das bisher von uns betrachtete Kastell, das wir als Aliso angesprochen haben, handelt, weil für eine Anlage bei Haltern in diesem Zusammenhang kein strategischer Zweck zu finden ist. Da schon öfter die Vermuthung ausgesprochen worden, daß Haltern Aliso sein möge, so hat man sich auch bemüht, den strategischen Zweck ausfindig zu machen, den diese Anlage gehabt haben könne, aber alle Antworten lassen unbefriedigt.

Am wenigsten ist auszurichten mit dem allgemeinen Satz, die Römer hätten festen Fuß fassen wollen in Germanien oder hätten den anwohnenden Stämmen eine Fessel anlegen wollen. Auf diese Weise hätten die Römer nur ihre Truppen zersplittert. Eine Kastell-Besatzung von allerhöchstens einigen 1000 Mann konnte gegen einen germanischen Stamm nichts ausrichten, sondern mußte froh sein, sich hinter ihren Burgmauern selbst zu schützen.

Die Lippe hat vielfach weiche Ufer und daher nicht viele Uebergänge. Es ist daher die Vermuthung ausgesprochen worden, das Kastell habe den Fluß-Uebergang sichern und decken sollen. Auch das ist ausgeschlossen, da die Römer gar kein Interesse hatten, ein Fluß-Uebergangs-Gefecht zu vermeiden. Wirklich verhindern konnten ihn die Germanen niemals; dazu ist die Lippe zu klein, der Uebergangs-Möglichkeiten zu viele, und äußersten Falles konnten, da Haltern nur 6 Meilen vom Rhein, von dem großen römischen Standlager, entfernt liegt, die Römer ja schon von hier aus nach Belieben auf beiden Ufern vorgehen. Der Aufwand eines besonderen Brücken-Kastells mit Besatzung hätte sich hier am wenigsten gelohnt, und hätte geradezu geschadet, wenn es die Gelegenheit zu einem Gefecht im freien Felde, nach der die Römer ja immer suchten, beseitigte. Die Germanen werden aus eben diesem Grunde ernsthafte Fluß-Vertheidigungen, die leicht zu größeren Treffen führen, keineswegs mit Vorliebe ins Auge gefaßt haben.

Hieran ändert nichts, daß südwärts der Lippe die Sugambrer, besonders hartnäckige Feinde der Römer, saßen, und selbst wenn, so unwahrscheinlich es ist, nicht die Cherusker, sondern die Sugambrer es gewesen sein sollten, die Drusus auf seinem Rückzuge im Jahre 11 überfielen, so kann das doch kein Grund für den römischen Feldherrn gewesen sein, bei Haltern eine Festung zu bauen, die ihm nichts nützte und den Sugambrern nichts schadete.

Eine ganz neue Begründung der Festung Haltern hat jüngst Oberstlieutenant Dahm versucht (Archäol. Anz. 1900, S. 101). Er legt die

[1]) Bericht darüber von Schuchhardt, Berl. Akad. d. Wiss. v. 5. April 1900.

Worte Tac. Ann. II, 7: „novis limitibus aggeribusque permunita“ in dem alten Sinne aus, daß limites Befestigungen bedeuten, und meint, daß Drusus und Germanicus sich gegenüber den Standlagern in Vetera und Mainz auf dem rechten Rheinufer ein Aufmarsch-Terrain hätten sichern wollen, um den Rhein-Uebergang auf alle Fälle zu sichern. Die Kastelle Aliso-Haltern und Hofheim (in monte Taũno) seien nicht isolirt gewesen, sondern nur die Hauptstützpunkte der „von limites, Wachtstationen und anderen fortifikatorischen Anlagen eingeschlossenen Positionen“. Wenn Haltern zwei und Hofheim nur einen Tagemarsch von dem großen Standlager angelegt sei, so sei das dadurch zu erklären, daß an der Lippe das Terrain stark coupirt und dem Feinde besonders günstig sei; überdies seien die Haupt-Operationen alle von hier ausgegangen und deshalb ein größeres Gelände zum Aufmarsch der Armee erforderlich als bei Mainz.

Ich muß diesen Erwägungen durchaus widersprechen. Ein Aufmarsch-Terrain von ein oder zwei Tagemärschen Tiefe vor einem großen befestigten Waffenplatz ist ein Begriff, der in der Kriegsgeschichte nicht existirt. Den Römern, die das linke Rheinufer beherrschten und an jeder Stelle, wo sie wollten, Uebergangsmittel zusammenbringen und bereitstellen konnten, konnten die Germanen den Uebergang über den Rhein niemals verwehren. Wollten die Römer es bequem haben, so waren feste Brücken mit Brückenköpfen das Mittel — unter keinen Umständen aber eine Kordon-Stellung mit Befestigungen ein oder zwei Tagemärsche vom Rhein. Die sachlich ganz unmögliche, ja widersinnige Vorstellung von einer solchen befestigten Aufmarsch-Stellung ist offenbar nur erzeugt durch die überlieferte falsche Auffassung von dem limes als einer zur Vertheidigung bestimmten Grenz-Befestigung, verbunden mit der anscheinenden Nothwendigkeit, für die Festung Haltern eine strategische Bestimmung ausfindig zu machen.

Ist es klar, daß Haltern nicht das Kastell gewesen sein kann, das Drusus erbaute, so ist es ebenso deutlich, daß es nicht das Kastell gewesen sein kann, das die Germanen im Jahre 16 belagerten und das Germanicus mit sechs Legionen entsetzte. In der Nähe dieses Kastells lag der Drusus-Altar — wie in aller Welt sollte er in diese Gegend kommen, wo er weder am Sterbeplatz im inneren Germanien, noch am römischen Hauptquartier gewesen wäre? Bei dem Entsatz dieses Kastells kam in Erwägung, auch den zerstörten Todten-Hügel der Varianer wiederherzustellen. Davon hätte an der unteren Lippe garnicht einmal die Rede sein können. Endlich können die Germanen auch nicht ein dem römischen Standlager so nahes Kastell ernstlich belagert haben. Was sollte dabei herauskommen? Es war ja mit unbedingter Sicherheit vorauszusehen, daß binnen wenigen Tagen von Vetera ein großes römisches Entsatzheer zur Stelle sein würde. Wollte man solchem keine Schlacht liefern, und das vermieden ja die Germanen, so mußte man schleunigst wieder in die Wälder zurück. Es war aber doch auch für die Cherusker von jenseit der Weser keine Kleinigkeit, sich so weit

von Hause auf längere Zeit zu verpflegen, und Arminius machte eine solche Expedition nicht ohne Bedacht.

Ganz anders, wenn das Kastell bei Neuhaus-Elsen lag. Hier konnten die Germanen wirklich hoffen, das Kastell vielleicht vor Ankunft des Entsatzheeres zu überwältigen.

Setzen wir den Fall, die Römer hätten die Feste Haltern als einen vorgeschobenen Posten behaupten wollen, ohne daran weitere Offensiv-Feldzüge zu knüpfen, so wäre auch unter solcher Bedingung für die Germanen eine Belagerung nicht das rechte Mittel gewesen, die Römer zu vertreiben. Denn eine Belagerung zog unfehlbar das große römische Entsatzheer herbei, mit dem es die Germanen nicht aufnehmen konnten. Das rechte Kampfmittel, wenn diese Situation überhaupt rationell wäre, wäre vielmehr für die Germanen gewesen, den Römern durch fortwährendes Umschwärmen und Bedrohen, indem sie vor herannahenden größeren Truppenabtheilungen verschwanden und nach ihrem Abzug wiederkamen, den Aufenthalt in der Festung unerträglich zu machen, sodaß sie endlich einsahen, daß das Spiel die Kerze nicht lohnte, und freiwillig abzogen. Vorgeschobene Posten in Feindesland haben nur dann einen Werth, wenn sich weitere Unternehmungen sofort daran knüpfen.

* * *

Wir wollen an dieser Stelle auch noch einmal auf den Feldzug des Jahres 16 zurückkommen, den wir nur dadurch verständlich zu machen wußten, daß wir annahmen, Tacitus habe die Ems mit der Weser verwechselt. Das ist eine Korrektur, die man, so sehr sie bei Tacitus erlaubt ist, doch nicht leicht und nicht gern vornimmt. Wenn man sie vermöge der Annahme, daß Aliso Haltern war, vermeiden könnte, so würde das gewiß sehr für diese Annahme sprechen. Aber diese Möglichkeit existirt nicht. Auch wenn Germanicus mit seinen sechs Legionen bloß bis Haltern vorgerückt war, ja, wenn er noch in Vetera stand, bleibt es absurd, daß er sich vornimmt, zu Schiff in Germanien zu erscheinen, und dann die Ems hinauffährt, was er das Jahr vorher auch schon gethan hatte. Sein Weg müßte in diesem Fall etwa von Lingen nach Minden gegangen sein; aber selbst wenn dieser Weg durch Benutzung der Haase abgekürzt worden wäre, immer wäre damit keine Erleichterung, sondern eine ungeheure Erschwerung im Verhältniß zu dem Lippe-Weg geschaffen gewesen. Man erinnere sich, daß bis Aliso-Neuhaus (Elsen) Kähne mit 900 Centner Traglast kommen konnten, die von einigen Menschen gezogen wurden. Auf ein Pferd kann auf unausgebauten Wegen nicht wohl mehr als zehn Centner nutzbare Last gerechnet werden. Es gehörten also 90 Pferde oder 45 zweispännige Karren dazu, um einen einzigen Kahn zu ersetzen.

Auch wenn Aliso Haltern wäre, bleibt also die Ems-Fahrt i. J. 16 völlig ausgeschlossen und fast ebenso wenig hat diese Orts-Frage Einfluß auf die zweite Korrektur, die wir an Tacitus vorgenommen haben, daß nämlich ein Theil des Heeres nicht mit der Flotte, sondern zu Lande

gekommen ist. Auch wenn die sechs Legionen erst bei Haltern standen, war es immer, wenn auch nicht mehr geradezu absurd, doch so viel einfacher, sie zu Lande nach Minden marschiren zu lassen, als sie zur See dahin zu transportiren, daß ich trotz Tacitus' Schweigen an dem Marsch festhalten würde. Der bloße Marsch der Soldaten vom Rhein an die Weser war ja gar nichts besonders Schwieriges, wenn man unterwegs noch Gelegenheit hatte, sich an einem Lippeplatz aus Schiffen zu verproviantiren, und drüben angekommen, wieder Verpflegung fand.

* * *

Wenn aber auch alle strategischen Erwägungen versagt haben, so findet die große Anlage bei Haltern ihre vollständige und sehr gute Erklärung.

Dio (56, 18) berichtet uns ausdrücklich, daß die Römer Städte und Märkte in Germanien anlegten. Da sich ihre Hauptheerstraße die Lippe entlang zog, so ist es von vornherein sicher, daß sie auch an diesem Fluß Stadt-Anlagen unternommen haben, was uns nun die Ausgrabungen von Haltern in dankenswerther Weise bestätigen. Ein auf den vielfachen Hin- und Hermärschen an der Lippe oft benutztes Marsch-Lager könnte den Grundriß der Stadt-Anlage bestimmt haben.

Nach den neuesten mir gewordenen freundlichen persönlichen Mittheilungen zeigen die Ausgrabungen weder den Charakter einer bürgerlichen Ansiedelung noch eines bloßen Kastells, sondern eines großen Legionslagers. Darauf weisen der doppelte Spitzgraben und die vielen Scherben von italienischem Geschirr hin, die gefunden worden sind. Ist das wirklich richtig, so erscheint die Identifikation mit Aliso gänzlich ausgeschlossen, da es sich bei diesem Ort ja nicht um ein großes Standlager, sondern offenbar nur um ein mit einer mäßigen Besatzung vertheidigbares Kastell handelt. Ueber diesen Einwand käme man an sich hinweg mit der Annahme, daß innerhalb des großen Standlagers oder an ihm eine kleinere Citadelle gelegen hat, die i. J. 9 und i. J. 16 belagert und vertheidigt wurde. Mit dieser Annahme ist aber gerade das Entscheidende, daß nämlich die aufgefundenen Spuren Aliso seien, aufgegeben. Gefunden hat man ein großes Legionslager, und das ist ohne Schwierigkeit so zu erklären, daß die Römer, da es ihnen doch gar zu ängstlich und für ihre Autorität gar zu schädlich schien, wenn sie immer wieder bis über den Rhein zurückgingen, zeitweilig ihr Winterlager, statt in Vetera, hier gehabt haben. Das Lager an der oberen Lippe, das Tiberius ja für einen Winter nahm (5 p. C.) mag doch gar zu viel Unzuträglichkeiten mit sich gebracht haben. Haltern lag dem Rhein nahe genug, um ungefährlich zu sein und regelmäßige, leichte und sichere Verbindung auch im Winter zu gewährleisten, und der römische Statthalter wie die römischen Soldaten wurden dem Gesichtskreis der germanischen Völkerschaften nicht gar zu sehr entrückt, sondern waren immer noch im Lande. Der römische Statthalter Domitius Ahenobarbus, der die Moorbrücke bei Coesfeld oder Iburg baute, wird sein Standlager bei Haltern gehabt haben.

* * *

Wir haben es danach unter allen Umständen mit wenigstens zwei römischen Anlagen an der Lippe zu thun, einem Magazin-Platz an der oberen Lippe, in der Gegend von Neuhaus-Elsen, den Drusus gründete, Germanicus wiederherstellte und Arminius vergeblich belagerte, und einem zweiten Platz bei Haltern, den uns die Ausgrabungen kennen gelehrt haben, und nun fragt es sich, welcher von den beiden, die allein in Betracht kommen können, den Namen Aliso geführt hat. Prüfen wir die drei Stellen, an denen dieser Name in den Quellen erwähnt wird.

Zuerst der Geograph, Ptolemäus. Er setzt (II, 11) Ἄλεισον $^1/_2$ Grad östlich und $^1/_4$ Grad südlich von Vetera an. Das paßt besser auf Haltern als auf Elsen, beweist aber nichts, da die Ansetzung so viel südlich von Vetera auf jeden Fall falsch und vor Allem die Angaben des Geographen gerade über Germanien anerkannt sehr unzuverlässig sind. Man darf daher auch nicht sein Zeugniß gegen Elsen ins Feld führen und läßt diese seine Notiz ebenso, wie die über die Τρόπαια Δρούσου am besten ganz aus dem Spiel.

Es folgt das Kapitel in Tacitus' Annalen (II, 7), in dem zuerst von der Belagerung und dem Entsatz des Kastells an der Lippe, dem restaurirten Drusus-Altar und dem nicht restaurirten Todten-Hügel erzählt und schließlich gesagt wird: „cuncta inter castellum Alisonem ac Rhenum novis limitibus aggeribusque permunita."

Es ist nicht deutlich, ob das im Anfang des Kapitels erwähnte Kastell an der Lippe, das auf jeden Fall bei Elsen lag, und das am Schluß genannte Aliso identisch sind. Kein Zweifel, daß nach natürlicher Redeweise Tacitus in diesem Falle den Namen gleich bei der ersten Erwähnung hätte nennen müssen. Aber wir kennen seine Gleichgültigkeit gegen Geographie. Gerade bei ihm ist es keineswegs ausgeschlossen, daß die beiden Kastelle identisch sind, obgleich er es wahrscheinlich selber nicht der Mühe werth gehalten, sich das klar zu machen. Indem er die ihm vorliegenden Quellen kombinirte und sprachlich umformte, kann ihm mehr oder weniger zufällig an der ersten Stelle der Name entglitten, an der zweiten für den Satzbau brauchbar erschienen sein. Fast zur Gewißheit aber wird diese Auslegung dadurch erhoben, daß die Erzählung auf Haltern jedenfalls nicht paßt.

Die Anlegung von Wegen auf der kurzen Strecke von Haltern zum Rhein, 6 Meilen, wäre keine erwähnenswerthe That gewesen, und gar die Auffassung der limites als Grenzwehren schließt Haltern noch mehr aus, da der Bau solcher Anlagen hier weit hinten, während Germanicus sich eben daran machte, jenseits der Weser die Cherusker niederzukämpfen, den römischen Feldherrn nicht nur in den Augen der Germanen, sondern sogar seiner eigenen Soldaten diskreditirt haben würde.

Die dritte Stelle, bei Vellejus (II, 120), besagt im Anschluß an die Erzählung der Varianischen Niederlage: „L. Caedici, praefecti castrorum, eorumque qui una circumdati Alisone immensis Germanorum copiis obsidebantur, laudanda virtus est," weil sie sich aus aller Noth und

Gefahr durch Umsicht und Entschlossenheit retteten. Diese Stelle ist zu kombiniren mit einer bei Dio-Zonaras (zu Dio 56, 22), wonach nur ein römisches Kastell sich gehalten habe, und einer anderen bei Frontin (III, 15, 4), wo „reliqui ex Variana clade cum obsiderentur" erwähnt werden. Eine vierte Stelle bei Frontin (IV, 7, 8) spricht ebenfalls von einer Belagerung nach der Varianischen Niederlage, wo Cäditius kommandirte. Da nach Dio sich nur ein Kastell behauptete, so beziehen sich alle vier Erzählungen auf dasselbe Ereigniß. Es handelt sich um eine Belagerung nicht nur im Anschluß an die Varianische Niederlage, sondern die Belagerten waren auch „reliqui ex Variana clade" (nach der dritten Stelle) und der Platz hieß Aliso (nach der ersten). Das kann aber nur ein Platz in der Nähe des Teutoburger Waldes, auf keinen Fall Haltern an der unteren Lippe gewesen sein, denn wenn die Entronnenen aus der Teutoburger Schlacht erst so weit gekommen waren, so wären sie auch gleich die sechs Meilen weiter nach Vetera gelaufen.

Dasselbe ergiebt die Geschichte der Belagerung selbst, die wir ausführlich bei Zonaras (aus dem bei Dio verloren gegangenen Blatt) finden. Hier ist gesagt, daß die Belagernden von dem Herannahen des Tiberius mit einem mächtigen Heer hörten. Hieraus folgt, da Tiberius in Pannonien war und noch erst nach Rom ging, namentlich aber seine Truppen Zeit gebrauchten, daß die Belagerung sehr lange gedauert hat, und das ist sehr gut möglich, da ja das Kastell als Magazinplatz sehr reichlich mit Lebensmitteln versehen war. Mittlerweile war aber bereits der Kommandant in Ober-Germanien, Asprenas, mit zwei Legionen sofort auf die Nachricht von dem Untergang des Varus nach Vetera marschirt. Die Hauptmasse der Germanen war nach Hause zurückgekehrt, und nur eine besonders dazu bestimmte Schaar hielt das Kastell lose blockirt Hätte es sich also um Haltern gehandelt, so hätte Asprenas, dessen Entschlossenheit in der gefahrvollen Lage gerühmt wird, die Belagerten, denen nun endlich doch die Lebensmittel ausgingen, mit einem ganz leichten Vorstoß befreit. Bis an die obere Lippe, in die Nähe des Teutoburger Waldes getraute sich Asprenas, so sehr die Eingeschlossenen auf ihn hofften und harrten, nicht. Die Erzählung paßt daher allein auf ein Kastell fern vom Rhein an der oberen Lippe. Haltern im Besonderen wird auch wieder durch seine Eigenschaft als sehr großes Legionslager, das nur durch eine größere Truppenzahl vertheidigt und nicht durch bloße Wachen blockirt werden konnte, ausgeschlossen.

Ließ uns schon die Notiz bei Tacitus (II, 7), daß Germanicus zwischen Aliso und dem Rhein neue Wege gebaut habe, kaum noch die Möglichkeit, an einen Platz der unteren Lippe zu denken, so ist diese durch die Erzählungen von der Belagerung des Kastells Aliso nach der Teutoburger Schlacht vollständig beseitigt. Selbst wenn man in die Identifikation der verschiedenen Belagerungen auf Grund von Dios Notiz, daß nur ein Kastell sich behauptet habe, Zweifel setzen will, so würde auch das den Beweis noch nicht umwerfen. Denn Haltern, so nahe der römischen Hauptmacht, können

die Germanen auf keinen Fall lange und hart belagert haben, am wenigsten, so lange noch weiter oberhalb an der Lippe ein anderes Kastell ihnen widerstand. Schon hieraus folgt, ganz abgesehen von Dios ausdrücklichem Zeugniß, daß die vier Erzählungen sich alle auf dieselbe Belagerung beziehen, und da das belagerte Kastell nach Vellejus Aliso hieß, so muß dieser Name dem Platz an der oberen Lippe zugesprochen werden.

Von den verschiedenen Plätzen der oberen Lippe, die in Betracht kommen könnten, weisen die Stromverhältnisse und der Zweck des Kastells als Magazinplatz auf die Stelle des Zusammenflusses der Lippe mit der Alme hin, wo heute der Ort Neuhaus und in deren Nähe das Dorf Elsen liegt. Auf Grund dieser Annahme, und wir dürfen hinzufügen, nur mit dieser Annahme, mit keiner anderen wäre es möglich, ist es uns gelungen, den strategischen Zusammenhang der großen römischen Feldzüge in Germanien zu verstehen. Hier also muß Aliso gelegen haben.

Siebentes Kapitel.

Römer und Germanen im Gleichgewicht.

Das Ergebniß der Teutoburger Schlacht und der Germanicus-Feldzüge war zwischen Römern und Germanen eine Art Gleichgewicht. Jene waren nicht im Stande, die tapferen, freiheitsliebenden Barbaren-Stämme in ihren weiten wald-, berg- und sumpfreichen Gefilden an den Grenzen des Weltreiches zu unterwerfen, und diese wieder waren nicht fähig, es mit den Römern in einer offenen Feldschlacht aufzunehmen und offensiv gegen sie zu werden.

Die Expansion des Römerreiches war darum noch nicht zu Ende gekommen. Noch über ein Jahrhundert ist sie positiv fortgeschritten, und noch ein weiteres Jahrhundert hat sie Fortschritte ins Auge gefaßt und darum gekämpft. Waren die Germanen zu tapfer und ihr Land zu wenig zugänglich, so gelang doch die Unterwerfung des von Kelten bewohnten Britannien, und in den Ebenen nördlich der unteren Donau, in dem heutigen Ungarn und Rumänien, wurde eine große, neue Provinz, Dacien, begründet. Endlich wurde auch Anfang des zweiten Jahrhunderts im größten Stil der Kampf gegen die Parther wieder aufgenommen und Mesopotamien erobert.

Der Grund, weshalb die Römer anderthalb Jahrhunderte vergehen ließen, ehe sie die Niederlage des Crassus und den Mißerfolg des Antonius rächten, ist derselbe, wegen dessen sie endlich auf die Unterwerfung der Germanen verzichtet hatten. Man kann nicht annehmen, daß die Parther stark genug gewesen wären, einem groß angelegten Angriff des gesammelten römischen Reiches zu wider-

stehen. Aber zu dem neuen Alexander-Zug gehörte auch ein neuer Alexander. Marcus Antonius hatte es sein wollen und war es nicht geworden, nicht weil es ihm so völlig an den Eigenschaften dazu gefehlt hätte oder weil es an sich unmöglich gewesen wäre, sondern weil der eine Anlauf, den er machte, nach einem besonderen Plan angelegt, durch widrige Umstände mißglückte und er auf einen neuen verzichtete. Man hätte etwa auch versuchen können, schrittweise vorzugehen und zunächst sich auf die Eroberung Mesopotamiens zu beschränken. Auch das war schon ein so großes Unternehmen, daß nur der Kaiser selbst es in die Hand nehmen durfte. Es gehörte also ein Kaiser dazu, der, selbst ein großer, unternehmungsfreudiger Kriegsmann, seiner monarchischen Würde so sicher war und das Reich im Uebrigen in solcher Ordnung und Verfassung hatte, daß er auf Jahre hinaus die Hauptstadt verlassen und sich ganz dem Kriege an dieser fernsten Grenze widmen konnte. Weder die Kaiser des julisch-claudischen noch des flavischen Hauses waren so geartet oder in solcher Lage. Erst in Trajan (98—117) war dem römischen Reich ein Haupt gegeben, in dem alle jene Bedingungen zusammentrafen. Trajan war Befehlshaber der römischen Legionen am Oberrhein, mit dem Hauptquartier in Mainz, als er seine Berufung auf den Sitz Cäsars durch Adoption erhielt. Man sollte meinen, es hätte für ihn, wenn er Krieg führen, den Ruhm des römischen Namens mehren und zukünftigen Gefährdungen des Reiches vorbeugen wollte, am nächsten gelegen, endlich die Unterwerfung der Germanen durchzuführen. Er hat sich nicht daran gewagt. Appian berichtet uns, daß die Römer das nördlichste Britannien nicht unterworfen hätten, weil das Land nichts eingebracht haben würde; dieser Grund mag auch mitgesprochen haben, wenn man im römischen Hauptquartier erwog, ob es rathsam und geboten sei, Germanien einzuverleiben. Auch Trajan hat lieber Dacien ins Auge gefaßt und sich endlich gegen die Parther gewandt. Er hat Armenien und Mesopotamien thatsächlich dem römischen Reichskörper angefügt, aber eben, indem er noch in diesem Kriege begriffen war, starb er, und sofort trat wieder die Wechselwirkung zwischen der inneren Verfassung des römischen Staates und der Kriegführung hervor: sein Nachfolger Hadrian, eines sicheren Rechtstitels zur Herrschaft entbehrend, war nicht in der Lage, den Krieg

gegen die Parther weder selbst fortzuführen, noch ihn einem General anzuvertrauen. Er schloß Frieden und gab die Eroberung Trajans wieder auf. Noch mehrfach sind wohl die Römer bis an und über den Tigris gekommen, haben ihn aber immer nur kurze Zeit behauptet.

Der Plan aber, die Elbe zur Reichsgrenze zu machen, ist überhaupt nicht wieder aufgenommen worden, und so ist die Abberufung des Germanicus durch Tiberius die entscheidende Wendung in der Weltgeschichte geblieben. Seit diesem Tage haben die Römer der großen Offensive gegen die Germanen entsagt und sich im Wesentlichen auf die Wahrung und Vertheidigung ihrer Grenze beschränkt. Diese Grenz-Vertheidigung aber war eine in ihrer Art ganz neue der Kriegskunst gestellte Aufgabe.

Als Tiberius die Fortsetzung des Germanicus-Krieges inhibirte, sind die Legionen nicht gleich vollständig auf das linke Rheinufer zurückgekehrt, sondern haben auch auf dem rechten noch einige Landstriche und Plätze behauptet.[1]) Man ist auch noch einige Schritte weiter vorgerückt; der warme Winkel zwischen Rhein und Main lockte so sehr, daß man ihn endlich besetzte und besiedelte, obgleich man damit das große natürliche Bollwerk des Rheinstromes überschritt und nun einen künstlichen Grenzschutz zu schaffen hatte. Im vorspringendem Winkel wurde auch die Wetterau in dieses Gebiet hineingezogen und im Anschluß daran der Winkel zwischen dem Rhein und der Donau mit dem Odenwald und Schwarzwald.

Diese Grenze galt es zu hüten.

Waren die Germanen auch nicht in der Lage, das durch alle Zeit gefechtsbereite Legionen geschützte römische Reich anzugreifen, so waren sie darum doch keineswegs friedliche Nachbarn. Die

---

[1]) Mit den angeblichen Spuren, daß die Wetterau i. J. 16 nicht aufgegeben, sondern, wenn auch zunächst noch ohne römische Besiedelung, doch römisches Occupations-Gebiet geblieben sei, steht meines Erachtens Tac. Anm. 11, 19 in Widerspruch. Wenn es hier von Claudius heißt: „adeo novam in Germanias vim prohibuit, ut referri praesidia cis Rhenum juberet", so ist der Ausweg, das nur auf Niedergermanien zu beziehen, doch kaum annehmbar, um so weniger, als auch Germ. cap. 29 „protulit magnitudo populi Romani ultra Rhenum ultraque veteres terminos imperii reverentiam" im Wege steht, und auch Seneca sagt „Rhenus Germaniae modum faciat". Germanicus hat nicht bloß in Nieder-Germanien, sondern gerade hier in der Wetterau gegen die Chatten gekämpft. Vgl. Herzog, Bonn. Jahrb. 1901, Heft 105, S. 67.

Römer bedurften eines stehenden Heeres, nicht nur um die Germanen in großen Feldschlachten niederkämpfen und zurückwerfen zu können, sondern um des täglichen Schutzes willen gegen räuberische Grenz-Verletzungen, gegen die barbarische Staaten völkerrechtliche Sicherungen nicht zu geben vermögen, selbst wenn sie es wollten, da sie ihre eigenen kriegerischen Mannschaften nicht genügend in der Gewalt haben.

Eine Grenze auf hunderte von Meilen gegen einen stets kampfbereiten Feind zu hüten, ist überaus schwer. An jeder Stelle und an jedem Tage kann ein Einbruch stattfinden; sind die Grenztruppen allenthalben gleichmäßig vertheilt, so sind sie allenthalben gleich schwach und können von einer gesammelten Macht überrannt werden; werden sie an einigen Punkten zusammengehalten, so sind lange Strecken unbewacht und offen.

Am Niederrhein schützten sich die Römer dadurch, daß sie mit den Germanen jenseits des Stromes, den Batavern, Caninefaten, Friesen in ein dauerndes Bundesverhältniß traten. Die Söhne dieser Völkerschaften traten in großen Massen in den römischen Dienst und empfingen den römischen Sold. Das gab eine Bürgschaft für das gute Verhalten auch ihrer Anverwandten, die zu Hause sitzen blieben. Einige schwere Störungen, die dies Verhältniß ein oder das andere Mal erfuhr, sind doch wieder überwunden worden.

Weiter oberhalb, etwa entlang der heutigen preußischen Rheinprovinz, blieb der Strom die Grenze; die Römer aber sorgten dafür, daß ein breiter Strich Landes auf dem rechten Ufer unbewohnt blieb. Kein Germane durfte sich hier niederlassen. Wenn die Germanen erst einen Tagemarsch durch diese Oede zu machen hatten, um dann den Rhein zu überschreiten, ehe sie in römisches Gebiet gelangten, so war bei einiger Aufmerksamkeit der römischen Patrouillen und Wachtposten ein solches Unternehmen nicht leicht ins Werk zu setzen. Besonders aufmerksam mußte natürlich das Rheinufer gegenüber der Mündung der von Osten kommenden Nebenflüsse, auf denen die Germanen plötzlich herangerudert kommen konnten, gehütet werden.

Zwischen Bonn und Coblenz, etwas unterhalb von Neuwied, sprang die Grenze auf das rechte Rheinufer über und begann der Limes,

der, drei Meilen oberhalb Frankfurt über den Main ſetzend, bis zur Donau bei Kehlheim an der Altmühlmündung, oberhalb Regensburg führt, ſo daß der Winkel zwiſchen Rhein und Donau abgeſchnitten und gedeckt wurde.

Die einzelnen Stücke dieſes Limes ſind zu verſchiedenen Zeiten und in ziemlich verſchiedener Art erbaut. Am Neckar iſt auch für ein großes Stück noch eine ältere Linie erkennbar, der dann ſpäter eine neue, weiter hinaus, vorgelegt worden iſt. Wo ein ſtarker Waſſerlauf, ein Bogen des Main oder der Neckar die Grenze bildete und Schutz gewährte, ſetzt die Limes-Anlage aus.

Dank der Forſchung der letzten Jahre können wir nicht nur den Lauf, ſondern auch die Geſchichte dieſer noch heute zum Theil erhaltenen Grenzwarte, des Pfahls oder der Teufelsmauer, wie ſie im Volksmunde heißt, ziemlich ſicher verfolgen, ſo daß, nach dem Ausdruck eines der ſcharfäugigen Spürer, die monumentale Starrheit des großen Werkes ſich löſt und das Intereſſe, das überall mit der Entwickelung verbunden iſt, lebendig wird.

Unter Tiberius und ſeinen nächſten Nachfolgern ſind fortlaufende Befeſtigungen gegen die Germanen noch nicht angelegt worden. Veſpaſian ging am Oberrhein über den Schwarzwald bis an den Neckar vor, um die kürzere Verbindung zwiſchen dem Rhein und der Donau zu gewinnen. Die Beſitznahme dieſer Gebiete hatte keine Schwierigkeiten, da ſie faſt unbewohnt waren. Mit der Neckar-Linie aber kam man auch hier in die Nähe der Germanen, und Veſpaſians Sohn Domitian occupirte nach einem Kriege mit den Chatten die Wetterau. Jetzt alſo entſtand das Bedürfniß des Schutzes einer langen Landgrenze, beſonders erſchwert durch die Form des ausſpringendes Winkels, die die Grenzlinie in der Wetterau hatte.

Domitian, der dieſes Gebiet in Beſitz genommen, legte auch ein ganzes Syſtem von Kaſtellen zu ſeinem Schutz an, und vielleicht ſchon unter ihm, vielleicht etwas ſpäter, entſtand das, was wir im engeren Sinne den Limes nennen, die fortlaufende Befeſtigung, die die Kaſtelle untereinander verband. Dieſer erſte limes war ein Flechtwerk (vineae).

Unter Hadrian trat an deſſen Stelle eine Verpaliſſadirung. Antoninus Pius ergänzte oder erſetzte dieſe durch Wall und Graben;

vielleicht unter Marc Aurel vielleicht noch später trat dazu das letzte Stück, eine hohe Steinmauer auf der Strecke nördlich der Donau an der rätischen Grenze. Dabei zog man die Linie, die sich früher mehr an das Terrain angeschmiegt hatte, jetzt, um der besseren Fernsicht und Signalisirung willen, möglichst gerade. Die rätische Mauer war, wie an einigen Stellen noch hat festgestellt werden kann, nicht weniger als $2^1/_2$ Meter hoch.

Man unterscheidet hiernach den oberrheinischen Limes, von Neuwied am Rhein, sich um die Wetterau herumziehend bis nach Lorch in Württemberg, östlich von Stuttgart, und den rätischen, von da in westöstlicher Richtung bis an die Donau, nicht weit von Regensburg.

So wie die Anlage dem Beschauer noch heute erkennbar ist, besteht der obergermanische Pfahl im Allgemeinen aus einem Erdwall mit Graben; der rätische aus einer Mauer von übereinandergelegten Bruchsteinen. An jenem liegen in Entfernungen von etwa 5 Minuten kleine Wachthürme, und dicht hinter dem Pfahl, in Entfernungen von höchstens zwei Meilen von einander, feste Kastelle von verschiedener Größe, die mittleren geeignet für eine Besatzung von etwa einer Kohorte. Die Kastelle waren ursprünglich Erdkastelle, die Wachtthürme von Holz. Dann ging man zu Steinbauten über.

An der rätischen Mauer liegen die Kastelle oft nicht unmittelbar dahinter, sondern 4—5 Kilometer rückwärts. So erheblich die Verschiedenheiten zwischen dem obergermanischen und rätischen Limes sind, so ist es doch nicht berechtigt, daraus auf einen verschiedenen Zweck bei den Anlagen zu schließen. Die Verschiedenheiten sind vielmehr theils durch den Boden, der hier erdig, Wall und Graben, dort felsig, die Steinmauer empfahl, theils durch die subjektive Auffassung verschiedener Kommandirender über Zweckmäßigkeit zu erklären. Auch im obergermanischen Pfahl hat sich zuweilen statt des Wallgrabens ein Mauerrest gefunden.

Die Vorstellung, die man früher wohl hatte, daß der Pfahl zu unmittelbarer Vertheidigung bestimmt gewesen sei, dürfte jetzt allgemein aufgegeben sein, da man eingesehen hat, daß eine Linie von über 70 Meilen Länge nicht zu besetzen, und überdies festgestellt worden ist, daß zuweilen statt des Walles ein Hügel

abgeschrofft ist, aber nicht nach der germanischen, sondern nach der römischen Seite zu,[1]) oder daß der Wall an der Außen-, nicht an der Innenseite eines Sumpfes aufgeschüttet ist. Wenn man nun aber wieder so weit gegangen ist, deshalb den militärischen Zweck der Anlage vollständig zu leugnen und nur eine Zoll-Erhebungs-Linie darin zu sehen, so ist das zu weit gegangen. Unmöglich kann der Handel mit dem armen Germanien so groß gewesen sein, um eine solche Riesen-Anlage, wie diesen Pfahl, zu rechtfertigen. Es ist in der That eine militärische Anlage.

Zunächst war der Pfahl ein sehr wesentliches Hinderniß für die besonders gefährlichen Eindringlinge zu Pferde. Des Weiteren dürfte, nach einem Ausdruck des Generals Gustav Schröder[2]), der Pfahl als ein Rückzugs-Hinderniß charakterisirt werden. Die Besatzungen der Wartthürme, wohl meistens drei Mann, waren nicht im Stande, den Einbruch räuberischer Germanen-Schaaren in das römische Kultur-Gebiet zu verhindern. Aber sie beobachteten und signalisirten ihn. Die Wartthürme sind alle so angelegt, daß das Vorgelände auf mindestens einige hundert Meter von den Thürmen überblickt werden konnte, und nach rückwärts eine Verbindung mit den Kastellen möglich war. Auf der Trajans-Säule sehen wir auch Thürme abgebildet, auf denen eine Fackel, offenbar als Signal, aufgesteckt ist. Auf das Signal machte sich sofort ein Theil der Kastell-Besatzung auf, die Eingedrungenen abzufangen, und hierbei konnte der Pfahl sehr nützlich sein, da er den Verfolgten auf der Flucht einen Aufenthalt bereitete, über den sie selbst nicht so rasch hinüberkamen und jedenfalls ihre Beute, Vieh oder Gefangene und Karren nicht so schnell hinüberbringen konnten. Die Verfolger aber, wenn sie von verschiedenen Seiten kamen, wirkten von vornherein dahin zusammen, die Eindringlinge an dieser Stelle zu fassen. Nicht anders bei größeren kriegerischen Einbrüchen, wo eine Kastell-Besatzung oder auch die Kastell-Besatzungen zusammen nicht genügten, sondern von fern her, von den großen Stand-Lagern, Legionen anrückten. Ihr

[1]) Das behauptet wenigstens General Schröder, „Preuß. Jahrb." Bd. 69, S. 511.

[2]) Preuß. Jahrb. Bd. 69, S. 514.

Sieg konnte zur Vernichtung des Feindes führen, wenn es gelang, ihn an den Pfahl zu pressen.

Auch für den direkten Grenzschutz hat der Pfahl wohl insofern eine Bedeutung, als er den römischen Patrouillen auf ihren Gängen wie den Truppen eine gute Sicherung und eine Augendeckung gewährte. Die Germanen, die sich näherten, konnten nie wissen, ob nicht gerade an der Stelle, wo sie übersteigen wollten, zufällig ein römisches Kommando auf der Lauer lag.

Auf der ganzen Strecke vom Rhein bis zur Donau mögen gleichzeitig etwa 50 Kastelle besetzt gewesen sein. Eingeschlossen die Wächter auf den kleinen Wartthürmen, werden höchstens 25000, vielleicht nur 15000 Mann, den Limes besetzt gehalten haben.[1]) Alle diese Truppen waren nicht römische Legionare, sondern Auxilien, also zum Theil selber Germanen in römischem Sold. Die Legionare lagen weiter rückwärts am Rhein, das Gros im Hauptquartier Mainz, ein anderer Theil in Straßburg, und anfangs (bis 105) in Windisch bei Zürich, Detachements vielleicht auch in einigen Zwischen-Kastellen. Die Legionen von Unter-Germanien standen in den Lagern von Bonn, Neuß, Nimwegen und namentlich Vetera = Xanten, das dauernd das Hauptquartier dieser Provinz blieb. Ober- wie Unter = Germanien waren im Ganzen mit je 4 Legionen belegt, Rätien hatte keine Legions-Truppen. Rechnen wir also Alles zusammen, die 8 Legionen und alle Auxilien, so hatten die Römer auf der Linie von der Nordsee, am Rhein, am Limes und an der Donau entlang bis nach Passau etwa 70000 Mann stehen.

Das System des Grenzschutzes, wie es die Römer eingerichtet hatten, beruht nicht auf der unmittelbaren und unbedingten Vertheidigung der Grenzlinie selbst, sondern ist mittelbarer Art. Die Ueberschreitung der Grenze wurde nach Möglichkeit erschwert,

[1]) Mommsen, Röm. Gesch. V, 108, Anmerk., berechnet die Auxilien des obergermanischen Heeres in der domitianisch-trajanischen Epoche auf etwa 10000 Mann. Der rätische Limes war erheblich kürzer und schwächer besetzt als der obergermanische. Die rätischen Truppen, nach Mommsen V, 143, höchstens 10000 Mann im Ganzen stark, hatten auch noch die Donaulinie von Regensburg bis Passau zu belegen. Mommsen meint deshalb, die Kastelle seien wohl in Friedenszeiten nur sehr schwach besetzt gewesen. Sie mußten sich aber doch immer gegen einen Ueberfall behaupten und noch Truppen zur Verfolgung starker Räuberbanden ausschicken können. Die untergermanischen Auxilien waren, nach Mommsen, vielleicht noch weniger zahlreich als die obergermanischen.

indem man entweder bis an ein natürliches Hinderniß vorging, einen Wasserlauf, oder ein künstliches schuf, den Pfahl, und davor eine Oede legte. Diese Hindernisse zu überschreiten, war für die Germanen nicht ganz ausgeschlossen, aber das wohlorganisirte System der Beobachtung und Benachrichtigung ermöglichte es den Römern, der That die Strafe stets auf dem Fuße folgen zu lassen. Die Germanen mußten lernen, daß sie wohl drüben vielleicht etwas erbeuten, die Beute aber, wie sich selbst, schwerlich heimbringen würden.

Bei einem wirklichen Kriege, gegen die Offensive eines großen Heeres, hatte der Pfahl nicht nur keinen Schutzwerth, sondern war sogar gefährlich, da um seinetwillen die verfügbaren Truppen, weit auseinander gezerrt, in einer Cordon-Stellung zersplittert waren. Aber das war unvermeidlich, da die Grenze doch eben gehütet werden mußte. Im Hinblick auf diese Möglichkeit aber waren die Legionen nicht mit in die Cordon-Linie hineingezogen, sondern standen weiter rückwärts als General-Reserve am Rhein.

Da, wie wir jetzt wissen, auch die Germanen sehr große Heere nicht so leicht zusammenbringen konnten und es den Römern an Verbindungen in Germanien nicht fehlte, die ihnen große Bewegungen anzeigten, so war man immer im Stande, auch einer großen Invasion bald genug, indem die Legionen die nächsten Auxilien an sich zogen, mit einem genügenden Heer entgegenzutreten.

Gedeckt durch die grenzhütenden Legionen, konnten die Römer in der unmittelbaren Nachbarschaft des Urwaldes und der rauhen Wildnisse eines kraftstrotzenden Naturvolkes alle Blüthen ihrer verfeinerten Kultur aufsprießen lassen; noch heute bewundern wir die Trümmer ihrer Bauten, namentlich bei Trier.

Allmählich fühlten sich die Römer so sicher, daß um die Mitte des zweiten Jahrhunderts die Zahl der rheinischen Legionen von acht auf vier, je zwei für das nieder- und oberrheinische Kommando herabgesetzt werden konnte.

1. Die Darstellung, die Mommsen im fünften Bande der „Römischen Geschichte" 1885 vom Limes gab (S. 140 ff) ist seitdem durch die systematische Forschung der vom Deutschen Reich eingesetzten Reichs-Limes-Kommission theils bestätigt, theils modifizirt und namentlich chronologisch zerlegt worden. Die Ergebnisse der Ausgrabungen und Forschungen der Kommission sind publizirt im „Limesblatt" und in einem seit 1894 jährlich

erscheinenden vorzüglichen Bericht im „Archäologischen Anzeiger", meist von Direktor Hettner und Professor Fabricius.

In einem Vortrag, den Hettner auf der Philologen-Versammlung in Köln 1895 gehalten und veröffentlicht hat (Trier bei Fr. Lintz), ist anschaulich zusammengefaßt, was bis dahin geleistet war.

In neuester Zeit sind noch besonders zu erwähnen eine Untersuchung von Prof. E. Herzog, „Kritische Bemerkungen zu der Chronologie des Limes", in den Bonner Jahrbüchern, Heft 105 (1900) und „Römische Straßen im Limesgebiet" von Generallieutenant v. Sarwey in der „Westd. Zeitschr. f. Gesch. u. Kunst", Jahrg. 18 (1899).

Meine im Text gegebene Darstellung beruht auf der knappen Zusammenfassung und kriegsgeschichtlichen Ausdeutung dieser Forschungen, wobei ich Einzelheiten und Zwischenstufen übergangen habe.

2. Palissaden.

Oberst Cohausen hat seiner Zeit in seinem großen Werke über den ‚römischen Grenzwall" die Vorstellung, daß der Limes verpalissadirt gewesen sei, als technisch unmöglich abgelehnt, und General Schröder, Preuß. Jahrb. 69, 508, hat ihm beigestimmt, weil bei der Vergänglichkeit des Holzes die Kastellbesatzungen fortwährend mit Ausbessern und Ergänzen hätten beschäftigt werden müssen. Es sind jedoch zweifellose Reste von Palissaden gefunden worden, und die fortwährende Beschäftigung der Soldaten mit Instandhalten ist kein Grund der Negation; man könnte sogar sagen, es sei für die Disziplin ganz nützlich gewesen, daß diese sonst meist wenig beschäftigten Garnisonen etwas zu thun hatten. Wir haben hier einmal ein Beispiel, daß nicht bloß die Philologen, sondern auch die Techniker in die Irre gehen können. Das übereinstimmende Urtheil von zwei anerkannten Fach-Autoritäten ist durch die thatsächlichen Feststellungen der Archäologen widerlegt worden.

3. Der Limes-Bau Domitians ist uns bezeugt durch Frontin (I, 3, 10), wo es von ihm heißt: „limitibus per centum viginta milia passuum actis non mutavit tantum statum belli, sed subjecit ditioni suae hostes, quorum refugia nudaverat". Gegen die Verwerthung dieses Zeugnisses hat sich der General Wolf gewandt im Militär-Wochenblatt 1900, Nr. 102, Sp. 2533. Er macht darauf aufmerksam, daß in dem handschriftlich überlieferten Text nicht „limitibus", sondern „militibus" stehe, „limitibus" auf einer bloßen Konjectur beruhe, und daß sachlich sich eine so große Befestigungsanlage nicht während eines kurzen Feldzuges herstellen lasse. Erst müsse man den Feind besiegen und unterwerfen, ehe man zum Bau von Befestigungen schreiten könne. Kühne und unternehmende Gegner wie die Chatten würden, wenn die Römer ihr Heer auseinandergezogen hatten, über die mit Bauen beschäftigten einzelnen Abtheilungen hergefallen sein. „Wir haben hier ein Beispiel, fügt der Verfasser hinzu, wie das mangelnde Verständniß einer kriegerischen Begebenheit den besten Kenner der lateinischen Sprache in Irrthum versetzen konnte".

Um diesen Gegensatz handelt es sich nun wohl nicht; auch Generalleutnant v. Sarwey hat die Lesart „limitibus" angenommen, und sie ist die zweifellos richtige. Das ganze Kapitel Frontins handelt von der Auffindung des jedesmal richtigsten strategischen Systems, „De constituendo statu belli". Alexander und Cäsar, wird dargelegt, hatten gute Gründe, stets auf die Schlacht-Entscheidung auszugehen; Fabius Cunctator that mit Recht das Gegentheil. Perikles räumte das Land und führte den Krieg zur See. Scipio befreite Italien von Hannibal, indem er selbst nach Afrika ging. In diesem Zusammenhang heißt es nun von Domitian: „Imperator Caesar Domitianus Augustus, cum Germani more suo e saltibus et obscuris latebris subinde impugnarent nostros tutumque regressum in profunda silvarum haberent, limitibus per centum viginti milia actis non mutavit tantum statum belli, sed et subjecit ditioni suae hostes, quorum refugia nudaverat". Liest man „militibus", so entsteht das Bild eines ganz gewöhnlichen Feldzuges; von der Konstituirung eines besonderen „status belli" kann nicht die Rede sein. Liest man „limitibus", so ist diese Schwierigkeit gehoben, aber hält man an der gewöhnlichen Auslegung limes = Grenzbefestigung fest, so ist das „refugia nudaverat" schwer zu erklären. Ich möchte daher vorschlagen, die „limites", wie Tac. II, 7, nicht als „Grenzen", sondern als „Wege" aufzufassen. Mit dieser Interpretation gewinnt der ganze Paragraph einen präcisen Sinn und festen Zusammenhang: die Chatten waren in den Schlupfwinkeln ihrer Wälder nicht zu fassen; da legte Domitian durch ihr Gebiet 120 Meilen (180 Kilometer) Straßen an und veränderte dadurch nicht nur den status belli, sondern unterwarf auch die Feinde, deren Zufluchtsorte er zugänglich gemacht hatte, seiner Herrschaft.

Entfällt auch durch diese Interpretation das Zeugniß für die Anlegung des Pfahls durch Domitian, so wird in der Sache dadurch doch nichts geändert, da das eroberte Gebiet geschützt werden mußte und die Funde die Anlegung der Kastelle in der Zeit Domitians sichergestellt haben.

Die Armee wurde zum Zweck des Baues der Straßen, Kastelle und Zäune natürlich nicht aufgelöst, sondern die Bauten stückweise unter dem Schutz genügend massirter Truppen vollzogen.

Achtes Kapitel.

Inneres Leben der kaiserlich römischen Armee.

Es gehört nicht zu unserer Aufgabe, zusammenzustellen, was von den Antiquitäten des römischen Heerwesens bekannt ist, aber wir müssen doch suchen, uns das innere Leben dieses großen Organismus in den markantesten Zügen anschaulich zu machen.

Die römische Armee erhielt ihre definitive Form durch ein umfassendes, systematisches Reglement, das Augustus erließ, die constitutiones Augusti. Sie sind uns zwar nicht erhalten, aber ihrem Wesen nach doch aus Citaten an verschiedenen Stellen zu erkennen.

In den Bürgerkriegen war die Zahl der Legionen fortwährend vermehrt worden. Cäsar hinterließ über 40, die Triumvirn hatten noch einige mehr, und ihre Gegner, die Republikaner, 23. Octavian und Antonius zusammen verfügten im Jahre 36 über etwa 75 Legionen. In der älteren Republik waren nur römische Bürger in die Legionen eingestellt worden; diesen Grundsatz hatte man jedoch allmählich nicht nur verlassen, sondern sozusagen umgekehrt: die Aufnahme in die Legionen gab das römische Bürgerrecht. Schon die Legionen Cäsars hatten sicher zum geringeren Theil aus geborenen römischen Bürgern bestanden, und in noch höherem Grade wird das von den Legionen der Triumvirn gelten. Viele von diesen Legionen können nur sehr äußerlich einen römischen Anstrich gehabt haben. Virgil nennt die Veteranen, die in Italien angesiedelt wurden, einmal rundweg Barbaren.[1]) Als Augustus unbestrittener Alleinherrscher geworden war, kehrte er wieder zu den

[1]) Eclog. I, 71.

älteren Grundsätzen zurück und wußte sie in einer wahrhaft genialen Weise den Verhältnissen des um die Stadt Rom und den latinischen Stamm aufgebauten Weltreichs anzupassen. Er ging nicht so weit, mit unbedingter Schärfe Truppentheile aus Bürgern und Nichtbürgern zu scheiden, aber entsprechend dem politischen Zustand des Staates und der Unterscheidung zwischen römischen Bürgern und Peregrinen im Reiche, unterschied er auch wieder die verschiedenen Bestandtheile in der Armee. Hätte man dauernd unterschiedlos Römer und Nicht-Römer in dieselben Truppentheile eingestellt, so wäre das lateinische Element in jedem einzelnen so schwach gewesen, daß es die anderen weder assimiliren, noch beherrschen konnte. Auch der militärische Werth der Truppenkörper hätte unter solcher unbestimmten Zerflossenheit leiden müssen.

Augustus reduzirte also die Zahl der Legionen zuerst, wie es scheint, bis auf 18, die bis zu seinem Tode auf 25, bis Septimius Severus auf 33 vermehrt wurden. Während aber in der Zeit der Bürgerkriege in der Hauptsache nur leichte Truppen und Reiter als Auxilien neben den Legionen gestandeu hatten, so unterschied man jetzt auch innerhalb der schweren Infanterie zwischen den Legionen mit ausgeprägtem römischem Charakter und Auxilien, landsmannschaftlich organisirt nach Kohorten. Der Grundsatz, daß der Legionsdienst als solcher das römische Bürgerrecht verleihe, wurde beibehalten. Es wurden also keineswegs bloß geborene Bürger in sie eingestellt; von den Nichtbürgern aber, die in sie eintraten, werden wir annehmen dürfen, daß sie immer bereits einigermaßen romanisirt, namentlich der lateinischen Sprache kundig waren, so daß sie den römischen Gesammt-Charakter der Truppe nicht schädigten.

Unter den Julischen Kaisern bestanden die occidentalen Legionen noch wesentlich aus Italikern. Seit Vespasian hörte das allmählich[1]) auf; die Italiker traten vorwiegend nur in die Prätorianer-Garde in Rom. Die Legionen ergänzten sich aus den Provinzen, in denen sie standen. Ein Prätorianer spricht einmal in einer uns erhaltenen Inschrift, ganz wie einst Virgil, von den „barbarischen Legionen"; so ist es dem Blute nach; nach Geist, Sitte und Sprache aber sind es die wohl ursprünglich barbarischen, jetzt romanisirten

[1]) W. Bähr, De centurionibus legionariis. Diss. Berol. 1900. S. 45 f.

und sich im Dienst vollends romanisirenden Nationalitäten des Reiches, aus denen sich die Legionen rekrutiren.

Auch in den Auxilien dienten wohl einzelne römische Bürger, die Mehrzahl aber bestand aus noch nicht romanisirten römischen Unterthanen. Bewaffnung, Fechtweise und Disziplin waren wie bei den Legionen. Die Dienstsprache war auch bei ihnen lateinisch; die Umgangssprache wird die heimische gewesen sein.[1]) Der Unterschied dieser Auxilien von den Legionen war also nur ein relativer, der sich mit der Zeit mehr und mehr verwischte.

Diese Auxilien-Kohorten machten den Uebergang sowohl zu den leichten Hülfstruppen und Reitern auf nationaler Grundlage, wie zu den reinen Barbaren, die zu den Römern mehr im Bundesgenossen- als im Unterthanen-Verhältniß standen und mit eigenen Waffen, in eigener Organisation, unter einheimischen Führern den Römern zuzogen. Auch hier gab es noch verschiedene Uebergangsstufen.

Tacitus erzählt uns im Agricola (cap. 28) von einer Kohorte Usipeter, die in Britannien meuterte, ihren Centurio und die römischen Soldaten, „qui ad tradendam disciplinam immixti manipulis exemplum et rectores habebantur", tödtete und auf drei Schiffen in die Heimath zu entkommen trachtete. Hier haben die Römer also versucht, die trotzigen Germanen ganz in die Formen des römischen Heerwesens hineinzuzwingen.

Die Bataver aber, die sich unter Civilis empörten, waren, obgleich sie ebenfalls als Kohorten erscheinen, offenbar rein national organisirt. Gerade nach diesem Aufstand aber wurden die Römer vorsichtiger; man ließ die germanischen Völker nicht mehr gauweise zusammen, sondern mischte sie, verwandte sie fern von der Heimath und gab ihnen statt der Kommandeure aus den eigenen Fürsten-

[1]) Quellenmäßig festgestellt ist das nicht, aber die Natur der Sache bringt es mit sich. Es wird gewesen sein, wie in der heutigen österreichischen Armee, wo auch die Regimenter neben der deutschen Armeesprache ihre nationale Regimentssprache haben. Bei der fortschreitenden Romanisirung der Provinzen verwischte sich der National-Charakter der Kohorten allmählich, und es mag auch sonst vorgekommen sein, daß Kohorten, die sehr fern von ihrem Heimathsbezirk lagen, anderen Ersatz in sich aufgenommen und dadurch ihren Charakter verändert haben. Insofern muß man Mommsen beistimmen, wenn er, Hermes 19, 211, betont, daß der nationale Charakter der Kohorten aus ihrer Bezeichnung nur für die Zeit ihrer Entstehung mit Sicherheit erschlossen werden könne.

geschlechtern römische Offiziere. Die heutige englische Armee in Indien wird zu diesen römischen Auxilien Analogien bieten.

Sehr wesentlich für den Charakter des römischen Heeres ist die Zusammensetzung der größeren Truppenkörper.

Jeder Legion wurden eine größere oder kleinere Zahl Auxiliar-Kohorten beigegeben, aber nicht leicht mehr, als sie selbst stark war, meist erheblich weniger. War dies System auch nicht mit absoluter Strenge durchgeführt, wie wir denn z. B. in Rätien Auxilien ohne Legionen gefunden haben, so darf die Angliederung doch als das eigentlich Grundsätzliche angesehen werden. Man mache sich klar, wie Alles ganz anders gewesen wäre, wenn entweder auch die Peregrinen-Kohorten zu großen Massen zusammengeballt oder Alles als eine Einheit behandelt worden wäre. In jenem Fall hätten sich das Römische und Unrömische wie zwei gleichberechtigte Mächte gegenübergestanden; in diesem wäre das Römische von der Ueberzahl der Barbaren erdrückt worden. Indem man die Legionen in die Mitte stellte, sie aber den romanisirten Barbaren nicht ganz verschloß und rings herum die noch fast ganz oder ganz barbarischen Auxilien gruppirte, gab man dem römischen Element die Herrschaft über das Ganze. Die vereinzelten und in sich disparaten Kohorten hatten keinen anderen Anschluß, als an die Legion. Nothwendig mußte von dem innersten, römischen Kern der Legion aus die Romanisirung allmählich in die äußeren Kreise vordringend immer weiter fortschreiten.

Die Stärke der Legion blieb auf dem alten Satz von etwa 6000 Mann, wenn sie vollzählig war. Mit der Kavallerie, die ihr zugetheilt wurde, und den Auxilien mögen wir die Gesammt-Stärke im Durchschnitt auf 9—10000 Mann veranschlagen.

Gesetzlich und prinzipiell bestand nach wie vor die allgemeine Dienstpflicht. Praktisch beruhte die Ergänzung der Armee auf dem freiwilligen Eintritt und der Werbung. Die Verpflichtung des einmal Eingetretenen dauerte 20 Jahre, bei den Prätorianern 16 Jahre, wurde jedoch thatsächlich oft noch viel weiter ausgedehnt. Wir hören von Leuten, die, körperlich schon verbraucht, doch noch bei der Fahne festgehalten wurden, selbst dann, wenn ihnen schon der formelle Abschied ertheilt war. Man gewährte ihnen dann das Privilegium der Befreiung vom Arbeitsdienst, nahm sie auch

wohl aus der Legion heraus und faßte sie in eigene kleine Kommandos, Vexillationen (Fähnlein), zusammen. Der Grund wird nicht sein, daß es Schwierigkeiten gemacht hätte, Rekruten zu erlangen, oder zu mühsam gewesen wäre, solche auszubilden, sondern das Bestreben, die den Veteranen zustehende Versorgung zu sparen.

Zuweilen ist es auch wohl vorgekommen, daß die freiwillige Werbung nicht ausreichte, das Heer zu ergänzen, und daß man deshalb zur Aushebung schritt. Der zum Dienst Bestimmte durfte aber einen Ersatzmann stellen, was denn freilich wieder zeigen würde, daß thatsächlich Leute, die bereit waren, dem Werber zu folgen, vorhanden waren. Der Unterschied ist nur, daß sie auf dem Umweg über den „Ersatzmann" ein Handgeld gewannen, das der Staat sparte und nach dem Gutdünken der Beamten diesem oder jenem wohlhabenderen jungen Mann auflegte.

Sklaven war der Eintritt in den Soldatenstand bei Todesstrafe verboten.

Sehr anschaulich treten uns diese Verhältnisse entgegen aus dem Briefwechsel zwischen Plinius und dem Kaiser Trajan. Jener fragt als Statthalter von Bithynien bei dem Kaiser an, ob er zwei Sklaven bestrafen solle, die unter den Rekruten entdeckt, schon vereidigt, aber noch nicht in die Truppe eingestellt gewesen seien. Der Kaiser antwortete ihm, es sei zu unterscheiden, ob sie freiwillig sich gemeldet, ausgehoben oder als Stellvertreter geliefert worden seien. Wenn ausgehoben, treffe die Schuld die Behörden; wenn Stellvertreter, die, die sie geliefert; wenn sie sich freiwillig gestellt, so seien sie zu bestrafen. Daß sie noch nicht in die Truppe eingestellt waren, komme nicht in Betracht.

Den Begriff des „Militärmaßes", der in neuerer Zeit eine so große Rolle gespielt hat, hatten auch schon die Römer; es heißt in der Kaiserzeit „incomma" (ἔγκομμα). Wie groß es war, darüber haben unsere Gelehrten merkwürdig verschiedene Ansichten geäußert; während der Eine meint, aus einem Scherzräthsel herausleseu zu können, daß „fünf römische Fuß (= 1,48 Meter) auch bei einem Soldaten für eine ganz respektable Höhe gegolten"[1] — was die Römer als ein Zwergvolk erscheinen lassen würde, denn es ist noch

[1]) Seeck, Gesch. d. Untergangs der antiken Welt. I, 390. 534.

sechs Centimeter kleiner, als der kleinste deutsche oder französische Soldat —, glaubt der Andere,[1]) das Maaß habe durchschnittlich 5 Fuß 10 Zoll (1,725 Meter) betragen, was noch über das preußische Gardemaß hinausgehen würde. In Wirklichkeit steht an der betreffenden Stelle (Vegez I, 5) nur, daß diese Größe für die erste Kohorte verlangt worden sei; das würde damit stimmen, daß wir später einmal angegeben finden,[2]) das Maaß sei 5 Fuß 7 Zoll (1,621 Meter).[3]) Wo die Zahl der Auszuhebenden nur gering ist, kommt man ganz naturgemäß darauf, die Stattlichsten zu nehmen, und die „langen Kerle" werden dem Kriegsherrn zu einer Art Sport. Von Nero hören wir,[4]) daß er sich eine neue Legion von lauter Sechsfüßigen (1,774 Meter) ausheben ließ, sie die Phalanx Alexanders des Großen nannte und mit ihr an die Kaspischen Thore ziehen wollte.

Nur sehr wenige Truppentheile lagen in Städten oder auch nur Ortschaften. Eine größere Besatzung hatte allein Rom, aber das ganze Garde-Korps der Prätorianer mit den Stadtkohorten war doch nicht stärker als 12000 Mann und hatte außer Rom auch noch einige andere Stationen. In ganz Gallien hatte allein die Hauptstadt Lyon eine Besatzung von 1200 Mann. Sonst waren die inneren Provinzen des Reiches ohne Garnisonen. Die Legionen standen in großen Lagerfestungen, nahe den Grenzen. Nicht weit von dieser Lagerfestung, aber so, daß rings um den Wall ein Rayon frei blieb, bildete sich bald eine bürgerliche Ansiedelung, die canabae, aus der mit der Zeit eine Stadt erwuchs.[5])

---

[1]) Marquardt, Röm. Staatsverw. II, 542. 2. Aufl.

[2]) i. J. 367, cod. Theodosianus. Die Citate bei Marquardt a. a. O. In Deutschland ist erst 1893 das Maß auf 1,54 herabgesetzt worden. Im Jahre 1870 galt noch die Bestimmung, „das kleinste Maß ist 1,57 Meter, doch dürfen Leute unter 1,62 Meter nur dann ausgewählt werden, wenn sie von ganz besonders kräftigem Körperbau sind und wenn das jährliche Ersatz-Kontingent ohne Zuhülfenahme derselben nicht beschafft werden kann". Das kleinste Maß für die Garde ist 1,70 Meter.

In Frankreich setzte Napoleon das Maß i. J. 1801 auf 1,59 Meter, ging jedoch 1804 schon auf 1,54 herab, was 1818 wieder auf 1,57 erhöht und nach einigen Schwankungen 1872 wieder auf 1,54 herabgesetzt wurde.

[3]) Bei Seeck l. c. ist 5′ 7″ römisch unrichtig mit 1,65 Meter wiedergegeben; es muß 1,62 Meter heißen. Der römische Fuß hat 0,296 Meter, ist also kleiner als der alte preußische, der 0,314 hatte.

[4]) Sueton, Nero 19.

[5]) Schulten, Das Territorium legionis, Hermes Bd. 29, 481.

Die Auxiliar-Kohorten lagen meist in den kleineren und größeren Kastellen, unmittelbar an der Grenze.

Es war den Soldaten, obgleich sie im Dienst 40 und 50 Jahre alt wurden, verboten zu heirathen. Gründeten sie eine Familie, so durften sie sie doch nicht im Lager haben, und die Behörde nahm bei der Verlegung der Truppen, da kein „justum matrimonium" vorlag, keine Rücksicht darauf.

Das Heiraths-Verbot erstreckte sich auch auf die Centurionen, und selbst die Höchst-Kommandirenden sollten, wenn sie Rom verließen, um die Truppe zu übernehmen, die Gattin daheim lassen.

Die höheren Offiziere, die Tribunen und Legaten, sind auch jetzt noch nicht Militärs in ausschließlichem und spezifischem Sinne, sondern, wie in den Zeiten der Republik, Beamte, Magistrate, die jede Art obrigkeitlicher Funktion richterlicher, administrativer, militärischer Natur ausüben. Die Qualifikation, die erfordert wird, ist allein die Vornehmheit, der aristokratische Sinn, der Alles kann, weil er sich Alles zutraut. Als seiner Zeit Lucullus zur Uebernahme des Kommandos gegen Mithridates nach Asien abgegangen war, bereitete er, der bisher nichts vom Kriegswesen verstanden hatte, sich unterwegs durch Lehrstunden und Bücherstudien vor[1]) und erfüllte seine Aufgabe glänzend. Marius freilich sprach zum römischen Volk sehr abschätzig über diese Art Feldherrn[2]), und auch in Cäsars Schriften finden wir seine Tribunen nicht häufig gerühmt. Augustus fand auch hier einen Ausgleich zwischen der sozialen Struktur des Römerthums und dem militärischen Bedürfniß, indem er das neue Amt der Lager-Präfekten schuf. Ursprünglich waren sie wohl, was der Name besagte, Platz-Kommandanten in den großen Standlagern; sehr bald aber ist wohl ebenso ihre Zahl, wie ihre Funktion erweitert worden. Die Aufsicht und Kontrole des Dienstbetriebes, für die die mehr oder weniger dilettantischen Tribunen nicht ausreichten, wurde in ihre Hände gelegt. Denn sie sind Berufs-Soldaten, sie gehen aus dem Stande der Centurionen hervor und sind die gefürchteten Wächter der Disziplin. Später, im 3. Jahrhundert, sind sie ganz an die Stelle der Legaten getreten und Kommandeure der Legionen geworden.

---

[1]) Cicero, Acad. II, 1, 2.

[2]) Sallust, Bell. Jug. 85, 12.

Der Nerv der Armee bleibt, wie in der Republik, der Stand der Centurionen, die wir charakterisirt haben als Feldwebel in der Stellung von Kompagniechefs. Während sie in der Zeit der Republik ausschließlich aus Gemeinen hervorgingen, traten jetzt auch junge Leute von Bildung auf die Weise in die Armee, daß sie den Kaiser um eine Stelle als Centurio baten und bis zum Stabsoffizier avancirten.

Das Offizierkorps ist also nicht mehr so streng in zwei Klassen geschieden, wie früher. Wer als Gemeiner eintrat, konnte bis zum Centurio oder gar bis zum Lager-Präfekten avanciren; wer als Centurio eintrat, bis zum Tribunen; die vornehmsten jungen Männer, namentlich die Senatorensöhne, traten als Tribunen ein und avancirten zu Legaten, die unseren Generalen entsprechen. Jede Legion hat einen Legaten als ständigen Kommandanten, die Tribunen (Stabsoffiziere) zu besonderen Dienstleistungen.

Dem Centurio, der Hauptmann und Feldwebel zugleich ist, lag auch die Leitung des täglichen Dienstes im Kleinen ob, mit sehr geringen Hülfskräften. Schreiber, Gefreite (vom Arbeitsdienst Befreite), Ordonnanzen verschiedener Art kommen in den Quellen und Inschriften vielfach vor. Merkwürdiger Weise aber nicht das, was wir im engeren Sinn Unteroffiziere nennen, die verantwortlichen Führer kleinster Abtheilungen, der Korporalschaften von 10—20 Mann. Der Exerziermeister „doctor cohortis", „campidoctor", „exercitator" drillte vermuthlich die Rekruten; wie er sich zum Centurio verhielt, ist nicht zu erkennen.[1])

Jeden Abend traten am Feldherrenzelte im Lager alle Trompeter und Hornisten zusammen und bliesen, wie wir es frischweg wiedergeben dürfen, den Zapfenstreich. Dann zogen die Nachtwachen auf.[2])

---

[1]) Bei der Aufzählung der Chargen, Buch II, cap. 7, sagt Vegez, „Campigeni, hoc est antesignani, ideo sic nominati, quia eorum opere atque virtute exercitii genus crescit in campo". Das könnte man etwa als „Unteroffizier" im Sinne unseres Kompagniedienstes auslegen. Aber Vegez ist im höchsten Grade unzuverlässig, und eine Bestätigung dieser seiner Angabe habe ich sonst nicht gefunden. Vgl. P. Cauer, De muneribus militaribus centurionatu inferioribus. Ephemeris epigr. IV, 355, mit Nachtrag von Mommsen, ebenda S. 531.

[2]) Das berichtet Polybius XIV, 3, 6. Wir werden annehmen dürfen, daß die Römer diese Sitte auch in späterer Zeit beibehalten haben.

Die Legionen und Kohorten haben fest angestellte Aerzte und Lazarethe (valetudinaria) mit eigenen Beamten und Krankenwärtern (qui aegris praesto sunt).

Auch Thierärzte und Roßärzte werden erwähnt.

Bei jeder Kohorte war unter Aufsicht des Fahnenträgers eine Sparkasse und außerdem kleine Versicherungskassen auf Gegenseitigkeit, insbesondere eine Begräbnißkasse.

Wie hoch der Sold in der Kaiserzeit war, ist nicht sicher überliefert. Wenn Domitian ihn erhöhte, so mag diese Erhöhung nur eine scheinbare gewesen sein, da seit Nero das Geld verschlechtert worden war. Von dem Real-Lohn des Soldaten, seinem Einkommen im Verhältniß zu den Preisen und dem bürgerlichen Verdienst des gemeinen Mannes haben wir keine bestimmte Vorstellung, dürfen aber annehmen, daß der Soldat materiell sehr gut gestellt war. Zu dem regelmäßigen Solde kamen die Geschenke beim Thronwechsel und eine hohe Prämie bei der Dienstentlassung. Zu Augustus' Zeit betrug diese für den Prätorianer 5000, für den Legionar 3000 Denare (etwa 4300 und 2600 Mark). Später wurde statt des baaren Geldes eine Ackeranweisung gegeben, aber ob ein Mann, der vom 18. bis zum 40. oder 45. Jahr Krieger gewesen ist, noch ein berufsfreudiger Kleinbauer werden kann, mag wohl billig bezweifelt werden.

Die Disziplin blieb von der altrömischen Art und Strenge, und wenn sie einmal erschlaffte, so fanden sich immer bald Feldherren, die sie wieder scharf anzogen. Von Corbulo erzählt Tacitus (Ann. XI, 18), er habe, als er unter dem Kaiser Claudius die zuchtlosen Legionen zur alten Sitte zurückführte, einen Soldaten hinrichten lassen, weil er am Wall arbeitete, ohne, wie vorgeschrieben, das Schwert umgehängt zu haben; einen anderen, weil er nur einen Dolch hatte.

Die Centurionen gingen, wie bei uns im 18. Jahrhundert die Offiziere, stets mit ihrem Stock, der Weinrebe, in der Hand einher und gebrauchten sie schonungslos. In der großen Meuterei der Legionen nach dem Tode Augustus' erschlugen die Soldaten neben vielen anderen Offizieren auch einen Centurio, dem sie den Spitznamen „cedo alteram", „andere her", gegeben hatten, weil er gewohnt war, wenn er einen Stock auf dem Rücken eines Soldaten

zerschlagen, nach einem anderen zu rufen. Wenn in der Armee Friedrichs des Großen das willkürliche Züchtigungsrecht der Vorgesetzten einigermaßen dadurch in Schranken gehalten wurde, daß die Kompagniechefs, aus dem Adel hervorgehend, in einer Art patriarchalischem Verhältniß zu ihrer Mannschaft standen und auch für ihre Pflege und zum Theil den Ersatz verantwortlich waren, so fehlten bei dem römischen Centurio diese Milderungsmomente: er ist nichts als Vorgesetzter, versieht selbst den täglichen Dienstbetrieb und ist nur um so härter, da er selber aus dem Stande der Gemeinen hervorgegangen ist.

Aber nicht bloß durch die Zuchtmittel der Disziplin und den abstrakten militärischen Ehrbegriff wurde das römische Heer und mit ihm der römische Staat zusammengehalten. Die Staatsklugheit dieses Herrenvolkes hatte die Stadt Rom nicht bloß zum politischen, sondern auch zum religiösen Mittelpunkt des Weltreiches gemacht: wohl ließ man den unterworfenen Völkern ihre nationalen Gottheiten und nahm sie ihnen nicht, aber allenthalben neben den einheimischen Göttern erhoben sich die Tempel und Altäre, an denen der dea Roma und zugleich dem numen imperatoris geopfert wurde. Aehnlich, aber doch etwas anders in den römischen Lagern: für die dea Roma gab es hier keinen Altar; in den Legionen verehrte man die alten kapitolinischen Götter, Jupiter, Juno, Minerva, bei den Auxilien heimische Götter, gleichmäßig aber bei allen Truppen den Genius des Kaisers. Indem die Auxilien ihren ursprünglichen nationalen Charakter allmählich verloren, verschiedenartigen Ersatz in sich aufnahmen und sich romanisirten, nahmen sie auch römische Götter an. Namentlich Mars gewann sehr viele Verehrer, und noch zahlreiche andere Götter oder Personifikationen, Victoria, Fortuna, Honos, Virtus, Pietas, Disciplina, der Genius des Orts, der Genius des Exerzierplatzes, der Genius des Lagers erhielten Altäre. Ganz selten, erst im dritten Jahrhundert, finden wir auch einmal einen der Urbs Roma geweihten Altar. Diese Verschiedenheit der bürgerlichen und der militärischen Religion ist der Ausdruck der politischen Stellung der Armee im Staatswesen: sie gehört nicht sowohl dem Staat, wie dem Kaiser, wie ja auch thatsächlich die Armee den Kaiser einsetzt.

Eine theologische Ausgestaltung des Begriffs des Numens oder

des Genius des Kaisers, eine Feststellung, wie sich diese Göttlichkeit zu den Menschen von Fleisch und Blut verhalte, hat nie stattgefunden. Es sind Kaiser gekommen, die die Göttlichkeit für sich selbst, für ihre Person in Anspruch nahmen; die Besseren und Klügeren, Augustus, Tiberius und die Kaiser des zweiten Jahrhunderts, ließen ihre Person zurücktreten, aber neben den geheiligten Feldzeichen, im Kreise der Götter des Fahnenheiligthums, steht auch das Bild des Kaisers; der Kriegsherr genießt Ehren, die der Gottheit zukommen, und die soldatische Religion ist die Ergänzung der soldatischen Disziplin und soldatischen Ehre.[1])

Das kaiserlich römische Heer, das der damaligen civilisirten Welt auf Jahrhunderte einen nur selten unterbrochenen Frieden sicherte, war im Verhältniß zu den Aufgeboten, die wir aus der griechischen Geschichte und der römischen Republik kennen, wie auch im Verhältniß zu modernen stehenden Heeren nur sehr klein. Die 25 Legionen des Augustus dürfen wir mit den Hülfstruppen, die ständig, auch im Frieden, in Dienst waren, auf nicht mehr als 225000 Mann anschlagen; das Reich hatte eine Einwohnerzahl von 60 bis höchstens 65 Millionen Seelen.[2]) Das Stärkeverhältniß ist also etwas über 1/3 Prozent, während Rom in den gespanntesten Jahren des zweiten punischen Krieges etwa 9 Prozent seiner Seelenzahl in Waffen hatte und in Deutschland und Frankreich heute erheblich über ein Prozent, auch im Frieden, unter Waffen gehalten werden.

Ob die Vermehrung der Zahl der Legionen von 25 auf 33 eine thatsächliche Vergrößerung der Armee, entsprechend der Vermehrung der Bevölkerung, bedeutet, muß dahingestellt bleiben, da bei der steten Ausdehnung des römischen Bürgerrechts auch eine Umwandlung von Auxilien in Legionen stattgefunden haben kann. Domitian soll einmal geplant haben, die Armee zu reduziren, um

[1]) Alfr. v. Domaszewski, Die Religion des römischen Heeres. (Sonderabdruck a. d. Westdeutschen Zeitschr. f. Gesch. u. Kunst. Bd. 14.) Trier, 1895. Der so sehr wesentliche Punkt, die Verschiedenheit der soldatischen von der bürgerlichen Religion, ist in dieser Abhandlung nicht zum Ausdruck gekommen. Hirschfeld, Z. Geschichte d. römischen Kaiserkultus. Sitz.-Ber. d. Berl. Akad. Bd. 35. 1888.

[2]) Beloch, Die Bevölkerung der griechisch-römischen Welt hat etwa 54 Millionen berechnet. In einem späteren Aufsatz: Rhein Mus. Bd. 54 (1899) ist er jedoch für Gallien auf eine etwas höhere Schätzung gekommen als in dem Buch, und ich selbst bin wiederum noch etwas höher gegangen. Vgl. Bd. I, S. 457 ff. Die höhere Schätzung für Gallien wirkt wieder auf die anderen Länder etwas zurück.

zu sparen, mußte aber davon zurücktreten, da er dadurch den Barbaren gegenüber zu schwach geworden wäre.[1])

Wie sparsam man mit den Truppen umging, erkennt man an einigen Stellen in den Briefen des Plinius an Trajan, wo zwischen dem Statthalter und seinen Beamten und wieder zwischen dem Statthalter und dem Kaiser selbst, sozusagen, um jeden Mann gefeilscht wird und Briefe darüber zwischen Bithynien und Rom hin- und hergehen.

Organisation wie Taktik der Legionen ist im Wesentlichen die alte. Daß der Bestand der Kohorten etwas verändert und Doppel-Kohorten (milliariae) geschaffen wurden, hatte auf die Taktik keinen Einfluß. Auch die Reformen, die dieser oder jener Kaiser, namentlich Hadrian vornahm, sind bloß reglementarischer Natur, ohne an dem Wesen der Taktik etwas zu verändern.

Die einzige bedeutsame Neuerung ist die Einführung, wie wir es nennen dürfen, der Feldartillerie, d. h. die Katapulten, Balliſten, die ursprünglich nur bei Belagerungen verwandt wurden, werden jetzt auch in der Schlacht gebraucht. Tacitus berichtet ja davon schon in der Schlacht am Angrivarierwall. Es sollen, nach einer späteren Nachricht,[2]) jeder Legion 55 Karroballisten und zehn Onagri reglementsmäßig beigegeben gewesen sein. Die erstgenannten Maschinen schossen große Pfeile, wurden von Maulthieren gezogen und gebrauchten zu ihrer Bedienung 11 Mann; die anderen wurden von Ochsen gezogen und schleuderten schwere Steine. Bei Belagerungen hatten diese Instrumente große Bedeutung; in einer Schlacht können sie aber schwerlich eine starke Wirkung gehabt haben, da ihre Geschosse zwar eine große Durchschlagskraft hatten, aber nicht in viel größerer Ferne wirkten, als die Handwaffen, man sich ihnen also leicht entzog, indem man entweder zurückwich oder zum Nahkampf vorwärts stürmte.

Ueber das Exerzieren der Römer haben wir keine speziellen Nachrichten. Wohl aber wird bei den griechischen Taktikern dieser Zeit über die Gliederung und die Kommandos so viel gesagt, daß wir uns ein Bild davon machen können, und wir dürfen dies Bild um so mehr getrost auch von den Römern gelten lassen, als es den

[1]) Sueton, Domitian, cap. 12.

[2]) Vegez, II, 25.

modernen Formen im höchsten Grade ähnelt, was dahin zu erklären ist, daß es sich hier um so einfache, theils mathematische, theils psychologische Gesetze und Grundsätze handelt, daß sie nothwendig in jeder Zeit und bei jedem Volk in der Praxis ähnliche Erscheinungen hervorbringen müssen.

Man theilte die Haufen ein nach Rotten und Gliedern, man ließ sie ausrichten, hatte Vordermann und Hintermann, unterschied Wendungen und Schwenkungen, Kontremarsch, Front und Kehrt. Wir wollen einige Kommandos wörtlich geben:

ἄγε εἰς τὰ ὅπλα! — an die Gewehre!

ὁ σκευοφόρος ἀποχωρείτω τῆς φάλαγγος! — Burschen aus der Linie!

σίγα καὶ πρόσεχε τῷ παραγγελλομένῳ! — Stillgestanden! Achtung!

ἄνω τὰ δόρατα! — Gewehr (Spieß) auf!

κάθες τὰ δόρατα! — fällt das Gewehr (den Spieß)!

ἐπὶ δόρυ κλῖνον! rechts um! (zum Spieß!)

ἐπ ἀσπίδα κλῖνον! — links um! (zum Schild!)

πρόαγε! — Marsch!

ἐχέτω οὕτως! — Halt!

ζύγει! — richt' euch!

στοίχει! — Vordermann nehmen!

Die Exaktheit alles Exerzierens beruht auf der Zerlegung des Kommando-Rufs in zwei Theile, das Ankündigungs- (Avertissements-) und das Ausführungs-Kommando. Auch diese Technik haben die Alten bereits gekannt; bei den taktischen Schriftstellern Asklepiodot und Aelian finden wir nicht nur die Anweisung, die Befehle müßten kurz und unzweideutig sein, sondern es müsse auch das Besondere dem Allgemeinen voraufgehen: also nicht „um — zum Spieß", sondern „zum Spieß — um", sonst würden im Eifer die Einen rechts- und die Anderen linksum machen.

Nach dem Armee-Reglement sollten die römischen Soldaten nicht bloß exerziren, sondern auch fechten, schießen, turnen, schwimmen und manövriren; das Manöver heißt decursio und wird erklärt „divisas bifariam duas acies concurrere ad simulacrum pugnae" entspricht also genau dem, was wir darunter verstehen. Dreimal im Monat soll ein Uebungsmarsch (ambulatio) mit feldmarsch-

mäßigem Gepäck gemacht werden, zwei Meilen hin und zwei Meilen zurück.[1])

Auf dem Exerziren beruhte, ganz wie in den modernen stehenden Heeren, die Disziplin. Aber die Zahl der neu auszuexerzirenden Rekruten war sehr gering; die große Masse der Legionen bestand ja aus älteren Leuten. In den Heeren des 18. Jahrhunderts, wo ein ähnliches Verhältniß bestand, pflegte man die meisten älteren Leute, mit Ausnahme einer kurzen Exerzirperiode im Jahr, zu beurlauben und den Präsenzstand mit Wachdienst zu beschäftigen. Dies Beurlaubungssystem war bei den römischen Soldaten, denen der stete Grenzschutz oblag, nicht anzuwenden. Man beschäftigte deshalb die Soldaten, wie das schon in republikanischer Zeit geschehen war, mit Bauten; nicht nur der Limes, seine Thürme und Kastelle sind von den Soldaten selbst gebaut und in Stand gehalten worden, sondern auch die großen Straßen in den Grenzprovinzen, wo wir häufig noch heute aus Inschriften ersehen können, welcher Truppentheil sie ausgeführt hat. Für Privatunternehmungen die Soldaten zu verwenden, hat Augustus ausdrücklich verboten; aber für Tempel und andere öffentliche Gebäude sind sie herangezogen worden.

Ein drastisches Beispiel, wie sehr im Grunde die Menschen immer dieselben bleiben und dieselben Institutionen immer wieder dieselben Erscheinungen zeitigen, bietet ein Dokument aus der römischen Heeresgeschichte, das uns das Bild einer Truppen-Inspizirung giebt und das der Zufall erhalten hat.

Als die Franzosen Algier eroberten, entdeckten sie in einer ziemlich wüsten Gegend, Lambäsis, wo lange ein Legionslager gewesen ist, eine große Inschrift, die man als einen Armee-Befehl des Kaisers Hadrian erkannte, den dieser erlassen, nachdem er das Lager persönlich besucht und inspicirt hatte; der Legat Catullinus, an den er gerichtet war, hat ihn zum ewigen Andenken, wie gut er und seine Legion bei der Kaiser-Parade abgeschnitten, in Stein hauen lassen. Der französische Oberst ehrte das Andenken des uralten Kriegskameraden durch einen Parademarsch, mit dem er sein Regiment an der steinernen Urkunde vorbeidefiliren ließ. In mehrfach erneuten Anläufen hat man seitdem daran gearbeitet, die fehlenden Stücke

[1]) Die Citate bei Marquardt II, 567.

und Worte aus dem Zusammenhang zu ergänzen, und so einen zwar nicht vollständigen, aber für die Hauptstücke lesbaren Text hergestellt, den ich zusammen mit meinem Schulfreunde Wilhelm Möller nach dem Corpus Inscriptionum latinarum im Jahre 1882 unter Zufügung einer Uebersetzung, die die Anklänge an das Moderne möglichst zur Anschauung zu bringen sucht, im Militär-Wochenblatt zum Abdruck gebracht habe. Wer mit dem inneren Leben unserer Armee einige Fühlung hat, denke ich, muß etwas in sich erklingen hören, was man den Humor der Weltgeschichte nennen möchte, indem man liest, wie die Mischung von Anerkennung und Kritik, Lob mit Vorbehalt, Autorität und Wohlwollen, das Reglement, die höhere Weisheit des Vorgesetzten und die Belehrung von je zu den Ingredienzien einer Manöver-Kritik gehört haben.

Die Inschrift lautet: [1])

. . . . . .

. . . et is pro causa ves[tra legatus meus quae excusa]nda vobis aput me fuissent omnia mihi pro vobis ipse di[xit: quod] cohors abest, quod omnibus annis per vices in officium pr[ocon]sulis mittitur, quod ante annum tertium cohortem et qua[ternos] ex centuris in supplementum comparum tertianorum dedistis,

[Die Legion im Allgemeinen betreffend.]

Der Legat hat in seinem Bericht die besondere Lage des Regiments (der Division[2]) auseinandergesetzt: ein Bataillon fehlt; ein jährlich wechselndes Kommando wird für das Gouvernement gestellt; vor drei Jahren hat ein Bataillon und der vierte Theil der Kompagnieen zum Ersatz an das Schwester-[3])Regiment, die 3ten, abgegeben werden müssen;

---

[1]) Außer im 8. Bande des C. J. L. ist die Inschrift behandelt von Seb. Dehner in einer Bonner Dissertation „Hadriani reliquiae" 1883, und von Alb. Müller, „Manöverkritik Kaiser Hadrians". Leipzig 1900. Manche von den Ergänzungen, die diese beiden Autoren vorgeschlagen haben, habe ich angenommen, jedoch nicht alle. Die Uebersetzung aus dem Militär-Wochenbl. 1882 Nr. 34 ist an einigen Stellen wesentlich verändert, an anderen ergänzt.

[2]) Legion ist insofern mit „Division" wiederzugeben, als sie alle Waffengattungen umfaßt.

[3]) compares, eigentlich „Kameraden". Die Legion in Lambaesis führte den Namen III Augusta. Es gab außerdem noch zwei Legionen, die die Nummer „drei" führten, die III Gallica und die III Cyrenaica; an eine von diesen beiden waren also Mannschaften abgegeben worden.

quod multae, quod diversae stationes vos destinent, quod nostra memoria bis non tantum mutastis castra sed et nova fecistis: ob haec excusatos vos habe[rem si miles] diu exercitatione cessasset. Sed nihil aut cessav[isse videtur, aut est ulla causa eur . . . a vobis excusationem accipiam. omnia strenua fecistis, cum et . . . .

. . . . . .

vide[antur attendi]sse vobis; primi ordines et centuriones agiles [pro mune]re[2]) suo fuerunt.

Eq(uites) leg(ionis.)

[Exe]rcitationes militares quodam modo suas leges [ha]bent, quibus si quit adiciatur aut detrahatur, aut minor [exer]ciatio fit aut difficilior; quantum autem difficultatis [additur, t]antum gratiae demitur. Vos ex difficilibus difficil[limum fecistis], ut loricati iaculationem

das Regiment ist auf viele auseinanderliegende Garnisonen vertheilt; in der jüngsten Vergangenheit hat es zweimal nicht nur das Standlager gewechselt, sondern auch ein neues anlegen und befestigen müssen: alle diese Gründe würden dem Regiment zur Entschuldigung dienen, wenn lange kein Exerzieren in größerem Verbande stattgefunden hätte. Das Ergebniß der Inspizirung macht diese Entschuldigung überflüssig, und ich kann dem Regiment meine volle Zufriedenheit aussprechen . . . .

. . . . . .

Die Stabsoffiziere (oder der Legat?) haben sich der Ausbildung der Truppen mit Sorgfalt angenommen. Die Hauptleute, Subaltern- und Unteroffiziere[1]) haben Diensteifer bewiesen.

Die Kavallerie.

Das militärische Exerzitium ist ein organischer Zusammenhang; fügt man ihm etwas hinzu oder läßt etwas weg, so genügt entweder die Ausbildung nicht oder sie wird zu schwierig; macht man die Schwierigkeit zu groß, so verliert man an der Eleganz der Ausführung. Das Regiment

[1]) Ich wähle diesen Ausdruck, weil diese drei Klassen einen Stand bildeten.

[2]) Andere wollen lesen: „agiles et fortes more suo", was etwa heißen würde: „gewandt und energisch, wie es sich gehört".

peragere tis. . . . laud]o, quin immo et animum probo . . . .

. . . . . .

[Catullinus, leg(atus) meus, cl(arissimus) v(ir), copiis omni] bus, quibus praeest, parem curam suam exhib[et; . . . . prae]fectus vester sollicite videtur vobis attendere. Congiarium accipite viatoriam in Commagenorum campos . . . .

hat sich aber nicht mit dem Schwierigen begnügt, sondern das Allerschwierigste ausgeführt, nämlich Kürassiere als Schützen auftreten lassen [ich will das nicht unbedingt tadeln] den Geist, aus dem es entspringt, sogar loben [indessen . . . . .

[Auxiliar-Truppen.]

S. Excellenz Mein General Catullinus beweist für alle ihm unterstellten Waffen gleiche Fürsorge . . . der Oberst hat sich der Ausbildung seiner Truppe mit Sorgfalt angenommen. Ich bewillige derselben für den Rückmarsch nach Commagene einen extraordinären Verpflegungszuschuß . . . .

Eq(uites) coh(ortis) VI Commagenorum.

Difficile est, cohortales equites etiam per se placere, difficilius post alarem exercitationem non displicere: alia spatia campi, alius iaculantium numerus, frequens dextrator,[2]) cantabricus densus,[3]) equorum forma, armorum cultus pro stipendi modo. Verum vos

Die Kavallerie des 6. Commagenischen Bataillons.

Es ist an sich schwer, daß die Bataillonskavallerie[1]) einen guten Eindruck macht, und noch schwerer, daß sie, wenn das Exerzieren der Kavallerie-Regimenter vorausgegangen ist, nicht geradezu abfalle: der Raum, die Zahl der Schützen, die kunstvollen Schwenkungen, [2]) die geschlossene

[1]) Ich wähle diesen Ausdruck nach Analogie unserer Divisionskavallerie. Jeder Kohorte der Auxiliartruppen ist eine kleine Abtheilung Kavallerie ständig beigegeben.

[2]) frequens dextrator ist auf die verschiedenste Weise erklärt worden, und ich will nicht behaupten, daß meine Uebersetzung zweifellos richtig sei. Sie paßt insofern in den Sinn und Zusammenhang, als vorher von der Zahl der ausschwärmenden Schützen, nachher von der geschlossenen Attacke die Rede ist. „dextratio" heißt das Herumgehen von rechts nach links. So könnte das sonst in der Literatur nicht vorkommende Wort „dextrator" für ein bestimmtes Parade-Schwenkungsmanöver wohl gebraucht worden sein.

[3]) Ein nicht sicher erklärter Ausdruck, vielleicht eine bestimmte Art der Attacke.

fastidium calore vitastis, strenue faciendo quae fieri debebant; addidistis, ut et lapides fundis mitteretis et missilibus confligeretis; saluistis ubique expedite. Catullini leg(ati) mei c(larissimi) v(iri) [insignis cura] apparet, quod tales vos sub . . .

. . . . . .

. . . . . .

quas] alii [per] plures dies divisis[sent, e]as uno die peregistis; murum lo[ngi] operis et qualis mansuris hibernaculis fieri solet, non [mul]to diutius exstrucxistis, quam caespite exstruitur, qui modulo pari caesus et vehitur facile et tractatur et sine molestia struitur ut mollis et plánus pro natura sua vos lapidibus grandibus, gravibus inaequalibus, quos neque vehere neque attollere neque locare quis possit nisi ut inaequalitates inter se compareant; fossam glaria duram scabramque recte percussistis et radendo levem reddidistis. Opere probato intro-

Masse, die vortrefflichen Remonten, die entsprechend der höheren Löhnung glänzende Bewaffnung: Alles ist anders. Um so mehr ist es anzuerkennen, daß die Eskadron die Schwierigkeit durch Anstrengung überwunden hat, sich in der Ausführung der vorgeschriebenen Exerzitien tüchtig zeigte, den Kampf mit der Schleuder und dem Wurfgeschoß noch dazu durchführte und im Voltigiren besondere Gewandtheit bewies. Von Seiner Excellenz, Meines Generals Catullinus' Sorgfalt legt es Zeugniß ab, daß er euch . . . .

[Das Manöver.]

. . . Das Regiment hat Dinge, die sonst auf mehrere Tage vertheilt werden, an einem Tage fertig gebracht; es hat eine weit ausgedehnte Feldbefestigung, wie sie bei Winterstandlagern gebräuchlich ist, in einer nicht viel längeren Zeit ausgeführt, als man bedarf, wenn man ausgehobene Rasenstücke dazu verwendet, die, ihrer Natur nach gleichmäßig geschnitten, leicht herangeschafft und behandelt werden können, während hier große und schwere Steine und Felsstücke angewandt sind, welche man weder transportiren, noch heben, noch aufbauen kann, ohne die Unebenheiten untereinander

gressi castra, raptim et cibum et arma cepistis, equitem emissum secuti magno clamore revertentem per [spatia excepistis . . . .

auszugleichen. Der Graben, welchen das Regiment in einem harten, felsigen Boden anzulegen hatte, wurde richtig eingeschnitten und die Wände durch Behauen abgeglättet. Nach Abnahme dieses Werkes wurde das Lager bezogen, mit Schnelligkeit abgekocht und wieder angetreten. Als dann die voraufgeschickte Kavallerie geworfen zurückkam, wurde sie durch die Intervalle aufgenommen und mit lautem Hurrah . . . .

fecistis et manibus non languidis id . . . non ad signum miseritis[1]) quod iam hostis . . . . . mittendi saepius et instantius hostis ultra[2]) . . non audeat castra . . . tarde iunxistis . . . erumpetis.

. . . der Feind wagt nicht mehr, sich dem Lager zu nähern . . . zu langsam ralliirt . . . Ausfall.

. . . . . .

Catullinum leg(atum) meum cl(arissimum) v(irum)] laudo, quod convertuit vos ad hanc exercita[tionem, quae veram di]micationis imaginem accepit, et sic exercet, [ut probare et lau]dare vos possim; Cornelianus praefectus ves[ter officio suo sa]tisfecit. Contrari discursus non placent mihi.

S. Excellenz, Mein General Catullinus, hatte das Manöver derartig angelegt (General-Idee), daß das Gefechtsbild dem Ernstfalle entsprach; das muß ich loben. Die Ausführung durch die Truppen verdient ebenfalls hohes Lob. Der Oberst Cornelianus hat den Anforderungen seines Postens entsprochen. Seine

---

[1]) „ad signum miseritis" habe ich nicht übersetzt, da die sonst angenommene Interpretation: man habe einem schon genommenen Feldzeichen keine Hülfe geschickt, mir nicht annehmbar erscheint.

[2]) Die vorgeschlagene Ergänzung „ultra scamna" scheint mir ebenfalls nicht annehmbar, da sie voraussetzen würde, daß der Feind (scamna sind die Plätze für die Zelte der Legaten und Tribunen im Lager) wirklich schon ins Lager eingedrungen sei.

Ne temere, Augustus est auctor, e tecto transcurrat eques et pe[rsequatur caute; si non videt] qua vadat aut si voluerit ecum[1]) r[etinere nequit, non potest quin sit obnoxius caliculis tectis .... si vultis congredi debetis concurrere ... iam adversus hosti facienda .....

Schwärmattacken (?) haben nicht meinen Beifall. Das Reglement des Kaisers Augustus schreibt vor, daß die Kavallerie nicht leichtsinnig aus der Deckung vorgehe und vorsichtig verfolge; wenn der Reiter nicht sieht, wo er sich bewegt, oder das Pferd nicht zum Stehen bringen kann, wenn er will, so stürzt er in die Wolfsgruben ... Geschlossen muß angegriffen werden.

Diesem Armee-Befehl Hadrians möchte ich nun auch noch die Erzählung Tacitus' von dem großen Soldaten-Aufstand beim Regierungsantritt des Tiberius (Annalen, Buch I) anschließen.

Man kann das römische Heer in seiner wunderbaren Mischung gemeiner und tüchtiger Eigenschaften nicht lebendiger kennen lernen, als in der Erzählung von dieser inneren Bewegung, die uns von Tacitus' Meisterhand überliefert ist; und nicht nur um des römischen Heeres willen wollen wir sie uns in ihrer ganzen Breite vergegenwärtigen, sondern weil wir in dem Fortgang des Werkes immer von Neuem Gelegenheit haben werden, darauf zu verweisen, wenn ähnliche, ja ganz dieselben Erscheinungen uns bei Heeren anderer Zeiten und Völker entgegentreten werden.

Tacitus erzählt:

„So war der Stand der Dinge in Rom, als sich bei den Pannonischen Legionen ein Aufruhr entspann; nicht aus besonderen Ursachen; nur weil der Fürstenwechsel Straflosigkeit des Aufstands und im Bürgerkriege Aussicht auf Gewinn erblicken ließ. Im Sommerlager waren drei Legionen beisammen, unter des Junius Bläsus Befehl. Auf die Nachricht von Augustus' Ende und Tiberius' Regierungsantritt hatte dieser wegen der Trauer- oder Freudenfeste die gewöhnlichen Kriegsübungen eingestellt. Dies ist die erste Veranlassung, daß der Soldat ausgelassen wurde, einen feindseligen Ton annahm, dem Zureden der Schlechtesten das Ohr lieh, endlich

[1]) Statt „equum".

nach Schwelgerei und Müßiggang gelüstete, überdrüssig der Kriegszucht und Arbeit. Im Lager war ein gewisser Percennius, vormals das Haupt der Theaterklaque, hierauf gemeiner Soldat, ein frecher Schwätzer, durch theatralische Gewandtheit im Aufwiegeln geschickt. Dieser hetzte die einfältigen Gemüther, die über das Loos der Krieger nach Augustus' Tode besorgt waren, allmählich in nächtlichen Zusammenkünften auf, oder er sammelte, wenn der Tag sich neigte und die Bessergesinnten sich entfernt hatten, die Verdorbensten um sich her. Zuletzt, als auch andere Mithelfer des Aufruhrs bereit waren, hob er, gleichsam als Redner, zu fragen an:

„Warum sie wenigen Centurionen und noch weniger Tribunen nach Sklavenart gehorchten? Wann würden sie Abhülfe fordern dürfen, wenn sie nicht den neuen, noch schwankenden Fürsten mit Bitten oder Waffen angehen wollten? Genug habe man so viele Jahre lang aus Feigheit gesündigt, da sie als Greise, die Meisten von Wunden verstümmelt, dreißig bis vierzig Feldzüge auf sich hätten; auch für die Entlassenen sei der Dienst nicht zu Ende, sondern bei der Fahne zurückbehalten, müssen sie unter anderm Namen dieselben Mühseligkeiten ertragen; und habe einer so viele Drangsale überlebt, so schleppe man ihn zudem in entlegene Länder, wo er unter dem Namen von Aeckern moorige Sümpfe oder rauhes Bergland erhalte. Der Dienst an sich sei in Wahrheit drückend und armselig; zehn Asse täglich schätze man Leib und Leben; daraus müssen sie Kleidung, Waffen, Gezelt anschaffen, daraus sich von Mißhandlung der Centurionen und von Kriegsarbeiten loskaufen. Allein beim Himmel, Schläge, Wunden, harte Winter, plagvolle Sommer, scheußlicher Krieg oder magerer Friede, das daure immer fort. Kein anderes Hülfsmittel sei, als nur unter Bedingungen in den Dienst zu treten: daß Jeder einen Denar Sold bekomme; daß mit sechszehn Jahren der Dienst zu Ende sei; daß sie nicht weiter unter der Fahne behalten würden, sondern im Lager selbst die Belohnung baar bezahlt werde. Hätten denn die prätorischen Kohorten, die zwei Denare Sold erhielten und nach sechszehn Dienstjahren ihrer Heimath wiedergegeben würden, mehr Gefahren auszustehen? Er wolle nicht den Wachdienst in der Stadt herabsetzen; allein sie müßten unter wilden Völkern aus ihren Gezelten dem Feind ins Gesicht schauen."

Der Haufe, mannigfach aufgeregt, lärmte Beifall; die Einen zeigten mit Bitterkeit die Striemen der Schläge, Andere ihr graues Haar, die Meisten ihre abgenützte Kleidung und den entblößten Leib. Zuletzt geriethen sie so in Wuth, daß sie damit umgingen, die drei Legionen in eine zu verschmelzen. Hiervon abgebracht durch Eifersucht, weil Jeder diese Ehre seiner Legion zudachte, verfallen sie auf ein anderes und stellen die drei Adler und die Feldzeichen der Kohorten zusammen: zugleich tragen sie Rasen herbei und errichten eine Bühne, damit der Platz mehr in die Augen falle. Während des Treibens kommt Bläsus dazu, schilt sie, hält einzelne ab, laut rufend: „Tauchet lieber in mein Blut Eure Hände: kleinerer Frevel ist's, den Legaten tödten, als vom Imperator abfallen. Entweder will ich lebend die Treue der Legionen bewahren oder ermordet ihre Reue beschleunigen."

Nichtsdestoweniger wurde der Rasen aufgehäuft, und schon war er auf Brusthöhe angestiegen, als sie, endlich durch des Bläsus Festigkeit besiegt, vom Beginnen abstanden. Er stellte ihnen mit viel Rednergewandtheit vor: „Nicht durch Meuterei und Rotten müßten Soldaten ihre Wünsche vor den Herrscher bringen: solche Neuerungen hätten weder ihre Vorgänger von den alten Imperatoren noch sie selbst vom vergötterten Augustus verlangt; sehr zur Unzeit sei's, einem angehenden Herrscher die Sorgen zu erschweren. Wenn sie jedoch im Frieden erringen wollten, was nicht einmal in Bürgerkriegen die Siegerpartei gefordert hätte, warum sie denn wider den gebührlichen Gehorsam, wider das Recht der Kriegszucht Gewalt brauchten? Sie sollten Abgeordnete bestellen und in seiner Gegenwart ihnen Aufträge geben." Sie riefen: „Bläsus Sohn, der Tribun, soll diese Gesandtschaft übernehmen und für die Soldaten den Abschied nach sechszehn Dienstjahren verlangen; das Uebrige wollten sie auftragen, wenn das Erste gelungen sei." Nach Abreise des jungen Mannes war es ziemlich ruhig; indeß prahlten die Krieger, der Sohn des Legaten, als Wortführer der gemeinsamen Sache, beweise sattsam, sie haben durch Zwang erpreßt, was sie durch Bescheidenheit nicht erlangt hätten.

Man hatte vor Beginn des Aufstandes einige Manipel nach Rauportus zu Straßen- und Brückenbau und anderem Nöthigen abgeschickt; sobald diese die Unruhen im Lager vernommen hatten,

brachen sie mit den Fahnen auf. Nachdem sie die nächsten Dörfer geplündert, worunter Nauportus selbst, das einer Landstadt glich, verfolgten sie die abwehrenden Centurionen mit Gespötte und Schmähworten, zuletzt mit Schlägen. Vorzüglich haßten sie den Lagerpräfekten Aufidienus Rufus, den sie vom Wagen reißen, mit Gepäck beladen und vor dem Zuge dahertreiben, höhnisch fragend, ob ihm solch schwere Last, solch langer Marsch wohl behage? Rufus nämlich, lange gemeiner Soldat, dann Centurio, hierauf Lagerpräfekt, in Arbeit und Mühsal ergraut, wollte den alten strengen Dienst zurückführen, desto unnachsichtiger, weil er ihn selbst ausgehalten hatte.

Durch ihre Ankunft erneuerte sich der Aufstand; herumstreifend verheeren sie die Umgegend. Bläsus befiehlt, einige mit Beute vorzüglich Beladene, zum Schrecken der Andern, mit Ruten zu peitschen und einzusperren; denn damals noch gehorchten dem Legaten die Centurionen und die bessergesinnten Soldaten. Als man Jene ergreift, leisten sie Widerstand, umfassen die Knie der Umstehenden, rufen bald Einzelne mit Namen auf, bald die Centurie, wozu Jeder gehörte, die Kohorte, die Legion, immer schreiend, ein Gleiches hätten Alle zu gewärtigen: zugleich häufen sie Schmähworte auf den Legaten, beschwören Himmel und Götter und thun Alles, um Erbitterung, Mitleid, Furcht und Haß zu erregen. Alles läuft nun herbei; sie erbrechen den Kerker, lösen die Fesseln, die Ausreißer und Todesverbrecher nehmen sie unter sich auf.

Hitziger wird nun das Ungestüm, der Aufstand gewinnt neue Anführer. Ein gewisser Vibulenus, gemeiner Soldat, vor des Bläsus Tribunal auf die Schultern der Umstehenden emporgehoben, spricht zu der tobenden, auf seinen Vortrag gespannten Menge: „Ihr habt zwar diesen schuldlosen, bedauernswürdigen Menschen Licht und Athem wiedergeschenkt; aber wer giebt meinem Bruder das Leben, wer mir den Bruder wieder? Ihn, vom Germanischen Heere an Euch gemeinschaftlichen Nutzens wegen abgeschickt, hat er in der letzten Nacht durch seine Gladiatoren erdrosselt, die er zum Verderben der Soldaten hält und waffnet. Antworte, Bläsus, wo Du den Leichnam hingeworfen? Auch der Feind mißgönnt nicht ein Grab; hab' ich erst mit Umarmung und Thränen meinen Schmerz gestillt, dann laß auch mich ermorden; nur mögen, da wir

nicht wegen Verbrechen, sondern um des Wohles der Legionen willen getödtet worden, Diese hier uns begraben!"

Diese Worte steigerte er durch Schluchzen, schlug mit den Händen Brust und Angesicht; dann stieß er die, so ihn auf den Schultern trugen, bei Seite, sprang herab, und zu den Füßen Einzelner sich werfend, erregte er solche Bestürzung und Unwillen, daß ein Theil der Soldaten die Gladiatoren in Bläsus Dienste, ein Theil seine übrige Dienerschaft fesselte, noch Andere hinliefen, den Leichnam zu suchen; und wäre nicht schnell bekannt worden, daß kein Leichnam zu finden sei, daß die Sklaven auf der Folter den Mord leugneten und daß Jener nie einen Bruder gehabt habe, so waren sie nahe daran, den Legaten zu ermorden. Die Tribunen jedoch und den Lagerpräfekten stießen sie hinaus; das Gepäck der Entflohenen wird geplündert und der Centurio Lucillius umgebracht, welchem sie nach Soldatenwitz den Beinahmen Zweite her aufgeheftet hatten, weil er, wann eine Rebe auf eines Soldaten Rücken zerbrochen war, mit lauter Stimme eine andere und wieder eine forderte. Die Uebrigen wußten sich zu verstecken, nur Clemens Julius ward beibehalten, der seines fähigen Kopfes wegen tauglich schien, die Aufträge der Soldaten auszurichten. Ja, die achte und fünfzehnte Legion zogen sogar gegen einander das Schwert, weil Jene einen Centurio Namens Sirpicus zum Tode herausforderte, die fünfzehnte ihn schützte, allein die neunte trat mit Bitten und gegen die Hartnäckigen mit Drohungen dazwischen.

Diese Nachricht nöthigte den Tiberius, so verschlossen er sonst war, und traurige Ereignisse möglichst verheimlichte, seinen Sohn Drusus sammt den ersten Staatsmännern und zwei prätorischen Kohorten abzuordnen, doch ohne bestimmte Aufträge; er sollte nach Umständen handeln. Die Kohorten wurden mit auserlesener Mannschaft ungewöhnlich verstärkt. Dazu kam ein großer Theil der prätorischen Reiterei und der Kern der Germanen, die damals des Imperators Leibwache bildeten. Auch wurde der prätorische Präfekt, Aelius Sejanus, von großem Ansehen bei Tiberius, seinem Vater Strabo als Amtsgenosse beigesellt, um den jungen Drusus zu leiten, den Andern zu zeigen, was sie zu fürchten oder zu hoffen hätten. Wie Drusus sich näherte, zogen die Legionen scheinbar zur Ehrenbezeugung entgegen, nicht freudig, wie gewöhnlich, noch mit

schimmerndem Kriegerschmucke, sondern von Schmutz entstellt, mit einem Antlitz, das Traurigkeit andeuten sollte, doch eher Verstocktheit verrieth.

Sobald er innerhalb des Walles war, besetzen sie die Thore mit Wachen, an bestimmten Orten des Lagers stellen sie bewaffnete Schaaren auf: die Uebrigen umringen in mächtigem Schwarm das Tribunal. Drusus stand, mit der Hand Stillschweigen gebietend. Jene, so oft sie die Augen auf die Menge richten, erheben sie wilddrohendes Geschrei, wiederum, den Cäsar anblickend, zittern sie; dumpfes Gemurmel, dann gräßliches Gebrüll und plötzliche Stille; in wechselnder Gemüthsbewegung zagen oder schrecken sie. Endlich, nach unterbrochenem Tumult, liest er des Vaters Schreiben ab, des Inhalts: „Ihm liegen die tapfern Legionen vorzüglich am Herzen, mit denen er so viele Kriege bestanden habe; sobald sein Gemüth von der Trauer sich erholt hätte, werde er ihr Verlangen den Vätern vorbringen: inzwischen habe er seinen Sohn gesandt, daß er unverweilt gestatte, was sogleich könne bewilligt werden: das Uebrige sei dem Senate vorzubehalten. der von rechtswegen bei Begnadigung und Bestrafung mitzustimmen habe."

Die Versammlung antwortete, der Centurio Clemens werde ihr Verlangen vortragen. Dieser begann von dem Abschied nach sechszehn Jahren; von Belohnung nach vollendetem Dienste; sie sollten täglich einen Denar Sold bekommen, die Veteranen nicht mehr bei der Fahne behalten werden." Als Drusus das Entscheidungsrecht des Senats und seines Vaters vorwandte, unterbrach ihn Geschrei: „Warum er hergekommen wäre, wenn er keine Vollmacht habe, weder den Sold zu erhöhen, noch die Lasten zu erleichtern, noch irgend eine Wohlthat zu erweisen? Hingegen zum Schlagen und Tödten, beim Himmel, dazu werde Jeder bevollmächtigt. Vormals habe Tiberius in Augustus' Namen die Wünsche der Legionen gemeiniglich vereitelt: ebendieselben Kunstgriffe bringe nun Drusus her; ob denn immer nur zu ihnen Fürstensöhne kämen? Das sei etwas ganz Neues, daß der Imperator nur die Vortheile des Kriegsmannes an den Senat weise; man solle ebenfalls den Senat befragen, so oft es um eine Hinrichtung oder um eine Schlacht zu thun sei; ob denn die Belohnungen von höheren Vorgesetzten, die Strafen von der Willkür abhingen?"

Endlich verlassen sie das Tribunal; wie einer der prätorischen Soldaten oder der Freunde des Drusus ihnen begegnet, bedrohen sie ihn mit Fäusten, um Fehde und offenen Kampf zu veranlassen: am meisten waren sie gegen Cneus Lentulus erbittert, weil sie glaubten, dieser an Alter und Kriegsruhm hervorragende Mann bestärke den Drusus und verabscheue aufs höchste jene Soldatenfrevel. Nicht lange darauf, als er mit Cäsar weggeht und, um sich vor Gefahr zu schützen, ins Lager zurück will, umringen sie ihn und fragen, wohin er wolle, zum Imperator oder zu den Vätern? um auch dort das Beste der Legionen zu hintertreiben? Zugleich fallen sie ihn an, werfen Steine: schon von einem Wurfe blutig und des Todes gewiß, wird er durch die herbeieilende Schaar im Gefolge des Drusus gerettet.

Die drohende, frevelschwangere Nacht milderte ein Zufall: man sah den Mond plötzlich am heitern Himmel sich verdunkeln. Der Soldat, unkundig der Ursache, nahm es für eine Andeutung der Gegenwart, mit seinen Beschwerden die Verfinsterung des Gestirnes vergleichend; worauf sie losgingen, werde gut ablaufen, wofern die Mondgöttin Glanz und Klarheit wieder gewänne. Sie erheben daher Erzgeklirr, Trompeten- und Hörnergetön: wie jene glänzender oder dunkler wird, entsteht Jubel oder Wehklage, und als ansteigende Wolken sie dem Anblicke verhüllten, als man glaubte, sie sei in Finsterniß begraben, jammern sie (wie denn einmal erschrockene Gemüther zum Aberglauben sich hinneigen), ihnen sei ewige Mühsal geweissagt, die Götter verabscheuen ihren Frevel. Diese Stimmung glaubte der Cäsar benützen und, was der Zufall dargeboten hatte, weislich anwenden zu müssen und schickte Leute in die Gezelte herum. Der Centurio Clemens wird herbeigerufen, und welcher rechtschaffene Mann sonst noch bei der Menge in Gunsten stand; diese mischten sich unter die Nachtwachen, Lagerposten, Thürhüter, lassen Hoffnung blicken, spannen die Furcht. „Wie lange wollen wir den Sohn des Imperators belagern? Wann wird die Fehde sich enden? Sollen wir einem Percennius und Vibulenus huldigen? Werden Percennius und Vibulenus den Kriegern die Löhnung, den Ausgedienten Aecker zutheilen? Sollen am Ende sie statt eines Tiberius und Drusus die Herrschaft über das römische Volk ergreifen? Laßt uns lieber, wie die Letzten im Fehlen, so auch

die Ersten in Reue sein! Allgemeine Wünsche finden spät Erhörung; besondere Gnade ist zu erhalten, sobald man sie verdient." Als hierdurch die Gemüther erschüttert und unter sich mißtrauisch wurden, trennen sich die jungen Soldaten von den Veteranen, eine Legion von der andern. Da kehrt allmählich der Sinn für Gehorsam zurück; sie räumen die Thore; die Feldzeichen, im Anfange der Meuterei an einen Ort zusammengebracht, tragen sie jedes an seinen Platz.

Bei Tagesanbruche beruft Drusus die Versammlung; obwohl im Reden ungeübt, doch mit angeborener Würde, rügt er das Frühere, lobt das Gegenwärtige: „er lasse sich," sprach er, „nicht durch Schrecken und Drohworte beugen; wenn er sie zur Bescheidenheit umkehren sehe, wenn er sie flehen höre, wolle er dem Vater schreiben, daß er ihre Bitten huldreich aufnehme." Auf ihr Ansuchen wird wiederum derselbe Bläsus nebst Lucius Apronius, Römischem Ritter aus des Drusus Kohorte, und Justus Catonius, Obercenturio, an Tiberius abgesandt. Nun waren die Meinungen getheilt, indem die Einen riethen, „man solle die Gesandtschaft zurückerwarten und inzwischen das Kriegsvolk besänftigen"; Andere, man müsse stärkere Heilmittel anwenden; keine Mäßigung bei der Menge; sie schrecke, wofern sie nicht zittere; eingeschüchtert werde sie ungestraft verachtet; jetzt, da noch der Aberglaube sie ängstige, müsse der Feldherr die Furcht durch Wegräumung der Unruhestifter verstärken." Drusus' Sinnesart war mehr zur Härte geneigt; er ließ Vibulenus und Percennius vorrufen und umbringen. Viele melden, sie seien im Feldherrnzelt verscharrt, Andere, die Leichname seien außer dem Walle zum Exempel hingeworfen worden.

Darnach wurden die vorzüglichsten Unruhestifter aufgesucht; ein Theil war, außerhalb des Lagers umherschweifend, von den Centurionen oder prätorischen Soldaten erschlagen; Einige von ihren Manipeln, zum Zeugniß der Treue ausgeliefert. Die Besorgnisse der Soldaten mehrte der frühzeitige Winter durch anhaltende und so heftige Regengüsse, daß sie nicht aus den Zelten gehen, nicht sich versammeln, ja kaum die Fahnen schützen konnten, welche Sturm und Welle fortriß. Auch die Furcht vor himmlischem Zorne dauerte fort; „nicht umsonst sei's, daß wider die Frevler Gestirne erbleichten, Stürme losbrächen, kein anderes Linderungsmittel des Unheils, als

daß sie das unselige, geschändete Lager verlassen, und, durch Opfer gesühnt, jeder in sein Winterlager zurückkehre." Erstlich zog die achte, dann die fünfzehnte Legion ab. Die neunte hatte geschrieen, man solle auf des Tiberius Antwort harren; hernach durch der Andern Abzug verlassen, kam sie freiwillig der drohenden Nothwendigkeit zuvor, und Drusus, ohne die Zurückkunft der Gesandtschaft abzuwarten, kehrte, da nunmehr sich Alles ziemlich gelegt hatte nach Rom zurück.

Fast in denselben Tagen, aus denselben Ursachen empörten sich die germanischen Legionen, je zahlreicher, desto heftiger; auch machten sie sich Hoffnung, Germanicus Cäsar, unvermögend die Herrschaft eines Andern zu dulden, werde sich den Legionen anvertrauen. Zwei Heere standen am Rheinufer, eines, das obere genannt, unter dem Legaten Cajus Silius, das untere befehligte Aulus Cäcina. Die Leitung des Ganzen besaß Germanicus, dazumal mit Eintreiben der Abgaben in Gallien beschäftigt. Die unter Silius stehenden Krieger erspähten mit unschlüssigem Gemüthe den Fortgang fremder Meuterei; das Kriegsvolk des untern Heeres trieb es bis zur Wuth; der Anfang geschah bei der einundzwanzigsten und fünften, die erste und zwanzigste wurden mit hingerissen; denn sie weilten in demselben Sommerlager an den Ubiergrenzen in Müßiggang oder leichter Beschäftigung. Auf die Nachricht nun von Augustus' Tode flüsterte der gemeine Haufe, neulich in Rom ausgehoben, der Zügellosigkeit gewohnt, der Arbeit abgeneigt, den rohen Gemüthern der Uebrigen ein: „Die Zeit sei gekommen, wo die Veteranen baldige Entlassung, die Jüngeren erhöheten Sold, Alle Erleichterung ihres Elends fordern und die Härte der Centurionen rächen könnten." So sprach nicht ein Einzelner, wie bei den Pannonischen Legionen Percennius, nicht vor den schüchternen Ohren von Soldaten, die stärkere Heere scheuten, sondern vielstimmig erscholl das Aufruhrgeschrei, „in ihrer Hand liege die römische Macht, durch ihre Siege werde das Gemeinwesen gemehrt, nach ihnen erhielten die Imperatoren den Zunamen."

Der Legat that keinen Einhalt; daß der Tobenden so viele waren, hatte ihm den Muth benommen. Plötzlich stürzen die Rasenden mit gezückten Schwertern auf die Centurionen los, von Alters her des Soldatenhasses Gegenstand und die ersten Opfer

der Wuth. Sie mißhandelten die Niedergeworfenen mit Schlägen, Sechzig gegen Einen, nach der Zahl der Centurionen. Die Zerschlagenen, Zerfleischten, zum Theil Entseelten werfen sie vor das Lager oder in den Rheinstrom. Septimius, der nach dem Tribunal geflohen, sich zu Cäcinas Füßen geworfen hatte, ward so lange herausverlangt, bis er zum Tod überliefert wurde. Cassius Chärea, der nachher durch Ermordung des Cajus Cäsar sich bei der Nachwelt einen Namen gemacht, damals ein junger Mann und verwegenen Muthes, öffnete sich durch die Widerstehenden und Bewaffneten mit dem Schwerte die Bahn. Kein Tribun, kein Lagerpräfekt durfte fortan befehlen; Nachtwachen, Posten und was sonst der gegenwärtige Dienst erheischte, vertheilten sie selbst. Wer den Soldatengeist tiefer durchblickte, fand eine vorzügliche Anzeige großer und nicht zu stillender Gährung darin, daß sie nicht zerstreut, nicht auf Anstiften Weniger, sondern insgesammt aufbrausten, insgesammt stillschwiegen, mit solcher Uebereinstimmung und Beharrlichkeit, als leite sie Ein Oberhaupt.

Inzwischen erhält Germanicus, der in Gallien, wie gesagt, die Abgaben einzog, Nachricht von Augustus' Hintritt. Er hatte dessen Enkelin Agrippina zur Gemahlin und von ihr mehrere Kinder. Er selbst war Sohn des Drusus, Bruders des Tiberius und Enkel der Augusta, doch ängstigte ihn des Oheims und der Großmutter versteckter Haß, der, als ungerecht, nur desto bitterer war; denn Drusus stand in hohem Andenken beim römischen Volke, und man glaubte, wenn er zur Herrschaft gelangt wäre, hätte er die Freiheit hergestellt; daher die Zuneigung für Germanicus und gleiche Hoffnung. Denn der Jüngling hatte bürgerlichen Sinn, ungemeine Leutseligkeit und ganz andere Rede und Miene, als der stolze, verschlagene Tiberius. Dazu kam Weiberfeindschaft, aus stiefmütterlicher Gehässigkeit der Livia gegen Agrippina; auch war Agrippina etwas zu reizbar; doch ihre Sittenreinheit und Liebe zum Gemahl gab dem heftigen Gemüth eine bessere Richtung.

Allein Germanicus bemühte sich, je näher dem Thron, desto eifriger für Tiberius. Die benachbarten Sequaner und die belgischen Ortschaften ließ er diesem huldigen. Darnach, als er den Aufruhr der Legionen vernahm, reiste er eilends ab und traf sie außer dem Lager an, die Augen zur Erde gesenkt, wie aus

Neumüthigkeit. Als er in den Wall trat, ließen sich verworrene Klagen hören; Einige, seine Hand wie zum Kusse ergreifend, steckten seine Finger in den Mund, damit er ihre Zahnlosigkeit fühle, Andere wiesen ihm ihre vom Alter gekrümmten Glieder. Der Menge, die in verwirrten Haufen um ihn stand, befiehlt er, sich rottenweise zu zertheilen. Die Antwort war, so könnten sie besser hören; hierauf, man solle die Fahnen vortragen, daß er wenigstens die Kohorten unterscheiden könne. Zaudernd gehorchten sie. Dann mit Verehrung des Augustus beginnend, geht er zu des Tiberius Siegen und Triumphen über, mit besonderer Lobpreisung dessen, was er in Germanien mit jenen Legionen Herrliches verrichtet habe. Darauf erhob er Italiens Eintracht, Galliens Treue; nirgends sei Störung oder Mißhelligkeit.

Mit Stillschweigen oder mäßigem Gemurmel hörten sie dieses an. Als er aber den Aufruhr berührte, fragend, „wo die kriegerische Ordnung sei? wo der alten Mannszucht Ruhm? wo sie die Tribunen, wo die Centurionen hingetrieben hätten", da entblößten alle den Leib, warfen ihm ihre Wundmale vor und die Striemen der Schläge; dann klagten sie mit verworrenen Stimmen über die Kosten des Urlaubs, die Kargheit des Soldes, die Härte der Arbeiten, namentlich anführend das Schanzen und Graben, das Herbeischleppen von Futter, Baustoff, Holz und was sonst aus Bedürfniß oder zur Beschäftigung der Soldaten gefordert wird. Das wildeste Geschrei erhoben die Veteranen, welche dreißig oder mehr Dienstjahre zählten, flehten, er möchte den Geplagten helfen, nicht sie im Elend sterben lassen, sondern ein Ende des so mühseligen Dienstes und Ruhe ohne Mangel schenken. Einige forderten auch das von Augustus vermachte Geld unter günstigen Andeutungen für Germanicus; wenn er die Herrschaft wolle, dürfe er auf ihre Bereitwilligkeit zählen. Auf dieses Wort sprang er, als ob ihr Verrath ihn befleckte, rasch von dem Tribunal herunter. Sie hielten dem Forteilenden die Waffen entgegen und drohten, wenn er nicht umkehre. „Lieber sterben, als die Treue verletzen," schrie er, riß das Schwert von der Seite, um es in seine Brust zu senken, allein die Nächsten, die Hand ihm ergreifend, hielten ihn mit Gewalt zurück. Der hinterste, dicht zusammengedrängte Theil der Versammlung und, fast unglaublich, einzelne Nähertretende

riefen aus: „Stoß zu"; und ein Soldat Namens Calusidius, bot ihm das entblößte Schwert dar, sprechend, dieses sei schärfer. Selbst die Empörer fanden dies abscheulich und ruchlos; es trat eine Zwischenzeit ein, wo der Cäsar von den Freunden in sein Zelt weggebracht wurde.

Hier berathschlagte man nun über die Gegenmittel: denn es wurde berichtet, jene gingen damit um, durch Gesandte das Obergermanische Heer in ihren Handel zu ziehen; die Stadt der Ubier (Köln) sei der Zerstörung geweiht; dann würden die raubbefleckten Hände plündernd über Gallien herfallen. Die Furcht vermehrte der Feind, welcher, des Aufstandes der Römer kundig, einbrechen würde, sobald das Rheinufer verlassen werde; man wolle die Hülfstruppen und Bundesgenossen wider die abziehenden Legionen bewaffnen, so sei Bürgerkrieg zu besorgen; Strenge sei gefahrvoll, Nachgeben schimpflich; ob man nichts oder alles dem Soldaten bewillige, so schwebe das Gemeinwesen in Gefahr. Nachdem man die Gründe gegen einander abgewogen, ward beschlossen, im Namen des Oberhaupts ein Schreiben aufzusetzen: „Entlassung werde gestattet nach zwanzig Dienstjahren; verabschiedet werde, wer sechszehn Jahre gedient habe, doch unter der Fahne behalten, frei von aller Arbeit, außer dem Kampfe gegen den Feind; das begehrte Vermächtniß werde ausbezahlt und verdoppelt."

Der Soldat merkte, dies sei für den Augenblick ersonnen und drang auf Vollstreckung. Die Entlassung wird durch die Tribunen beschleunigt, die Geldaustheilung für Alle auf das Winterlager verschoben. Die fünfte und einundzwanzigste Legion zogen nicht ab, bis sogleich noch im Sommerlager das Geld bezahlt wurde, das Germanicus und seine Freunde aus ihrem Reisebedarf zusammenlegten. Die erste und zwanzigste Legion führte der Legat Cäcina in die Stadt der Ubier zurück, ein schändlicher Zug, da sie die dem Imperator abgezwungenen Gelder zwischen den Feldzeichen und Adlern daherführten. Germanicus reiste zum oberen Heer ab, wo die zweite, dreizehnte und sechszehnte Legion ohne Verzug den Eid leistete. Die vierzehnte zauderte eine Weile; es wurde ihr ein Geldgeschenk und Entlassung unaufgefordert angeboten.

Bei den Chauken begannen die in Besatzung liegenden Vexillaren der unruhigen Legionen eine Empörung, die indessen

durch augenblickliche Hinrichtung zweier Soldaten einigermaßen gedämpft wurde. Der Lagerpräfekt Mennius hatte dieselbe befohlen, mehr zum abschreckenden Beispiel, als nach Zuständigkeit. Nachher bei anschwellendem Sturme flüchtig und aufgefunden, als Verborgenheit ihn nicht sichert, sucht er von Verwegenheit Schutz: „Nicht am Präfekten, sondern am Feldherrn Germanicus, am Imperator Tiberius vergreift Ihr Euch.“ Zugleich schreckt er die Widerstrebenden zurück, ergreift die Fahne, und gegen den Fluß sich wendend, ruft er: „Wer aus der Reihe tritt, wird als Ausreißer angesehen.“ So führt er die stürmische und doch nichts wagende Schaar ins Winterlager zurück.

Inzwischen treffen die Abgeordneten des Senats den schon zurückgekehrten Germanicus beim Altar der Ubier. Daselbst überwinterten zwei Legionen, die erste und zwanzigste, nebst den neulich entlassenen, noch unter der Fahne stehenden Veteranen. Zaghaft und von Schuldbewußtsein verwirrt, fürchten sie, jene seien auf der Väter Befehl gekommen, um zu vereiteln, was durch Aufruhr erzwungen worden. Und wie des gemeinen Mannes Art ist, auch bei falschen Angaben einen Schuldigen unterzuschieben, klagen sie den Munatius Plancus, gewesenen Konsul und Haupt der Gesandtschaft, als Urheber des Senatsschlusses an. Um Mitternacht beginnen sie damit, die in Germanicus' Wohnung aufbewahrte Fahne herauszufordern, sie stürmen den Eingang, sprengen die Thüren, reißen den Cäsar aus dem Schlafgemach und zwingen ihn, unter Androhung des Todes, die Fahne auszuliefern; hierauf durch die Straßen rennend, stießen sie auf die Gesandten, die von dem Lärm benachrichtigt, zu Germanicus eilten; sie überhäuften diese mit Schmähworten, im Begriff, sie zu morden, vor Allem den Plancus, dem seine Würde die Flucht verwehrt hatte. Dem Gefährdeten blieb keine andere Zuflucht, als das Lager der ersten Legion. Daselbst umfaßte er die Feldzeichen und den Adler, um durch Religion sich zu schirmen; und hätte nicht der Adlerträger Calpurnius die äußerste Gewalt abgetrieben, so hätte, was auch unter Feinden selten ist, ein Gesandter des römischen Volkes, im römischen Lager, mit eigenem Blute die Götteraltäre bespritzt. Erst bei Tagesanbruch, als der Feldherr, der Soldat und der Vorfall kenntlich wurden, tritt Germanicus in das Lager, heißt den Plancus herbei-

führen und nimmt ihn auf die Bühne. Die Raserei beklagend als eine verhängnißvolle, nicht durch der Soldaten, sondern der Götter Grimm wieder auflebende, eröffnet er, warum die Gesandten hergekommen; mit beredter Klage sprach er vom Gesandtschaftsrecht, des Plancus schwerem und unverdientem Geschick und welche Schmach die Legion auf sich geladen. Indeß die Versammlung mehr betroffen als beruhigt war, entfernt er die Gesandten unter Bedeckung von Reitern aus den Hülfstruppen.

Bei diesem Schreckensauftritt tadelte Jedermann den Germanicus, „daß er sich nicht zum Obergermanischen Heere begeben habe, wo er Gehorsam und wider die Aufrührer Beistand gefunden hätte. Genug und übergenug habe man sich durch Entlassung und Geldspende und durch gelinde Maßregeln vergeben; oder wenn er sein eigenes Leben gering achte, warum lasse er seinen kleinen Sohn, warum seine schwangere Gemahlin unter Wüthrichen, unter Schändern aller menschlichen Rechte? Diese wenigstens sollte er dem Großvater und dem Gemeinwesen zurückgeben." Nach langem Zögern, und während die Gemahlin sich weigerte, bezeugend, „sie, von Augustus entsprossen, sei nicht zu entartet, um Gefahr zu bestehen," umfaßt er zuletzt ihren Leib und den gemeinschaftlichen Sohn unter vielen Thränen und bewegt sie zur Abreise. Kläglich wandelte der weibliche Zug einher, des Feldherrn flüchtige Gattin das Söhnlein an der Brust tragend; rings umher der Freunde wehklagende Frauen, die zugleich fort mußten; nicht weniger traurig die Zurückbleibenden.

Der Anblick Cäsars, der nicht im Glanze der Macht, nicht als im eigenen Lager, vielmehr wie in einer besiegten Stadt erschien, das Seufzen und Händeringen zog auch der Soldaten Ohr und Auge herbei. Sie treten aus den Zelten: „Welch' ein klägliches Getön? Was ist so Trauriges geschehen? Erlauchte Frauen, kein Centurio, kein Soldat zu ihrer Bedeckung, nichts, was der Gattin eines Imperators ziemt, nichts von gebräuchlichem Gefolge! Sie ziehen ins Trevererland unter fremdem Schutz." Da regte sich Scham und Mitleid, Andenken an den Vater Agrippa, den Großvater Augustus, den Schwiegervater Drusus: sie selbst sei eine kinderreiche Mutter und äußerst sittsame Frau. Auch des Knaben, im Lager geboren, unter den Augen der Legionen aufgewachsen,

gedachten sie, den sie nach Soldatenausdruck Stiefelchen (Caligula) nannten, weil man ihm gemeiniglich, um die Zuneigung der Menge zu gewinnen, diese Fußkleidung anzog. Doch nichts wirkte so sehr auf sie, als der Neid gegen die Treverer; entgegentretend, bitten sie, daß sie umkehre, bleibe; ein Theil läuft der Agrippina entgegen, die Meisten kehren zu Germanicus zurück. Er, in der Frische des Schmerzes und Zornes, hub zu der herandrängenden Menge also an:

„Nicht theurer sind mir Gattin und Sohn, als mein Vater und das Vaterland; allein Jenen wird seine Hoheit, das Römische Reich werden die übrigen Heere schirmen. Meine Gattin und Kinder, die ich willig für Euren Ruhm dem Tode weihen würde, schaffe ich nun weit von Euch Rasenden fort, damit, welcher Frevel hier noch bevorstehe, er durch mein Blut allein gesühnt werde; daß der gemordete Urenkel des Augustus, nicht die hingeopferte Schwiegertochter des Tiberius Euch noch strafbarer mache. Was habt Ihr nicht dieser Tage hindurch Freches und Schändliches ausgeübt? Welchen Namen soll ich diesem Volkshaufen geben? Soldaten soll ich Euch nennen? die Ihr den Sohn Eures Imperators mit Wall und Waffen umschlossen habt. Oder Bürger? die Ihr des Senates Würde so wegwerfet! Was selbst beim Feinde geachtet wird, die Heiligkeit der Gesandtschaft, das Völkerrecht, habt Ihr gebrochen. Der vergötterte Julius hat mit einem Worte das empörte Heer bezähmt, als er jene Quiriten (Bürger) nannte, die den Eid ihm verweigerten. Der vergötterte Augustus hat mit Miene und Blick die Legionen bei Actium in Schrecken gesetzt. Zwar, ich bin noch nicht ihr Ebenbild, doch ihr Sprößling; allein, wenn Hispaniens oder Syriens Krieger mich geringschätzig behandelten, so wäre es schon auffallend und unwürdig. Und nun, Du erste, Du zwanzigste Legion! jene von Tiberius mit Feldzeichen beschenkt, du, so vieler Kämpfe Gefährtin, mit so vielen Wohlthaten überhäuft, trefflichen Dank erweist Ihr eurem Heerführer! Diesen Bericht also soll ich dem Vater bringen, der sonst aus allen Provinzen nur Erfreuliches hört? Seine jungen Krieger, seine Veteranen seien nicht mit Entlassung, nicht mit Geld ersättiget: hier würden Centurionen getödtet, Tribunen verjagt, Gesandte eingesperrt: mit Blute befleckt seien die Lager, die Flüsse; und ich schleppe ein unsicheres Leben unter Ergrimmten hin."

„Warum denn habt Ihr am ersten Versammlungstage jenes Eisen, das ich in meine Brust zu bohren bereit war, mir entwunden, o unbedachtsame Freunde! Besser und liebreicher that Jener, der sein Schwert anbot: wenigstens wär' ich noch nicht als Mitwisser so vieler Frevelthaten meines Heeres gefallen. Ihr hättet einen Führer gewählt, der meinen Tod zwar ungestraft gelassen, aber den des Varus und der drei Legionen gerächt hätte. Denn das mögen doch die Götter nicht zulassen, daß die sich anbietenden Belgier diesen Ruhm und Preis davon tragen, sie hätten dem römischen Namen aufgeholfen, sie Germaniens Völker bezwungen! Dein in den Himmel aufgenommener Geist, göttlicher Augustus, Dein Bild, Vater Drusus, Dein Andenken helfe eben diesen Kriegern, welche Scham und Ruhmbegierde ergreift, jenen Schandfleck auslöschen und den Bürgerhaß zum Verderben der Feinde wenden. Auch Ihr, deren Antlitz, deren Herzen ich umgewandelt sehe, wenn Ihr die Gesandten dem Senat, den Gehorsam dem Feldherrn, mir Gattin und Sohn wieder schenken wollt, so fliehet die Ansteckung, trennt die Meuterer, dies wird die Bürgschaft Eures Reumuths, dies das Band Eurer Treue sein."

Mit demüthigem Bekenntniß, die Vorwürfe seien gerecht, flehten sie, er möchte die Schuldigen strafen, den Verirrten verzeihen und sie gegen den Feind führen: die Gemahlin möchte er zurückberufen, den Zögling der Legionen kommen lassen, nicht sie den Galliern als Geißel ausliefern. Agrippinas Rückkehr lehnte er ab wegen bevorstehender Entbindung und der Winterzeit; der Sohn werde kommen; das Uebrige sollten sie selbst vollziehen. Veränderten Sinnes laufen sie umher und schleppen die schlimmsten Meuterer gebunden vor den Legaten der ersten Legion, Cajus Petronius, der über Jeden besonders Urtheil und Strafe auf folgende Art verhängte: Die Legionen standen wie in Versammlung mit gezückten Schwertern da, der Beklagte ward auf der Bühne durch den Tribun vorgezeigt; riefen sie Schuldig, so ward er hinuntergeworfen und niedergemacht; freudig schlachtete der Soldat, als ob er sich selbst damit löste, und der Cäsar wehrte nicht, zumal weil er nichts gebot, da das Grausame und Gehässige der That auf jene fiel. Dem Beispiel folgten die Veteranen und wurden bald darauf nach Rätien geschickt, unter dem Vorwande, die Provinz gegen die drohenden Sueven zu ver-

theidigen; in der That, um sie aus einem Lager wegzuschaffen, das nicht minder durch die Härte des Heilmittels, als durch das Andenken des Frevels Grausen erweckte. Dann hielt er Centurionen-Musterung. Vom Imperator vorgerufen, gab Jeder Namen, Rang, Vaterland, Zahl der Dienstjahre an, auch, was er in Schlachten Treffliches geleistet und welche Kriegsgeschenke er erhalten hätte. Wenn die Tribunen, die Legion Diensteifer und Wohlverhalten anerkannten, behielt er seinen Rang; wem sie Habsucht oder Grausamkeit einstimmig vorwarfen, der ward des Dienstes entlassen.

Als hier der Aufstand beigelegt war, blieb nicht geringere Arbeit übrig wegen des Trotzes der fünften und neunundzwanzigsten Legion, die sechszig Meilen von da (der Ort heißt Vetera) überwinterten: denn sie hatten zuerst den Aufruhr erregt; die scheußlichsten Gewaltthaten waren von ihren Händen verübt; weder durch Bestrafung ihrer Kameraden geschreckt, noch zur Ruhe gewandt, verharrten sie im Grimme. Deshalb rüstet sich der Cäsar, Waffen, Flotte, Bundesgenossen den Rhein hinabzusenden, entschlossen zum Kampfe, wenn sie den Gehorsam verweigerten.

Germanicus aber, obwohl er ein Heer zusammengezogen hatte, bereit zur Rache wider die Empörer, glaubte noch Frist gestatten zu müssen, ob sie etwa selbst, nach dem neulichen Vorfall, ihr Bestes bedächten, und sandte ein Schreiben an Cäcina voraus, „er komme mit starker Heeresmacht und, wenn sie nicht zuvor an den Bösen Strafe ausübten, werde er ohne Unterschied niederhauen lassen.“ Dieses las Cäcina den Adler- und Fahnenträgern, sowie den Treugesinnten im Lager heimlich vor, ermahnend, sie sollten das Ganze der Schande, sich selbst dem Tod entziehen; denn im Frieden sähe man auf die Sache und das Verdienst; bräche der Krieg los, so fielen Unschuldige mit den Schuldigen. Jene forschen die für zuverlässig Erachteten aus, und als sie den größeren Theil der Legionen pflichttreu finden, bestimmen sie im Einverständniß mit dem Legaten die Zeit, um die Bösewichter und Aufruhrstifter alle mit dem Schwerte zu überfallen. Dann, auf ein gegenseitiges Zeichen in die Zelte stürzend, erschlagen sie die Nichtsahnenden: Niemand außer den Einverstandenen wußte, wo das Morden beginnen, wo es enden werde.

Von allen Bürgerkriegen, die je gewesen, bot noch keiner ein solches Schauspiel dar; nicht in Schlachtreihen, nicht aus entgegenstehenden Lagern, sondern aus denselben Zelten, wo der Tag sie beim Speisen, die Nacht im Schlafe sie vereint hatte, trennen sie sich in Parteien und werfen das Geschoß: Geschrei, Wunden, Blut sind offenbar, die Ursache verborgen; das Uebrige lenkt der Zufall. Auch einige Wohlgesinnte kamen um, da die Empörer in Erfahrung gebracht, wem die Metzelei gelte, und gleichfalls die Waffen ergriffen hatten. Kein Legat oder Tribun führte den Befehl, dem Volkshaufen war die Rache freigegeben bis zur Sättigung. Bald trat Germanicus ins Lager, mit vielen Thränen ausrufend, das sei nicht ein Heilmittel, sondern ein Blutbad, und befahl, die Leichname zu verbrennen. Die noch tobenden Gemüther ergreift die Lust, wider den Feind zu gehen, zur Sühnung der Raserei: anders könnten sie nicht die Geister der Kameraden beruhigen, als wenn ihre sündige Brust ehrenvolle Wunden empfinge. Germanicus, dem Feuer der Soldaten folgend, läßt eine Brücke schlagen und zwölftausend Legionäre, sechsundzwanzig verbündete Kohorten und acht Reitergeschwader hinübersetzen, deren Wohlverhalten bei diesem Aufstand unbefleckt geblieben war."

So weit Tacitus. Die letzten Worte leiten über zu dem großen Germanenkriege, der hier unmittelbar anschließt und von uns in den voraufgehenden Kapiteln untersucht und dargestellt worden ist.

1. Aushebung.

Als die Nachricht von dem Untergang der Varianischen Legionen nach Rom kam und Augustus neue Truppen formiren ließ, erzählt Dio 56, 25, seien die Kräfte des römischen Volkes nahezu erschöpft gewesen; Freiwillige hätten sich nicht gefunden; Augustus habe deshalb loosen lassen und von den über 35jährigen den zehnten, von den Jüngeren den fünften Mann mit Konfiskation des Vermögens und Ehrlosigkeit bestraft und endlich sogar einige hingerichtet. Die Stelle ist oft citirt, aber es ist eigentlich nicht viel mit ihr anzufangen. Nicht ganz 18000 Mann waren auszuheben; das ist auf eine Bevölkerung von 5 Millionen immerhin so viel, daß sie bloß mit der Werbetrommel nicht so schnell zusammenzubringen sind, volkswirthschaftlich aber doch nur eine sehr geringe Leistung, besonders, da doch auch Freigelassene und Peregrinen nicht ganz verschmäht wurden. Ein einziger Jahrgang der jungen römischen Bürger wird etwa 40 000 Köpfe stark gewesen sein. Da scheint es doch ganz unglaublich, daß man

Bürger über 35 Jahre, denen ein Vermögen konfiszirt werden konnte, die also angesessene Leute waren, eingezogen haben sollte, wenigstens so weit es sich wirklich um die Bildung der Ersatz-Legionen handelte, nicht etwa um die Bildung eines passageren Landsturmes, um einem Einfall der Germanen in Italien zu begegnen. Am leichtesten würde man aus der ganzen Erzählung die Loosung annehmen, da sonst die absolute Willkür der Beamten regierte. Aber der Wortlaut der Erzählung sagt das nicht, und auch das Loosen ist bei einer so geringen Anforderung unter so viel Kriegsfähigen kein recht durchführbarer Modus. In der Praxis wird die Aushebung wohl auf ein Paktiren der Werbeoffiziere mit den Gemeinde-Vorständen herausgekommen sein, die, wie es im 17. und 18. Jahrhundert bei uns üblich war, die jungen Leute bezeichneten, die ihnen „entbehrlich" schienen. Diese, nach subjektivem Ermessen für tauglich und entbehrlich erklärten Mannschaften fühlten aber öfter gar keine kriegerischen Neigungen in sich und suchten, wie Sueton, Tiberius cap. 8, erzählt, lieber Unterschlupf in den Sklavenhäusern der großen Grundherren, die Tiberius dieserhalb einmal inspiciren ließ.

Sueton, Augustus cap. 24, erzählt, „equitem Romanum, quod duobus filiis adulescentibus causa detrectandi sacramenti pollices amputasset, ipsum bonaque subjecit hastae." Die Erzählung ist so, wie sie dasteht, unverständlich, da ein römischer Ritter, ein wohlhabender Mann, wenn er überhaupt in die Lage kommen konnte, seine Söhne vom Militärdienst zu befreien, jedenfalls andere Mittel hatte, als ihnen die Daumen abzuschneiden. Eine Erklärung wäre vielleicht, daß die Söhne gegen den Willen des Vaters (als Centurionen, mit Erlaubniß des Kaisers) hatten in die Armee treten wollen, und daß der Vater in der Leidenschaftlichkeit eines heftigen Familienkonflikts zu der Verstümmelung schritt, um seinen Willen zu behaupten. Wie dem auch sei, jedenfalls darf eine solche Geschichte nicht als Beispiel für das römische Konskriptionswesen verwendet werden.

In seinem Bericht an den Senat bei Tacitus Ann. IV, 4 sagt Tiberius, „dilectibus supplendos exercitus: nam voluntarium militem deesse, ac si suppeditet, non eadem virtute ac modestia agere, quia plerumque inopes ac vagi sponte militiam sumant."

Daß es erlaubt war, einen Ersatzmann zu stellen, ist durch Plinius (ep. X, 39) bezeugt. Ob schon zur Zeit des Augustus, mag zweifelhaft sein, und als die Varianischen Legionen ersetzt werden sollten, mögen auch Ersatzmänner schwer zu haben gewesen sein.

Daß die Aushebung oft zu Erpressungen benutzt wurde, ergiebt sich aus Tac. Ann. XIV, 18. Hist. IV, 14. Agricola cap. 7.

2. Stärke des Gesammt-Heeres.

Tacitus Ann. IV, 5 giebt nach einem Bericht des Tiberius an den Senat in seinem neunten Regierungsjahr an, daß die Auxilien etwa ebenso stark gewesen seien, wie die Legionen, „apud idonea provinciarum

sociae triremes, alaeque et auxilia cohortium, neque multo secus in iis virium; sed persequi incertum fuit, cum ex usu temporis huc illuc mearent, gliscerent numero et aliquando minuerentur". Das iſt doch wohl ſo aufzufaſſen, daß gleiche Stärke von Legionen und Auxilien erreicht wurde, wenn die Auxilien beſonders ſtark, alſo bei drohendem Krieg vermehrt worden waren. In vollem Frieden waren ſie ſchwächer und das ſtimmt auch mit den Einzelberechnungen, die man hat machen können. (Vgl. oben S. 156.) Vegez II, 1 ſagt „in auxiliis minor, in legionibus longe amplior consuevit militum numerus adscribi". Aber darauf iſt nicht viel zu geben, da wir nicht wiſſen, welchem Autor die Notiz entnommen iſt, welcher Zeit ſie alſo angehört.

Neuntes Kapitel.

Theorie.[1])

Wie alle anderen Lebensgebiete des Geiſtes und der Natur, ſo hat die griechiſche Philoſophie auch das Kriegsweſen bearbeitet und gedanklich zu durchdringen geſucht. Wir haben im erſten Bande nur den erſten und grundlegenden dieſer Kriegstheoretiker, Xenophon, behandelt und die weitere Entwickelung bis auf dieſe Stelle verſchoben, aus Rückſicht auf den Stand der Quellen, die nur aus der römiſchen Kaiſerzeit erhalten ſind.

Die Philoſophen hatten von dem Werth ihrer Theorien keine geringe Meinung. Es iſt uns ein Schriftchen erhalten,[2]) das einleitungsweiſe rundweg erklärt, dem Unterricht des Ariſtoteles verdanke es Alexander, daß er die Welt habe beſiegen können; alle die einzelnen taktiſchen Formen ſind aufgezählt, die der König von ſeinem Lehrer gelernt und die ihn zum Siege geführt hätten. Als Hannibal Karthago verlaſſen und ſich an den Hof des Königs Antiochus geflüchtet hatte, ſoll ihm hier der Peripatetiker Phormio haben zeigen wollen, wie er es hätte anfangen müſſen, die Römer zu beſiegen.

Was uns thatſächlich von griechiſchen Taktikern erhalten iſt, ſteht kaum auf der Höhe dieſes Anſpruchs — oder man kann wohl

---

[1]) Bei dieſem Kapitel verweiſe ich wieder neben der grundlegenden Einleitung zu Köchly und Rüſtow's Griechiſchen Kriegsſchriftſtellern (im zweiten Theil) beſonders auf Jähns' Geſch. d. Kriegswiſſenſchaften, Bd. I, dem ich mehrere Citate entnommen habe.

[2]) Köchly und Rüſtow, griechiſche Kriegsſchriftſteller. Zweiter Theil, zweite Abth., S. 213.

auch umgekehrt sagen, steht thatsächlich auf der Höhe dieser Weisheit. Es ist erstaunlich, wie dürftig diese Literatur ist, und um so erstaunlicher, als zwei Männer ersten Ranges, Polybius und Posidonius, Taktiken verfaßt haben. Wenn sie uns auch nicht erhalten sind, so gehen die erhaltenen späteren Werke von Asklepiodot Onosander, Aelian und Arrian doch auf sie zurück; aber sie sind jedes Körnchens von Geist bar, und das Allererstaunlichste ist, daß, obgleich doch schon Polybius den Sieg der römischen Treffen-Taktik über die Phalanx erlebt und selber beschrieben, Posidonius zur Zeit Cäsars und die anderen genannten Schriftsteller unter den Kaisern gelebt haben, in allen Taktiken kein Wort von der Legion und ihren eigenthümlichen Kampfesformen zu finden ist. Es ist nichts als die graue, von Buch zu Buch durch die Jahrhunderte fortgesponnene Theorie, die immer noch mit der Sarissen-Phalanx operirt; ein öder Schematismus, der mit einem Normalheer von 16384 Mann rechnet, weil diese Zahl sich immer von Neuem halbiren läßt und so schöne, gleichmäßige Unterabtheilungen herzustellen sind, aus denen man taktische Formen konstruiren kann. Es ist nicht nöthig, sich weiter damit abzugeben, noch auch die positiven Fehler und Verkehrtheiten, die im Einzelnen gemacht werden, aufzuzählen.[1])

Von den Römern hat kein Geringerer als M. Porcius Cato d. Ä. ein Werk de re militari geschrieben. Erscheint es als ganz natürlich, daß gleich der erste lateinische Prosa-Schriftsteller, der den Griffel in die Hand genommen, über Kriegswesen schrieb, so ist es um so wunderlicher, daß er so wenig Nachfolger gefunden und in der Kaiserzeit jene griechischen Theoretiker das Feld behielten und römischen Kaisern ihre Schriften widmen konnten. Eine verlorene Schrift des Celsus und eine Frontins, der um die Wende des 1. Jahrhunderts ein sehr angesehener General war und von dem eine Sammlung von kriegsgeschichtlichen Beispielen erhalten ist, sind die einzig bemerkenswerthen militärisch-theoretischen Erzeugnisse der römischen Literatur dieser Zeit. Möglicherweise ist uns freilich das Allerbeste verloren gegangen, nämlich die Konstitutionen, die Augustus für die Armee erließ und die Trajan und Hadrian erneuerten oder

[1]) Auch auf bloße theoretische Vorschläge, selbst wenn sie zu wirklichen Experimenten geführt haben sollten, wie sie Rüstow, Gesch. d. Infant. I, 54 behandelt, ist es für uns nicht nöthig, einzugehn, da eine positive Wirkung davon nicht ausgegangen ist.

ergänzten. Diese Konstitutionen waren zunächst das, was wir im weitesten Sinne ein Reglement nennen; sie enthielten die Vorschriften über Aushebung und Anwerbung, Organisation, Dienstbetrieb, Exerziren, Verpflegung, Verwaltung. Vielleicht waren aber die praktischen Anweisungen und Vorschriften auch mit theoretischen Ausführungen und allgemeinen Begründungen versehen, so daß das Reglement gleichzeitig ein Handbuch des gesammten militärischen Wissens war, und zwar so erschöpfend und umfassend, daß eben deshalb, da ja die militärische Kunst wesentliche weitere Fortschritte nicht machte, auch die Literatur auf diesem Gebiete nichts mehr zu thun fand und deshalb nicht weiter arbeitete.

Höchstens für technische Anweisungen und Untersuchungen, wie etwa die Lehre des Architekten Vitruv über den Geschützbau, war noch Platz geblieben. Eine Beschreibung der römischen Lager-Anlage, die unter dem Namen Hygins geht, mag im Anschluß daran erwähnt werden.

Das Werk des Cato wie die Konstitutionen der Kaiser sind uns verloren gegangen. Es ist uns aber mittelbar ziemlich viel daraus erhalten in der mitten unter dem Brausen der Völkerwanderung, wahrscheinlich unter Theodosius dem Großen, vielleicht auch erst unter seinem Enkel, Valentinian III, im 5. Jahrhundert verfaßten Schrift des Flavius Vegetius Renatus. Vegez war nicht praktischer Soldat und hatte keinerlei Anschauung von den Dingen, über die er schrieb. Er konnte sie auch gar nicht haben, denn das römische Heer in den Formen, wie wir es kennen gelernt haben, existirte längst nicht mehr. Vegez betrauert den Untergang des alten römischen Reichs und der alten römischen Kriegsmacht und schreibt sein Buch, indem er aus den alten Schriftstellern excerpirt, um zu zeigen, wie es in der Väter Zeit gewesen und wie man es machen müsse, um die alte Herrlichkeit zu erneuen. Davon nun, daß auch die Zeit der Väter verschiedene Epochen gehabt, die sich auch sehr wesentlich von einander unterschieden, davon hat er keine Vorstellung und komponirt seine Excerpte nach mehr oder weniger klaren Gesichtspunkten ohne chronologische Rücksicht zusammen. Das thut dem historischen Wert seines Buches einen wesentlichen Eintrag, hat aber, da man erst in unserer Zeit so weit gelangt ist, die Fehler wirklich zu erkennen, der Nachwirkung

und dem Gebrauch, den man von dem Buche gemacht hat, keinen Schaden gethan. Das ganze Mittelalter hindurch hat man es gelesen. Zur Zeit Karls des Großen wurde das Werk für die Bedürfnisse des fränkischen Heeres bearbeitet. In dem Testament eines Grafen Everard de Fréjus, aus der Zeit Ludwigs des Frommen, (837) wird ein Vegez aufgeführt. Gottfried Plantagenet ließ bei der Belagerung des Schlosses Gaillard den Vegez durchforschen, um die besten Angriffsmittel zu erkunden. Es existiren aus der Zeit vom 10. bis 15. Jahrhundert nicht weniger als 150 Abschriften; in der Renaissance-Zeit ist das Buch immer von Neuem gedruckt worden, und der österreichische Feldmarschall Prinz von Ligne erklärte es für ein goldenes Buch und schrieb: „Un dieu, dit Végèce, inspira la légion, et moi je trouve, qu'un dieu inspira Végèce."

Die werthvollen Elemente des Buches werden hauptsächlich Cato und den Konstitutionen des August und Hadrian entstammen, die citirt sind. Einen höheren Denkerwerth hat das Werk nicht und einen wirklichen Einfluß auf die Kunst des Krieges und ihre Entwickelung hat es auch nicht gehabt. Das Buch wird daher jetzt nur noch unter dem antiquarisch-historischen Gesichtspunkt betrachtet und gelesen. Aber daß es so lange Zeit hoch angesehen war und immer studirt wurde, ist ganz verständlich. Das Bedürfniß der praktischen Soldaten, sich über ihr Thun eine gewisse begriffliche Klarheit zu verschaffen, ist sehr groß, und wenn Vegez auch nicht in die Tiefe geht, so findet man bei ihm doch eine Reihe von Sätzen gemeinverständlich ausgeprägt, die für eine militärische Reflexion oder Diskussion sehr brauchbar sind. Ob es richtig ist, daß man dem Feinde goldene Brücken bauen müsse oder daß es rathsamer sei, dem Feinde durch List im Kleinen Abbruch zu thun, als sich auf die Zufälle einer Schlacht einzulassen, mag zweifelhaft sein. Aber jedenfalls ist mit diesen Sätzen sehr viel operirt worden. Daß man keinen Mann ins Feld stellen soll, der nicht gehörig geübt ist; daß, wer die eigenen Kräfte und die des Feindes richtig zu schätzen weiß, nicht leicht geschlagen werden wird; daß das Unerwartete den Feind in Schrecken setzt; daß, wer nicht für den Unterhalt seiner Truppe sorgt, ohne Schwertstreich unterliegen muß, das sind alles Wahrheiten, die einzusehen man einer klassischen

Autorität nicht bedarf. Aber auch die Gemeinplätze müssen einmal formulirt worden sein, und Gemeinplätze, gut eingekleidet in allgemeine theoretische Reflexionen, gemischt mit einer gewissen Gelehrsamkeit, sind sehr geeignet, ein Buch populär zu machen.

Selbst die doktrinär-phantastischen Spielereien, in die Vegez sich zuweilen verläuft, z. B. seine sieben Schlachtordnuugen, von denen eine die Form eines Bratspießes hat, haben dem keinen Eintrag gethan. Das klang gelehrt, und die Gelehrten haben sogar mit Vorliebe über diese wunderbare Sieben geforscht und spintisirt, und die Praxis ließ sich auf den Bratspieß natürlich so wenig ein, wie auf den Hohlkeil oder die Zange.

Bei der Betrachtung, aus welchen Ländern und Volksstämmen die besten Rekruten kommen, entscheidet sich Vegez für die gemäßigte Zone und giebt dafür auch, gestützt auf die Autorität der gelehrtesten Männer, wie er sagt, den Grund an (I, 2). Die Nationen, meint er, die der Sonne nahe sind, werden durch die übergroße Hitze ausgetrocknet und sind zwar intelligenter, aber haben weniger Blut und deshalb weniger Standhaftigkeit und Vertrauen zum Kampf mit der blanken Waffe, da sie, blutarm wie sie sind, die Wunden fürchten. Die nördlichen Völker aber, obzwar gedankenlos, sind vollsäftig und deshalb kriegslustig. Rekruten möge man deshalb aus den gemäßigten Himmelsstrichen nehmen, wo man Blut genug hat, um Wunden und Tod zu verachten, und auch einigen Verstand, der sowohl das Wohlverhalten im Lager wahrt, als auch im Kampf von nicht geringem Nutzen ist.

Trotz einiger solcher Verirrungen zeigt die römische Militär-Literatur doch den auf das Praktische gerichteten, nüchternen Sinn dieses Volkes. Die griechische verleugnet weder in der dichterischen Einkleidung, die Xenophon in der Cyropädie seiner Lehre gab, noch in den Systemen der Späteren den spekulativen Sinn des Griechenvolkes. Je weniger wir die militärischen Ergebnisse der griechischen Philosophie haben loben können, desto weniger wollen wir uns aber auch entgehen lassen die Art, wie der Hellene das Studium der Technik mit den allgemeinen Ideen zu verknüpfen wußte. Ein Alexandriner, Hero, der zur Zeit der Ptolemäer ein Buch über den Geschützbau schrieb, leitet dieses Werk ein mit folgenden Worten:[1])

[1]) Im Anschluß an die Uebersetzung in den „Griechischen Kriegsschriftstellern" von Köchly und Rüstow. I, 201.

„Der wichtigste und nothwendigste Theil des philosophischen Studiums ist derjenige, welcher von der Seelenruhe handelt, über welche die meisten Untersuchungen von den praktischen Philosophen gepflogen worden sind und bis auf den heutigen Tag gepflogen werden, und ich glaube, daß die theoretische Untersuchung darüber auch niemals ein Ende nehmen wird. Aber die Mechanik steht höher als die theoretische Lehre von der Seelenruhe, denn sie lehrt allen Menschen die Wissenschaft, durch einen einzigen und beschränkten Theil von ihr in Seelenruhe zu leben; ich meine nämlich den Theil, welcher von dem sogenannten Geschützbau handelt. Durch ihn wird man in den Stand gesetzt, weder in Friedenszeiten jemals vor den Angriffen von Gegnern und Feinden zu erbeben, noch beim Ausbruch eines Krieges jemals zu erbeben, vermöge der Weltweisheit, die in diesen Maschinen steckt. Deshalb muß man jeder Zeit diesen Theil (der Mechanik) in Ordnung halten und auf das sorgfältigste in Obacht nehmen; denn gerade im tiefsten Frieden kann man eben dann hoffen, daß derselbe sich immer mehr befestigen werde, wenn man mit dem Geschützbau sich gehörig abgiebt und selbst in diesem Bewußtsein seine Seelenruhe behauptet; und wenn Diejenigen, die Uebles im Schilde führen, die Sorgfalt in Bezug darauf wahrnehmen, so werden sie keinen Angriff wagen. Vernachlässigt man dies aber, so wird jeder Anschlag, wenn er auch an und für sich noch so unbedeutend ist, Erfolg haben, wenn in den Städten die betreffenden Anstalten nicht vorhanden sind.“

Zehntes Kapitel.

Niedergang und Auflösung des römischen Kriegswesens.

Man pflegt wohl als Vorspiel der Ueberwältigung Roms durch die Germanen den Markomannenkrieg unter Marc Aurel anzusehen. Das in Böhmen ansässige Volk der Markomannen, verstärkt durch den Zuzug anderer germanischer und auch nicht-germanischer Völkerschaften, überschritt die Donau, überrannte die römische Grenzhut, erstürmte die Städte, kam bis nach Aquileja und bedrohte Italien. Der Kaiser Marc Aurel versetzte die Kronjuwelen, um Geld zu schaffen; er kam selber einmal mit seinem Heer in eine große Bedrängniß, aus der ihn nur ein in der Legende vielbehandeltes plötzliches Gewitter rettete; sechszehn Jahre dauerte es im Ganzen, bis die Römer ihrer Bedränger endlich Herr geworden waren.

Aber so sehr dieser Krieg die römische Welt erregt hat, ein Vorbote des Kommenden war er nicht; er gehört durchaus in die Reihe der Grenzkriege, wie sie schon unter Augustus geführt waren. Der anfängliche Erfolg der Germanen rührte daher, daß die Römer mit allen ihren Kräften im Orient, in einem Partherkrieg, engagirt waren. Wenn auch nicht zu erkennen ist, daß zu diesem Zweck direkt Truppen von der Donau fortgezogen worden sind, so war jene Verwickelung doch die Ursache, daß nicht sofort hinreichende Verstärkungen bereitgestellt werden konnten.

Eine Pest, die viele Jahre hindurch wüthete, vermehrte die Noth und Verlegenheit der Römer, und als nun germanische Völkerschaften an vielen Stellen gleichzeitig, die gute Gelegenheit wahrnehmend, über die Grenze brachen, erschien das den Römern als Folge eines großen Bündnisses der Barbaren und den

Historikern der Nachwelt als ein Vorbote der Völkerwanderung.[1]) Thatsächlich aber gehört der Krieg in die Epoche der vorhergehenden, nicht der kommenden Ereignisse. Wenn das römische Heer einmal von den Germanen in große Gefahr gebracht worden ist, so hatten das auch schon Drusus und Germanicus erlebt. Daß der Markomannenkrieg so lange dauerte, lag nicht daran, daß es den Römern so schwer geworden wäre, die Eindringlinge wieder über die Donau zu treiben, sondern daß die Germanen eine ungeheure Beute, namentlich an Gefangenen, gemacht hatten, die man ihnen wieder entreißen wollte. Ein Vorspiel der Zukunft bietet der Krieg nur insofern, als sich zwischendurch im Orient einmal ein Gegenkaiser aufwarf, was die Kräfte Marc Aurels an der Donau lähmte. Trotzdem kam er endlich so weit, die kecken Angreifer völlig zu besiegen, und es fehlte, wenn wir unseren Quellen trauen dürfen, nicht viel, daß die römische Reichsgrenze bis über Böhmen hinaus vorgeschoben wurde. Da starb Marc Aurel (a. 180), und sein jugendlicher Sohn und Nachfolger Commodus war nicht der Mann, das Werk zu Ende zu führen. Die Donau blieb hier die Grenze.

Selbst die schweren Wirren und Bürgerkriege, die nach dem Untergange des Commodus das ganze römische Reich durchtobten, haben den römischen Kriegsstaat noch nicht aufgelöst. Die Severe, Septimius, Caracalla, Alexander waren noch im Stande, großen Kriegsplänen und sogar Eroberungsgedanken im Orient nachzugehen. Mesopotamien ist noch wieder in ihre Hand gefallen. Der Untergang dieser Dynastie aber (a. 235) führte die Krisis herauf.

Während es bis dahin, wenn auch zuweilen unter starken Erschütterungen, noch immer gelungen war, endlich auf einige, oft auf sehr lange Zeit ein stabiles Regiment herzustellen, so gelang das jetzt nicht mehr. Die Severe hatten wohl noch eine zusammenhängende Dynastie gebildet, waren aber doch gewaltsam untergegangen. Jetzt treten wir in eine Epoche ein, wo eine friedliche Kontinuation des Imperiums nicht mehr zu erreichen war; die eben erhobenen Kaiser werden binnen kürzester Frist wieder gestürzt, umgebracht, bald in dieser, bald in jener Provinz werden Gegen-

[1]) So gewiß mit Recht L. Schmidt im Hermes Bd. 34 S. 135 über den Markomannenkrieg.

kaiser erhoben, die sich untereinander bekämpfen. Große Stücke des Reiches bleiben Jahre lang unter den von ihnen erhobenen Herrschern selbständig.

Es ist hier nicht der Ort, den letzten Gründen dieser Abwandlung nachzuspüren. Nur das sei ausdrücklich hervorgehoben, daß es sich keineswegs um einen fortschreitenden Fäulnißprozeß handelt. Im Gegentheil, ein wesentliches Moment ist zweifellos die fortschreitende nationale Unificirung, die das alte, Alles zusammenklammernde Uebergewicht der Stadt Rom allmählich aufhob. So lange die Provinzen noch barbarisch waren, hatten sie keine Möglichkeit selbständiger Gestaltung: wohin wären sie gekommen, wenn sie sich vom Imperium losrissen? Eine derartige Bewegung, die in Gallien beim Tode Neros eingesetzt hatte, war in ihrer Ziellosigkeit wieder zusammengesunken. So hatte die Stadt Rom dem Weltreich das Gepräge und Generationen lang die Entscheidung über die Regierung gegeben. Jetzt waren nicht bloß Italien, sondern auch Afrika, Spanien, Gallien, Britannien latinisirt und voll römischer Kultur; der Orient ähnlich gräcisirt. Aber gerade dieser Fortschritt machte es um so schwieriger, die gewaltsam zusammengeschmiedeten Landschaften von den caledonischen Bergen bis zum Tigris, von den Karpathen bis zum Atlas zusammenzuhalten. Die unterworfenen Länder und Städte fühlten sich jetzt mit Italien und Rom gleichartig und gleichwerthig. Indem Caracalla allen Unterthanen gleichmäßig das römische Bürgerrecht verlieh, brachte er diesen Zustand auch staatsrechtlich zum Ausdruck.

Auch wirthschaftlich war das römische Reich bis dahin ganz gewiß nicht, wie bisher noch immer hier und da gelehrt wird, im Niedergang. Alle Länder rings um das Mittelmeer bildeten ein einheitliches Wirthschaftsgebiet mit einer erwerbseifrigen, betriebsamen Bevölkerung. Nur selten wurde 200 Jahre lang der innere Friede unterbrochen, und nicht bloß das ganze mittelländische, sogar das Schwarze Meer und den Ocean durchfurchten die Schiffe ungestört durch den bösen Feind des Handels, die Piraterie. Die Sklaverei ging zurück, da die auswärtigen Kriege nur noch selten Gefangene lieferten. Nothgedrungen theilten die Großgrundbesitzer ihre Latifundien wieder auf in kleine Pacht- oder Kolonen-Stellen;

statt der familienlosen Sklavenheerden siedelten sich mehr und mehr Familien auf dem Lande an, die Kinder aufzogen und die Volkszahl vermehrten. Auch vornehme Familien fingen an, aus der Stadt aufs Land zu ziehen und schufen hier neue kleine Wirthschafts- und Kultur-Centren. Während früher nur Städte mit Seeverkehr eine größere Bedeutung gehabt hatten, wuchsen jetzt auch an den Flüssen im Binnenlande vielfach solche empor. Generation auf Generation baute an einem immer enger werdenden Straßennetz. Der ungeheure Verwaltungs-Apparat, der das Ganze zusammenhielt, fungirte ordnungsmäßig. Die Militärlast war, wie wir gesehen haben, nicht nur nicht hoch, sondern gering.

Fragen wir nach dem geistig-moralischen Status der römischen Bevölkerung, so wird man von einer Degeneration gewiß nicht sprechen dürfen. An die letzten großen Erscheinungen des eigentlichen Alterthums, Seneca, Plinius, Tacitus und die großen Juristen schließen sich unmittelbar die großen Kirchenväter. Wir sind in der Epoche der Bildung der christlichen Kirche. Welche Fülle geistiger und moralischer Kräfte läßt dies eine Wort vor unseren Blicken aufsteigen!

Der Bürgerkrieg selbst zeigt in den Menschen nichts Greisenhaftes. Eine Reihe höchst bedeutender und tüchtiger Männer, Decius, Claudius, Aurelian, Probus, Diocletian, werden nacheinander auf den Kaiserstuhl erhoben. Rom war noch keineswegs arm an Persönlichkeiten, Staatsmännern wie Generalen. Diese Kaiser waren nicht schlechter als ihre Vorgänger.

An allen diesen Stellen sind die Gründe für den Untergang des Reiches nicht zu suchen. Weder liegt es im Wesen eines blühenden, fortschreitenden Wirthschaftslebens, plötzlich und dauernd in das Gegentheil umzuschlagen, noch hat sich der Charakter des römischen Volkes aus sich heraus so sehr verändert, daß der Staat zerfiel. Es ist vielmehr eine große politische Abwandlung, die sich vollzieht und in dem stärksten Instrumente der Politik, der Armee, am stärksten zum Ausdruck kommt.

Was der römische Weltstaat in all' seiner Blüthe auf keine Weise hervorzubringen vermochte, war eine gesicherte, in sich selbst ruhende Obrigkeit. Das römische Imperium hatte nicht den Charakter der modernen erblichen Dynastieen; von Anfang an lag in ihm

das Prinzip der Erblichkeit mit dem originären, dem Anspruch des Feldherrn, als welcher Cäsar die Herrschaft begründet hatte, in Widerstreit. Lange war es ja zweifelhaft geblieben, ob einer seiner Generale, Antonius, oder sein Blutserbe, Octavian, sein Nachfolger sein würde. Niemals ist dieser innere Zwiespalt überwunden worden und konnte nicht überwunden werden. Das Erbrecht gab unfähigen und unerträglichen Menschen das Szepter in die Hand; die Erhebung durch Volksregungen in der Hauptstadt, durch den Senat, durch die Prätorianer, durch Legionen hatte stets den Charakter der Willkür und der Usurpation. Gegen die eine Usurpation setzt sich die andere. Es ist erstaunlich genug und ein großes Zeugniß für den politischen Sinn des römischen Volkes, daß es nach dem Aussterben der julischen Dynastie noch über anderthalb Jahrhunderte hindurch gelungen ist, durch Verständigung und Kompromisse wesentlich zwischen der Armee und dem Senat immer wieder einen anerkannten Kaiser und eine gesicherte Ordnung zu schaffen. Indem das nun nicht mehr gelang, trat die Krisis ein, die endlich zum Untergang führte.

Der springende Punkt ist die Abwandlung in der Armee.

Schon die Thatsache mehrfacher, schnell hintereinander folgender Thronveränderungen bedeutete für die Armee einen Krankheitszustand, ein hitziges Fieber, das die Kräfte eines eben noch Gesunden binnen kurzer Frist aufzehrt. Die Legionen hatten das Bewußtsein ihres Rechts, den Kaiser zu küren und dabei auch ihre Bedingungen zu machen. Die große Aufgabe der römischen Staatslenker war, trotzdem und nach jeder Erschütterung immer von Neuem die Disziplin zu erhalten und herzustellen. Das war nur möglich, wenn wenigstens zwischen den einzelnen meuterischen Bewegungen längere Pausen blieben, in denen die starke Hand einer festen Autorität sich geltend machte. Jetzt kam eine Zeit, wo sich Stoß auf Stoß folgte; die Soldaten verloren das Gefühl, von den Kaisern abhängig zu sein; die Kaiser aber waren es von ihnen. Der fortwährende Wechsel von Kaiser-Proklamationen und Kaiser-Morden, der permanente Bürgerkrieg und das Ueberlaufen von einem Herrn zum anderen zerstörte den Kitt, der bis dahin das feste Gemäuer der römischen Armee zusammengehalten hatte, die Disziplin, die den kriegerischen Werth dieser Legionen

ausmachte. Kaiser, die es versuchten, die Disziplin aufrecht zu erhalten und wieder herzustellen, Pertinax, Posthumus, Aurelian, Probus, wurden darüber ermordet.

Der Bürgerkrieg hatte aber in Verbindung mit einem zufällig einsetzenden Naturprozeß auch noch eine wirthschaftliche Katastrophe im Gefolge, die in ihre Wirbel gerade das römische Heerwesen hineinzog und endlich verschlang. Ein wesentliches Moment für alles höhere Kulturleben ist das Edelmetall, das, zu Geld ausgeprägt, die wirthschaftlichen Kräfte des sozialen Körpers in Bewegung setzt. Die antike Kultur und der römische Staat wären nicht denkbar ohne einen großen Besitz an Gold und Silber, so wenig, wie ohne einen großen Besitz an Eisen. Im Besonderen ein großes stehendes Heer ist nur zu erhalten auf der Basis der Geldwirthschaft. Mit den Steuern, die die Binnen-Provinzen zahlten, wurden die Legionen an den Grenzen erhalten, die ringsum das Reich gegen die Barbaren schützten. Nun trat im dritten Jahrhundert Mangel an Edelmetall ein. Wie das gekommen ist, ist aus den Quellen direkt nicht zu ersehen. Der natürliche Verschleiß von Edelmetall durch Abgreifen, Putzen, Verlieren, Verstecken, Schiffbruch ist zu allen Zeiten nicht ganz gering, und Plinius berichtet, was durch Münzen, die man dort noch in unseren Tagen gefunden, bestätigt wird, daß sehr viel Gold und Silber nach Indien und China geflossen sei, mit welchen Ländern ein bedeutender, aber fast ganz passiver Handel bestand. In chinesischen Chroniken soll zu lesen sein, daß ein Gesandter des Kaisers An-Tun in das himmlische Reich gekommen sei; vielleicht war es ein römischer Kaufmann unter der Regierung des Antoninus Pius.

Auch in die barbarischen Länder, besonders zu den Germanen, ist als Sold und bald als Tribut viel Edelmetall geflossen, das nicht zurückkam, und mancherlei Anzeichen deuten darauf hin, daß alle diese Verluste nicht ersetzt wurden, weil die bis dahin bekannten und betriebenen Bergwerke der Mittelmeerküste für die damalige Technik erschöpft waren. Auch unsere Zeit würde ja nicht entfernt im Stande sein, ihren ganzen Verkehr mit dem vorhandenen Vorrath an Metall zu bewältigen; sie hat verstanden, durch verschiedene Formen von Kreditmitteln, Banknoten, Wechsel, Checks

den Metallfonds zu potenziren. Trotzdem wären wir ohne die unerwarteten großen neuen Goldfunde in Südafrika vielleicht jetzt in Verlegenheit. Auch von den Römern darf man wohl annehmen, daß sie, wenn die Noth größer wurde, die technische Aushülfe des Kreditgeldes gefunden hätten; schon die Karthager haben einmal ein Ledergeld gehabt. Die unentbehrliche Voraussetzung brauchbaren Kreditgeldes sind aber stabile, Vertrauen genießende politische Zustände, und eben in dem Augenblick, wo die Römer diese am nöthigsten gehabt hätten, gingen sie ihnen verloren. Der Kampf der Imperatoren um die Herrschaft, der zugleich der Kampf um's Leben war, verzehrte alle Kraft und nahm alle Aufmerksamkeit in Anspruch. Man wußte sich nicht anders zu helfen, als daß man die Münze fortwährend verschlechterte. Unter Augustus wurde der silberne Denar rein geprägt, unter Nero erhielt er 5—10 Prozent Legirung, unter Trajan 15 Prozent, unter Marc Aurel 25 Prozent, unter Severus, ums Jahr 200, 50 Prozent, unter Gallienus, 60 Jahre später, hatte der an seine Stelle getretene Antonianus zum Theil nur noch 5 Prozent Silber.[1]) Der Denar, der unter Augustus 87 Pfennige nach unserm Geld werth gewesen war, sank bis auf $1^4/_5$ Pfennig unter Diocletian. Die Goldprägung gerieth schon unter Marc Aurel ins Stocken, unter Caracalla wurden die Stücke verkleinert, dann wurde die Ausbringung so unregelmäßig, daß das Gold den Charakter als Münze ganz verlor und nur nach der Wage genommen wurde.[2]) Alle Besitz- und Rechts-Verhältnisse, die auf Geld basirt waren, waren umgestürzt und, in sich selbst aufgelöst, verflüchtigt. Die Geldnoth der wechselnden Kaiser drückte, nachdem man einmal ins Gleiten gekommen war, immer weiter. Die Steuern gemäß den alten Sätzen und Verordnungen brachten keinen Ertrag mehr. Schon Heliogabal hatte einmal verlangt, daß sie in Gold bezahlt würden, aber auch Gold war nicht genügend vorhanden.[3]) Sein Nachfolger Alexander Severus setzte die Steuer

[1]) Nach B. Pick im Handwörterbuch der Staatswissenschaften Bd. V, 918, 2. Aufl.

[2]) Mommsen, Röm. Münzwesen S. 755, S. 777.

[3]) Die Goldmünzen sind zwar im Gewicht reduzirt, aber nicht in der Art, wie die Silbermünzen legirt werden. Auch hieraus wird man schließen dürfen, daß Gold als Münze fast garnicht mehr cirkulirte, sonst hätte man sich das bequeme Mittel, auch hier zur Legirung zu greifen, gewiß nicht entgehen lassen. Quellenmäßig direkt bezeugt wird Goldmangel vita Aureliani 46. cit. Mommsen, Gesch. d. röm. Münzwesens S. 832.

auf 1/3 der bisherigen Forderung herab, um sie einziehbar zu machen.[1]) Maximinus Thrax legte Beschlag auf alle den öffentlichen Spielen gewidmeten Einkünfte und Stiftungen, konfiszirte den Schmuck der öffentlichen Plätze, die Weihgeschenke der Tempel, nicht bloß die aus Gold oder Silber, sondern selbst die aus Bronze, um sie ausmünzen zu lassen.[2]) Aurelian machte einen Versuch, das Geldwesen zu ordnen, mit solcher Gewaltsamkeit, daß es darüber in Rom zu einem großen Aufstand kam; aber weder er, noch seine Nachfolger waren im Stande, das Problem zu lösen.

Den Zustand des römischen Münzwesens im dritten Jahrhundert hat man noch in unserer Epoche mit Händen greifen können, wenn der Zufall einen damals vergrabenen Schatz wieder ans Licht brachte: es sind oft zu vielen Tausenden fast ganz werthlose Billon- und Scheide-Münzen. Silber oder Gold, das man hätte verstecken können, war in den Schränken der römischen Bürger nicht mehr vorhanden. Auf germanischem Boden wiedergefundene Schätze aber bestehen aus den guten alten Münzen: die Barbaren wußten wirkliches Geld und Scheingeld zu unterscheiden und verlangten als Sold oder Tribut etwas Reelles.

Die Währungskatastrophe brachte das blühende Wirtschaftsleben des römischen Weltreichs zur Erstarrung; die Adern dieses Riesenkörpers wurden blutleer und trockneten aus. Im Laufe des dritten Jahrhunderts ist die Geldwirtschaft nahezu abgestorben und die Kulturwelt wieder in die Naturalwirtschaft zurückgeglitten. Man würde das falsch verstehen, wenn man Geldwirtschaft und Naturalwirtschaft als absolute Gegensätze auffaßt; das sind sie nicht, auch in der höchst entwickelten Geldwirtschaft erhalten sich gewisse Reste und Elemente der Naturalwirthschaft, und die Naturalwirthschaft, in die das wirthschaftliche Dasein der Kulturwelt im 3. Jahrhundert zurückgeglitten ist, um darin, wie man es zu datiren pflegt, 11—12 Jahrhunderte zu verharren, diese Natural-

---

[1]) Dem Wortlaut nach muß die Stelle Scrpt. Hist. Aug. Vita Alexandri cap. 39 so verstanden werden, daß die Steuer auf ein Dreißigstel herabgesetzt worden sei. Aber die von Rodbertus vorgeschlagene Verbesserung und Interpretation, wonach es sich um ein Dreißigstel des Katasterwerthes handelt, während vorher ein Zehntel verlangt war, hat wenigstens den Vorzug, etwas sachlich Mögliches und Glaubhaftes zu schaffen. Vergl. M. Weber Röm. Agrargeschichte S. 194.

[2]) Seeck, Preuß. Jahrb. 56, 279.

wirtschaft hat des baaren Geldes und seines Gebrauchs nie völlig entbehrt. Es handelt sich nur um ein so starkes Hervortreten des einen, Zurücktreten des andern Elements, daß man kurzweg a potiori die Ausdrücke Geldwirthschaft und Naturalwirthschaft gebrauchen darf.

Mit aller Gewalt suchte Diokletian (284—305), nachdem es ihm mit hohem staatsmännischen Geschicke gelungen war, wieder auf einige Zeit ein stabiles Regiment aufzurichten, auch das Währungs- und Wirthschaftssystem wieder zu ordnen. Durch ein ungeheures Preisregulativ, das in allen Städten des Reichs in Stein gehauen aufgestellt und uns dadurch in vielfachen Bruchstücken urkundlich zum großen Theil erhalten ist, suchte er das völlig verloren gegangene Gleichgewicht zwischen Geld und Waare gesetzlich zu fixiren. Aber alle Todesstrafen, die deshalb verhängt wurden, vermochten nichts gegen die Kraft der natürlichen Wirthschaftsgesetze. Im einzelnen bleibt der Forschung hier noch vieles aufzuklären, uns genügt es, die Thatsache des fortschreitenden Uebergangs zur Naturalwirthschaft festzustellen.

Der Staat, in der Unmöglichkeit, baare Steuern einzuziehen, dehnte das Lieferungswesen, das von je daneben bestanden hatte, mehr und mehr aus. Die Gewerke wurden zu festen erblichen Korporationen zusammengeschlossen, um die öffentlichen Arbeiten auszuführen. Die Bäcker buken das Brot, die Schiffer verfrachteten das Getreide, die Bergleute schürften, die Fischer fischten, die Landleute lieferten und stellten Fuhren, die Stadträthe veranstalteten die öffentlichen Spiele und heizten die Bäder. Die Beamten erhielten als Gehalt bestimmte Rationen und Portionen aus den öffentlichen Magazinen, Getreide, Vieh, Salz, Oel, Kleider und in baar nur ein Taschengeld.

Wie wirkte diese wirthschaftliche Abwandlung auf den Organismus der Armee?

Die erste Spur des zu Thal gehenden Weges finde ich bereits unter Septimius Severus (193—211), von dem uns berichtet wird, er habe den Soldaten die Korn-Portion vergrößert und erlaubt, mit ihren Frauen zusammenzuwohnen. Man hat das wohl als eine bloße Gunsterweisung und Laxheit aufgefaßt, aber dieser Kaiser war ein sehr erfahrener und tüchtiger Soldat, der

eine so verhängnißvolle Konzession gewiß nicht machte ohne sehr starke, ja zwingende Gründe. Diese Gründe aber werden klar, wenn man die beiden Bestimmungen nicht isolirt, sondern als innerlich zusammenhängend betrachtet. Der Kaiser, unter dem bereits die Legirung des Silber-Denars bis auf 50% gekommen war, war außer Stande die Soldaten regelmäßig in Gelde zu löhnen; er vergrößerte deshalb ihre Natural-Bezüge und gab ihnen die Möglichkeit, die größeren Portionen zu verwerthen, indem er ihnen erlaubte, sie mit ihrer Familie zusammen zu verzehren.

Hiermit harmonirt eine jüngst aufgefundene Inschrift aus seiner Regierung, in der sich ein Soldat Pächter des Legions-Ackers nennt[1]), und von Alexander Severus hören wir bereits,[2]) daß er bestimmte, die den Grenz-Soldaten angewiesenen Aecker sollten nur dann an ihre Erben übergehen, wenn sie wieder Soldaten wären. Die Legionare also, die früher, in den Lagern und Kastellen fest zusammengehalten, in steter Disziplin lebten, die vor dem Gesetz ein eheliches Weib nicht einmal haben durften, wohnten jetzt draußen verstreut mit Weib und Kind in ihren Hütten, bestellten die Aecker und kamen nur noch zeitweilig zum Dienst zusammen. Wie weit auch unter den Severen diese Entwickelung noch hintangehalten sein mag, in der auf sie folgenden Generation hat sie sich bereits definitiv durchgesetzt.

Damit ist das Wesen der römischen Legion aufgehoben.

Der Mann, der uns als der charakteristische Typus des römischen Kriegerthums erschienen ist, der Centurio, verschwindet

---

[1]) Am 1. Okt. 205 weihte der Soldat C. Jul. Catullinus von der 14. Legion dem Jupiter einen Altar und nennt sich darauf „conductor prati Furiani lustro Nert. Celerini primi pili." Die Inschrift ist gefunden am Schaflerhof, südlich von Petronell bei Wien, und publizirt i. Ber. d. Ver. Carnuntum in Wien f. d. Jahr 1899 S. 141. Danach wurde also Legions-Acker (pratum) an Soldaten regelmäßig verpachtet; aus derselben Zeit haben sich an verschiedenen anderen Stellen ebenfalls „lustra" auf Inschriften erwähnt gefunden. Schon der Herausgeber, Bormann hat das sicher mit Recht zusammengebracht mit der Erlaubniß, die Septimius Severus den Soldaten gab, mit ihren Frauen zusammenzuwohnen.

In dem Militär-Diplom Nr. 90 C. I. L. III suppl. S. 2001 wird anscheinend von den Söhnen von milites castellani gesprochen (erhalten sind nur die Buchstaben . . . . . lani). Da nur von den Söhnen von Centurionen und Dekurionen die Rede ist, so hat Seeck (Paulys Real-Encyklopädie, s. v. castellum; castellani) geglaubt, eine besondere, über den Gemeinen stehende Soldatenart darin erblicken zu sollen. Ich glaube die Inschrift eher auch in den obigen Zusammenhang einordnen zu sollen. Mommsen setzt sie zwischen die Jahre 216 und 247.

[2]) Vita cap. 58.

mit dem Ende des dritten Jahrhunderts aus den Inschriften. In den späteren Gesetzbüchern erscheint er als Bureau-Beamter.

Der Name der Legion bleibt noch lange; in dem Staatshandbuch aus dem Anfang des 5. Jahrhunderts, der Notitia dignitatum, werden, während Septimius Severus 33 hatte, deren etwa 175 gezählt, aber es sind, wie schon diese Zahl zeigt, kleine Truppenkörper ganz anderer Art. Noch immer wird, wie unter den früheren Kaisern, der Form nach ausgehoben, der Sache nach geworben, oft auch gepreßt für die Legionen. An gesunden und kräftigen jungen Leuten fehlte es in dem weiten Reiche nicht. Die Volksmenge, über die man verfügte, war weit größer, als zur Zeit des Augustus, aber der militärische Organismus, der aus den Rekruten Soldaten formirt und den Werth der alten Legionen ausgemacht hatte, war verschwunden.

Die altrömische Armee aber war, wie wir wissen, aus zwei wesentlich verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzt gewesen: neben den mehr oder weniger romanisirten Legionen und den sich allmählich ebenfalls romanisirenden Provinzial-Auxilien, deren Werth auf ihrer militärischen Disziplin beruhte, gab es die vollen Barbaren, deren militärischer Werth auf ihrer ungebrochenen Wildheit beruhte. Dieser militärische Werth wurde weder durch die zerstörte Autorität des allerhöchsten Kriegsherrn, noch durch die neuen wirthschaftlichen Zustände berührt.

Wir haben in früheren Abschnitten dieses Werkes die Frage aufgeworfen (Bd. I S. 475), wie sich wohl der kriegerische Werth einer römischen Legion zu dem einer ebenso großen Schaar tapferer Barbaren verhalten habe, und sind zu dem Ergebniß gekommen, daß die römische Zucht zu viel mehr als etwa dem gleichen Werth es doch nicht zu bringen vermochte. Die Ueberlegenheit der römischen Heere war viel mehr strategischer als taktischer Natur: daß ihre Feldherren fähig waren, an der entscheidenden Stelle die numerische Ueberlegenheit zu entwickeln. Wenn nun das von den bestdisziplinirten römischen Legionen gilt, so ist klar, daß mangelhaft disziplinirte gegen Barbaren nicht bestehen konnten. Aus Cäsars Erzählungen ist bekannt, und er selber weist immer wieder darauf hin, welch' ein Unterschied zwischen alten und neuen Truppen sei. Die römischen Legionare seit den Severen, die als Bauern

lebten und nur zum Dienst zusammengerufen wurden, schlugen sich wohl noch, aber es waren nicht mehr die Legionen des Germanicus und Trajan. Auch die römischen Legionen vor Cäsar waren immer nur für den Krieg zusammenberufen worden, aber sie hatten sich auch sehr oft nicht bewährt und hatten sich erst im Kriege selbst wieder gestählt: beim ersten Zusammentreffen mit den Cimbern und Teutonen war es ihnen schlecht genug ergangen, und wir wissen, mit welcher Furcht sie gegen Ariovist auszogen. Erst indem sie zu vollen Berufssoldaten geworden waren, hatten sie ihre volle Leistungsfähigkeit entwickelt. Indem sie jetzt diese Eigenschaft wieder abstreiften und wieder mehr den Miliz-Charakter annahmen, verschob sich das Werthverhältniß nicht nur dem Feinde gegenüber, sondern auch innerhalb des kaiserlichen Heeres selbst, den barbarischen Hülfstruppen gegenüber, um so mehr, als diese durch den römischen Dienst und durch die Ausstattung mit römischen Schutz- wie Trutzwaffen ihren natürlichen Werth noch gesteigert hatten: nicht mehr die Legionen, sondern die Barbaren, also namentlich die Germanen waren jetzt der beste Theil der Armee, und mit reißender Schnelligkeit überflutete dieser Strom das ganze römische Heerwesen. Denn in den Bürgerkriegen, die nunmehr die römischen Imperatoren untereinander führten, hatte derjenige die größte Aussicht, zu siegen, den Thron zu behaupten und das eigene Leben zu retten, der die meisten Barbaren in die Schlacht zu führen vermochte. Wetteifernd nahmen die Kaiser nicht nur einzelne Reisläufer, sondern ganze Völkerschaften in ihren Dienst, rüsteten sie aus und führten sie bis in das Herz des römischen Reiches, um mit ihrer Hülfe den Thron zu erobern oder zu vertheidigen.

Im 4. Jahrhundert bietet das römische Heer einen von Grund aus veränderten Anblick. Es scheint, daß Diokletian die durch die Naturkraft der veränderten Umstände heraufgeführte Abwandlung in ein System gebracht und Constantin die neue Ordnung vollendet habe. Die Truppe zerfällt jetzt in vier besondere Gruppen, die palatini, comitatenses, pseudocomitatenses, limitanei. Die alte Leibgarde der Prätorianer, die sich aus Italikern rekrutirte, hatte bereits Septimius Severus aufgehoben und an ihre Stelle ein neues Gardekorps gesetzt, für das die Legionen die Mannschaften abgaben, so daß die Versetzung in diese Garde für den

gutgedienten Mann in der Provinz-Legion eine Belohnung bildete. Eine eigentliche militärische Bedeutung hatte diese Reform nicht gehabt; sie ist nur politisch wichtig als Symptom für das Schwinden der alten Herrschaftsstellung Roms und Italiens über den Provinzen.[1]) Finden wir jetzt palatini genannte Truppen, so ist das nichts wesentlich anderes, als die Garde ehemals. Neben dieser Garde aber giebt es jetzt besondere Truppen, die comitatenses genannt werden, weil sie den Kaiser zu begleiten pflegen. Das ist insofern eine Neuerung, als, wie wir wissen, in der älteren Zeit fast die ganze Armee an den Grenzen stand. Die Kaiser konnten aber jetzt größere Truppenkorps, die ihnen unmittelbar zur Hand waren, nicht mehr entbehren, wenn sie auch darüber, was ihnen die Schriftsteller zum Vorwurf machen, die Grenzen entblößten und den Einfällen der Barbaren preisgaben.

Freilich standen auch an den Grenzen noch Truppen, die limitanei oder riparienses genannt. Aber der Schutz, den diese gewähren konnten, war gering, denn sie sind nicht disziplinirte Korps, sondern in dem Sinn, wie wir das Wort heute gebrauchen, Grenzer, Bauern, denen die Verpflichtung des Kriegsdienstes zum Zwecke der Grenzhut auferlegt ist. Wir haben oben schon gesehen, wie wenig, germanischen Kriegern gegenüber, von solchen Milizen zu erwarten ist — so wenig, daß eben hierin die Erklärung für die vierte Truppenart, die pseudocomitatenses zu finden sein wird. Da die limitanei allein wohl nur gegen Räuberbanden etwas leisten konnten, so werden immerhin auch einige geschlossene Truppentheile an der Grenze stationirt geblieben sein, denen man, da sie den Kaiser zwar nicht begleiteten, aber eine ähnliche Organisation hatten wie die comitatenses, jenen wunderlichen Namen gab.

Die Auflösung der Armee in diese verschiedenartigen Truppentheile giebt die Erklärung für die ungeheure Vermehrung der Legionenzahl. Die alten Legionen waren aufgelöst; ein Theil der Mannschaften war in der Gegend der alten Garnison angesiedelt als limitanei, andere hielten noch zusammen als pseudocomitatenses, noch andere waren übergegangen in die comitatenses

[1]) Den militärischen Spielereien Caracallas, von denen Dio 77,7 und Herodian IV, 8, 2, 3 berichten, glaube ich keine Bedeutung beilegen zu dürfen.

oder palatini: alle die Bruchstücke und Neu-Organisationen führten den Namen Legion weiter; vorwiegend wird aber jetzt als Bezeichnung eines Truppenkörpers, besonders des Feldheeres, der einfache Namen „numerus", „Anzahl", gebraucht.

Könnten wir uns vorstellen, daß in den Gruppen der palatini, comitatenses und pseudocomitatenses, oder auch nur in den beiden erstgenannten Gruppen die alte römische Disziplin noch fortgelebt hätte, und wäre es außerdem richtig, daß das römische Heer im Ganzen numerisch sehr verstärkt worden war, so würde die neue Gestalt, in der es uns entgegentritt, keineswegs als eine Verschlechterung erscheinen. Man würde dann sagen können, daß die alten Prätorianer in den palatini, die Legionen in den comitatenses fortlebten und dieses Berufs- und Feldheer durch die Grenzmiliz der limitanei ergänzt und verstärkt worden sei.

So ist es aber nicht gewesen. Die Gesammtzahl des römischen Heeresaufgebots, namentlich wenn wir die nur noch halbe Soldatenqualität der limitanei in Betracht ziehen, ist eher noch vermindert, als vermehrt worden, und die Legionen genannten Truppentheile haben wir uns nicht mehr als die scharfexerzirten und disziplinirten Legionare der klassischen Zeit, sondern als mehr oder weniger geübte und brauchbare Söldnerhaufen vorzustellen. Je mehr Barbaren unter ihnen sind, desto besser ist es. Vom Kaiser Probus wird erzählt, er habe 16000 germanische Rekruten unter die Legionen vertheilt, damit man sich wohl der barbarischen Kraft bediene, aber nicht zu sehr offenbar werde, durch wen man siege. Die Naturkraft sollte ersetzen, was die Disziplin nicht mehr vermochte.

Mit der römischen Disziplin war auch die eigenthümliche römische Fechtweise, die kunstvolle Verbindung des Pilenwurfs mit dem Schwertkampf, der nur mit einer sehr gut eingeübten Truppe möglich ist, verloren gegangen.[1])

---

[1]) Petersen, Die Markus-Säule, Textband S. 44, sagt von den Legionaren des Reliefs: „Ihr Schild ist selten ein richtiges scutum, ihre Lanze nie als pilum charakterisirt." Ferner S. 45, „manchmal haben sie Hosen". Das sind auffallende Erscheinungen, die ich nicht recht zu erklären weiß. Auch in Tacitus' Erzählung aus dem Germanenkriege ist es mir aufgefallen, wie wenig die Eigenthümlichkeit des römischen Pilenkampfes hervortritt.

Auch die Römer wandten jetzt als Kampfesform den germanischen Gevierthaufen, den Eberkopf, an.

Die barbarischen Auxilien, die ehedem eine Hülfskraft im römischen Heerwesen gebildet hatten, bilden jetzt das Knochengerüst und die Kraft. Auch in der Rangordnung wird der Grundsatz erkennbar: je barbarischer, desto vornehmer, je römischer, desto geringer. An den Weih-Inschriften kann man beobachten, wie seit der Mitte des dritten Jahrhunderts der Dienst des Mars und des Herkules vordringt und die capitolinischen Götter zurücktreten. Herkules ist der Gott der Germanen, Donar.[1])

Die römischen Heerführer waren ehedem die Senatoren gewesen. Noch die ersten Jahrhunderte des Kaiserthums hindurch haben wir die eigenthümliche Erscheinung, daß, während die Armee im strengsten Sinne des Wortes aus Berufssoldaten besteht, gerade die höchsten Anführer den Charakter als Beamte behalten. Jetzt ist der Legat mit Senatorenrang verschwunden, ein bloßer Soldat ist Kommandeur der Legion, und bald ist er nicht mehr Römer, sondern Germane. Nothwendig scheidet sich nunmehr, was bisher nicht der Fall war, das Civil-Beamtenthum vom Offizierkorps bis in die höchsten Spitzen. Man hat das bisher wohl aufgefaßt als einen von dem Kaiser Gallienus beabsichtigten Schachzug gegen den Senat; man darf es aber auch umkehren: es handelt sich weniger um eine Minderung der Funktionen der Senatoren, als um die Erhaltung des bürgerlichen Staates in den Händen der Römer, da die Truppenführung in die Hände der Barbaren hinüberzugleiten beginnt.

Das Heer des römischen Staates wird germanisch. Die römischen Legionen sind von den Barbaren nicht endlich besiegt und überwunden, sondern sie sind durch die Söhne des Nordens ersetzt worden. Diese Thatsache und ihre Erkenntniß öffnet das Thor, durch das man eintritt in die neue Epoche der Weltgeschichte, die wir die Völkerwanderung nennen.

1. Die Bevölkerungs-Bewegung.

Ueber den wirthschaftlich-sozialen Zustand im römischen Kaiserreich ist die herrschende Lehre einigermaßen zwiespältig. Auf der einen Seite läßt

[1]) v. Domaszeski, Die Religion des römischen Heeres. S. 49, vgl. auch S. 113.

sich nicht verkennen, daß eine hohe Blüthe vorhanden war; die Trümmer der gewaltigen Bauwerke jener Zeit sind noch heute redende Zeugen. Auf der anderen Seite findet man in den alten Quellen so viel Klagen über Verfall, daß man sich ihnen nicht glaubt entziehen zu können und von fortdauerndem Niedergang, namentlich stetem Rückgang der Bevölkerung spricht. Die erste Ordnung ist in diese Wirrniß durch J. Jung in den „Wiener Studien" I, 185 (1879) und Max Webers „Römische Agrargeschichte" (1891) gebracht worden, aber weder diese Forscher selbst, noch Ed. Meyer in seinem sonst höchst verdienstlichen Aufsatz „Wirthschaftliche Entwickelung des Alterthums" (Conrads Jahrbücher f. National-Oekonomie 1895) scheinen mir in der Korrektur der Ueberlieferung weit genug gegangen zu sein.

Sieht man die einzelnen Quellenstellen, die den Rückgang der Bevölkerung bezeugen sollen, genauer an, so erkennt man, daß es sich entweder um lokale oder um temporelle Erscheinungen handelt, die für das ganze Reich und die Jahrhunderte nichts beweisen.

Wenn Plinius (hist. nat. VII, 45) berichtet, wie Augustus einmal aus Mangel an junger Mannschaft habe zur Aushebung von Sklaven schreiten müssen, oder wenn im Leben Marc Aurels (Scr. Hist. Aug. cap. 11) einmal die Wendung „Hispanis exhaustis" vorkommt, so ist daraus nichts zu schließen. Es handelt sich um zufällige, augenblickliche Verlegenheiten; Spanien z. B. unter Marc Aurel war durch die Pest sehr mitgenommen.[1])

Wenn Domitian i. J. 92 verbot, Kornfelder in Weinberge zu verwandeln, und in den Provinzen sogar die Hälfte aller Weinberge eingehen zu lassen befahl (Sueton 7), so deutet das keineswegs auf eine ungünstige, sondern eher auf eine gar zu üppige Entwickelung der Volks- wie Landwirthschaft. Eine augenblickliche Theuerung in den Kornpreisen gab den Anlaß; man glaubte den Grund in der zunehmenden Trunksucht zu sehen, der Bevorzugung der Weinkultur durch die Landwirthe, der Gewohnheit, sich auf die Getreidezufuhr von Außen zu verlassen: deshalb ein Luxusgesetz, das das Volk zu den einfacheren Anbau- und Verbrauchs-Sitten der Väter zurückführen sollte.

Sicilien wird schon von Strabo (VI, Kap. 1) als zurückgekommen und arm an Menschen geschildert. Ueber Griechenland, im Besonderen Euböa, und über die nächste Umgebung von Rom selbst, das einst so fruchtbare alte Latium hören wir Aehnliches. Aber das sind von dem ganzen großen römischen Reich nur sehr kleine Stücke, und es hatte bei ihnen besondere Ursachen. Daß der Ackerbau in der unmittelbaren Nähe einer sehr großen Stadt zurückgeht und durch Weidewirthschaft ersetzt wird, ist auch anderswo beobachtet worden; Ed. Meyer a. a. O. führt als Analogon das heutige Dublin an. Sicilien hatte durch die Sklavenkriege sehr gelitten, führte aber

[1]) Ebenso wenig ist zu schließen aus der Inschrift C. J. L. X, 1401, die nicht verbietet, auf das Land zu ziehen, sondern nur Gebäude auf Abbruch zu verkaufen, um dabei Gewinn zu machen.

trotzdem noch immer erheblich nach Rom aus. Auch Italien war im letzten Jahrhundert der Republik durch die Groß-Weide-Wirthschaft und den landwirthschaftlichen Betrieb mit Sklaven zurückgegangen, füllte sich aber im ersten Jahrhundert p. C. von Neuem mit Kolonen-Familien.[1]) Wenn man überlegt, daß von Mittel-Italien aus in 300 bis 400 Jahren das gewaltige Keltengebiet, Ober-Italien, Frankreich, Britannien, die Rhein- und Donau-Länder, ferner Spanien und Nord-Afrika, endlich noch Dacien latinisirt worden sind, so ist das nicht anders denkbar, als vermöge einer sehr starken Auswanderung. An den Grenzen latinisirten die Legionen, aber im Binenlande lagen sehr wenig oder gar keine Truppen; die wenigen von Rom aus in die Provinzen gesandten Beamten kommen kaum in Betracht; bäuerliche Kolonisation höchstens an einigen Stellen. In der Hauptsache muß die Latinisirung getragen worden sein von einer Kaufmanns- und Handwerker-Ansiedelung in den Städten. Die Städte sind auf die Dauer das Maßgebende für den Sprach-Charakter eines Landes, nicht die Bauerschaften. Städte ändern ihren sprachlichen Charakter ziemlich leicht und schnell. Die Aenderung schreitet vor von oben nach unten; auch eine nicht sehr große Zahl von Einwanderern, die an Kapital und Technik die Ueberlegenheit hat, genügt, gestützt auf die politische Herrschaft, eine Landschaft zu entnationalisiren. So erklärt sich die reißend schnelle Inkorporirung des ganzen Occidents durch den latinischen Stamm. Während ein Unterstrom fortwährend proletarische Elemente aus Italien und aus der ganzen Welt nach Rom zog, ging ein Oberstrom von ebenda in die Provinzen. Aus dem Konfluxus der Menschenmassen in Rom hoben sich fortwährend so viele thatkräftige und betriebsame Persönlichkeiten nach oben, daß sie fähig wurden, als Vertreter der hauptstädtischen Ueberlegenheit in die Provinzen zu gehen, dort prosperirten, ein neues wirthschaftliches und soziales Leben schufen und zugleich romanisirten. Von Cadix und Padua ist uns zufällig die Nachricht erhalten, daß dort im ersten Jahrhundert nicht weniger als 500 römische Ritter (Großkaufleute) lebten.[2]) Die unmittelbaren Vorfahren der Menschen, die in Gallien, Spanien und Afrika das lateinische Wesen vertraten und ausbreiteten, waren vielleicht aus eben diesen Provinzen nach Rom gekommen und dort latinisirt worden. Die Thatsache dieses Doppelstromes in der Bevölkerungsbewegung dürfte keinem Zweifel unterliegen, da auf der einen Seite nothwendig eine starke Auswanderung in die Provinzen angenommen werden muß — denn ohne sie wäre die schnelle Latinisirung nicht zu erklären —, auf der andern dieser Verlust fortwährend ersetzt wurde, Rom eine sehr große Stadt blieb und wohl sogar noch wuchs.

Hat also eine unausgesetzte, sehr starke Wanderung, eine fortwährende Schiebung stattgefunden, so ist es natürlich, daß dabei auch mancherlei

---

[1]) Hartmann, Archäol.-epigraph. Mittheil. a. Oestr. 1894. Heft 2, S. 126.
[2]) Strabo III, 5, 3, IV, 5, 7.

schmerzhafte Friktionen vorkamen und manche Gegenden aus mehr oder weniger zufälligen Ursachen zurückgingen, während doch das Ganze wuchs.

Im Besonderen ist aus den häufig wiederholten Klagen über den Mangel an ländlichen Arbeitern und wüste Acker (agri deserti) keineswegs auf einen Rückgang der gesammten Bevölkerung zu schließen. Auch aus dem heutigen England in all' seiner wirthschaftlichen Ueppigkeit ertönt die Klage, daß ganze Landstrecken aus Mangel an Händen unbebaut bleiben müssen, und in unserem Ostelbien würden heute halbe Kreise brach liegen, wenn wir nicht jährlich einige Hunderttausend fremde Landarbeiter aus dem Osten bezögen. Dabei nimmt die Bevölkerung des Deutschen Reiches jährlich um nicht weniger als 800000 Seelen zu. Wenn also schon Plinius über Mangel an ländlichen Arbeitskräften klagt, wenn man seit Hadrian die Kolonen gewaltsam auf den Gütern festzuhalten suchte, wenn Pertinax (193) die Okkupation unbebauten Landes gestattete und beförderte,[1]) wenn wir seit Aurelian (270—275) legislative Verordnungen über wüste Aecker finden,[2]) so sind das Alles noch ganz und gar keine Beweise für den Rückgang der Bevölkerung.

Irgend eine Zahl, die uns einen Anhalt gäbe für die Bewegung der Bevölkerung unter den Kaisern, ist uns nicht erhalten,[3]) daß aber thatsächlich keine Abnahme, sondern eine wesentliche Zunahme stattgefunden hat, ergiebt sich aus folgenden Erwägungen und Zeugnissen.

Appian (um die Mitte des 2. Jahrhunderts) bezeugt (Einleitung, 7. Kapitel) eine hohe wirthschaftliche Blüthe. Dies Zeugniß wird bestätigt durch die großen Bauten, namentlich die Straßenbauten, die theils noch heute erhalten, theils durch zahlreiche Inschriften bezeugt sind.[4]) Straßenbauten durch Jahrhunderte hindurch dürften der sicherste Gradmesser für steigenden Volkswohlstand sein, der existirt. Keine monarchischen Launen, kein militärischer Zweck kann konstant so große Kraftaufwendungen erklären, wenn nicht starke wirthschaftliche Kräfte und Zwecke dahinterstehen.[5])

---

[1]) Herodian II, 4, 6.

[2]) Hartmann, Archäol.-epigr. Mitth. a. Oestr. 1894, H. 2, S. 131.

[3]) Die letzte Censuszahl, die uns erhalten ist, ist das Ergebniß der Zählung unter Claudius i. J. 48 p. C. (Tacitus Ann. XI, 25). Es wurden gezählt römische Bürger (Seelenzahl) 5984072. Der Census i. J. 14 p. C. hatte ergeben 4937000. Aus der Steigerung ist jedoch nichts zu schließen, da man nicht weiß, wie weit sie auf Vermehrung, wie weit auf Verleihung des Bürgerrechts beruht. Vgl. Ed. Meyer, Handwörterbuch d. Staatswissenschaften, Artikel „Bevölkerungswesen"

[4]) In der Geschichte der römischen Kaiserzeit von H. Schiller sind zu jedem Kaiser die Bau-Inschriften gesammelt. Vgl. namentlich noch dort II, 738 (Severus) II, 753. 772. 798. 871. III, 151.

[5]) Max Weber in seiner so sehr verdienstlichen Römischen Agrargeschichte hat freilich die Ansicht ausgesprochen, daß die römischen Kunststraßen nur militärische, nicht wirthschaftliche Bedeutung gehabt hätten. Das gilt aber nur im Vergleich zu modernen Massen-Transporten. Für militärische Zwecke hätte man seit Herstellung der inneren Sicherheit gewiß nicht im Binnenlande so viele Straßen gebaut, und Panegyr. VIII kann man lesen: „selbst die Heerstraße ist schlecht und uneben und erschwert den Transport der Früchte sowohl, als die öffentlichen Sendungen". Cit. Jac. Burckhardt, Constantin, dritt. Abschn. S. 85.

Wachsender Wohlstand wiederum ist schlechthin unvereinbar mit dauerndem Rückgang der Bevölkerung. Wir haben ja heute in Frankreich das Beispiel wachsenden Wohlstandes bei fast stagnirender Bevölkerung. Aber selbst wenn das römische Reich in den 265 Jahren von Augustus bis Alexander Severus nur so langsam an Seelenzahl zugenommen, wie Frankreich im 19. Jahrhundert, so hätte es sich schon beinah verdreifacht, denn Frankreich hat immer noch eine durchschnittliche Zunahme von 0,04 Prozent gehabt, und das ergiebt eine Verdoppelung in 174 Jahren. Die antike und mittelalterliche Bevölkerungsbewegung wird sich von der modernen wesentlich unterscheiden durch Mangel an Constanz. Auch in den friedlichen Zeiten des römischen Kaiserthums hören wir sehr häufig Klagen über Pest und Hungersnoth, die in der Bevölkerungsgeschichte der heutigen Kulturwelt kaum noch eine Rolle spielen. Die Zunahme ist deshalb im Alterthum trotz wirthschaftlicher Prosperität im Ganzen gewiß nicht sehr stark gewesen, aber es gehört auch nur ein kaum bemerkbares jährliches Minimum dazu, um in zweieinhalb Jahrhunderten doch schon eine Verdoppelung hervorzubringen, und eine Vermehrung von 60 auf 90 Millionen Seelen werden wir ganz gewiß ohne Uebertreibung ansetzen dürfen.

Ich halte es nicht für unmöglich, daß die Vermehrung noch erheblich größer gewesen ist; aber selbst wenn sie das Doppelte betragen hätte, so wäre sie immer noch im Verhältniß zu der natürlichen Fortpflanzungs-Fähigkeit der Völker äußerst gering. Das erklärt uns die Gesetze des Augustus und späterer Kaiser zur Beförderung der Ehen und Aufbringung von Kindern. Man könnte diese Gesetzgebung wohl ganz aus unserer Betrachtung ausschalten, da sie sich doch nur auf eine bestimmte dünne Schicht der Bevölkerung, im Besonderen der Stadt Rom, bezieht. Aber ganz abgesehen davon, war ja auch nach unserer Annahme die Volksvermehrung so klein, daß die Zeitgenossen kaum zu erkennen vermochten, ob überhaupt ein Fortschritt stattfinde, und die kaiserliche Ehe-Gesetzgebung zwingt keineswegs zu dem Schluß, daß eine absolute Stabilität oder gar ein Rückgang stattgefunden habe, sondern setzt nur voraus, daß in der römischen Bürgerschaft, oder nur in gewissen Theilen der Bürgerschaft, die Vermehrung weit hinter dem naturgemäßen Wachsen zurückblieb. Zeitweilig mag auch ein wirklicher Rückgang stattgefunden haben. Aber weder die Klagen der Schriftsteller, noch diese Gesetzgebung stehen im Wege, daß wir im Ganzen einen langsamen Fortschritt annehmen.

Positiv bezeugt wird uns die Menschenfülle für Afrika durch Herodian III, 4. Eine Reihe von großen Städten, namentlich Karthago, ist hier ohnehin sicher, Herodian fügt aber (zum Jahre 237) auch noch ausdrücklich hinzu, daß es viel Landbauer habe. Heisterbergk, Die Entstehung des Kolonats (1876), S. 113 ff, hat durch mancherlei Vergleiche die Glaubwürdigkeit dieses Zeugnisses noch besonders erhärtet.

Für Spanien finde ich ein Zeugniß bei Jung, „Die romanischen Landschaften des römischen Reichs", Bd. I, S. 43. Hier wird ein Geograph aus dem Anfange des 4. Jahrhunderts citirt, der über Spanien schreibt:

„Ein breites, großes Land, reich an Männern, die in allen Geschäften erfahren sind. Es exportirt Oel und Schmalz, Schinken und Zugvieh nach allen Weltgegenden, besitzt alle Güter und ragt in Allem hervor."

Daß Gallien und Ober-Italien unter den Kaisern blühend und volkreich waren, wird eigentlich von keiner Seite bezweifelt. Die Literatur zeigt hier eine so entwickelte städtische Kultur, daß sie ohne allgemeine wirthschaftliche Blüthe nicht denkbar ist.

Die Bevölkerung Egyptens hat Diodor I, 31 auf 7 Millionen angegeben, Josephus II, 385 auf $7^1/_2$ Millionen abgesehen von Alexandria, also mit dieser Stadt waren es wenigstens 8 Millionen. Mag die Berechnung auch gewissen Zweifeln unterliegen (vgl. Bd. I S. 201) und, wie ich Seeck, Gesch. d. Unterg. d. antiken Welt I, 505 gern zugebe, aus solchen sich zufällig dem Vergleich bietenden Zahlen, ein sicherer Schluß nie gezogen werden können, so haben wir doch auch hier wenigstens ein Wahrscheinlichkeits-Zeugniß nicht nur gegen Verminderung, sondern für eine sehr bedeutende Vermehrung. Die neuerdings gefundenen Papyri bestätigen, daß Egypten unter den Kaisern sehr stark bevölkert war. Erman und Krebs „Aus den Papyrus der Königlichen Museen" (1899) S. 161 stellen aus einer Steuerdeklaration fest, daß unter Marc Aurel in dem zehnten Theil eines Hauses im Faiyum nicht weniger als 27 Personen wohnten. Wo die Bevölkerung sich so zusammendrängt, muß sie sehr zahlreich sein.

Alles Gesagte soll nun im Wesentlichen nur bis zu der großen wirthschaftlichen Abwandlung von der Mitte des 3. Jahrhunderts an gelten. Wie der Rückfall in die Naturalwirthschaft auf die Bevölkerungs-Bewegung eingewirkt hat, bleibe zunächst dahingestellt. Sehr schnell und stark wird die Einwirkung jedenfalls weder nach der einen noch nach der anderen Seite gewesen sein.

2. Vorrath an Edelmetall.

Es wäre höchst werthvoll, wenn eine Spezial-Untersuchung sich noch näher mit der Frage des Schwindens des Edelmetalls im 3. Jahrhundert beschäftigen wollte. In unserem grundlegenden Werk, der monumentalen „Geschichte des römischen Münzwesens" von Mommsen, ist diese Seite gegenüber der Verschlechterung der Münze selbst etwas zurückgetreten. Ich will wenigstens zusammenstellen, woraus sich mir die Ueberzeugung ergeben hat, daß es sich thatsächlich auch, und vielleicht zu allererst, um einen zu geringen Bestand an Edelmetall gehandelt hat, weil die Bergwerke nichts mehr gaben oder wenigstens in ihrem Ertrage sehr zurückgegangen waren.

Daß die Erträge der antiken Bergwerke zeitweilig sehr reich waren, unterliegt keinem Zweifel. In Griechenland muß im fünften Jahrhundert viel Gold cirkulirt haben, und über den Silberreichthum Spaniens können die antiken Schriftsteller sich kaum genug thun. Der Dichter Statius im ersten Jahrhundert nennt unter den Einnahmen des Fiskus an erster Stelle „quidquid ab auriferis ejectat Iberia fossis Dalmatico quod monte

nitet.“ Aber über einige Jahrhunderte hinaus hält die Edelmetall-Gewinnung an einem Platz so leicht nicht vor. Von den attischen Silberbergwerken in Laurion wird uns direkt berichtet, daß sie schon in den letzten Jahrhunderten vor Christus stark zurückgingen und endlich ertraglos wurden.[1]) Ueber Spanien haben wir kein direktes Zeugniß; die Angabe bei Marquardt (Röm. Staatsverwalt. II, 260), daß die spanischen Silbergruben schon im Beginne des ersten Jahrhunderts wenig ausgiebig gewesen, scheint auf einem Irrthum zu beruhen, wenigstens ist es mir nicht gelungen, eine Quelle dafür zu entdecken, und sonst spricht Alles dafür, daß Spanien noch in den beiden ersten Jahrhunderten unserer Aera einen sehr reichen Bergbau gehabt hat. Auch gelang es den Römern, z. B. in Dacien, noch ganz neue Erzfelder zu entdecken, die eifrig betrieben wurden. Dann aber trat ein solcher Niedergang ein, daß Hirschfeld in seinen „Untersuchungen auf dem Gebiete der römischen Verwaltungsgeschichte“ S. 91 sagen kann, auf keinem anderen Gebiet sei er so jäh und so frappant. Die Notitia dignitatum hat nur noch einen einzigen kaiserlichen Bergwerksbeamten, und zwar für Illyrien. Im Codex Theodosianus finden sich nur einige wenige Bestimmungen über Bergbau und Bergwerksabgaben (Buch X tit. XIX). In Spanien hören wir unter den Westgothen garnichts mehr von Silberbergbau, höchstens findet sich eine Spur von Goldwäscherei im Tajo.[2]) Erst die Mauren haben ihn hier wieder aufgenommen[3]), vielleicht an anderen Stellen.

Daß noch unter Macrin (a. 235) von goldenen und silbernen Standbildern die Rede ist (Dio 78, 12), oder daß berichtet wird, bei Galliens Tode (268) sei viel Geld in der Staatskasse gewesen, so daß man jedem Soldaten sofort 20 Goldstücke geben konnte (Scr. Hist. Aug. Gallieni 15), ist natürlich kein Beweis, daß der Geldvorrath dem wirthschaftlichen Bedürfnisse des ungeheuren Reiches entsprach.

Wenn unter Konstantin wieder eine gewisse Ordnung in das Münzwesen kam, so ist das wohl einerseits dadurch zu erklären, daß das Wirthschaftsleben nunmehr andere Formen angenommen hatte, die nicht so viele Baarmittel beanspruchten, andererseits dadurch, daß die Einziehung der Tempelschätze thatsächlich den Vorrath für den Umlauf vergrößerte.

3. Die Verpflegungs-Modifikation unter Septimius Severus.

Herodian III, 8, 4 berichtet von Severus „τοῖς στρατιώταις ἐπέδωκε χρήματα πλεῖστα, ἄλλα τε πολλὰ συνεχώρησεν ἃ μὴ πρότερον εἶχον καὶ γὰρ τὸ σιτηρέσιον πρῶτος ἠύξησεν αὐτοῖς, καὶ δακτυλίοις χρυσοῖς χρήσασθαι ἐπέτρεψε γυναιξί τε συνοικεῖν, ἅπερ ἅπαντα σωφροσύνης

[1]) Die Stellen sind gesammelt in Paulys Real-Encyclopädie unter den Stichworten Metalla und Montes.

[2]) Lembke, Geschichte von Spanien I, 235.

[3]) Schäfer, Geschichte von Spanien II, 124.

στρατιωτικῆς καὶ τοῦ πρὸς τὸν πόλεμον ἑτοίμου τε καὶ εὐσταλοῦς ἀλλότρια ἐνομίζετο."

σιτηρέσιον kann auch ganz allgemein die „Löhnung" heißen. Nach dem ganzen Zusammenhang muß es aber hier in dem eigentlichen Sinn als Korn-Portion aufgefaßt werden. Das wird bestätigt durch Dio 78, 34, wo Macrin den Soldaten nicht bloß Geld giebt, sondern ihnen auch die volle „τροφή", die er ihnen entzogen, wieder verspricht. Die für den einzelnen Mann nöthige Nahrung hat Macrin gewiß nicht heruntergesetzt; es wird sich also um eine größere, eine Familien-Portion, handeln. Da dieser Kaiser überhaupt als Gegen-Reformator nach den Severen auftritt, so dürfen wir kombiniren, daß er den Versuch gemacht hat, das ganze System mit der verstärkten Natural-Verpflegung und dem Familienleben, das sich als verderblich erwiesen hatte, wieder abzuschaffen.

Im Widerspruch mit meiner Auffassung steht, wie ich zugeben muß, die Wendung, daß Septimius den Soldaten auch viel Geld gegeben. Da der Berichterstatter aber den Zusammenhang des Ganzen selber nicht verstanden hat und nichts als persönliche Mißgriffe des Kaisers sieht, entsprungen aus Soldaten-Schmeichelei, die er tadeln will, so können wir wohl auch die „χρήματα πλεῖστα" nicht sowohl als eine Thatsache, als einen Ausdruck dieser Stimmung ansehen.

Von Alexander Severus wird noch ausdrücklich berichtet (Vita cap. 15) „annonam militum diligenter inspexit."

Ueber die Bedeutung des „γυναῖξι συνοικεῖν" sind die Gelehrten noch verschiedener Ansicht, wie überhaupt über die Geschichte der römischen Soldatenehe. Ich habe diejenige Ansicht aufgenommen, die mir am probabelsten erschienen ist. Besonders auffällig bleibt mir der Umstand, daß bis auf Hadrian die Peregrinen eine vollgültige Ehe nach Peregrinenrecht sollen haben eingehen dürfen, also besser gestellt waren als die cives. In Egypten hatten die Legionen besondere Privilegien. Vgl. G. Wilmanns, Die römische Lagerstadt Afrikas in den Comm. in hon. Th. Mommsens, 1877, S. 200 ff. P. Meyer, Das röm. Konkubinat, 1895. P. Meyer, Zeitschr. d. Savigny-Stift., Bd. 18, S. 44 ff.

4. Heeresstärke und Rekrutirung im 4. Jahrhundert.

Die Ueberlieferung ist, daß durch Diokletian die römische Heeresmacht vervielfacht, sogar vervierfacht sei. Lactanz macht dem Kaiser aus der Erhöhung der Militärlast den schwersten Vorwurf, und Mommsen hat nach der Notitia dignitatum und allen anderen Zeugnissen geglaubt annähernd berechnen zu können, daß die gesammte römische Macht im 4. Jahrhundert 5—600 000 Mann betragen habe, während er für den Anfang des 3. Jahrhunderts, als Severus die Zahl der Legionen auf 33 erhöht hatte, einen Bestand von etwa 300 000 Mann annimmt.[1])

[1]) Das römische Heerwesen seit Diocletian. Hermes, Bd. 24, S. 257.

Die Grundlagen dieser Berechnung sind aber, wie Mommsen selber hervorhebt, sehr unsicher. Was von den in der notitia aufgeführten Truppentheilen thatsächlich vorhanden und wie stark die einzelnen Abtheilungen gewesen sind, steht dahin; ebenso, wie weit die limitanei überhaupt noch als Soldaten zu betrachten sind. Eine unbedingt zuverlässige Zahl, von der man ausgehen und an der man die anderen kontroliren könnte, finde ich eigentlich nirgends. Die Heereszahlen, die die Historiker für die Konstantinischen Schlachten angaben, sind ohne allen Werth. Große Heere aber mit Naturalwirthschaft zu ernähren, darf von vornherein als nahezu unmöglich betrachtet werden wir werden darüber im Fortgang dieses Werkes noch oft zu reden haben —, und der Verlauf der Kriegshandlungen, wie die einzige Heereszahl, die wir haben und der ein Zeugnißwerth beigemessen werden darf, sprechen dafür, daß die Heere dieser Zeit nicht größer, sondern erheblich kleiner waren, als in der Zeit des Augustus und Tiberius.

In einem Schreiben, in dem der Kaiser Valerian dem späteren Kaiser Aurelian ein großes Kommando überträgt,[1]) werden alle seine einzelnen Truppentheile aufgezählt; es sind eine Legion, vier germanische Fürsten, 300 Ityräische Bogner, 600 Armenier, 150 Araber, 200 Saracenen, 400 Mesopotamier, 800 schwere Reiter. Es kann doch nur im Ganzen ein recht kleines Heer gewesen sein, wo so unbedeutende Kontingente besonders aufgeführt wurden.

Am wichtigsten aber ist, daß mit nicht mehr als 13000 Mann Julian i. J. 357 die Alemannen bei Straßburg besiegt haben soll, die ihrerseits 35000 Mann stark angegeben werden.[2]) Die Zahlen gehen wahrscheinlich auf Julians eigene Aufzeichnungen zurück. Die Schlacht selbst werden wir im nächsten Buch zu behandeln haben, hier nur die Stärke-Angaben. Die 35000 Alemannen werden wir ohne Weiteres streichen; es ist die übliche Uebertreibung. Es hat überhaupt nie eine Zeit gegeben, wo 13000 Römer 35000 Germanen in offener Feldschlacht besiegen konnten, und im 4. Jahrhundert ganz gewiß nicht. Die Frage ist, ob wir die 13000 Römer acceptiren dürfen. Die Neigung, die eigenen Kräfte zu gering anzugeben, um den Ruhm des Sieges um so heller erleuchten zu lassen, ist doch gar zu häufig, und 13000 Mann in der Hand eines Feldherrn, dem nicht bloß die Kräfte von ganz Gallien, sondern vermuthlich auch von Britannien und Spanien zur Verfügung standen, nicht bei einem gelegentlichen Zusammentreffen, sondern in einer lange vorhergesehenen und vorbereiteten Entscheidungs-Schlacht, für die ihn nichts hinderte alles Verfügbare heranzuziehen, scheint doch gar zu wenig.

Nehmen wir aber auch an, daß Julian thatsächlich viel zu wenig angegeben hat, immerhin dürfen wir aus dieser Zahl folgern, daß es nicht mehr Heere von 60000 und 80000 Mann waren, die damals die großen

---

[1]) Vita Aureliani, cap. 11.

[2]) Ammian XVI, 12.

Entscheidungen ausfochten. Auch Entstellungen und Uebertreibungen rechnen doch immer mit herrschenden Vorstellungen, und Julian durfte keine Zahl geben, deren Verkehrtheit die Zeitgenossen sofort durchschaut hätten; wenn er prahlen wollte, so hätte er ja die Zahl der Alemannen noch mehr erhöhen können. Ohne seine 13000 Mann für unbedingt glaubwürdig zu halten, meine ich also doch, daß wir aus dieser Angabe mit Sicherheit auf kleinere Heereszahlen in dieser Schlacht und damit auch in dieser ganzen Epoche schließen dürfen, als in den Kriegen Cäsars und Germanicus'.

Man könnte noch entgegenhalten, daß hier ein Ausnahmefall vorliege, da Julian sich aufs stärkste beschwert hat, sein Vetter, Kaiser Constantius, habe ihn aus Neid und Argwohn absichtlich gehindert und schlecht unterstützt. Aber nicht nur unterliegt die Berechtigung dieser Anklagen starken Zweifeln,[1]) sondern, selbst wenn sie richtig wären, so hatte doch Julian die reichsten und schönsten Provinzen selber zu seiner unmittelbaren Verfügung, und auch seinem Rivalen in Rätien, Barbatio, giebt Ammian (XVI, 11) doch nicht mehr als 25000 Mann.

Die Kleinheit der Heere in dieser Epoche wird uns bestätigt durch die Betrachtung, daß ohne diese Voraussetzung die Germanen in der römischen Armee unmöglich eine so überragende Bedeutung hätten erlangen können. Zwar haben wir keinen Maaßstab, wie groß etwa die ganze Volksmasse der germanischen Stämme in dieser Epoche anzuschlagen ist, immerhin können nicht im römischen Dienst damals schon Hunderttausende gewesen sein. Wenn sie also trotzdem im römischen Heere mehr und mehr den Ton angaben, so kann dieses Heer im Ganzen nicht sehr zahlreich gewesen sein.

Bestimmte Zahlen wage ich nicht auszusprechen, aber es scheint mir sicher, daß von einer Vergrößerung des Heeres durch Diocletian im Verhältniß zu dem Bestande unter den Severen nicht die Rede sein kann, und auch die Berechnung von 300000 Mann für den Anfang des 3. Jahrhunderts ist sicherlich schon zu hoch. Ob die Vermehrung der Zahl der Legionen durch Septimius Severus überhaupt eine Vergrößerung des Heeres bedeutete, ist sehr fraglich, und jedenfalls kann man nicht annehmen, daß auch die Zahl der Auxilien vermehrt worden sei. Es scheint mir keineswegs ausgeschlossen, daß die Severe mit ihren 33 Legionen doch im Ganzen nicht mehr als 250000 Mann hatten.

Die Herabsetzung der angenommenen Heeresziffer muß auch unsere Vorstellung von dem Charakter der Rekrutirung im 4. Jahrhundert verändern. Vegetius wie die Rechtsquellen überliefern uns, daß die Possessoren (Grundbesitzer) verpflichtet waren, die Rekruten zu stellen. Das erscheint als eine ganz neue Institution, deren Ursprung, wie Mommsen sagt (a. a. O. S. 246), im Dunkeln liegt, und die man wohl in Verbindung mit der

---

[1]) H. Schiller, Gesch. d. röm. Kaiserzeit, Bd. III, S. 303 ff, spricht darüber sehr richtig, und man könnte sogar in der Skepsis vielleicht noch einen Schritt weiter gehen.

ebenfalls neu aufkommenden Institution des Kolonats, der bäuerlichen Hörigkeit, gebracht hat. Man hat diese Rekrutenstellung als eine auf dem Großgrundbesitz ruhende Reallast bezeichnet.

Wenn ich recht sehe, so ist die neue Form der Rekrutirung der unmittelbare Ausdruck der neuen sozialpolitischen Zustände in einfacher Fortentwickelung der älteren Einrichtung. Die ältere römische Lokalverwaltung beruhte auf den Städten, denen die Bauerschaften untergeordnet waren. Die Großgrundbesitzer wohnten in der Stadt und verwalteten ihre Sünderien von dort aus, kamen auf die Güter nur zum Zweck der Inspektion und Villegiatur. Allmählich aber hatten diese Großgrundbesitzer sich von der Stadt aufs Land gezogen und ihre Güter politisch von den Stadt-Kommunen emanzipirt und zu selbständigen Verwaltungsbezirken entwickelt, in denen sie selbst die Obrigkeit waren.[1] Die Naturalwirthschaft beschleunigte diesen Prozeß: der Herr, nicht mehr in der Lage, genügend Baar-Pachten aus seinem Landbesitz zu beziehen, zog selbst hinaus, um die Erträge der Güter direkt zu verzehren.

Die ältere Rekrutirung haben wir uns so vorgestellt, daß die aushebenden Magistrate aus der großen Zahl der vorhandenen Mannschaften zusammen mit den Kommunal-Obrigkeiten einige auswählten. Die Lokalbehörden sind jetzt die Possessoren. Die Städte fallen für die Rekrutirung deshalb fast vollständig aus, weil ihre Bürger von den Dekurionen an abwärts dem Staate bereits anderweit erblich zu Zwangsdiensten verschiedener Art verpflichtet sind. Die Zahl der zu stellenden Rekruten ist minimal. Eine eigentliche Berechnung kann man nicht machen, da wir weder für die Größe der Bevölkerung, noch für die Größe des Heeres irgend einen sicheren Anhalt haben; nur beispielshalber, der Anschaulichkeit wegen sei einmal angenommen, die Bevölkerung des ganzen Reiches habe 90 000 000 Seelen betragen und das aus ihr zu erhaltende Heer, abgesehen von den barbarischen Hilfstruppen, sei 150 000 Mann stark gewesen. Bei zwanzigjähriger Dienstzeit wäre davon etwa der 15. Theil oder 10 000 Mann als Ersatz jährlich nöthig geworden; nehmen wir aber selbst 20 000 oder 30 000 Mann und vergleichen damit, daß das Deutsche Reich heute bei 54 000 000 Seelen etwa 250 000 junge Männer jährlich diensttauglich findet und einstellt, so sieht man, daß die Rekrutenstellung als solche für die römische Bevölkerung eine besondere Last nicht gewesen sein kann, auch wenn wir die Seelenzahl und die Heereszahl ziemlich erheblich anders, jene geringer, diese höher greifen.

Eine Rekrutirung, die von 30 oder 40 geeigneten jungen Männern immer nur *einen* nimmt, wird ganz von selbst mehr zu einer Werbung als zu einer Aushebung, und es ist Mommsen daher völlig beizustimmen,

---

[1]) Ueber den Kampf zwischen Stadt und Land, der sich hierbei entspinnt, finde ich ein sehr interessantes Citat aus Frontin de controv. agr. in Heisterbergks Entstehung des Kolonats S. 116.

wo er sagt,[1]) „wenn schon in vordiocletianischer Zeit die Ergänzung des Heeres regelmäßig durch freiwilligen Eintritt bewirkt ward, so gilt dies von der späteren Epoche in noch gesteigertem Grade".

Die im Codex Theodosianus erhaltenen kaiserlichen Erlasse (Buch VII, Tit. XIII, de tironibus; tit. XX de veteranis; tit. XXII de filiis militarium apparitorum et veteranorum), wenn auch in Manchem noch einer vollständigen und sicheren Interpretation harrend, lassen doch keinen Zweifel, daß auch die Rekrutenstellung durch die Grundbesitzer praktisch mehr den Charakter einer Werbung hatte. Die Söhne von Veteranen galten erblich für dienstpflichtig, und Andere suchte man durch Steuer-Privilegien, auch für die Eltern und die Frau, für den Dienst anzulocken. Hätte eine jährlich gleichmäßige Werbung stattgefunden, so hätte sie wohl wenig Schwierigkeiten gemacht, aber naturgemäß kam sie sehr ungleichmäßig, stoßweise, nach großen Verlusten oder bei großen Gefahren. Da war denn wohl, trotz genügender Menschen, doch Mangel an Willigen, und die Werbung ging, wie im 18. Jahrhundert, über in ein mehr oder weniger gewaltsames Pressen, was dann wieder zur Folge hatte, daß Eingelieferte sich durch Selbstverstümmelung dem Dienst zu entziehen suchten.

Im Ganzen und Großen ist aber daran festzuhalten, daß die Werbung vorwaltete, und es ist militärisch wichtig, das festzustellen, da es sonst nicht verständlich wäre, wie die römischen Truppentheile überhaupt noch irgend etwas haben leisten können. Ausgehobene oder gepreßte Soldaten sind nur verwerthbar in sehr gut disziplinirten Truppenkörpern mit festen Cadres. Das sind die römischen Legionen dieser Zeit offenbar nicht mehr gewesen. Nur wenn die Mannschaften den guten Willen und die animalischen Instinkte zum Kriegerleben als selbstgewähltem Gewerbe mitbrachten, waren sie als einigermaßen brauchbare Truppen zu verwenden. Man warb also der Sache nach, behielt aber die Stellung durch die Possessoren der Form nach bei, sowohl um das Werbe-Geschäft zu erleichtern und für den Staat zu verbilligen, als namentlich auch, um, was sehr häufig geschah, die Stellungspflicht in eine Geldleistung zu verwandeln, die bald erlaubt, oft aber geradezu geboten wurde. Im Jahre 406 in großer Noth, warb der Staat direkt und bot erst drei, dann zehn Solidi (Goldstücke) Handgeld; selbst Sklaven wurde die Freiheit verheißen, wenn sie sich anwerben lassen wollten, und ihnen noch zwei Solidi als Reisegeld (pulveraticum, Staubgeld) vergütet.[2]) Possessoren wurde ein Rekrut zu 30, manchmal zu 25 Solidi bei der Ablösung angeschlagen, und es theilten sich auch mehrere Grundbesitzer in die Leistung.[3])

[1]) Hermes. Bd. 24, S. 245.

[2]) Cod. Theod. VII tit. XIII, 16 u. 17.

[3]) Die Bestimmungen in den cit. Titeln des Cod. Theod. Auf die Einzelheiten ist es hier nicht nöthig einzugehen. So weit ich die Untersuchung zu meiner eigenen Belehrung gemacht habe, wie überhaupt für viele Ausführungen dieses Kapitels, habe ich mich des Raths und der Unterstützung meiner Kollegen, der Herren Otto Hirschfeld und Emil Seckel erfreuen dürfen und möchte nicht unterlassen, für diese Förderung hier meinen Dank auszusprechen.

5. Zu Vegez.

Völlig abgesehen für die Geschichte des römischen Heerwesens im 4. Jahrhundert habe ich von der Schilderung, die Vegez im 20. Kap. des ersten Buches giebt. Rüstow in der Geschichte der Infanterie, Bd. 1, S. 52 hat sie, wie viele Andere, verwerthet. Sieht man aber seine eigene Darstellung genauer an, so muß man schon aus ihr den Schluß ziehen, daß die ganze angebliche Erscheinung eine Unmöglichkeit ist. Vegez behauptet, daß das römische Fußvolk bis auf die Zeit Gratians mit Harnischen und Helmen ausgerüstet gewesen sei, diese Schutzwaffen jedoch seitdem, weil sie den zuchtlosen Soldaten zu schwer gewesen seien, abgelegt habe. Wie soll dieses römische Fußvolk ohne Schutzwaffen ausgesehen haben? Wurden die Römer etwa nur noch als leichte Truppen verwandt? Das ist unmöglich; denn zur Ausbildung eines brauchbaren Bogners, Schleuderers oder Peltasten gehört noch mehr, als zu der eines Hopliten. Hopliten aber ohne Schutzwaffen giebt es nicht. Ich halte diese ganze Schilderung nur für einen weiteren Beweis dafür, daß Vegez ein weltfremder Literat war, der nur nach gelehrten Quellen und Hörensagen sein Werk schrieb; das Einzige, was man aus dieser Schilderung schließen könnte, ist, daß es damals eigentliche römische Soldaten überhaupt nicht mehr gegeben hat, sondern daß der Staat nur noch Barbaren im Dienst hatte. Was Vegez berichtet, ist irgend ein leeres Gerede, das ihm zu Ohren gekommen ist. Auch die einzelnen Wendungen seiner Schilderung bestätigen das. Mit Zorn und Trauer berichtet er, wie die ungeschützten Römer den Gothen unterlegen seien. Aber nicht etwa dem Ansturm der Gothen mit Spießen, Schwertern oder Beilen, sondern ihrem Pfeilhagel. Wiederum den Mangel der Rüstung bezieht er nicht auf die römischen Hopliten, sondern auf Bogenschützen, die, da sie einen Schild nicht tragen könnten, nothwendig Helm und Harnisch haben müßten. Man sieht, hier fließen alle Begriffe und Thatsachen durcheinander. Die ganze Schilderung ist daher als werthlos zu verwerfen.

Druck von J. S. Preuß, Berlin SW., Kommandantenstr. 14.

Geschichte der Kriegskunst

im Rahmen der politischen Geschichte.

Von

Hans Delbrück.

Zweiter Theil.

Zweite Hälfte.

Völkerwanderung. Uebergang ins Mittelalter.

Berlin 1902.
Verlag von Georg Stilke.

Inhalt.

Nachträge und Kontroversen.

Seite

Methodologisches 233
Die Perserkriege. Marathon 240
Hannibals Heeresstärke 242
Die Varus-Lager 246
Haltern-Aliso 248

Zweiter Theil.

Zweites Buch.

Die Völker-Wanderung.

1. Kapitel. Das römische Reich mit germanischen Soldaten . . 259
2. Kapitel. Die Schlacht bei Straßburg 272
3. Kapitel. Die Schlacht bei Adrianopel 280
4. Kapitel. Zahlen 298
5. Kapitel. Die Volksheere auf der Wanderung 314
6. Kapitel. Die Ansiedelung der Germanen unter den Römern . 331

Drittes Buch.

Kaiser Justinian und die Gothen.

1. Kapitel. Das Heerwesen Justinians 355
2. Kapitel. Die Schlacht bei Taginä 367
3. Kapitel. Die Schlacht am Vesuv 380
4. Kapitel. Die Schlacht am Casilinus 386
5. Kapitel. Strategie 393

Viertes Buch.

Der Uebergang ins Mittelalter.

1. Kapitel. Die Kriegsverfassung in den romanisch-germanischen Staaten 405
2. Kapitel. Abwandlung der Taktik 424
3. Kapitel. Der Verfall der ursprünglichen germanisch-romanischen Kriegsverfassung 434
4. Kapitel. Der Ursprung des Lehnswesens 444

Nachtrag zu den Römerlagern in Germanien 474

Nachträge und Kontroversen.

Methodologisches.

In einer Besprechung dieses Werkes (Reichsanzeiger vom 20. August 1901) giebt der General von Schlichting der Hoffnung Ausdruck, daß es „dem militärischen Dilettantismus, der bisher in der Geschichtsschreibung herrschte, ein Ende mache". In diesen Worten ist das ausgedrückt, was ich mir selbst als Ziel meiner Arbeit vorgesetzt habe. Worauf es mir ankam und ankommt, ist neben der Durchforschung, Richtigstellung und Erkenntniß der einzelnen historischen Ereignisse und Erscheinungen nicht weniger die Durchsetzung des methodologischen Prinzips, daß ein Historiker, der kriegsgeschichtliche Dinge behandeln will, dazu einer besonderen fachmäßigen Vorbildung bedürfe. Aber nach den Erfahrungen, die ich bisher gemacht habe, liegt dies Ziel noch in recht weiter Ferne. Die Gelehrten, die dem Buche eine Besprechung gewidmet haben, sind im Grunde nahezu allesammt darüber einig, gerade diesen entscheidenden Punkt abzulehnen, nicht mit ausdrücklichen Worten, aber darum doch nicht weniger deutlich. Man behauptet nicht gerade, daß ein technisches Wissen im Kriegswesen unnöthig sei, aber man scheut sich auch nicht, nach wie vor über diese Dinge zu urtheilen, als ob die allgemeine wissenschaftliche Vorbildung und philologisch-historische Methode der Behandlung auch für diese Gegenstände vollkommen genüge. Eduard Meyer im Vorwort zum dritten Bande seiner „Geschichte des Alterthums" spricht sich sehr freundlich über meine Arbeiten aus, fügt aber hinzu, „beizustimmen vermag ich ihm allerdings da, wo wir zu verschiedenen Ergebnissen gelangt sind, nirgends". Man kann es nicht stärker ausdrücken, daß der Verfasser mir, als einem Fachmanne auf dem Gebiete der Geschichte des Kriegswesens, irgend ein Präzipuum nicht zuerkennt. Er selber prätendirt sicherlich nicht, spezifisch kriegswissenschaftlich vorgebildet zu sein, aber das hindert ihn nicht, in diesen Dingen mit völliger Sicherheit zu urtheilen und ganz so weiter zu arbeiten wie bisher.

Einen Schritt weiter als Meyer kommt mir Ad. Bauer entgegen (Hist. Z. Bd. 86); grundsätzliche Zustimmung habe ich, unter voller Wahrung seiner selbständigen Ansichten, gefunden bei Lammert in den „N. Jahrb. f. d. klassische Alterth." 1902, während wieder Jul. Kaerst in seiner „Geschichte des Hellenistischen Zeitalters" gelegentlich der Schlacht bei Issus (S. 278) meine Stärke-Berechnung durch die „übereinstimmende Ueberlieferung, die Darstellung

unserer besten Quellen" widerlegen zu können glaubt. Umgekehrt will ein militärischer Kritiker in der Münch. Allg. Zeitung (Beilage vom 20. Dezember 1901) erst von den Gelehrten hören, ob meine Ansichten „z. B. über die Schlacht bei Pharsalus historisch, sprachlich und sachlich so begründet sind, daß sich ein tieferes militärisches Eingehen darauf lohnt".

Mit Lammert stehe ich auf demselben Boden. Meyer und Bauer haben immerhin eine Methode der Forschung, mit der man sich auseinandersetzen kann. Den prinzipiell gegnerischen Standpunkt nimmt Ben. Niese in seiner eingehenden Besprechung meines Buches in den „Göttinger Gel. Anzeigen" 1901, S. 596 ein.

Auch Niese will ja den Werth dieser Arbeit nicht völlig leugnen, wenigstens insofern sie anrege; aber der „unmittelbare Werth für die Kriegsgeschichte des Alterthums sei doch nur gering". Meine Behauptungen und Ausführungen erscheinen ihm fortwährend „seltsam", „wunderlich", „dünn", „ärmlich", „kurios", „unhaltbar", „werthlos". Ich erscheine ihm „im Kriegswesen, in der Kriegsverfassung und ihren Grundlagen nicht selten als mangelhaft unterrichtet" (S. 602).

Ausführlich setzt er sich mit meiner Kritik der Zahlen des Xerxes-Heeres auseinander und kommt zu dem Ergebniß, daß schon das Heer des Darius auf „Hunderttausende beziffert werden" müsse, Xerxes aber noch „bedeutend mehr aufgebracht" habe (S. 611); die Perser, Meder, Baktrer und Saker zusammen könnten allein schon mit 100000 Mann und mehr ausgerückt sein, und demnach könnten wir uns von dem Gesammtheere des Xerxes „einen annähernden Begriff machen, wenn wir auch darauf verzichten müssen, eine bestimmte Zahl zu geben oder etwa die Angabe des Ktesias, 800000, als beglaubigt anzusehen". Der Schleier, den der Autor selbst über seine Berechnung legt, indem er schließlich keine Zahl ausspricht und doch verlangt, wir sollten uns von der fraglichen Zahl einen „annähernden Begriff" machen, erschwert etwas die Auseinandersetzung; wenn wir aber seiner Forderung nachkommen, so werden wir sagen dürfen, daß Niese das Xerxes-Heer doch wohl auf annähernd 400000 bis 500000 Mann anschlägt.

Ich meinerseits habe dieses Heer auf 15000 bis 25000 Mann veranschlagt.

Hält man diese Zahlen zusammen, so wird man finden, daß Niese von seinem Standpunkt mit seiner Kritik meiner Arbeit Recht hat: es giebt hier keinen Ausgleich; die Differenz ist zu groß. Es sind nicht mehr zwei wissenschaftliche Ansichten, die sich gegenüberstehen, von denen vielleicht die eine, vielleicht die andere richtig ist, oder wo die Wahrheit in der Mitte liegt, sondern es ist einleuchtend, daß hier ein fundamentaler Unterschied in der Methode vorliegt. Eine Methode aber kann nur die richtige sein; nur Einer von uns ist im Stande, kriegsgeschichtliche Fragen wissenschaftlich zu behandeln, der Andere ist ein Märchen-Erzähler. 500000 oder 25000: nur Einer von uns kann von den gesammten Verhältnissen des Alterthums eine einigermaßen richtige Vorstellung haben; der Andere, indem er am

großen Bau der Wissenschaft beschäftigt zu sein glaubt, baut bloße Kartenhäuser.

Zog Xerxes mit 15000 bis 25000 oder mit 400000 bis 500000 Kriegern durch die Pässe des Olymp, des Othrys und des Kithäron? Ich bin sicher, daß ich das Lächeln nicht nur jedes Offiziers, selbst jedes türkischen Pascha, der sich nie mit Wissenschaft beschwert hat, sondern auch jedes Gelehrten, der sich die Mühe gegeben hat, einmal einen einzigen Feldzug der neueren Geschichte durchzuarbeiten, auf meiner Seite habe.

Sehen wir uns aber die Nieseschе Kritik noch etwas näher an.

„In Athen, habe ich gesagt, gab es von Alters her vier Schätzungsklassen, von denen die beiden oberen zu Pferde, die dritte, die Zeugiten .... als Hopliten dienten." Dazu bemerkt Niese (S. 601): „Verkehrteres läßt sich kaum denken, denn nicht nur die Zeugiten, sondern auch die beiden ersten Klassen dienten als Hopliten." Ich stelle daneben einen Satz aus Eduard Meyers Geschichte des Alterthums, Bd. III, S. 327, „die Mannschaften der beiden oberen Klassen, welche zu Pferde ins Feld zogen". Meyer fügt hinzu, diese Reiter hätten in der Schlacht ihre Rosse abgegeben und seien in die Hoplitenphalanx eingetreten. Ich meinerseits sage (S. 30), „Kavallerie haben die Griechen gegen die Perser nicht verwandt." Niese kann mir nicht wohl die Meinung unterlegen, die beiden oberen Klassen seien in diesem Kriege zu Hause geblieben. Er kann also auf seine Kritik nur dadurch gekommen sein, daß die beiden Sätze bei mir nicht wie bei Meyer unmittelbar hintereinander stehen. Als er den einen las, hatte er, so bekannt die Thatsache ist, daß die Griechen gegen die Perser keine Kavallerie gebraucht haben, und obgleich sie von mir auch noch besonders hervorgehoben ist, diese nicht vor Augen und las nun jene Verkehrtheit in mich hinein.

Niese hält übrigens (S. 601) die atheniſchen Reiter für „eine stehende, auch im Frieden dienende Truppe" — ein Irrthum, nur dadurch zu erklären, daß der Verfasser vom Wesen einer „stehenden Truppe" gar keine Vorstellung hat. Oder, wenn er sie haben sollte, dann habe ich keine.

S. 608 findet er, die Griechen hätten den Perserkrieg mit großer Vorsicht geführt, indem sie eine strategische Reserve zurückbehielten Ob Niese wohl je den Namen „Clausewitz" gehört hat? Jedenfalls beurtheilt er strategische Verhältnisse, ohne ihn gelesen zu haben, denn unter allen Darlegungen des Werkes „Vom Kriege" wird es keine geben, die sicherer im Gedächtniß haftet, als das Kapitel über das Verhältniß von „Vorsicht" und strategischer „Reserve".

Für „ganz unhaltbar" erklärt Niese S. 615 meine Annahme, daß die Athener in der Regel einen Theil ihrer Flottenmannschaften aus den Sklaven genommen hätten. Nun scheint mir, lassen die Quellen gar keinen Zweifel darüber, daß die angeblich „ganz unhaltbare" Ansicht richtig ist. Thucyd. VIII, 73, 5 wird uns als etwas Besonderes berichtet, daß auf der „Paralos" lauter Freie ruderten. Nieses Irrthum ist um so unbegreiflicher, als bereits Böckh, Staatshaush. I, 329 (3. Auflage) die Zeugnisse zusammengestellt hat, daß „ein großer Theil der Ruderer Sklaven waren".

Niese ist weit entfernt davon, bloß zu kritisiren. Indem er mir vorhält, dem Peloponnesischen Kriege zu geringe Beachtung geschenkt zu haben, erklärt er, „dieser Krieg müßte in Wahrheit der Ausgangspunkt der Erörterungen sein". Da ich den richtigen Ausgangspunkt nicht gefunden habe, ist es allerdings kein Wunder, daß meine Arbeit theils kurios, theils dürftig ausgefallen ist, aber so viel glaube ich doch dabei gelernt zu haben, daß ich einem zukünftigen Nachfolger, der es besser versteht, den Rath geben kann, nicht auf diesen von Niese hingelegten Grundstein zu bauen.

S. 150 sage ich, daß die griechischen und anderen Kontingente die größere Hälfte oder noch mehr von dem Heer Alexanders ausmachten. Niese, S. 616, findet (indem er meinen Satz zur Hälfte falsch wiedergiebt) meine Behauptung „wunderlich". Wer die Quellen in die Hand nimmt oder einen Blick auf die Berechnungen bei Rüstow-Köchly, Droysen, Beloch, Kaerst wirft, überzeugt sich sofort, daß sie richtig ist.

Der Ausgangspunkt meiner Untersuchung über die älteste römische Kriegsverfassung, meint Niese (S. 600), sei die Stärke der Legion von 4200 Mann, die ich als ursprünglich annehme. Ich sehe davon ab, daß hier ein thatsächliches Versehen vorliegt (ich nehme das Doppelte an), erinnere aber daran, daß mein Ausgangspunkt nicht diese Legions-Stärke, sondern die eigenthümliche Uebereinstimmung dieser Zahl mit der der Centurien ist ($4 \times 42 = 168$). Das ist nichts Neues, sondern eine jedem Kenner der römischen Geschichte bekannte Thatsache, wie man sie auch werthe oder deute.

S. 619 meint Niese, daß die Kerntruppen Hannibals in Spanien nicht viel zahlreicher als 20000 Mann gewesen seien, und widerlegt damit meine Ansicht, daß die Römer mit bloß 20000 Mann Hannibal in Spanien nicht wohl hätten angreifen können. Auf der nächsten Seite vertheidigt er, wieder um mich zu widerlegen, die Ueberlieferung, wonach Hannibal mit 102000 Mann den Ebro und noch mit 59000 Mann die Pyrenäen überschritten habe. Die Zusatz-Silbe „Kern" zu „Truppen" dürfte kaum genügen, den Widerspruch zu verstecken — oder sollte Hannibal etwa mit minderwerthigen Truppen den Marsch nach Italien angetreten haben?

S. 602 ist es Niese „nicht verständlich", weshalb ich gerade Silen als eine so vorzügliche Quelle für den zweiten punischen Krieg preise. Diese Meinung scheint ihm geradezu „kurios". Ich glaubte nicht, daß es in der wissenschaftlichen Welt noch nöthig sei, jene meine Ansicht zu begründen, da es aber verlangt wird, will ich suchen, sie „verständlich" zu machen. Daß Polybius einen Berichterstatter ersten Ranges aus dem karthagischen Lager gehabt hat, ist nothwendig und bekannt. In den uns erhaltenen Theilen des Polybius ist er nicht genannt; Polybius sagt aber von zwei griechischen Historiographen, die in der Umgebung Hannibals waren, dem Chäreas und Sosilus, daß sie werthlos seien (III, 20). Außer diesen beiden wird nun bei den Alten mehrfach noch ein Silen genannt. Nepos sagt von ihm (Leben Hannib. cap. 13), er und Sosilus, der Hannibals Lehrer im Griechischen gewesen sei, („quamdiu fortuna passa est, cum

eo in castris fuerunt, simulque vixerunt") hätten seine Geschichte geschrieben. Da nun Hannibal schwerlich mehr als drei Historiographen bei sich gehabt haben wird, Chäreas und Sosilus wirkliche Historiker nicht gewesen sein können und ein Anderer in der ganzen alten Literatur nicht genannt wird, so ist es doch nicht so ganz „unverständlich", daß nicht ich zuerst, sondern von je die Alterthumswissenschaft den Silen für jene ungenannte Quelle gehalten hat.

Niese macht mir zum Vorwurf, S. 601, und kommt sogar S. 622 noch einmal darauf zurück, daß ich das römische Heer im zweiten punischen Krieg nach Cannä viel zu hoch berechnet habe. Zunächst hat er dabei übersehen, daß meine Berechnung, bei der ich „jede Vorsicht außer Acht gelassen habe", gar nicht mir oder Beloch eigenthümlich ist, sondern daß neben uns Ed. Meyer selbständig ganz zu demselben Ergebniß gekommen ist („Bevölk. d. alten Welt", im Handwörterb. d. Staatsw.), und daß auch Mommsen die Livianische Tradition, auf die es hier ankommt, für glaubwürdig hält (Röm. Gesch. Bd. I, Buch 3, Kap. 5, Schluß), wie sie es denn auch zweifellos ist.

Noch schlimmer aber ist, daß Niese die Stelle bei Polybius (VIII, 3), auf die er sich beruft, offenbar sehr flüchtig gelesen hat. Polybius sagt nämlich, die Römer hätten in Italien und in Spanien je zwei Heere gehalten; ein Heer, hat sich Niese gesagt, sind nach römischem Begriff zwei Legionen: daß aber Polybius das Wort „στρατόπεδον" hier nicht in jenem technischen Sinne gebraucht, ergiebt sich sofort aus dem Zusatz „δύο δὲ κατὰ τὴν Ἰβηρίαν, ὧν τὸ μὲν πεζὸν Γναῖος εἶχε, τὸ δὲ ναυτικὸν Πόπλιος." Es ist ja auch eine einleuchtende Unmöglichkeit, daß Rom in Italien nur 4 Legionen gehabt habe und mit diesen Capua wieder nehmen konnte, ohne daß Hannibal, der bei Cannä 50000 Mann kommandirte, es zu hindern im Stande war. Beloch, Bevölk. d. griech.-röm. Welt, S. 383, sagt mit Recht: „daß zwischen 214 und 203 gegen 20 römische Legionen in Waffen gestanden haben, ist eine Thatsache, die sich in keiner Weise bestreiten läßt".

Bei meiner Darstellung der Schlacht bei Zama-Naraggara verweise ich auf die Untersuchung von Konrad Lehmann mit den Worten: „ich kann es mir ersparen, die kritische Begründung hier in allen Einzelheiten nachzuholen". Niese, S. 625, wirft mir vor, daß ich die unsichere Lesart des Namens „Naraggara" nicht erwähnt habe, und macht die eigene Anmerkung, „Konrad Lehmann hat diesen Thatbestand richtig hervorgehoben, Delbrück schweigt davon". Es ist ihm vielleicht nicht bekannt, daß Konrad Lehmann mein Schüler ist und diese Arbeit auf meine Anregung gemacht hat; aber ganz abgesehen davon, wie kommt der Kritiker zu dem Verlangen, daß ich trotz jenes Hinweises alle Einzelheiten einer von mir im Ergebniß übernommenen Untersuchung wiederholen müsse?

Niese schreibt mir die Meinung zu (S. 600), die Römer hätten nach dem zweiten punischen Krieg alljährlich etwa 50 000 Mann unter den Waffen gehabt, „was ganz und gar unrichtig ist"; wenn man das Heer nicht gebraucht habe, habe man die Leute entlassen. Ich sehe davon ab, daß ich das

selber später direkt gesagt habe (II, 216), auch schon in dem Kapitel, aus dem Niese citirt, ist der Zusammenhang völlig deutlich; ich spreche von dem allmählichen Uebergang des Bürgerheers in ein Berufsheer, von den fortwährenden kleineren und größeren Kriegen, die die Römer führten, und berechne, daß „ziemlich ständig" 50 000 Mann unter Waffen waren. Niese kann also zu seiner Ausstellung nur gekommen sein, indem er augenblicklich ganz vergessen hatte, wie zahlreich thatsächlich noch die Kriege Roms im zweiten Jahrhundert gewesen sind.

Niese (S. 600) findet es einen Widerspruch, daß ich schon im zweiten Jahrhundert ein Berufsheer sich entwickeln lasse, da doch nach Polybius die allgemeine Wehrpflicht noch fortbestanden habe Es ist ihm dabei entfallen, daß ja auch unter Cäsar und Augustus die Wehrpflicht bestand und praktisch durch Aushebung in Ausführung gebracht wurde, obgleich damals das Heer doch sicherlich ein Berufsheer war. Ihm ist aber mein angeblicher Widerspruch zu Polybius ein „sicherer Beweis, daß das von mir gezeichnete Bild der römischen Kriegsverfassung im Wesentlichen Phantasie ist und auf irrigen Voraussetzungen beruht".

Um das römische Centurionenthum zu charakterisiren, habe ich die Geschichte vom Liguſtinus aufgenommen. Niese sagt dazu: „eine völlig wertlose, etwas antiquarisch aufgeputzte Anekdote, die nur für Livius charakteristisch ist, nicht für die Zeit des dritten mazedonischen Krieges". Sollte es Niese wirklich unbekannt sein, daß die Gesinnung, die Livius repräsentirt, noch die Gesinnung der römischen Aristokratie im zweiten Jahrhundert ist? Ich habe die Rede des Liguſtinus wiedergegeben, nicht speziell für den dritten mazedonischen Krieg, sondern bei der allgemeinen Charakteristik des römischen Centurionenstandes; sie sei, sage ich, „zum wenigsten der Ausdruck der Gesinnung, wie der regierende römische Adel wünschte, daß der Centurionenstand sie haben möge." Selbst wenn das Geschichtchen vollständig von Livius fingirt wäre (wahrscheinlich aber ist es älter), so kann es doch für keinen Kenner der römischen Geschichte fraglich sein, daß Livius vorzüglich fähig war, aus dem Geist der römischen Aristokratie heraus eine solche Figur und eine solche Szene zu schaffen. Wie Niese dazu kommt, die Anekdote nur für Livius persönlich charakteristisch zu finden, ist daher schwer zu verstehen.

S. 627 findet Niese, daß ich, abgesehen von den Zahlen, über Cäsar wesentlich Neues nicht gesagt habe.

Vielleicht fragt der Leser, weshalb ich mir die Mühe gegeben habe, alle diese Quisquilien einzeln aufzuzählen, da doch für jeden leidlichen Kenner des Alterthums die Nichtigkeit der Kritik allenthalben auf der Hand liegt. Das ist es eben: ich habe das Alles ausgeführt, um daran die Frage zu knüpfen, wie ist es möglich, daß ein akademischer Lehrer der alten Geschichte (Niese ist ordentlicher Professor der Geschichte an der Universität Marburg) solche Lücken in seinem Wissen hat? Man wird und darf sagen, es ist unmöglich, daß er wirklich so wenig weiß; bei einiger Ueberlegung und Besonnenheit würde er die meisten dieser Fehler sicherlich vermieden haben.

Ein Professor der alten Geschichte weiß, daß die Athener in den Perserkriegen keine Kavallerie verwandten; er weiß, daß die Ansicht, die Athener hätten auf ihren Trieren auch Sklaven rudern lassen, nicht von mir stammt; er weiß, daß von Alexanders Heer die Mazedonier noch nicht die Hälfte bildeten; er weiß, daß die Legions-Stärke (4200) und die Centurien-Zahl (168) in ihrer Konkordanz ein Ausgangspunkt für die römische Verfassungsgeschichte sind; er weiß, daß Silen als eine Hauptquelle Polybius' anzunehmen ist; er weiß, daß Hannibal in Spanien i. J. 218 sehr viel mehr als 20 000 Mann Kerntruppen gehabt hat; er weiß, daß Livius' Angaben über die Zahl der Legionen im 2. punischen Kriege bisher nicht bloß von mir, sondern von den besten Kennern der römischen Geschichte für glaubhaft gehalten worden sind; er weiß, daß Hannibal bei Cannä 50 000 Mann gehabt hat; er weiß, daß, wenn man sich auf Spezial-Untersuchungen beruft, man dadurch der Mühe, jede Einzelheit zu wiederholen, überhoben ist; er weiß, daß die Römer im zweiten Jahrhundert mit nicht sehr erheblichen Unterbrechungen Kriege geführt haben; er weiß, daß noch unter Augustus die Wehrpflicht gegolten hat; er weiß, daß Livius ein Repräsentant der aristokratischen römischen Gesinnung ist; er weiß, daß Cäsars Kriege und Schlachten bisher wesentlich anders dargestellt worden sind, als von mir; wie kommt nun Nieſe dazu, all seine Kenntniß so gröblich zu verleugnen?

Man wird nach einer psychologischen Erklärung suchen müssen. Von persönlicher Gegnerschaft ist nicht die Rede; wir haben nie irgend eine Beziehung zu einander gehabt. Aber man wird vermuthen dürfen, daß mein Buch gerade Nieſe als Lehrer der alten Geschichte in eine höchst unbehagliche Stimmung versetzt hat: so viel von dem, was er nun viele Jahre vorgetragen, soll umgestürzt werden müssen? Ist das wirklich unvermeidlich? Nieſe wirft mir fortwährend Willkür und vorgefaßte Meinung vor: das ist der springende Punkt. Er versteht von militärischen Vorgängen so viel wie ich von der hebräischen Grammatik, nämlich nichts. Wenn ich nun einen militärischen Vorgang abweichend von der zufällig überlieferten Quelle beurtheile, so vermag er meine Gründe nicht zu würdigen. Soll er das zugestehen? Dazu kann er sich nicht entschließen, aber direkt zu behaupten, man könne darüber ohne Vorbildung urtheilen, wagt er auch nicht. Diese prinzipielle Frage wird sorgfältig umgangen. Statt dessen erklärt er die ganze Behandlungsweise, jedes Urtheil, was nicht auch er als Laie nachzuprüfen im Stande ist, für Willkür und sucht nun nach möglichst vielen Beispielen, aus denen sich die Nichtigkeit meiner Forschung ergiebt. Hätte er hier oder da wirklich einen philologischen oder antiquarischen Fehler gefunden, so würde ich mich dadurch in Anbetracht des doch recht umfangreichen Materials, das ich habe bewältigen müssen, noch nicht so sehr bedrückt fühlen; ich würde, auf solche Fehler aufmerksam gemacht, sie einfach im nächsten Bande in einem Nachtrag verbessern. Aber ich darf behaupten, daß in der ganzen langen Rezension Nieſes thatsächlich kein einziger Fehler, den ich zu verbessern hätte, zu Tage gefördert worden ist; die üble Laune aber hat den Kritiker so weit hingerissen, daß er, um zu tadeln, fortwährend sich selber Blößen ge-

geben hat; schließlich hält er mir sogar die wirren Phantastereien Kromayers als Muster vor.

Damit ist aber die Sache noch nicht erschöpft; wenn es sich bloß um die Zurückweisung einer verständnißlosen Rezension handelte, hätte ich diese Armseligkeiten wohl lieber auf sich beruhen lassen. Die Unwissenheit und Fehler Nieses sind aber für einen Fachmann der alten Geschichte so erstaunlich, daß auch die stärkste augenblickliche Verblendung durch Gereiztheit sie nicht genügend erklärt. Vielmehr versteht man sie erst dann vollständig, wenn man sich den ganzen Betrieb klar macht, wie Gelehrte von der Art Nieses wissenschaftlich arbeiten. Es ist ja nicht allein das Kriegswesen, wo ihm sachliche Kenntnisse und Anschauungen fehlen, das ist so ziemlich auf allen Gebieten des Lebens der Fall. Was er in den alten Zeugnissen liest, erwächst ihm nirgends zu einer wirklichen Anschauung. Alles bleibt einzeln, so wie es überliefert ist, ohne daß Konsequenzen daraus gezogen und die Trümmer der Tradition zu vollständigen Bildern ergänzt werden. Was er auch sagt, der Tragweite einer Behauptung ist er sich nie bewußt; davon, daß das Einzelne einen Zusammenhang hat, hat er keine Vorstellung. Eine ungeheure Menge von Einzelheiten sind in Kollektaneen und im Gedächtniß aufgehäuft, aber weil es lauter Einzelheiten geblieben sind, so können sie doch nicht sicher beherrscht werden, und einmal an einer ungewohnten Stelle herausgefordert, poltern aus all' der Gelehrsamkeit fortwährend Fehler heraus.

Dies darzulegen, darauf kam es mir an. Niese ist nicht so unwissend, wie er nach den obigen Beispielen erscheint. Was in die Erscheinung getreten ist, ist nicht etwas rein Persönliches, sondern es ist die falsche Methode und ihr Bankerott. Die Geschichtschreibung und im Besonderen die alte Geschichte verödet und verdorrt, wenn wir fortfahren, auf der Bahn zu wandeln, die wir hier zufällig mit dem Namen Nieses bezeichnet haben. Wenn man nicht zu wirklicher Anschauung und zur Sachkritik durchdringt, ist alles Arbeiten in alten Autoren, Urkunden und Inschriften vergeblich; die bloße philologische Wortkritik führt nicht hinab bis zu dem Wasser des Lebens, das aus dem wahren Geschichtsstudium quillt.

Die Perserkriege. Marathon.

Eduard Meyer hat sich in seinem 1901 erschienenen dritten Bande der Geschichte des Alterthums, der die Perserkriege enthält, in der Hauptsache auf den Boden meiner Anschauungen gestellt, wie sie in den 1887 erschienenen „Perser- und Burgunderkriegen" niedergelegt sind; meine Geschichte der Kriegskunst erschien erst so kurz vor Meyer, daß er ihrer nur noch in der Vorrede Erwähnung thun konnte. Bei aller Gleichartigkeit in der Grundanschauung ist Meyer jedoch in recht zahlreichen und nicht unwichtigen Einzelheiten zu anderen Anschauungen gelangt als ich. Einige dieser Differenzpunkte will ich, da sie von prinzipieller Wichtigkeit sind, hier noch einmal erörtern.

Zunächst sei hervorgehoben, daß Meyer das Xerxes-Heer auf höchstens etwa 100000 Mann anschlägt. Damit wird er gewiß viel Beifall finden. Man ringt sich von so uralt festgewurzelten Vorstellungen, wie den Perser-Massenheeren, so schnell nicht los. Ich selbst wagte ja auch in den persischen und Burgunderkriegen erst bis zu etwa 55000 herunterzugehen und bin erst jetzt in der Geschichte der Kriegskunst bei 15000—25000 angelangt. Mit dem wohlwollenden Einwand, in der Zahlenkritik sei ich etwas zu weit gegangen, werde ich mich daher wohl noch recht lange abfinden müssen. Obgleich es eigentlich nicht so sehr viel ausmacht, ob man die überlieferte Zahl von 2100000 auf 100000 oder auf 25000 reduzirt, so wiegt sich das menschliche Gemüth doch in die Illusion, daß durch eine etwas höhere Zahl auch eine etwas größere Glaubwürdigkeit für die Tradition gerettet werde, und da 100000 Mann immerhin ein Heer ist von realer Bewegungs-Möglichkeit, Meyer auch verständiger Weise ein „höchstens" hinzugefügt hat, so kann ich das Weitere der allmählichen generellen Schärfung des Zahlen-Sinnes bei den Historikern überlassen.

Zu Meyers Darstellung des Feldzuges von Marathon möchte ich aber einiges Positive bemerken.

Meyer sagt, „eine nationale Armee, die den Persern die Landung in Attika hätte streitig machen können, war nicht vorhanden". Die Landung kann eine Armee überhaupt nicht streitig machen, sondern nur eine Flotte. Die Küste von Attika ist so lang, daß eine feindliche Flotte stets an einem Punkt überraschend erscheinen und bei den einfachen Verhältnissen antiker Schiffe ihre Soldaten ausschiffen kann, ehe der Vertheidiger zur Stelle ist. Miltiades hat deshalb mit Recht eine solche Operation gar nicht ins Auge gefaßt, sondern nur eine Schlacht mit dem bereits gelandeten Feind unter günstigen Bedingungen.

Daß die Athener vor der Schlacht eine Stellung eingenommen, von wo sie den Feind nicht sehen konnten, erscheint Meyer „ganz undenkbar". Es ist durchaus nicht undenkbar. Nicht, daß das lagernde Heer den Feind sehe, ist nöthig, sondern nur, daß zuverlässige Beobachter ihn sehen, die mit der Heerführung in schneller und sicherer Verbindung stehen.

Der Hauptunterschied zwischen Meyer und mir in der Schlacht selber betrifft das Gelände. Ich nehme an, daß die Athener eine Stellung am Ausgang eines Thales hatten, wo die Berge ihre beiden Flanken deckten. Meyer läßt sie auf dem Abhang des südlichen Berges (Agrieliki) lagern und von da zum Gegenstoß gegen die anrückenden Perser in die freie Ebene vorgehen. Weshalb die Perser die athenische Phalanx dabei nicht aus einer oder beiden Flanken mit ihrer Kavallerie attackirten, wird nicht untersucht. Es heißt nur, die Perser, die ihrerseits die Schlacht herausforderten und aufmarschirt gegen die Athener vorrückten, hätten zwar mit ihrem Fußvolk tapfer gekämpft, die Reiterei aber habe „überrascht und unsicher nicht in den Kampf eingreifen können." Weshalb sie überrascht, weshalb sie unsicher war, weshalb sie nicht in den Kampf eingreifen konnte, wird nicht gefragt.

Ob diese Darstellung falsch ist, können wir dahingestellt sein lassen, denn sie leidet an einem viel schwereren Fehler: sie ist sinnlos. Sie erweckt den Schein eines vernünftigen Zusammenhanges, wo keiner vorhanden ist. Wenn eine Phalanx mit blanken Waffen in einer Ebene gegen ein Heer von Bognern und Reitern kämpft, so hängt die Entscheidung davon ab, ob die Reiter der Phalanx in die Flanke kommen. Die Frage, ob oder weshalb das nicht geschehe, muß nothwendig den Kernpunkt jeder historisch und militärisch richtig gedachten Schilderung dieser Schlacht bilden. Es ist möglich, daß die Frage unbeantwortet bleibt, daß unsere Quellen dafür nicht ausreichen oder daß dem Autor die Erklärungen, die gegeben werden, nicht einleuchten. Wenn Meyer also seiner Erzählung von Marathon den Satz eingefügt hätte, „der taktische Verlauf und Zusammenhang der Schlacht ist uns nicht überliefert und nicht zu errathen", so wäre das eine Auffassung, die man gelten lassen müßte. Aber das thut Meyer keineswegs, sondern er wirft die Frage, weshalb die persischen Reiter nichts ausgerichtet, gar nicht auf, erklärt sogar (S. 333), die Schlacht biete gar keine Schwierigkeiten, sei bei der persischen Kampfweise völlig verständlich, und nimmt den Schein an, als ob er einen wirklichen Schlacht-Verlauf schildere: das heißt, seine Erzählung hat keinen Sinn, und er ist nicht Fachmann genug, um das zu bemerken.

Noch schlimmer, ein wirklicher Hohn auf die Gesetze der Strategie ist es, daß er die alberne Markt-Raunerei der Athener, die Perser hätten noch nach ihrer Niederlage, um Sunium herumsegelnd, die Hauptstadt nehmen wollen, nacherzählt.

Hannibals Heeresstärke.

In meiner Berechnung der Heeresstärke Hannibals (Bd. I, S. 327) hat Otto Hirschfeld einen Fehler aufgedeckt (Festschrift für Th. Gomperz, Wien, Alfred Hölder, 1902, S. 159). Ich suche nachzuweisen, daß in Polybius' Liste die Leichtbewaffneten fehlen, und weise darauf hin, daß der Autor auch in der Liste der zurückgelassenen Balearen die Zahl auslasse. Die Zahl fehlt aber nur bei den nach Afrika detachirten (nicht bei den in Spanien bleibenden), und auch diese Zahl ist vorhanden; sie steht an der entsprechenden Stelle bei Livius. Hieraus schließt Hirschfeld mit Recht, daß das Fehlen der Zahl im Polybius-Text nur ein Schreiber-Versehen sei: in Polybius' Manuskript hat sie zweifellos gestanden.

Obgleich ich hiernach auf diese Hülfslinie für meine Beweisführung verzichten muß, so kann ich darum doch Hirschfelds Gegenbeweis keineswegs als gelungen ansehen.

Hirschfeld spielt zunächst meine Anzweiflung der Angaben des Polybius auf das moralische Gebiet, als ob ich „eine schwere Anklage" erhöbe und den großen Alten „belaste". In abstracto ist über eine Einschätzung dieser Art schwer zu streiten; ich glaube aber, daß wir uns sehr leicht einigen werden, sobald Hirschfeld sich entschließt, sich zu den Analogien, die ich aus

den Werken Moltkes, Sybels, Droysens und Treitschkes (Bd. I, S. 21, S. 387, Bd. II, S. 67, S. 294) angeführt habe, Stellung zu nehmen. Sobald man sich durch eine solche Analogie die Sache näher rückt, sieht man sofort, daß eine objektive Anzweiflung durchaus noch keine moralische Anklage einschließt, und man sieht auch zugleich, wie gefährlich es ist, auch bei sonst sehr hochgeschätzten Autoren jede Angabe mit einer Art Unfehlbarkeit zu umkleiden.

Im vorliegenden Falle hätte Hirschfeld diesen Ausgangspunkt um so weniger nehmen dürfen, als ich ja meine Kritik nicht auf diese eine Zahl beschränke, sondern sie stütze durch die Polybianischen Angaben über Cannä. Hier ist es ganz klar, daß der Autor nicht bloß aus seinen Quellen die Zahlen wiederholt, sondern auch durch Berechnung neue findet, und daß diese Berechnung falsch und flüchtig ist. Dieser Sachverhalt ist, glaube ich, unbestritten und unbestreitbar und offenbar für die Kritik anderer Zahl-Angaben dieses Autors sehr wichtig. Mit keinem Wort aber ist Hirschfeld auf dies für mich sehr wichtige Argument eingegangen. Ich habe es für überflüssig gehalten, noch mehr Belege dafür beizubringen, daß Polybius bei Zahl-Berechnungen keineswegs sehr sorgsam, sondern leicht übereilt ist. Da es aber jetzt bestritten scheint, so will ich auch noch auf seine Darstellung der Schlacht bei Issus hinweisen. Da es sich hier um die kritische Abfertigung eines anderen Autors, des Kallisthenes, handelt, so sollte man meinen, wäre Polybius doppelt vorsichtig gewesen: es ist aber allgemein anerkannt, daß seine Berechnung Fehler enthält. Ich darf das um so mehr hervorheben, da ich glaube, an dieser Stelle das Raisonnement des Polybius in der Sache selbst gegen die scharfen Angriffe, die es erfahren hat, mit Erfolg vertheidigt zu haben, seine Zahlen aber sind handgreiflich zum Theil falsch und in Widerspruch untereinander.

Hirschfeld sucht die Angabe des Polybius zu stützen durch eine Notiz bei Livius (XXI, 38), wonach Hannibal selbst zu Cincius Alimentus, der in seine Gefangenschaft gefallen war, gesagt habe, er habe nach seinem Uebergang über die Rhone 36000 Mann verloren. Ich habe, wie alle früheren Bearbeiter der Zeit, diese Stelle außer Betracht gelassen, da sie mir werthlos schien. Hirschfeld giebt ihr nun eine neue Auslegung. Die Stelle lautet: „ex ipso autem audisse Hannibale, postquam Rhodanum transierit, triginta sex milia hominum ingentemque numerum equorum et aliorum jumentorum amisisse.“ Das ist bisher so verstanden worden, daß Hannibal seit dem Uebergang über die Rhone, also hauptsächlich beim Alpenübergang, 36000 Mann verloren habe; Hirschfeld giebt auch zu, daß Livius selbst es wahrscheinlich so gemeint habe, glaubt aber doch als den ursprünglichen Sinn hineinlegen zu dürfen, daß der Marsch nicht seit der Rhone, sondern bis zur Rhone gemeint sei. Da nun Polybius' Zahlen für den Verlust dieser ersten Marsch-Periode auf 35000 Mann führen, so scheinen die beiden Angaben einander zu stützen und zu bestätigen.

Ich vermag mich dieser Beweisführung in keiner Weise anzuschließen.

Zunächst ist die Differenz von 1000 Mann, die bleibt, zwar sachlich sehr gleichgültig, kritisch aber doch recht wesentlich, da, wenn wirklich die beiden Berechnungen auf eine gemeinsame Urquelle zurückzuführen wären, sie auch genau übereinstimmen müßten. Ferner aber ist die Beziehung auf die erste Marsch-Periode sowohl durch den Zusammenhang, wie durch den besonderen Hinweis auf den Verlust an Vieh und Pferden vollständig ausgeschlossen. Livius schiebt die Notiz ein, nachdem Hannibal eben in Italien angekommen ist und den verlustvollen Alpen-Uebergang mit all' seinen Schrecken hinter sich hat. An dieser Stelle soll speziell der Verlust bis zur Rhone, nicht aber der des Alpen-Ueberganges erwähnt worden sein? Hannibal soll überhaupt, wenn er den Cincius Alimentus einer Mittheilung über seine großen Verluste würdigte, dabei weder den Gesammtverlust des Marsches, noch den Spezialverlust des Alpen-Ueberganges, sondern nur und speziell den Verlust bis zur Rhone erwähnt und hierbei auch noch den Verlust an Pferden und Vieh besonders hervorgehoben haben?

Ich für meine Person lege auf die Verwerthung derartiger Zahlen überhaupt keinen Werth; wenn man denn aber einmal an dieser herumdoktern und den offenbaren Fehler durch Rathen irgendwie herausbringen will, so scheint mir das einzig Rationelle, daß man den Verlust auf die ganze Zeit vom Uebergang über die Rhone bis zu dem Augenblick des Gespräches bezieht. Cincius war etwa 209 Prätor und wird erst hinterher in die Gefangenschaft gefallen sein und die Ehre persönlichen Gespräches mit Hannibal gehabt haben.

Statt uns in derartigen Hypothesen zu verlieren, thun wir aber doch wohl am besten, darauf hinzuweisen, daß eben an derselben Stelle Livius auch berichtet, nach Cincius Alimentus habe Hannibal mit den Galliern und Ligurern zusammen 90000 Mann über die Alpen geführt, und darauf zu sagen, daß wir Zahlen aus dem Munde dieses Autors keinerlei Werth beilegen.

Gänzlich verfehlt ist es auch, wenn Hirschfeld zur Erklärung der ungeheuren Verluste Hannibals auf dem Marsch „massenhafte Desertionen" der spanischen Truppen präsumirt. Weder in den Quellen noch in der Natur der Dinge hat diese Annahme den allergeringsten Anhalt. Sie ist durchaus willkürlich. Wo sollten denn diese Deserteure hin? Mitten durch fremde, oft sehr feindliche Stämme hindurch bettelnd und vagabundirend nach Hause? Erstens ist anzunehmen, daß Hannibal in den Völkern der Halbinsel genug kriegerische Elemente fand, die mit voller Neigung, gerade wie die Afrikaner, um Sold, Beute, Ruhm und Abenteuer zu haben, seiner Fahne folgten, und er nicht nöthig hatte, Widerwillige zu pressen, und zweitens ist es klar, daß, einmal über den Ebro, die Rückkehr ganz ausgeschlossen war. In dieser Beziehung hatte Hannibal den Vortheil, der den russischen Heeren im 18. Jahrhundert nachgerühmt wurde, daß sie nämlich keine Desertion hätten, weil, einmal über die Grenze, der gemeine Mann sich im fremden Lande nicht helfen könne.

Ganz ebenso verfehlt ist es, wenn Hirschfeld meint, wir hörten nur deshalb so wenig von Kämpfen Hannibals auf dem Marsch, nicht weil wenig stattgefunden, sondern nur weil sie nicht aufgezeichnet seien. Man denke, es handelt sich bloß auf dem Marsch von den Pyrenäen bis zur Rhone um 13000 Mann, auf ein Heer von angeblich 59000, also über 22 Prozent. Man erinnere sich aus der ganzen antiken Kriegsgeschichte, besonders aus Cäsar, wie gering die Verluste eines organisirten, gut geführten Heeres gegen Barbaren sind, so lange man siegt, und erwäge dann, welch' furchtbare Kämpfe das gewesen sein müßten, von denen uns, obgleich die ungeheuren Verluste nicht verhehlt werden, kein Wort überliefert sein soll! Dabei ist diese ganze Marschstrecke von den Pyrenäen bis zur Rhone nicht länger als 35 Meilen. Wenn Hannibal auf diesem kurzen Marsch 13 000 Mann verloren hätte, so wäre das viel mehr gewesen als in all' seinen großen Siegen über die Römer, an der Trebia, am Trasimenus, bei Cannä zusammengenommen. Solche Kämpfe sollen die Historiker abgemacht haben mit der kurzen Wendung, er habe sich theils mit Gewalt, theils durch Geldzahlungen den Weg geöffnet.

All' diese ganz willkürlichen Unterstellungen werden gemacht, bloß weil es unmöglich sein soll, daß Polybius einmal unachtsam einer unzuverlässigen Quelle gefolgt sei! Derselbe Polybius, von dem es an zwei anderen Stellen ganz klar ist, daß ihm mit Zahl-Angaben und Zahl-Berechnungen sehr wohl etwas Menschliches passiren konnte, wie ja die Aufmerksamkeit auf den Werth, die Bedeutung und Tragweite der Zahlen bei den Historikern überhaupt eine seltene Eigenschaft ist.

Polybius theilt uns III, 33 mit, welche Truppen Hannibal in Spanien und Afrika ließ; zwei Kapitel weiter, III, 35, mit wie viel er ausmarschirt sei und mit wie viel er die Pyrenäen überschritten habe. Viel später, III, 56, erfahren wir, mit wie viel er in Italien angekommen sei, und wieder vier Kapitel später, III, 60, wie viel er noch beim Uebergang über die Rhone hatte. An der ersten und dritten Stelle giebt Polybius die lacinische Tafel als seine Quelle an. Hieraus schließt Hirschfeld, daß diese Tafel auch an den anderen Stellen die Quelle gewesen sei, da der Autor sonst „kaum von dem Vorwurf freizusprechen sei, daß er durch den zweimaligen Hinweis auf die lacinische Urkunde seinen Lesern ein durchaus ungerechtfertigtes Vertrauen, auch auf die übrigen, wie Delbrück meint, aus anderen, ganz unzuverlässigen Quellen geflossenen Zahlenangaben eingeflößt habe". Diese Schlußfolgerung ist methodisch falsch. Polybius selbst hat seine Quelle für genügend zuverlässig gehalten — sonst hätte er sie nicht benutzt. Daß die moderne Kritik mit ihren schärferen Augen sie anzweifelt, kann nicht als ein Streit um die Moralität des Polybius ausgefochten werden. Ja, die Sache ist gerade umzukehren: wenn Polybius alle diese Angaben aus einer und derselben Quelle entnommen hätte, so wäre es schwer verständlich, warum er sie so verzettelt hat. Naturgemäß gehören sie in zwei Gruppen zusammen, beim Ausmarsch und bei der Ankunft in Italien. Beim Ausmarsch ist aber die Zahl der Zurückbleibenden

von der der Marschirenden durch ein ganzes Kapitel getrennt, und wenn es sich hier durch den Lauf der Erzählung auch noch rechtfertigen läßt, so ist es doch gewiß auffällig, daß bei der Ankunft erst die Zahl, die Italien erreicht, und erst vier Kapitel später die Stärke, die noch an der Rhone vorhanden gewesen war, mitgetheilt wird. Statt zu schließen: weil Polybius beide Mal die erste Zahl aus der laciniſchen Tafel entnommen hat (was er ausdrücklich sagt), muß er es auch bei der jedesmal zweiten gethan haben (wo er es nicht sagt), ist umzukehren: wir können ganz sicher sein, daß diese zweiten Zahlen nicht aus der laciniſchen Tafel stammen. Hirschfeld scheint es „undenkbar, daß Hannibal, der die verhältnißmäßig weniger bedeutenden Truppendislokationen vor dem Aufbruch bis auf die Einer eingehend berichtet hatte, die weiteren Zahlen nicht angegeben, sondern sich nur mit der Schlußziffer der nach Italien geretteten Soldaten begnügt haben sollte". Ich sehe ab von der wohl anfechtbaren Auffassung, daß Hannibal, der auszog, die stärkste Kriegsmacht der Welt zu bekriegen, und zu diesem Zweck das Gebiet einiger barbariſcher Völkerschaften durchzog, die Truppen, die er hier durchbrachte, als „gerettet" betrachtet habe; so viel aber, scheint mir, muß Jedermann einleuchten, daß Hannibal unmöglich seine Heeresstärke auf jeder einzelnen Etappe seines Zuges hat in die Erztafel eingraben lassen; höchstens doch sicherlich die Stärke beim Abmarsch und bei der Ankunft in Italien, noch viel wahrscheinlicher aber nur die eine von diesen beiden, d. h. also, da Polybius das ausdrücklich erwähnt, die Ankunfts-Stärke. Je eingehender man die Frage betrachtet, desto klarer wird, daß Polybius die anderen Zahlen aus einer anderen Quelle eingefügt hat.

Am Schluß wirft Hirschfeld mir vor, daß ich gute Quellen-Zeugnisse „nach eigenem Gutdünken korrigire". Ich hoffe, daß, je weiter mein Werk fortschreitet, desto mehr auch dieser verehrte Gegner allmählich zugestehen wird, daß meine Kritik keineswegs auf „Gutdünken" beruht, sondern auf Sachkenntniß.

Die Varus-Lager.

Meine Vermuthung, daß das Standlager des Varus auf dem Hahnenkamp bei Rehme gewesen sei, ist durch Nachgrabungen, die ich gemeinsam mit Herrn Dr. Schuchhardt unternommen habe, nicht bestätigt worden. Es fand sich auf dem Plateau nicht nur nicht die geringste Spur von ehemaligen Gräben, sondern man darf umgekehrt sagen, daß die Ausgrabung dargethan hat, daß an dieser Stelle ein römisches Lager *nicht* gewesen ist. Denn nach der Konfiguration des Geländes ließ sich ziemlich genau sagen, wo die Römer ihre Gräben gezogen haben würden, und da nun Quergräben erkennen ließen, daß das Erdreich in der Tiefe nie umgerührt worden war, so kann hier kein Lager gewesen sein.

Statt dessen fanden wir etwas Anderes, vielleicht noch etwas Werthvolleres, nämlich über das ganze Plateau verstreut germaniſche Wohngruben. Es ist das erste urgermaniſche Dorf, das aufgedeckt ist, und bestätigt

die Schilderung des Tacitus „colunt discreti ac diversi, ut fons, ut campus, ut nemus placuit, vicos locant non in nostrum morem conexis et cohaerentibus aedificiis: suam quisque domum spatio circumdat, sive adversus casus ignis remedium, sive inscitia aedificandi". Die Entdeckung bestätigt auch die Auffassung, daß mit dieser Schilderung nicht westphälische Einzelhöfe, sondern weitläufig und zerstreut gebaute Dörfer gemeint sind.

Dieselben Wohngruben fanden sich auch auf einem etwas weseraufwärts gelegenen Plateau, dem Mooskamp bei Babenhausen.

Wenn nun auf den beiden für ein römisches Lager geeigneten Plätzen unmittelbar vor der Porta Westphalica germanische Dörfer lagen, so könnte das der Grund gewesen sein, weshalb die Römer gerade hier ihr Lager nicht errichtet haben.

Ich habe zunächst noch etwas gerade gegenüber auf dem rechten Weser-Ufer gesucht, aber auch hier hat sich bisher keine Spur gefunden.

Es wird Sache der Lokal-Forschung sein, die Untersuchungen fortzusetzen und auch das Gelände abwärts der Porta Westphalica in Betracht zu ziehen. Gerade hiergegen habe ich mich bisher gesträubt, weil es mir unglaublich schien, daß die Römer sich vor das Defilée gelagert haben sollten, statt dahinter. Aber es läßt sich vielleicht doch Einiges dafür sagen, um so mehr, da ja die geeigneten Plätze oberhalb durch germanische Dörfer bereits okkupirt waren. Lagerten nämlich die Römer unterhalb der Porta, so konnten sie dort einen festen Uebergang über die Weser schaffen und beherrschen, der ihnen das ganze Niederland unter die Füße gab, während eine Brücke bei Rehme in einen Kessel führte (was freilich wieder mit der Frage zusammenhängt, wie weit der Weg am rechten Weser-Ufer praktikabel war). Es ist also doch wohl denkbar, daß das Varus-Lager in der Gegend von Minden war, und zwar würde ich es in diesem Fall auf dem rechten Ufer vermuthen, vielleicht näher dem Ausgang der Porta, bei Neesen. Die Brücke hätten wir uns durch einen Brückenkopf gesichert zu denken und die Gefahr des Defilées der Porta dadurch gemindert, daß auf dem Wittekindsberg ein Kastell war. Vom strengen strategischen Standpunkt der Sicherheit bliebe es ja ein Fehler, sich vor das Defilée zu lagern, aber die Römer mögen ihre Herrschaft in Germanien bereits als so gut fundirt angesehen haben, daß sie dieses Moment gegen andere Vortheile zurücktreten ließen.

Außer bei der Porta habe ich auch am Ausgang der Dörenschlucht bei Pivitsheide Versuchsgräben ziehen lassen, auch hier bisher ohne Erfolg. Daß die Römer ungefähr an dieser Stelle irgendwann einmal gelagert haben müssen, unterliegt eigentlich gar keinem Zweifel. Wenn sie aus dem Lippegebiet in die norddeutsche Tiefebene wollten, was in den zwanzig Jahren ihrer Herrschaft und Kriegführung in dieser Gegend nothwendig oft gewesen sein muß, so hatten sie den Teutoburger Wald und das Wiehengebirge zu kreuzen, und über beide Gebirge führen nur sehr wenige, deutlich erkennbare Pässe. Das Wiehengebirge schneidet man, indem man

durch die Porta geht, durch den Teutoburger Wald führen die Dörenschlucht und die Bielefelder Schlucht. Die Dörenschlucht ist durch die zahlreichen Hünengräber direkt als ein uralter Weg gekennzeichnet. Selbst wenn wir auf diesen Linien einmal Spuren von Römerlagern finden sollten, so ist ja noch garnicht gesagt, daß sie mit dem Varuszuge zusammenhängen; die Römer sind eben in dieser Gegend sehr viel marschiert und haben inmitten der gefährlichen Bundesgenossen allenthalben ihre Marschlager mit Wall und Gräben errichtet. Erstaunlich genug, daß noch nirgends eine Spur zu Tage gefördert ist, aber kaum glaublich, daß man wirklich auch nie eine finden sollte. Das Varus-Standlager mag ja auf dem Fleck gelegen haben, wo heute die Stadt Minden steht, und das letzte Lager könnte (wenn ich es auch für sehr unwahrscheinlich halte) da gewesen sein, wo heute die Stadt Bielefeld steht, und von beiden deshalb jede Spur verschwunden sein. Aber daß von den zahllosen Marschlagern, die die Römer in dieser Gegend inne gehabt, sich garnichts mehr auffinden lassen sollte, ist sicherlich nicht anzunehmen. Möge die Lokalforschung nicht erlahmen!

Eine eingehendere Mittheilung über die Ausgrabung auf dem Hahnenkamp habe ich im September-Heft 1901 der „Preußischen Jahrbücher" Bd. 105, S. 555 gegeben.

Haltern-Aliso.

Die interessanten und erfolgreichen Ausgrabungen bei Haltern an der Lippe, die ich S. 142 dieses Bandes erwähnt habe, sind seitdem noch wesentlich gefördert worden. Die verdienten Forscher aber, denen wir diese Entdeckung verdanken, haben sich verleiten lassen, Dinge hineinzukonstruiren, die vor der Kritik nicht Stand halten.

Es handelt sich um zwei verschiedene Befestigungen, die aufgedeckt sind, ein großes Legionslager mit Magazinen, und $1^1/_2$ Kilometer davon stromabwärts ein Kastell auf dem St. Annaberge. In den „Mittheil. d. Alterth.-Kommiss. f. Westphalen" 2. Heft hat nun Schuchhardt nachzuweisen gesucht, daß diese Anlage Aliso sei. Eben, indem ich diese Blätter in die Druckerei schicken will, geht mir auch noch ein Artikel zu vom Oberstlieutenant a. D. Dahm, „Die Römerfestung Aliso bei Haltern a. d. Lippe", wo dieselbe Ansicht verfochten wird.[1])

In Schuchhardts Untersuchung sind einige thatsächliche Fehler. Er meint (S. 212), Ilgen habe nachgewiesen, daß im Mittelalter die Lippe immer nur bis Haltern als schiffbar gegolten habe. Ilgen hat sich viel

[1]) „Universum", 18. Jahrg., 28. Heft. Auch separatim erschienen bei Phil. Reclam jun., Leipzig. Der Artikel enthält viel Falsches. U. a. erscheint wieder die schon von Oberst Stoffel mit Sarkasmus zurückgewiesene Vorstellung, der römische Soldat habe außer seiner schweren Rüstung auch noch für 17 oder gar 30 Tage Getreide „mit sich geführt", im Sinne von „getragen", d. h. etwa 30 kg.

vorsichtiger ausgedrückt und eine gewisse Schiffbarkeit mit kleineren Schiffsgefäßen außer der trockenen Jahreszeit zugegeben. Die thatsächlichen Ergänzungen, die ich dazu aus Informationen unserer besten technischen Kenner der Lippe gegeben habe (S. 135), scheinen Schuchhardt entgangen zu sein.

Schuchhardt meint weiter, man habe die Lippe hinauf keine Kähne ziehen können, da das Flußbett schlickig sei. Ich habe mich darüber an Herrn Baurath Röder, früher in Hamm an der Lippe, jetzt in Diez, dem durch langjährige Praxis in den Strombauten die Verhältnisse der Lippe bekannt sind, um Auskunft gewandt und habe von ihm folgende Antwort erhalten: „Sumpfiges Terrain, d. h. moorige und torfige Ländereien, kommen an der Lippe nirgends vor; es sind dort durchweg, von Wesel aufwärts bis Neuhaus Sandflächen zu beiden Seiten des Flusses. Nasse und leicht überfluthete niedrige Uferstellen sind dagegen vielfach vorhanden. Solche Stellen werden zu Römerzeiten noch häufiger sich an dem Flusse erstreckt haben, indessen boten sie einer so großen Menschenmenge, im Wegebau erfahren wie die römischen Legionen, kein wesentliches Hinderniß für den Leinenzug der Schiffe vom Ufer aus. Schwieriger muß schon das Passiren der Nebenflüsse gewesen sein, da hier Brücken gebaut werden mußten, wenn man nicht die Zugpferde häufig auf das andere Ufer übersetzen wollte.

„Für eine so systematisch vorgehende Truppe wie die römische, die an die Erbauung musterhafter Landstraßen und von künstlichen Brücken gewöhnt war, kann auch das keine wesentliche Schwierigkeit verursacht haben.

„Die nassen Uferstellen wurden mit Knüppeldämmen durchquert, von denen man noch heute zuweilen Spuren vorfindet."

Schuchhardts Vorstellung von der Unüberwindlichkeit des „schlickigen" Bodens ist also unrichtig. Ich glaube sogar, daß die Schwierigkeit des weichen Bodens noch leichter überwunden werden konnte, als es in dem Röderschen Brief dargelegt ist, wenn nicht Pferde, sondern Menschen die Schiffe zogen. Diese gehen in den Ländern, wo man noch heute keine Treidelpfade hat, nahe dem Ufer im Wasser selbst. Kommen ungangbare Stellen, so ist am Ufer entlang ein für Menschen brauchbarer Knüppeldamm noch leichter hergestellt, als für Pferde, und auch das Ueberschreiten der Nebenflüsse ist für Menschen leichter und wohl oft nicht einmal eine Brücke nöthig.

Zum Zweck des Nachweises, Aliso habe bei Haltern gelegen, stellt Schuchhardt nun eine Reihe von strategischen Hypothesen auf, zu denen ich recht sehr habe den Kopf schütteln müssen.

Als Drusus gegen die Sugambrer auszog, sagt Dio Cassius, fand er sie nicht zu Hause, sondern sie waren gerade auf dem Zuge gegen die Chatten. Darauf zog Drusus bis an die Weser.

Schuchhardt legt das aus: „Durch ihren Zug gegen die Chatten entzogen sie sich zugleich dem ersten Stoß der noch frischen römischen Truppen". Also wenn man von einem übermächtigen Feind im eigenen Lande angegriffen wird, so „entzieht" man sich ihm, indem man schleunigst gegen

einen Anderen Krieg anfängt, und der Angreifer ist so freundlich, dies Stratagem zu respektiren und seinerseits auch zunächst wo anders hin zu gehen? Dabei ist das ganze Land der Sugambrer sicherlich nicht viel mehr als zehn Meilen breit. Man glaube nicht, daß ich parodire. Es steht wirklich da, aber wir wollen nicht zu hart sein: so ungefähr sehen die Vorstellungen von Strategie aus, mit denen die meisten unserer Historiker, Philologen und Archäologen die Kriegsgeschichte zu erleuchten pflegen.

Drusus legt das Kastell Aliso an, und es fragt sich, ob an der unteren oder oberen Lippe. Schuchhardt hält die obere für unmöglich, denn „man wird ihm doch immer so viel Vernunft zutrauen müssen, daß er sein Kastell nicht an eine Stelle legte, wo er das ganze Volk der Sugambrer südlich und das ganze der Bructerer nördlich im Rücken hatte". Ich meinerseits möchte auch dem Drusus „so viel Vernunft zutrauen", daß er sein Kastell da baute, wo es ihm etwas nützen konnte, und das ist recht inmitten der feindlichen Völker, die er unterwerfen will.

Fast alle Gelehrten sind bisher darüber einig gewesen, daß Aliso nicht so sehr weit vom Schlachtfeld des Teutoburger Waldes zu suchen ist, da sich ein Theil der Flüchtlinge dahin rettete. Schuchhardt meint: „Erst wenn man die Entfernung ziemlich weit annnimmt, erklärt sich, wie die Katastrophe eine so furchtbare geworden ist, warum so Wenige entkommen sind." Der Autor hat doch auch wohl mal das Wort „Rückzug verlegt" oder „Rückzug abgeschnitten" gehört und kennt die Schlachten von Cannä und Sedan. Die Katastrophe einer Niederlage kann wirklich auch dann „furchtbar" werden, wenn die nähere oder weitere Entfernung eines Rettungsplatzes gar nicht in Betracht kommt. Außerdem ist es hier klar, daß die Germanen nicht erst volle fünf bis sechs Tagemärsche verfolgt haben und dann ebenso viele Tage zur Feier des Siegesfestes zurückmarschirt, sondern bei ihrer Beute geblieben sind. Hätten sie aber nicht verfolgt, sondern die Flüchtlinge laufen lassen, so wären diese gewiß nicht in Haltern geblieben, sondern auch gleich weiter bis an den Rhein geeilt. In Aliso aber wurden sie eingeschlossen. Ich möchte behaupten, daß Schuchhardt bei den Truppenbewegungen, die er uns hier vorführt, an die Berechnung von Raum und Zeit gar nicht gedacht, sondern sich mit der unbestimmten, allgemeinen Vorstellung „näher" oder „ferner" begnügt hat. Es sei einmal einen Moment angenommen, daß Aliso bei Haltern gesucht werden könnte, indem man es von der Teutoburger Schlacht vollständig trennt. So viel ist aber gewiß: wenn man einmal mit Schuchhardt annimmt, daß die Schlacht an der Dörenschlucht oder sonst in der Nähe der Grotenburg (Teutoburg) gewesen sei, und weiter annimmt, daß die Flüchtlinge des römischen Heeres sich nach Aliso gerettet hätten, dort eingeschlossen und lange belagert worden seien — so kann Aliso unmöglich 20 Meilen von der Teutoburg, und nur zwei Tagemärsche vom rettenden Rheinstrom entfernt gewesen sein.

Vellejus berichtet uns, daß Tiberius im Jahre 4 p. C. zum ersten Mal im inneren Germanien an der Quelle der Lippe überwintert habe. Das wäre nichts Besonderes gewesen, meint Schuchhardt, wenn hier in der

Nähe schon seit 15 Jahren Winter und Sommer das Kastell Aliso gestanden hätte. Erstens ist es nicht gesagt, daß dieses Kastell die ganze Zeit hindurch besetzt gehalten worden ist, zweitens aber hat sich Schuchhardt nicht den unermeßlichen Unterschied zwischen einem vorgeschobenen Kastell und einem Heer klar gemacht.

Schuchhardt meint (S. 206), Drusus habe Aliso bei Haltern angelegt, um sich ein für alle Mal den Lippe-Uebergang zu sichern und den Weg ins Sugambrerland offen zu halten. S. 210 sieht er in diesem Aliso eine „Deckung" des Vorgehens gegen die Sugambrer. Was die Römer abhalten sollte, von vornherein südlich der Lippe zu marschiren, wenn sie zu den Sugambrern wollten, weshalb sie, denen die Germanen im offenen Felde nicht entgegenzutreten wagten, sich einen Lippe-Uebergang „sichern" mußten, wogegen sie eine „Deckung" gebrauchten, das fragen wir Alles vergeblich.

Das Allermerkwürdigste aber in Schuchhardts strategischen Raisonnements ist der Schluß. Welche von den beiden Anlagen bei Haltern ist denn nun Aliso? Keine von beiden, sagt Schuchhardt; Aliso war der Name einer germanischen Ansiedelung, nach der die Römer ihr Kastell benannten. Nun aber dies Kastell, dies berühmte Kastell — welches ist es denn? Das wird nicht beantwortet.

Aber eine beredtere Antwort als dieses Schweigen kann es gar nicht geben. Köpp, der in demselben Heft der „Mittheilungen" die Beschreibung der Anlagen giebt, scheint nicht abgeneigt (S. 102), das Legions-Lager für das Kastell Aliso zu halten, und Dahm in der angeführten Schrift thut es allen Ernstes.

Dieses „Kastell" (welcher Name nach dem lateinischen Sprachgebrauch ein „kleines Lager" bezeichnet) hat nach Köpp einen Flächenraum von wenigstens 30 Hektaren, und vielleicht sogar über 40, indem man nämlich eine an das „Kastell" angeschlossene befestigte Hafen-Anlage einrechnet.

Das Lager ist, wie die Spuren zeigen, zwei Mal errichtet worden, das zweite Mal etwas kleiner als das erste Mal.

Dahm in demselben Heft, S. 227, giebt die längste Seite auf circa 490 Meter, die kürzeste auf 380 Meter an und berechnet in seinem Artikel das eigentliche Lager auf $20^1/_2$ Hektar, resp. das renovirte auf $18^1/_8$ Hektar, mit der Hafen-Anlage $24^1/_2$ Hektar.

Vergleichen wir damit einige andere, uns bekannte römische Anlagen.

	Größe	War besetzt mit
Cäsars Lager an der Aisne . .	41 Hektar	8 Legionen
„ „ vor Gergovia . .	35 „	6 „
„ „ Mt. St. Pierre .	24 „	4 „
Haltern (nach Köpp)	30 – 40 „	
„ 1. Anlage (nach Dahm) .	$20^1/_2$ „	
„ 2. „ „ „ . .	$18^1/_8$ „	
mit der Hafen-Anlage	$24^1/_2$ „	

	Größe	War besetzt mit
Lager von Carnuntum	14 Hektar	
Kesselstadt	14 „	
St. Annaberg	$7^1/_4$ „	
Nieder-Bieber	5 „	
Pföring	4 „	500 Mann
Friedberg	$3^3/_4$ „	1000 „
Saalburg	$3^1/_4$ „	
Weißenburg	3 „	500 „

Die meisten Limes-Kastelle, abgesehen von den ganz kleinen, haben einen Flächenraum von $1^1/_2$ bis $3^1/_2$ Hektar; die gewöhnliche Besatzung war eine Kohorte oder eine Ala von 500 Mann, die bei den gefährdeteren und größeren in Kriegszeiten auf 1000 Mann verstärkt wurde.[1])

Vergleichen wir diese Zahlen, so ergiebt sich eine erhebliche Verschiedenheit. In den Cäsar-Lagern entfallen auf eine Legion etwa 6 Hektar, also auf 1000 Mann ein Hektar; in den Kastellen das Drei-, Vier-, ja Achtfache. Das ist ganz natürlich. In einem Lager des Feldkrieges drängt man sich nach Möglichkeit zusammen; in einem dauernden Kastell breitet man sich mehr aus, aber immer nur so weit, daß die Mannschaft für die Vertheidigung noch ausreicht, wofür dann nicht nur die Größe, sondern mannigfache Umstände in Betracht kommen mögen.

Dahm nimmt an, daß das Lager in Haltern mindestens fünf Kohorten von 500 Mann als Besatzung in Anspruch genommen habe. Dieses „mindestens" muß aber wohl noch ziemlich gedehnt werden. Eine Feste mitten zwischen den Bructerern und Sugambrern wäre doch wohl sehr gefährdet gewesen, wenn sie relativ nicht mehr Besatzung gehabt hätte, als später das schwächst-belegte Limes-Kastell. Ich möchte das Doppelte, etwa eine Legion, ansetzen.

Aber das ist nur die Antwort auf die Frage: mit wieviel Besatzung konnte diese Feste noch als vertheidigungsfähig und leidlich gesichert angesehen werden? Von dieser Frage zu trennen und vor Allem ins Auge zu fassen ist die andere: für wieviel Truppen bot diese Feste Raum?

Die Antwort ist: für drei Legionen.

Drei Legionen ist die Stärke des Heeres von Niedergermanien; das ganze Heer war bis zum Jahre 9 fünf Legionen stark; die beiden anderen Legionen pflegten in Obergermanien stationirt zu sein.

Man braucht diese Zahlen nur hintereinander auszusprechen, um sich zu sagen, daß das Lager in Haltern kein Kastell, sondern das Standlager des niedergermanischen Heeres ist. Wenn die wackeren Gräber nicht von dem Namen Aliso völlig berauscht gewesen wären, hätten sie sich das vermuthlich schon längst selbst gesagt. Die Zunge muß ihnen ja angestoßen

[1]) Hettner, Bericht über die Erforschung des obergermanisch-rätischen Limes. (1895) S. 25.

haben, indem sie für eine Anlage von mehr als 24 Hektar Flächenraum den Ausdruck „Kastell" gebrauchten.

Den Ungedanken, daß die Feste dennoch bloß ein Kastell, aber absichtlich so weitläufig angelegt worden sei, um zeitweilig auch das ganze Heer aufnehmen zu können, brauche ich hoffentlich nicht zu widerlegen.

Das Legionslager ist das Kastell Aliso nicht.

Es bleibt das Kastell auf dem St. Annaberg. Dies aber ist längst bekannt. Die Ausgrabung an dieser Stelle hat in der Aliso-Frage weder dafür, noch dawider etwas Neues gebracht. Man versteht, weshalb Schuchhardt die Frage, ob eigentlich St. Annaberg oder das Legionslager das gefundene Aliso sein soll, in suspenso läßt. Wer aber der Sache auf den Grund gehen will, sieht bald, daß die Ausgrabung des Legionslagers zwar nicht Aliso zu Tage gefördert, aber für diese Frage doch mittelbar etwas recht Bedeutsames geleistet hat: sie entscheidet nämlich, wenn noch irgend ein Zweifel sein könnte, daß auch auf dem St. Annaberg Aliso nicht gelegen haben kann. Denn wie hätte dies Kastell in der unmittelbaren Nähe des großen Standlagers eine solche Bedeutung gewinnen können? Es ist ja, mit jenem Lager zusammengestellt, nichts als ein vorgeschobenes Fort. Das Lager ist, wie die zahlreichen Fundstücke beweisen, ein lange und regelmäßig von Soldaten bewohnter Platz gewesen. Das Kastell, eine Viertelstunde davon entfernt, gehört entweder einer anderen Zeit an, oder war nur ein Nebenposten. Gerade die Ausgrabung hat also durch die Aufdeckung des Lagers schlagend bewiesen, daß hier Aliso nicht war.

Als ich den ersten Halbband dieses Theiles in den Druck gab, waren die Ausgrabungsarbeiten noch nicht abgeschlossen, aber schon damals habe ich (S. 145) Zweck und Bedeutung des Lagers, wie ich glaube, richtig bezeichnet, und jetzt hat sich mir auch über das Verhältniß des Lagers zu dem Kastell ein Bild gestaltet. Man muß ja in solchen, auf bloßen Spuren aufgebauten Rekonstruktionen sehr vorsichtig sein, aber mit allem Vorbehalt und voller Zugänglichkeit für bessere Belehrung glaube ich doch das Verhältniß zeichnen zu dürfen, wie folgt.

Nebeneinander haben die beiden Befestigungen keinen Zweck. Niemals ist es den Römern eingefallen, eine Viertelstunde von einem großen Standlager nur um ihrer selbst willen eine zweite Befestigung anzulegen. Bewachung, Vertheidigung, Dienst, Alles wäre dadurch erschwert worden. Auch das Kastell ist ja nicht klein, sondern gehört zu den größten, die wir kennen, doppelt so groß als die Saalburg. Es bedurfte einer ziemlich bedeutenden Besatzung. Im Fall einer Belagerung hätten die beiden Festen sich gegenseitig sehr wenig helfen können, die Vertheidigungskräfte aber, auf so viel Fronten vertheilt, sehr verdünnt, und bei einem Ausfall, da die beiden Festen ohne Verbindung untereinander gewesen wären, die Kooperation so gut wie unmöglich gemacht. Griffen z. B. die Germanen das Lager von der Ostseite an, so konnte die Besatzung des Kastells dem Kampf nur müßig zusehen, und bei einer förmlichen Belagerung hätte der Feind mit

einer Kontravallation die eine Feste lahmgelegt und seine ganze Kraft zunächst auf die andere konzentrirt. Das Letztere paßt nicht mehr auf die Germanen, die eine regelmäßige Belagerung überhaupt nicht durchzuführen vermochten, aber es zeigt besonders deutlich, weshalb die Römer prinzipiell nicht auf das System zweier Neben-Festungen verfallen konnten, und schon die zuerst genannten Gründe, die viel zu sehr vergrößerte Vertheidigungs-Front, die erschwerte Vorbeugung gegen Ueberfall, die verminderte Gefechtskraft bei einem Ausfall sind ja völlig durchschlagend. Doppel-Festungen sind nicht zu allen Zeiten und unter allen Umständen zweckwidrig, aber ein befestigtes Lager und ein Kastell daneben, ohne Verbindung untereinander, können nicht taktisch zusammengehören. Kurz, so sehr Schuchhardt sich dagegen erklärt (S. 198), so muß ich mich doch Ritterling[1]) (S. 109) darin anschließen, daß die beiden Festen nicht gleichzeitig benutzt sind. Bei Schuchardts strategischer Erklärung „vielmehr wird der Annaberg das Kastell, die Citadelle geblieben sein, das Winter und Sommer gehalten wurde, während die unteren Anlagen dem Aufmarsch und der Verproviantirung dienten", bin ich sogar, ehrlich gestanden, nicht fähig, mir etwas zu denken.

Wenn nun die beiden Festen nicht gleichzeitig mit einander in Gebrauch gewesen sein können, so ist zu suchen, ob in den uns ja im Allgemeinen bekannten, wechselnden strategischen Situationen von 11 a. C. bis 16 p. C. einmal Bedingungen erscheinen, in die das Lager, dann wieder solche, in die das Kastell paßt.

Bei der Beschreibung der Fundstücke legt Ritterling dar, daß das Legionslager sehr viel reicher an Resten gewesen sei, als das Kastell auf dem St. Annaberg, und schließt daraus, daß es nicht nur viel weniger Menschen beherbergt habe, was selbstverständlich ist, sondern auch, daß es kürzere Zeit belegt gewesen sei.

Ferner ist, wie schon bemerkt, das Legions-Lager zwei Mal angelegt worden; das erste Mal eine provisorische Anlage, nur kurze Zeit belegt; das zweite Mal etwas kleiner, sehr sorgfältig ausgebaut und lange bewohnt.

Endlich haben sich etwas Lippe-aufwärts auch noch die Spuren einer dritten passageren Befestigung gefunden.

Nach den uns vorliegenden schriftlichen Quellen mußte früher angenommen werden, daß die Römer viele Jahre lang im Winter immer wieder aus Germanien bis über den Rhein zurückgegangen seien. Die Ausgrabung von Haltern lehrt von Neuem, wie vorsichtig man mit negativen Schlüssen aus den Quellenzeugnissen sein muß. Man hätte vielleicht auch schon früher sagen dürfen und müssen, es sei doch kaum glaublich, daß die Römer, die doch die Absicht hatten, die Autorität des Imperiums bei den Germanen so stolz wie möglich erscheinen und sie dadurch allmählich einwurzeln zu lassen, das Land immer wieder ganz geräumt haben sollten. Die Ausgrabung von Haltern hat nun bewiesen, daß dies auch thatsächlich nicht

[1]) Mittheil. S. 109.

geschehen ist. Zwar im eigentlichen Innern des wilden Landes getrauten sie sich noch lange nicht den Winter hindurch zu bleiben. Es wird uns ausdrücklich berichtet, daß Tiberius es zum ersten Mal im Jahre 4 p. C. wagte, sein Winterlager an den Quellen der Lippe, also ungefähr in der Gegend von Paderborn, zu nehmen. Aber schon viel früher war man doch nicht mehr ganz über den Rhein zurückgegangen. Die zahllosen Fundstücke in dem Lager von Haltern beweisen, daß dieser Platz nicht bloß vorübergehend, sondern eine Reihe von Jahren hindurch belegt gewesen ist. Erst ist hier ein leichter gebautes, dann nach kurzer Zeit ein nach allen Regeln der Kunst auf die Dauer berechnetes Standlager errichtet worden.

Dieses Lager zeigt Spuren, daß es nicht einmal, sondern zweimal zerstört worden ist. Die Vermuthung liegt nahe, daß die erste Zerstörung im Jahre 9 stattfand, daß Germanikus dann im Jahre 15 oder 16 die Feste wieder herstellte und es nach seinem Abgang zum zweiten Mal der Zerstörung heimfiel. Möglich ist jedoch auch, daß sie während der mannigfachen Kämpfe unter Tiberius einmal, mehr oder weniger zufällig, unbesetzt in die Hände der Germanen gerathen, zerstört und die Renovirung gleich damals unternommen, von Germanikus aber unterlassen ist. Da wir von den Feldzügen des Tiberius sehr wenig wissen, so kann sehr wohl einmal ein solcher Zwischenfall mit dem Lager vor sich gegangen sein, von dem uns nichts überliefert ist, und wir werden uns dieser Auslegung zuneigen, wenn wir sehen, daß eine Wiederherstellung unter Germanikus Manches gegen sich hat.

Wir haben oben festgestellt, daß das Lager und das Kastell nicht gleichzeitig in Gebrauch gewesen sein können, und daß das Kastell nur kurze Zeit belegt gewesen ist. Es ist also entweder ganz im Anfang dieser Periode, vielleicht schon von Drusus, oder ganz am Ende, nämlich von Germanikus, angelegt worden. Da auch das Kastell Spuren zweimaliger Zerstörung zeigt, so ist nicht unmöglich, daß beides richtig ist. Die größte Wahrscheinlichkeit aber ist, daß die zweimalige Zerstörung irgendwie anders zusammenhängt und daß jene dritte Verschanzung Lippe-aufwärts in diesen Zusammenhang gehört. Das Kastell und das Schanzwerk gehören vielleicht das eine vor die Errichtung des Lagers, das andere hinterher. Es kommt nicht viel darauf an, ob und wie man sich darüber entscheidet. Die Hauptsache ist erstens, daß beide nicht gleichzeitig mit dem Lager in Gebrauch zu denken sind und zweitens die Frage, welchen Zweck sie haben.

Nehmen wir an, daß Germanikus, statt das Lager zu erneuern, das Kastell oder das Schanzwerk erbaut habe, so ergiebt sich daraus ein verständlicher Zusammenhang.

Die Bedeutung von Haltern beruhte für die Römer darauf, daß die Lippe bis hierher nicht bloß in den guten Monaten, sondern das ganze Jahr hindurch schiffbar war. Bei den ungeheuren Bedürfnissen des im inneren Germanien operirenden Heeres war es wünschenswerth, einen Depotplatz möglichst weit im Lande zu haben, einen Platz, von wo man nicht nur Nachschub beziehen, sondern wohin man auch Kranke und Ver-

wundete schaffen lassen konnte. Dazu war Haltern, wo der Umschlag von dem Wasser- in den Landtransport stattfand, sehr geeignet. Das große Legionslager aber im Jahre 15 sofort wieder aufzubauen, wäre unpraktisch gewesen, da es eine sehr große Besatzung erforderte. Man baute deshalb ein kleineres Werk. Nach Größe und Festigkeit scheint für einen solchen Zweck das Kastell auf dem St. Annaberg sehr geeignet; freilich reicht es nicht unmittelbar bis an den Fluß. Das Schanzwerk könnte den Eindruck eines befestigten Hafens machen, aber es ist wiederum sehr klein, viel weniger sicher, und man sieht nicht ein, warum dann nicht der alte Hafenplatz gewählt worden wäre.

Die weiteren Ausgrabungen werden vielleicht geeignet sein, auch diese Zweifel noch einmal zu heben. Jedenfalls bietet das Nebeneinander der drei Befestigungen keinerlei sachliche Schwierigkeiten mehr, sobald man es in ein Nacheinander auflöst. Also kann keine von den dreien gewesen sein.

Zweites Buch.

Die Völkerwanderung.

Erstes Kapitel.

Das römische Reich mit germanischen Soldaten.

Wir haben das erste Buch dieses zweiten Theiles unseres Werkes den „Kampf der Römer mit den Germanen" genannt und nennen jetzt das zweite „Die Völkerwanderung". Nach überlieferten und herrschenden Anschauungen würde eine solche Neben-Ordnung unrichtig, und vielmehr eine Unterordnung des zweiten Titels unter den ersten geboten sein: denn ist nicht die Völkerwanderung gerade der Höhepunkt und die Entscheidung des „Kampfes der Römer und Germanen"?

Nein, so war es thatsächlich nicht. Der Kampf zwischen den Römern und Germanen im Sinne des wirklichen Kampfes, im Sinne einer Kriegsgeschichte, ist bereits im dritten Jahrhundert zu Ende. Schon mit dem Ende dieses Jahrhunderts giebt es ein römisches Kriegswesen, ein römisches Heer, das im Stande gewesen wäre, mit den Germanen zu kämpfen, nicht mehr. Wohl giebt es noch einen römischen Staat, das römische Weltreich, und es hat noch ein Jahrhundert in fast voller Ausdehnung, nach Verlust seiner westlichen Provinzen in seiner östlichen Hälfte noch ein volles Jahrtausend gelebt. Aber die militärischen Kräfte, vermöge deren dieses Staatswesen sich behauptete, sind nicht mehr römisch: schon im vierten Jahrhundert sind es nicht mehr die Legionen, die den Staat schirmen, sondern er lebt, indem er die Barbaren, die ihn bedrohen und bedrängen, abwehrt durch die Barbaren, die er in seinen Dienst nimmt. Der Kampf, der gekämpft wird, ist wohl noch ein Kampf zwischen Rom und den Germanen, aber nicht mehr ein Kampf zwischen Römern und Germanen; die Krieger, die kämpfen, sind Germanen und andere Barbaren, Hunnen oder Slaven gegen Ihresgleichen.

Dieses Barbaren-Söldnerthum des römischen Reiches nach Untergang seines eigenen alten Kriegswesens, wie wir es im vorigen Buch kennen gelernt haben, führt zur Völkerwanderung.

Der Name der „Völkerwanderung" ist in neuerer Zeit öfter angefochten worden; besonders deshalb, weil diese Art Wanderungen keineswegs dem fünften und sechsten Jahrhundert allein eigenthümlich seien, sondern die ganze Weltgeschichte erfüllen; die Kreuzzüge und die Besiedelung Amerikas durch Europäer müßten nicht weniger unter diesen Begriff gestellt werden, wie die Bewegungen in der Zeit des Ueberganges vom Alterthum zum Mittelalter. Das ist vollkommen richtig; dennoch wird es gerathen sein, den einmal eingebürgerten Namen in seiner spezifischen Bedeutung beizubehalten. Giebt es auch eine stete, niemals ganz aussetzende Völkerwanderung, so hat jede Epoche doch ihre eigenthümlichen Erscheinungen und Formen, und es ist gut für sie alle, auch möglichst gesonderte Namen zu haben. Wir behalten also den alten Ausdruck bei; neben dem Andrang der Hunnen und dem Nachrücken der Slaven bezeichnet er in der Hauptsache die Ansiedelung germanischer Stämme auf dem Boden des römischen Reichs.

Früher hatte man wohl die Vorstellung, daß diese Ansiedelung als eine große fortlaufende Aktion der Eroberung und der Unterjochung anzusehen sei: das altersschwach gewordene Römerthum sei von den jugendkräftigen Germanen endlich überrannt worden. Die Untersuchung in unserem vorigen Buch hat uns gezeigt, daß es anders war: die Germanen haben die römischen Legionen nicht sowohl besiegt, als ersetzt. Statt eines dauernden Kampfes zwischen Römern und Germanen ist eine Uebergangsform einzusetzen, die überleitet aus dem römischen Weltreich in eine Anzahl germanischer Reiche auf römischem Boden. Diese Uebergangsform zeigt ein römisches Reich, das als Soldaten nicht mehr Römer, sondern Germanen hat.

Schon seit Cäsar, ja vom zweiten punischen Kriege an, bilden fremde Söldner, zunächst Schützen und Reiter einen Bestandtheil des römischen Heeres. Auch in die Legionen drang das barbarische Element sehr stark ein. Die Staatsklugheit des Augustus hatte Mittel und Wege gefunden, den römischen Charakter der Legionen wieder herzustellen und zu bewahren. Bis in das dritte Jahr-

hundert wird es so geblieben sein, wennschon die Quote der barbarischen Hülfsvölker zuweilen, vielleicht auch stetig, wuchs. Von Antoninus Pius wird uns erzählt, er erkaufte die Hülfe der Germanen wider die Germanen (emit et Germanorum auxilia contra Germanos). Caracalla wird von seinem Nachfolger beschuldigt,[1]) die Geschenke, die er den Barbaren gegeben, hätten ebenso viel wie die Unterhaltung des ganzen Heeres betragen.

In den Bürgerkriegen des dritten Jahrhunderts aber gewann das barbarische Element mehr und mehr die Oberhand. Gallienus besiegte die Gothen mit Hülfe des Herulers Naulobatus, den er mit den konsularischen Insignien bekleidete.

Die römischen Legionen bestehen dem Namen nach fort, aber sie verwandeln ihren Charakter. Sie sinken herab zu einer geringwerthigen Miliz. Neben solchen degenerirten Legionen (limitanei) gab es einige andere, die sich dadurch in ihrem kriegerischen Werth erhielten, daß sie sich dem Wesen der barbarischen Söldnerhaufen näherten. Die Jovianer und Herkulier Diocletians werden so aufzufassen sein. Das Wesen der alten, echten römischen Legionen beruht auf der Disziplin. Nicht bloß Angeworbene, die ein natürlicher kriegerischer Instinkt in den Dienst des Mars führte, sondern ausgehobene Rekruten, die zunächst nur die nöthigen physischen Eigenschaften mitbrachten, füllten ihre Reihen; die militärische Erziehung und die Strenge des Centurio machte sie zu brauchbaren Soldaten. Diese Kraft war zerstört, und nur das erstbezeichnete Element, das natürliche Kriegerthum, blieb übrig. Auch in einem Kulturvolk giebt es immer eine Anzahl Männer, die, was Tacitus von den Germanen sagt, lieber durch Blut als durch Arbeit erwerben und, sei es von einem hohen kriegerischen Ehrbegriff, sei es bloß von physischem Muth beseelt sind. Die Zahl solcher Naturen aber ist stets sehr klein; man kann aus ihnen Heere von der Größe, wie sie Augustus oder noch die Severe befehligt hatten, nicht bilden. Sie genügte, um dauernd einige Truppentheile zu erhalten, die vorwiegend römischen Charakter trugen, aber der Charakter der ausexerzirten Legionen ist verloren; Auftreten und Fechtweise gleicht denen der Barbaren, deren kriegerische Kraft

[1]) Dio 78, 17.

ja auch auf persönlicher, natürlicher Tapferkeit und Korpsgeist beruht.

Der Uebergang aus dem alten römischen Heersystem in die neuen Formen bahnte sich allmählich an, hat sich aber zuletzt ziemlich schnell vollzogen. Gegen die Mitte des 3. Jahrhunderts setzt er ein, und gegen Ende, unter Diocletian, ist er bereits vollendet. Das Römische, das noch fortbesteht, ist nicht mehr römisch im alten Sinne. Schon das Heer, mit dem Konstantin zur Eroberung Italiens auszog, mit dem er den Kaiser Maxentius an der milvischen Brücke besiegte und Rom einnahm, hat wesentlich aus Barbaren bestanden. Er sammelte Truppen aus den unterthänigen Barbarenvölkern, sagt Zosimus, Germanen, Kelten und die britannischen.[1]) Wenn diese Truppen das Kreuzeszeichen vor sich hertrugen, so dürfte es weniger die Rücksicht gewesen sein, daß Konstantin Truppen haben wollte, die die capitolinischen Götter nicht scheuten — denn davon kann bei den Germanen und Kelten nicht die Rede gewesen sein —, als die Rücksicht auf die römische Bürgerschaft selbst, wo es eine starke Christenpartei gab, die Maxentius unterdrückte und die Constantin für sich zu gewinnen trachtete.

Das vierte Jahrhundert hindurch finden wir oft Römisches und Germanisches unmittelbar nebeneinander. In der Anrede, mit welcher der Cäsar Julian vor der Schlacht bei Straßburg die Seinigen zum Kampf ermuthigt, ermahnt er sie, „der römischen Majestät ihre Ehre wiederzugeben" (Romanae majestati reddere proprium decus), und bezeichnet die Feinde als Barbaren. (Ammian XVI, 12, 31.) Dieses so angeredete Heer bestand aber nicht bloß, wie die Schlacht-Erzählung ergiebt, zu einem Theil aus Germanen, sondern diese machten offenbar schon seine eigentliche Stärke aus; Cornuti, Bracchiati und Batavi werden genannt; sie lassen beim Angriff den Barritus ertönen, von dem schon Tacitus (Germania, cap. 3) zu berichten wußte, der „dumpf murrend beginnt und mit der Hitze des Kampfes anschwillt bis zu dem Getöse der an die Felsen schlagenden Wogen", und eben dieses Heer ruft bald darauf Julian zum Kaiser aus, indem es ihn nach germanischer Sitte auf

[1]) Zosimus II 15, 1. „συναγαγὼν δυνάμεις ἔκ τε ὧν ἔτυχεν ἔχων δορικτήτων βαρβάρων καὶ Γερμανῶν καὶ τῶν ἄλλων Κελτικῶν ἐθνῶν, καὶ τοὺς ἀπὸ τῆς Βρεττανίας συνειλεγμένους."

einen Schild erhebt.[1]) Als die Westgothen über die Donau gegangen sind und der Sturm der eigentlichen Völkerwanderung einsetzt, da schildert uns der römische Historiker, wie in dem ersten großen Gefecht die „Barbaren" die Heldenlieder zum Preise der Vorfahren anstimmen, die „Römer" aber den „Barritus" anschwellen lassen.[2])

Einen eigenthümlichen Beleg, wie sehr das römische Heer bereits im vierten Jahrhundert germanisirt war, hat jüngst die archäologische Spaten-Arbeit zu Tage gefördert. Der Donauwinkel der Dobrudscha wird durch drei in verschiedenen Zeiten angelegte Befestigungslinien abgeschlossen. Man hat nunmehr festgestellt, daß die älteste dieser Linien ein niedriger Erdwall, mit der Front nach Süden gerichtet, war; er ist wahrscheinlich von Barbaren gegen die Römer angelegt worden. Die zweite Linie, ein höherer Erdwall, hat durchaus den Charakter unseres germanischen Limes und wird auch in derselben Zeit von den Römern gebaut worden sein. Die dritte Linie ist eine Steinmauer und läßt sich mit Sicherheit in das vierte Jahrhundert datiren. Die Befestigungen aber, die zu ihr gehören und mit ihr verbunden sind, tragen ganz denselben Charakter wie die frühen mittelalterlichen auf germanischem Boden. Die Germanen selber werden sie schwerlich gebaut haben; ihre Neigung für die Fröhnerarbeit war damals noch sehr gering. Aber die Führer, die die Anlage anordneten und sie im Einzelnen bestimmten, waren bereits Germanen; sie lebten nicht mehr in den militärischen Traditionen Roms, sondern verfuhren, wie in allem Kriegswesen, so auch in den Befestigungsformen, nach den Ideen, die sie aus der Heimath mitbrachten und nunmehr mit den großen Mitteln und nach den Bildern, die sie auf dem römischen Boden vor sich sahen, weiter formten.[3])

Barbarus war in dieser Zeit technische Bezeichnung eines Soldaten; der Militärfiskus wird wohl rundweg „fiscus barbaricus" genannt.[4])

[1]) Ammian XX, 4, 17. Nach Jac. Grimm. D. Rechtsalt. S. 235 soll auch Valentinian I. bei seiner Wahl auf den Schild erhoben worden sein. Ich habe das jedoch weder bei Zosimus, den Grimm dafür anführt, noch bei einer anderen der zeitgenössischen Quellen finden können, und die Schilderung bei Symmachus, orationes I, 10, schließt das, so weit dieser Rhetorik zu trauen ist, sogar aus.

[2]) Ammian XXXI, 7, 11.

[3]) Schuchhardt, Die Anastasius-Mauer bei Konstantinopel und die Dobrudscha-Wälle. Jahrb. d. Archäol. Instituts. Bd. 16, S. 107.

[4]) Brunner, D. Rechtsgesch. I, 39.

Daß dabei noch immer von Römerthum, römischem Ruhm und römischer Tapferkeit in den Quellen die Rede ist, darf uns nicht beirren, denn sogar noch Procop im sechsten Jahrhundert, obgleich er selbst bei allen Gelegenheiten erzählt, daß Barbaren bei den römischen Siegen das Beste thun, spricht doch immer von den Siegen „römischer Tapferkeit" über die Barbaren, weil die Siege unter der kaiserlichen Fahne erfochten werden.[1])

Vom Ende des 3. Jahrhunderts an bestanden also die römischen Heere aus Söldnerbanden verschiedener Art, zum großen, vielleicht schon größten Theil reinen Barbaren, Germanen, die im Gefecht brav, außerhalb des Gefechts und namentlich auch im Frieden sehr schwer zu regieren waren. Hatten schon die disziplinirten Legionen oft genug gemeutert, so war jetzt Kaiser und Reich ganz und gar dem guten Willen dieser Banden preisgegeben. Die Germanen im Dienst der Kaiser der ersten beiden Jahrhunderte hatten immer das Gefühl gehabt, bloße Hülfstruppen zu sein; der Gedanke der Auflehnung schoß nicht in die Halme, da die strafenden und rächenden Legionen daneben standen. Die national-römischen Banden, die jetzt noch Legionen hießen, an Zahl sehr schwach, waren, selber mit Barbaren durchsetzt, von einer den Fremd-Söldnern nur gar zu ähnlichen Gesinnung. Nichts hinderte die germanischen Krieger, die heute den Sold des Kaisers genommen hatten, morgen, wenn sie fanden, daß in irgend einem Punkte ihr Vertrag nicht erfüllt oder ihre Forderungen nicht befriedigt seien, die Waffen gegen ihre bisherigen Kriegsherren zu kehren. Von der wirksamen Grenzwacht, die so lange den Limes gehütet, war nicht mehr die Rede. Die Germanen stürmten auch über den Rhein und über die Donau, fuhren auf ihren Schiffen vom Schwarzen Meer durch das ganze Mittelmeer bis in den Ozean, und nirgends vermochte man sich ihrer Raubeinfälle zu erwehren. Erbarmungslos schlachteten sie die Bevölkerung ab, die sie nicht mitschleppten in die Sklaverei. Noch heute kann man an mehr als 60 französischen Städten erkennen, wie sie damals niedergebrannt — unter Hohnlachen, wie die Römer von dem Allemannen-König Chnodomar erzählten[2]) — und zerstört worden und eng zusammengepreßt wieder aufgebaut und

[1]) Dies ist richtig bemerkt von Dahn, Procop von Cäsarea S. 391.
[2]) Ammian XII, 12, 61.

mit Mauern umgeben worden sind. In den voraufgehenden friedlichen Jahrhunderten waren die Städte weiträumig und offen hinausgebaut, jetzt machte man die Straßen eng und den Umfang so klein wie möglich, um sich besser vertheidigen zu können. In den dicken Thürmen und Mauern, die nun gebaut wurden und den Jahrtausenden widerstanden haben, bis die Spitzhacke des modernen Verkehrs oder der Alterthumsforschung sie wieder gebrochen, haben sich die Trümmer der Säulen, Statuen, Friese, Gebälke gefunden, oft mit Inschriften, aus denen sich die Zeit der Errichtung feststellen ließ, noch mit erkennbaren Spuren des Brandes, den einst die Barbaren über ihnen entzündet. Weit draußen vor den Thoren dieser Festungsstädte aber finden sich die Spuren der zerstörten Tempel und Amphitheater, aus deren Lage man den Umfang der ehemaligen offenen Städte noch errathen kann.[1]) Reicher an Menschen und an allen Mitteln der Kultur, als zu den Zeiten des Augustus, war das römische Reich zu schwach geworden seine Civilisation zu vertheidigen, seit es seine wohldisziplinirten Legionen, das eigene stehende Heer verloren hatte, und vergeblich jammerte etwa ein patriotischer Rhetor wie Synesius zur Zeit Arkadius:[2]) „Ehe man duldet, daß die Skythen (Gothen) hier im Land in Waffen einhergehen, sollte man alles Volk zu Schwert und Lanze rufen — eine Schmach ist es, daß dieser menschenreiche Staat die Ehre des Krieges Fremden überläßt, deren Siege uns beschämen, selbst wo sie uns nützen — diese Bewaffneten werden unsere Herren spielen wollen, und alsdann werden wir Kampfunkundige mit Kampfgeübten zu kämpfen haben. Wieder erwecken müssen wir den alten Römersinn, unsere Schlachten selbst schlagen, mit Barbaren keine Gemeinschaft pflegen, sie aus allen Aemtern vertreiben, so zumal aus dem Senat: denn innerlich schämen sie sich doch nur dieser Würden, die uns Römern von je als die höchsten galten. Themis und Ares müssen sich verhüllen, sehen sie diese pelzstarrenden Barbaren über Männer im römischen Kriegskleid befehlen oder, ihr Schaffell ablegend, rasch die Toga umwerfen und so mit römischen Magistraten zusammen berathen und entscheiden die Dinge des

[1]) Lavisse, Hist. de la France. I, 2. Les origines, la Gaule indépendante et la Gaule Romaine par G. Bloch. Paris 1901. S. 299 f.

[2]) Nach der Wiedergabe von Dahn, Kön. der Germ. V, 26.

römischen Reichs! Wenn sie den Ehrensitz einnehmen dicht neben dem Konsul, vor edlen Römern, wenn sie, sobald sie die Kurie verlassen, wieder in ihre Wildschur schlüpfen, unter ihren Genossen die Toga verlachend, in der man, spotten sie, das Schwert nicht ziehen kann. Diese Barbaren, bisher brauchbare Diener unseres Hauses, wollen nun unsern Staat beherrschen! Wehe, wenn ihre Heere und Führer sich empören und ihre zahlreichen Landsleute, die als Sklaven im ganzen Reich verbreitet sind, zu ihnen strömen."

In eben dieser Stimmung machte sich ein weltfremder Literat und Antiquar, Flavius Vegetius Renatus, an die Arbeit, suchte und komponirte aus den alten Schriftstellern, was denn eigentlich früher die Römer für ein Heerwesen gehabt, worauf ihre Größe beruht, was für Kriegsregeln sie gefolgt, was man also wiederherstellen und sich zum Muster nehmen müsse, um das Reich zu retten und die alte Macht zu erneuern. Er schuf damit ein Buch, das durch die Jahrhunderte und Jahrtausende in den Händen der Kriegsmänner geblieben ist, aber untergehende Reiche können weder durch Reden noch durch Bücher mehr gerettet werden.

Die germanischen Söldnerschaaren im römischen Dienst sind noch nicht diejenige Macht, die dem römischen Reich im Occident ein Ende bereitet hat. Solche von der Heimath losgelöste Söldner assimiliren sich dem Staatswesen und dem Volksthum, dem sie dienen, oder wo sie fremd bleiben, sind sie doch ein zu unstetes, wurzelloses Element, um selber eine dauernde Herrschaft zu begründen. So gefährlich die empörten Söldner nach dem ersten punischen Kriege ihrer Herren-Stadt Karthago geworden waren, endlich wurden sie doch überwunden, und Hannibal führte den zweiten punischen Krieg mit ganz eben solchen Schaaren. Was wir die Völkerwanderung nennen, mit allen ihren unermeßlichen Folgen, entspringt daraus, daß endlich nicht mehr bloße Schaaren von einzelnen Kriegern, sondern ganze Völkerschaften in den römischen Kriegsdienst traten, mit Weib und Kind und allem Besitzthum auf römischem Boden erschienen und als germanisches Volk römisches Heer waren.

Der Kriegsdienst Einzelner, wenn auch noch so Vieler, und der Dienst eines ganzen Volkes, welches dabei seine soziale Struktur und seinen politischen Organismus beibehält, ist etwas sehr Verschiedenes.

Die Möglichkeit, daß dennoch das Eine in das Andere übergehen konnte, ergab sich aus dem Charakter des germanischen Volkes. Dieses Volk war so durchaus kriegerisch, so ausschließlich von kriegerischen Instinkten, Trieben und Leidenschaften beherrscht, daß es nicht bloß einen unerschöpflichen Werbeplatz darbot, sondern daß auch das ganze Volk, wie es bisher zu Nachbarkriegen ausgezogen war, in irgend einer fremden Ferne für irgend einen Zweck sich zu schlagen bereit war. Nicht, wie man wohl gemeint, weil die alten Gebiete die wachsende Menge nicht mehr zu fassen vermochten, sondern als Kriegsschaaren, begierig nach Sold, Beute, Abenteuern und Würden, sind die Germanen in die Völkerwanderung eingetreten. Wohl mag in einzelnen Fällen Landnoth zum Auszuge getrieben haben; im anderen war Bedrängniß durch anderweite Feinde der Anstoß. Das hätte jedoch Beides nur zu einzelnen Stößen oder Grenzkriegen die Veranlassung gegeben. Das weltgeschichtlich entscheidende Moment ist, daß die germanischen Völkerschaften große Kriegergenossenschaften waren, die als solche auf Krieg, Sold, Beute, Herrschaft ausgingen. Nicht um Land zu suchen, Bauern zu werden und als Bauern zu leben, kamen sie ins römische Reich — oft ließen sie ihre Heimath leer hinter sich zurück —, sondern um der Kriegsthaten willen, die sie thun wollten.

In dem Wechsel von Dienst und Feindschaft, Feindschaft und Dienst, der das Verhältniß zwischen Rom und den Germanen im dritten, vierten und fünften Jahrhundert charakterisirt, sind einige Grenzgebiete am Rhein und an der Donau, ebenso Britannien, im eigentlichen Sinne des Wortes von den Germanen erobert worden; die ansässige Bevölkerung wurde zwar nicht vollständig ausgetrieben, aber doch so weit reduzirt und unterdrückt, daß die Reste von dem neuen Herrenvolk allmählich aufgesogen werden konnten. In Italien aber, dem Haupttheil von Gallien, Spanien, Afrika ist der Vorgang der, daß die germanischen Heerkönige als die thatsächlichen Inhaber der Gewalt sie auch rechtlich in die Hand nehmen, ohne ihre Provinzen gleich vollständig vom Reichskörper loszureißen. Selbst Odoaker regiert, nachdem er den weströmischen Kaiser in Rom beseitigt hat, Italien nicht als souveräner König, sondern als ein germanischer Fürst, den der oströmische Kaiser für

diesen Theil seines Reiches zu seinem Verweser bestellt hat, und in all' seiner Machtfülle hat auch Theoderich der Große, der Ostgothe, seine Stellung nicht anders aufgefaßt.[1])

Erst allmählich zerfiel und löste sich auch diese Form, diese Fiktion, und es entstanden die unabhängigen germanischen Königreiche auf römischem Boden in Gallien, Spanien, Afrika und Italien, die Reiche der West- und Ostgothen, der Burgunder, Franken, Vandalen.

Unter den zahlreichen Schlachten und Gefechten dieser Epoche sind im vierten Jahrhundert nur zwei, über die wir kriegsgeschichtlich verwerthbare Informationen haben, Straßburg und Adrianopel. Von den Feldzügen Constantins des Großen, der Schlacht an der Milvischen Brücke, und im fünften Jahrhundert von der Schlacht auf den Catalaunischen Gefilden habe ich nichts zu erzählen; erst im sechsten Jahrhundert von Belisar und Narses wissen wir wieder etwas Eingehenderes und Zuverlässiges.

Der Sturz des Kaisers Gratian.

Ranke faßt die Empörung gegen Gratian im Jahre 383, dem doch sonst allseitig ein sehr gutes Zeugniß ausgestellt wird, auf als eine Erhebung der Legionen gegen das Vorwalten und die Bevorzugung der Germanen. Nichts scheint natürlicher, als daß wir an irgend einer Stelle der römischen Kaisergeschichte einmal diesem Konflikt begegnen. Das Selbstgefühl der Legionen, die, wie Ranke sagt, immer über den Thron verfügt hatten, mußte sich dagegen sträuben, daß die fremden barbarischen Söldner über sie gestellt wurden. Aber der Unterschied zwischen den Legionen und den barbarischen Hülfstruppen muß doch nicht so scharf empfunden worden sein, denn von einem aus solcher Korps-Eifersucht entsprungenen Konflikt wird uns in den Quellen niemals etwas berichtet. Am ehesten könnte noch die Erzählung Herodians (VIII, 8) von dem Untergang der beiden Kaiser Balbinus und Pupienus im Jahre 238 dahin ausgelegt werden. Hier ist ausdrücklich von dem Gegensatz der Prätorianer, die den Kaisern feindlich waren, und den Germanen, die sie beschützten, die Rede, aber das ist doch nur ein sekundäres Moment in der Verwicklung; der Konflikt entsprang daraus, daß das Doppelkaiserthum ein Werk des Senats war, während die Prätorianer die Verfügung über das Imperium beanspruchten; die Germanen aber schützten die Senatskaiser, weil ihnen dieser Streit gleichgültig war und sie jene einmal als ihre Kriegsherren anerkannt hatten.

---

[1]) Mommsen, Ostgothische Studien, N. Archiv f. ä. d. Gesch. 14, 460. L. Schmidt, Gesch. d. Vandalen (1901) S. 65, S. 72, S. 122.

Von noch größerer Bedeutung ist die Frage bei dem Sturze Gratians. Wäre es richtig, daß der Grund für die Empörung gegen Gratian in der Eifersucht der römischen auf die bevorzugten germanischen Truppen zu suchen ist, so müßten gegen Ende des 4. Jahrhunderts noch die alten Legionen, oder wenigstens Truppen von ausgeprägt römischem Nationalgefühl gegenüber den Barbaren existirt haben. Unsere Quellen über das Ereigniß im Jahre 383 sagen das aber keineswegs. Man hat sich immer durch den Schematismus der notitia dignitatum, Vegez und die Phraseologie der Schriftsteller täuschen lassen, daß bis ins 5. Jahrhundert hinein das alte römische Heerwesen noch fortgelebt habe. Wenn dem so gewesen wäre, so wäre es allerdings schwer begreiflich, daß die Legionen sich die militärische Vorherrschaft der Germanen hätten gefallen lassen, ohne einmal kräftig dagegen zu reagiren.

Sehen wir nun aber die Quellenzeugnisse an, so finden wir, daß sie von einer Erhebung der Legionen gegen die Germanen durchaus nichts enthalten. Der ganze Gegensatz ist eine Hypothese, die auf das so vielfach verdienstliche Buch von Heinrich Richter „Das weströmische Reich besonders unter den Kaisern Gratian, Valentinian II. und Maximus" zurückzuführen ist. Mit großer Anschaulichkeit und Beredtsamkeit malt Richter auf Grund einiger Quellenzeugnisse namentlich Zosimus und Synesius aus, wie sehr die Römer es übelnahmen, daß die pelztragenden Barbaren mit langem Haar und Bart die vornehmsten Aemter inne hätten und die vordersten Sitze in der Kurie. Aber er fügt selber hinzu, daß wir diese Klagen nur kennen aus dem Munde der heidnisch-philosophischen Schriftsteller, die damals doch nur noch beschränkte Kreise repräsentirten. Ihre Klagen, überdies aus dem Orient stammend, lassen keinen Schluß zu auf die im Occident stehenden Truppen, und mit einem bloßen Analogie-Schluß dürfen wir hier nicht operiren.

Das Zeugniß, auf das es ankommt, steht bei dem Fortsetzer des Aurelius Viktor, Kap. 47, wo es von Gratian heißt: „cunctis fuisset plenus bonis, si ad cognoscendam reipublicae gerendae scientiam animum intendisset, a qua prope alienus non modo voluntate, sed etiam exercitio fuit. Nam dum exercitum negligeret, et paucos ex Alanis, quos ingenti auro ad se transtulerat, anteferret veteri ac Romano militi, adeoque barbarorum comitatu et prope amicitia capitur, ut nonnunquam eodem habitu iter faceret, odia contra se militum excitavit. Hoc tempore cum Maximus apud Britanniam tyrannidem arripuisset et in Galliam transmisisset, ab infensis Gratiano legionibus exceptus, Gratianum fugavit, nec mora exstinxit."

Diese Worte würden sich ganz gut in dem Sinne Richters und Rankes auslegen lassen, wenn uns anderweit noch die Existenz von Legionen im alten Sinne und ihr Gegensatz gegen die Germanen bezeugt wäre. Aber sie lassen sich auch anders auslegen.

Die Truppen, die Gratian vorzieht, sind nach unserem Schriftsteller

nicht die Germanen, sondern ein spezieller Stamm, die Alanen. Der vetus romanus miles, der ihnen entgegengesetzt wird, braucht keineswegs der römische Legionar zu sein, sondern kann ebensowohl andere Barbaren, die vordem im kaiserlichen Dienst standen, umfassen. So allgemein hat es auch Gibbon verstanden. Selbst die Wendung am Schluß „ab infensis Gratiano legionibus" ist nicht beweisend. Denn daß der Name „Legion" für Truppentheile noch gebraucht wurde, unterliegt keinem Zweifel; die Frage ist, was für Leute damals diese sogenannten Legionen erfüllten, ob sie noch den spezifisch nationalen römischen Charakter trugen und ob dabei ein Gegensatz gegen die barbarischen Hülfsvölker gemeint ist. Das geht aber aus den Worten des Schriftstellers nicht hervor.

Hätte es sich wirklich um den Gegensatz „hie Römer, hie Germanen" gehandelt, so wäre es ganz unverständlich, weshalb die Germanen sich nicht schließlich für Gratian geschlagen haben. Schon Richter (S. 567) macht deshalb die Einschränkung: „selbst die anderen Germanen mögen einige Mißgunst empfunden haben", nämlich gegen die Alanen. Was auch die Gründe der Unzufriedenheit mit Gratian gewesen sein mögen, eine prinzipielle Erhebung des Römerthums gegen das am Hofe und in der Armee bevorzugte Germanenthum liegt auf keinen Fall vor: so leicht hätten die Germanen das Spiel nicht verloren gegeben. Die Truppe, die, als sich die beiden Kaiser bei Paris gegenüberstanden, zuerst von Gratian zu Maximus überging, waren numidische Reiter.

Um die Empörung gegen Gratian, die so wenig motivirt erscheint, zu verstehen, wird man sich vor Allem klar machen müssen, daß Soldtruppen, die nicht sehr scharf disziplinirt sind, im Frieden überhaupt nur sehr schwer im Zaume gehalten werden können. Der geringste Anstoß genügt, sie in Unruhe zu versetzen; sie meutern zuletzt aus bloßer Thatenlust.

Ueberdies scheint Gratian seine Finanzen nicht gut in Ordnung gehabt zu haben, so daß er entweder die Zahl seiner Soldaten sehr verringerte oder sie nicht prompt bezahlte.

Hätte Maximus 383 als Vertreter der Legionen den Gratian als Vertreter der Germanen besiegt, so hätte der Sieger in den fünf Jahren seiner Regierung sein Prinzip ohne Zweifel mit Energie weitergebildet. Davon hören wir aber nicht das Geringste. Hätte überhaupt die Möglichkeit vorgelegen, noch ein eigenes römisches Heerwesen wieder ins Leben zu rufen, so hätte es wahrlich Niemand näher gelegen, diesen Versuch zu machen, als gerade Gratian, der einmal einen vielgerühmten Sieg über die Allemannen (Lentienser) erfochten und an seiner eigenen Familie die Gefahr germanischer Föderirten empfunden hatte: mit aller Anstrengung war er aus Gallien seinem Oheim Valens zur Hülfe geeilt, um mit den Gesammelten des ganzen Reiches vom Ocean bis zum Tigris die schrecklichen Westgothen wieder aus dem Römerlande zu vertreiben, was durch den Sieg der Barbaren bei Adrianopel vereitelt wurde.

Ich sehe daher in dem Bericht über den Untergang Gratians keinen Grund, meine Auffassung, daß es bereits 100 Jahre früher mit dem römischen Kriegswesen aus gewesen sei, aufzugeben. Constantin der Große ist derjenige Kaiser gewesen, der nicht bloß durch den Bund mit der Kirche, sondern auch durch die definitive Annahme der Barbarisirung des Heerwesens das Reich auf neue Fundamente gestellt hat. Christenthum und Germanenthum hängen noch näher zusammen, als man bisher angenommen. Der Vorwurf, den ihm sein Neffe Julian machte (Ammian XXI, 10), daß er Barbaren in die hohen Aemter gebracht habe (quod barbaros omnium primus ad usque fasces auxerat et trabeas consulares), ist nichts Beiläufiges, sondern trifft den Kern seiner Politik.

Erb-Dienstpflicht.

Im vierten Jahrhundert gilt der Sohn des Veteranen für dienstpflichtig und genießt dafür Privilegien. Die erste dieser Bestimmungen ist aus dem Jahre 319. Vgl. Mommsen, Hermes Bd. 24, S. 248. Die praktische Bedeutung dieser Bestimmung, abgesehen vielleicht von limitanei, ist natürlich sehr gering; sie ist anzusehen als ein letztes, thatsächlich untaugliches Auskunftsmittel, der reinen Barbaren-Armee noch zu entgehen. Die militärische Familien-Tradition sollte ersetzen, was die Disziplin nicht mehr zu leisten vermochte.

Schlacht am Frigidus.

Ueber die Schlacht am Frigidus (394), in der Theodosius über Arbogast und Eugenius siegte, wissen wir nichts. Güldenpenning in dem von ihm und Ísland gemeinsam herausgegebenen Buche „Kaiser Theodosius der Große" hat S. 221 – 227 das Wahrscheinlichste aus der Ueberlieferung herausgesucht und zusammengestellt. Es sind nichts als Salbadereien. Was an Truppen genannt oder bemerkbar wird, sind auf beiden Seiten Barbaren.

Zweites Kapitel.

Die Schlacht bei Straßburg.

(Im Jahre 357.)

Nachdem die Allemannen schon in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts den Limes durchbrochen und das Land auf dem rechten Rheinufer in Besitz genommen, hatten sie im Jahre 350 bei Gelegenheit eines römischen Bürgerkrieges zwischen den Kaisern Constantius und Magnentius auch das Gebiet zwischen dem Rhein und den Vogesen, das Elsaß, besetzt. Julian, von Constantius zum Cäsar ernannt und mit der Regierung Galliens betraut, beschloß, sie wieder über den Rhein zurückzutreiben, und nicht bloß das, sondern ihnen zugleich durch einen kräftigen Schlag das Wiederkommen zu verleiden. Statt sie etwa plötzlich zu überfallen und, was diesseits des Stromes war, zu verjagen, reizte er sie nur durch einige Ueberfälle, blieb aber mit dem Hauptheer an der Grenze stehen und legte bei Zabern, am Ausgang des Vogesenpasses, ein befestigtes Lager an. Sofort kamen die Allemannen von jenseits des Rheins ihren Volksgenossen im Elsaß zu Hülfe. Das war es gerade, was Julian wollte. Sobald er erfuhr, daß eine ziemliche Menge den Rhein überschritten habe und bei Straßburg versammelt sei, ging er gegen sie vor.

Wir haben zwei Quellen, die uns ausführlich über die Schlacht berichten, Ammian, der selber noch unter Julian als Offizier gedient hat, und Libanius, einen Rhetor, der dem Kaiser persönlich nahe gestanden und ihm eine Leichenrede geschrieben hat, die uns erhalten ist. Wahrscheinlich geht die Erzählung Beider, Ammians wie Libanius', auf dieselbe Urquelle, nämlich Julians eigene Memoiren, zurück.

Libanius hebt nun stark hervor, mit wie gutem Vorbedacht der Cäsar die Schlacht angelegt habe: er hätte den Uebergang der Barbaren über den Strom verhindern können, aber das habe er nicht gewollt, denn er habe nicht bloß einer kleinen Abtheilung ein Gefecht liefern wollen. Er habe sich aber auch gehütet, sie Alle herüberkommen zu lassen, denn alle Waffenfähigen, wie man später gehört, seien aufgeboten gewesen. Mit Wenigen zu kämpfen, sei ihm zu gering, mit Allen zu gefährlich erschienen und unvernünftig.

Aus diesem einleuchtenden Raisonnement dürfen wir einen Schluß auf die Stärke-Verhältnisse machen. Das eigene Heer Julians wird von Ammian auf 13000 Mann angegeben, und wir haben schon in anderem Zusammenhang (vgl. S. 227) dargelegt, daß diese Zahl vielleicht etwas zu gering sein mag, sich aber jedenfalls nicht sehr weit von der Wahrheit entfernt. Sagen wir 13000 bis 15000, so werden wir uns genügend gesichert haben.

Die Stärke der Allemannen beziffern die Römer mit der üblichen, nicht wiederholenswerthen Uebertreibung. Aus dem strategischen Plan Julians ergiebt sich mit Sicherheit, daß er es darauf anlegte, sie anzugreifen, während sie um einiges, aber nicht so sehr viel schwächer waren, als er selbst; der Erfolg zeigt, daß er richtig gerechnet hat: wir dürfen also annehmen, daß die Allemannen 6000—10000 Mann stark waren.

Einigermaßen in Widerspruch mit dem von Libanius überlieferten strategischen Gedanken Julians steht die Erzählung Ammians, daß der römische Feldherr, von Zabern ausmarschirend, Mittags Halt gemacht und die Schlacht auf den anderen Tag habe verschieben wollen, bis der Eifer und der Zuruf der Soldaten ihn zu sofortigem Vorgehen bewogen. Durch die Verzögerung auch nur eines halben Tages hätte dem Feinde doch eine erhebliche Verstärkung noch zuwachsen können. Die Entfernung von Zabern bis Straßburg beträgt reichliche vier Meilen. Der Zusammenhang dürfte daher der sein, daß der Kaiser wohl wünschte und beabsichtigte, die Schlacht sofort zu schlagen, aber um nach dem anstrengenden Marsch in der August-Sonne, den guten Willen der Truppen zu beleben, die Entscheidung anscheinend von ihnen selbst treffen ließ, indem er sich stellte, als solle das Lager bezogen werden.

Der Platz der Schlacht ist nicht mit Sicherheit zu bestimmen; nur soviel ist klar, daß nicht nur die Ueberzahl auf Seiten der Römer war, sondern auch der strategische Vortheil, daß sie selbst im äußersten Fall das feste Lager von Zabern hinter sich hatten, die Allemannen aber die Fluthen des Rheinstromes. Vielleicht daß die Germanen in ihrem kriegerischen Trotz gerade umgekehrt folgerten, daß die Unmöglichkeit eines Rückzuges die eigene Kraft auf das Höchste treiben werde.

Von sieben Königen (Fürsten, principes im alten Sinne) wurden sie angeführt; der vornehmste war Chnodomar, der die Reiterei auf dem linken Flügel kommandirte. Unwiderstehlich war er in den Jahren vorher durch Gallien gezogen und hatte gehöhnt über die römischen Städte, die er, nachdem er sie ausgeraubt, in Asche gelegt. Die Römer schildern ihn uns, wie er einhersprengt an der Spitze seiner Reiter, auf schäumendem Roß, in schimmernden Waffen, vertrauend auf die Riesenkraft seiner Arme, angestemmt einen Spieß von ungeheurer Länge, durch das Haar ein rothes Band gewunden, stets ein wackerer Krieger und jetzt ein ausgezeichneter Feldherr.

Der rechte Flügel der Allemannen, aus Fußvolk bestehend, lehnte sich an einige Terrain-Hindernisse, die Ammian einmal als „insidiae clandestinae et obscurae," dann als „Gräben" bezeichnet, die von Bewaffneten gefüllt gewesen seien; Libanius spricht von einem Aquädukt und dichtem Rohr und sumpfigem Platz, wo sie einen Hinterhalt gelegt hätten. Der linke Flügel der Römer stutzte, als er diese Schwierigkeiten bemerkte; Julian selber soll ihn vorwärts gebracht haben, entweder durch seinen bloßen Zuruf oder indem er ihm eine kleine Reiter-Abtheilung von 200 Mann zuführte. Es scheint, daß diesem Flügel angesichts der Bodengestaltung anfangs gar keine Kavallerie zugetheilt war und daß nun doch eine gewisse Flankendeckung nothwendig wurde, ehe man an die eigentliche Stellung des Feindes heranging. Dann aber wurde dieser sofort geworfen und verfolgt.

Auf dem anderen Flügel, wo freies Feld war, hatten beide Theile das Gros ihrer Kavallerie; im Sturm ritten hier die Germanen unter Chnodomars Führung an, sie schwangen ihre Waffen mit der Rechten und knirschten vor Wildheit, ihre langen Haare

flogen, die Wuth blitzte ihnen aus den Augen (tela dextris explicantes involavere nostrorum equitum turmas, frendentes immania, eorumque ultra solitum saevientium comae fluentes horrebant et elucebat quidam ex oculis furor). Den Reitern waren die leichten Fußgänger beigemischt. Die römischen Reiter vermochten den Anblick der Heranwogenden nicht zu ertragen und machten Kehrt.

Unsere Quellen berichten nun, daß der Cäsar sich persönlich den Fliehenden entgegengeworfen und sie durch Ansprachen zu ihrer Pflicht zurückgeführt habe; sie erzählen uns auch — freilich von einander abweichend —, was er gesagt, und Libanius vergleicht ihn mit dem Telamonier Ajax, Ammian mit Sulla, der in einer Schlacht gegen Mithridat seine Leute ähnlich herumgerissen haben soll. Diese Feldherrnthat kehrt sehr häufig in der Kriegsgeschichte wieder, aber um je größere Heere es sich handelt, desto sicherer ist sie gelogen. Höchstens bei ganz kleinen Abtheilungen könnte sie einmal wahr sein. Truppen, die bereits fliehen und denen der Feind im Nacken sitzt, sind durch keine bloßen Worte mehr zum Stehen zu bringen, am allerwenigsten Reiter. Ist eine Reitermasse einmal, von der Angst gepackt, davon gegangen, so kommt sie nicht eher zum Halten, als bis irgend ein physisches Hinderniß oder Ermüdung die Flucht hemmt. In den „Militärischen Briefen" des Prinzen Kraft Hohenlohe (I, 78) kann man eine drastische Schilderung lesen, wie machtlos ein Kommandeur ist, der eine von der Panik ergriffene Reitertruppe, selbst wenn sie gar keinen wirklichen Feind hinter sich hat, zum Stehen bringen will. Die Leute hören ihn nicht, und unaufhaltsam wälzt sich die Masse meilenweit rückwärts. Wo fliehende Truppen wieder zum Stehen und zu neuem Angriff gebracht worden sind, ist es immer nur mit Hülfe frischer, neu eingreifender Abtheilungen geschehen. Der reichere Quellenfluß der neueren Geschichte giebt uns die Möglichkeit, einmal Dichtung und Wahrheit in einer solchen Erzählung mit Sicherheit nebeneinanderstellen zu können, und diese Parallele mag hier mit Nutzen gezogen werden. Habsburgische Schriftsteller erzählen uns, wie in der Schlacht bei Aspern Erzherzog Karl die wankende Schlachtlinie dadurch hergestellt, daß er die Fahne eines Bataillons ergriff; wie durch einen Blitzschlag nach dem Einen, durch einen elektrischen Schlag

nach dem Anderen, durch einen Zauberschlag nach dem Dritten soll dadurch Alles verwandelt worden sein. Genauer Vergleich der Zeiten hat gelehrt, daß gleichzeitig die ganze österreichische Reserve, 17 frische Grenadierbataillone, in die Schlachtlinie gerückt sind, was die etwas höfisch angehauchten Schriftsteller neben der Heldenthat des erlauchten Feldherrn nicht für nöthig gehalten haben, zu erwähnen.

Sehen wir unsere römischen Quellen genauer an, so erkennen wir aus ihnen, daß in der Allemannenschlacht etwas ganz Aehnliches geschehen ist. Ammian drückt sich über die Rückkehr der Reiter ins Gefecht nur sehr allgemein aus, und bei einem späteren Schriftsteller, Zosimus, finden wir sogar die positive Nachricht (Buch III, cap. 4), sie hätten sich nicht zur Wiederaufnahme des Kampfes bewegen lassen. Daß dem so gewesen, geht auch aus Ammians weiterer Erzählung hervor, wonach die allemannischen Reiter nach ihrem Siege über die römischen sich auf das feindliche Fußvolk stürzten. Das hätten sie nicht thun können, wenn sie den Reiterkampf noch hätten fortsetzen müssen.

Wir wissen aus zahlreichen antiken Schlachten, wie gefährlich ein Kavallerie-Angriff aus der Flanke für die Infanterie war. Wir ersehen daraus, daß Chnodomar seine Mannschaft in der Hand hatte und sie zu führen verstand. Wir erkennen jetzt aber auch, daß die alte römische Taktik noch existirte und Julian Feldherr genug war, um der drohenden Gefahr zu begegnen. Denn wenn Ammian uns vorher erzählt hat, daß er den größeren Theil seines Heeres der Front der Barbaren gegenübergestellt hatte, so hören wir jetzt, daß, als die allemannischen Reiter sich gegen das römische Fußvolk wandten, die Cornuten und Braccaten den Barritus anstimmten, d. h. doch wohl, daß diese Truppentheile erst jetzt ins Gefecht rückten, also vorher im zweiten oder dritten Treffen oder in Reserve gestanden hatten und nun dem feindlichen Flankenangriff entgegengeführt wurden. Das ist dasselbe Bild wie auf dem rechten Flügel Cäsars in der Schlacht von Pharsalus: eine vorher bereitgestellte Infanterie fängt den Flanken-Angriff der feindlichen Kavallerie ab. Dies Verfahren muß sich in der römischen Tradition erhalten haben, und wenn es sonst nicht der Fall gewesen wäre: Julian war ein Mann von Bildung, der Cäsars Kommentare kannte.

Bei Cäsar ist es eben dieser Flügel, der mit seinem Rückstoß nun auch die Entscheidung bringt. Die Straßburger Schlacht verläuft insofern anders, als die Verstärkung das Gefecht hier nur zum Stehen bringt: mittlerweile aber haben bereits die Römer auf ihrem andern Flügel gesiegt. Trotz der Flucht der Reiterei mag die numerische Ueberlegenheit recht erheblich geblieben sein und drückte endlich, indem der siegreiche linke Flügel der Römer dem rechten zu Hülfe kam, die Allemannen nieder.

Nach Ammian verloren die Römer 243 Todte, darunter vier höhere Offiziere. Diese Zahl scheint in Widerspruch zu stehen mit der Schilderung, die das Gefecht als äußerst hartnäckig und blutig ausmalt. Unmöglich ist es aber nicht, daß die Verlust-Angabe (gegen 1500 Todte und Verwundete, wie wir zu rechnen pflegen) richtig ist. Die römische Reiterei, die den feindlichen Choc gar nicht annahm, mag fast ganz ohne Verlust davongekommen sein, und als nun das Fußvolk dem Flanken-Angriff doch standhielt, war die Schlacht für die Allemannen verloren und mag ziemlich schnell zu Ende gekommen sein.

König Chnodomar fiel mit allen seinen Gefolgsmännern in römische Gefangenschaft. Ein großer Theil des germanischen Heeres ging unter auf der Flucht in den Fluthen des Rheins.

1. Die Allemannenschlacht militärisch zu analysiren hat W. Wiegand versucht in den „Beiträgen zur Landes- und Volkskunde von Elsaß-Lothringen" (III. Heft; 1887), nützlich durch die sorgsame Heranziehung und Verarbeitung des Quellen-Materials, aber sachlich durchaus dilettantisch und verfehlt. Es ist nicht der Mühe werth, die falschen Urtheile und Verknüpfungen Satz für Satz aufzudecken. Hauptsächlich sucht der Verfasser darzuthun, daß die Schlacht zwischen Hürtigheim und Oberhausbergen, fast zwei Meilen westlich des Rheinlaufes bei Straßburg, stattgefunden habe. Das ist weder mit den Quellen, noch mit der strategischen Lage vereinbar. Weshalb sollte Julian nach einem Marsch von nicht mehr als 16 Kilometern bereits Halt gemacht und die Schlacht auf den anderen Tag haben verschieben wollen? Nach einem Marsch von fast 4 Meilen ließ sich schon eher die Frage aufwerfen, ob die Truppen für eine Schlacht nicht zu ermüdet seien. Wiegand wirft sich ferner selber ein (S. 36), daß Ammian den Fluß dicht hinter dem Rücken der Germanen zeige, und sucht diesen Einwand zu heben durch die Annahme, daß die Ill damals einen Rhein-Arm gebildet habe, der nur 8 Kilometer hinter der Linie der Allemannen gewesen sein würde. Die Annahme ist möglich, aber die Entfernung immer noch zu groß, da Ammian (XVI, 12, 54) von den Fliehenden sagt „ad subsidia fluminis petivere,

quae sola restabant, eorum terga jam perstringentis". Wozu sollen die Allemannen den Römern überhaupt weiter, als daß sie sich frei bewegen konnten, entgegengegangen sein? Blieben sie dem Rhein näher, so gewannen sie entweder noch einen Tag, während dessen ihnen weitere Mannschaften zuzogen, oder die Römer gingen in die Schlacht, ermüdet durch einen sehr starken Tagemarsch. Ueber 12 Kilometer vom Rhein konnten selbst die germanischen Mannschaften, die im Laufe dieses Tages über den Strom kamen, kaum noch den Anschluß an die Schlacht erreichen. Daß man in der Rhein-Ebene selbst, wie Wiegand meint (S. 27), den Römern den Angriff von der Höhe herab überlassen hätte, ist nicht richtig: die Ebene ist breit genug. Auch eine Flügel-Anlehnung, falls sie danach suchten, konnten die Allemannen wohl in größerer Nähe des Stromes finden. Der einzige Nachtheil, der damit verbunden war, lag darin, daß im Fall der Niederlage man so wenig Spielraum hatte, nach rechts oder links auszuweichen, sondern gleich in den Fluß mußte. So aber schildern uns die Quellen gerade die Situation. Wäre die Schlacht reichliche $1^1/_2$ Meilen oder auch nur 8 Kilometer vom Flußufer entfernt gewesen, so wäre bis dahin die Verfolgung schon erlahmt gewesen, zum wenigsten durch die Infanterie, und von den römischen Reitern war ja ein großer Theil vom Schlachtfelde verscheucht und schwerlich schon wieder zur Stelle.

2. Die Stellung der Römer beschreibt Ammian, XVI, 12, 20: „steterunt vestigiis fixis, antepilanis hastatisque et ordinum primis velut insolubili muro fundatis". Wie die einzelnen Ausdrücke in diesem Passus zu verstehen sind, ist schwer zu sagen. Die primi ordines sind die vornehmsten Centurionen, vielleicht die Kommandeure der Kohorten, aber ob noch in dieser Zeit? Nun gar Hastaten und Antepilanen (vgl. Bd. I, S. 257) sind im vierten Jahrhundert schwer unterzubringen. Marquardts Auslegung (Röm. Staatsverw. II, 372, Anmkg. 1), es handle sich um die Aufstellung in drei Treffen; die Hastaten das erste, die Antepilanen das zweite, die primi ordines, d. h. die pilani = triarii das dritte, ist auf jeden Fall unrichtig. Das Hintertreffen bildeten, wie wir aus dem Gang der Schlacht ersehen haben, die Cornuten und Braccaten; die primi ordines sind nicht Triarier, und die antepilani hätten als zweites Treffen nicht zuerst genannt werden dürfen. Wahrscheinlich will uns Ammian nur mit möglichstem Pomp die Festigkeit der Aufstellung schildern und gebraucht neben den primi ordines, den bewährtesten Offizieren im ersten Gliede, die Ausdrücke „antepilani, hastati" nur rhetorisch als antiquarische Reminiscenzen.

3. Die strategischen Bewegungen, die der Schlacht vorhergehen, sind in Ammians Erzählung wenig glaubwürdig und kaum verständlich. Es ist aber für unsern Zweck nicht nöthig, darauf einzugehen.

4. Sehr drastisch schildert uns Ammian, wie im Beginn der Schlacht die Germanen verlangten, daß die Fürsten vom Pferde steigen und zu Fuß

kämpfen sollten, damit sie nicht im Falle einer Niederlage den gemeinen Mann im Stich lassen und sich selber retten könnten. Sobald Chnodomar diesen Ruf vernommen, sei er vom Pferde gesprungen und ihm nach die Uebrigen.

Dieser Erzählung möchte ich doch den Glauben versagen. Chnodomar flieht nach der Niederlage zu Pferde. Hätte er zu Fuß gekämpft, so hätte er an der Spitze eines Keils sein müssen. Es ist schwer zu sehen, wie er und seine 200 Gefolgsmänner von hier hätten zwecks der Flucht wieder zu ihren Pferden kommen können. Mag das nun auch nicht schlechterdings unmöglich sein, so bedurfte die Reiterei doch auf jeden Fall eines Anführers. War es nicht Chnodomar, so mußte es einer der anderen Fürsten sein. Völlig unmöglich ist gar, daß Chnodomar, der schon als ein Mann schweren Leibes geschildert wird, als Fußgänger unter den Reitern gekämpft habe. So wie sie dasteht, daß alle Fürsten zu Fuß gekämpft hätten, scheint also die Erzählung unmöglich, und wir müssen dahingestellt sein lassen, was daran wahr ist.

Drittes Kapitel.

Die Schlacht bei Adrianopel.

(9. Auguſt 378.)

Die Weſtgothen, von dem aus der Tiefe Aſiens auftauchenden Volke der Hunnen bedrängt, erſchienen an der unteren Donau und gingen das römiſche Reich um Bundesgenoſſenſchaft an. Die Römer nahmen den Vorſchlag gerne an und ließen die Barbaren über den Strom, in der Hoffnung, durch ihre ſtarken Arme um ſo beſſer dieſe Grenze des Reichs zu vertheidigen. Binnen Kurzem aber brachen zwiſchen den neuen Verbündeten wegen der Verpflegung, welche die Römer liefern ſollten, Streitigkeiten aus, und die Gothen ſtürzten ſich plündernd und mordend „wie die wilden Thiere“ auf die römiſchen Provinzialen in den Landſchaften der Balkan-Halbinſel. Noch weitere Schwärme ſchloſſen ſich ihnen an, ein großer Theil der Oſtgothen von jenſeits der Donau, Gothen, die ſchon ſeit längerer Zeit in römiſchem Dienſt ſtanden, entlaufende Sklaven, namentlich thraciſche Bergwerksarbeiter.

Der Kaiſer des Oſtens, Valens, war gerade in einem Kriege mit den Perſern begriffen. Die erſten Truppen, die er ſandte, drängten mit Hülfe weſtrömiſcher Truppen, die der Kaiſer Gratian geſchickt hatte, die Gothen bis in die Dobrudſcha zurück, waren aber nicht im Stande, ſie ganz zu überwältigen, und als die Gothen nun noch weiteren Zuzug von Alanen und ſogar von Hunnen von jenſeits der Donau erhielten, wagten die römiſchen Generale das Feld nicht zu behaupten. Die Einen zogen ſich bis

auf Konstantinopel, die Anderen nach Illyrien[1]) zurück. Nur eine Elite-Truppe, 300 aus jedem Numerus (Regiment), im Ganzen 2000 Mann, unter dem thatkräftigen General Sebastianus, blieben in Thracien im Felde und suchten einzelne Schaaren der raubenden Gothen abzufangen.[2])

Valens schloß auf diese Nachrichten Frieden mit den Persern und zog mit den verfügbar gewordenen Truppen heran, während der Kaiser des Westens, sein Neffe Gratian, ihm von Gallien her mit seiner Armee zuzog.

Die Gothen sammelten sich südlich des Balkan bei Beröa (Stara Zagora), wo die Straße aus dem Schipka-Paß endet.

Die Aufgabe der beiden römischen Kaiser war, sich zunächst zu vereinigen, um dann mit vereinten Kräften den Gothen eine Schlacht zu liefern; die Aufgabe der Gothen, die Vereinigung der beiden römischen Heere zu verhindern und eines oder das andere vereinzelt zu schlagen.

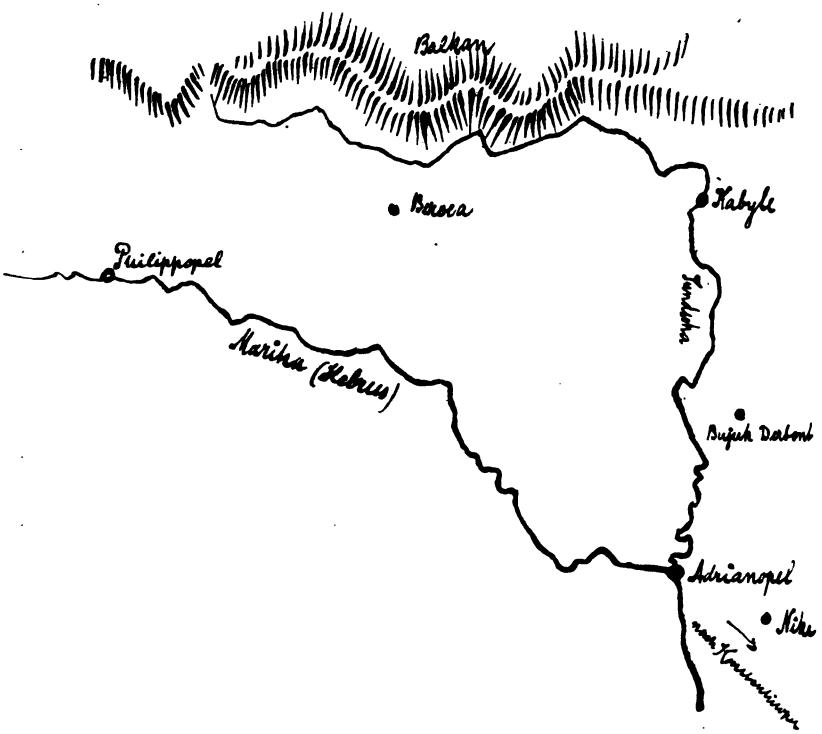
Gratian zog heran auf der großen Straße, welche die Donau entlang, dann durch das heutige Serbien über Philippopel an der Maritza entlang nach Adrianopel und weiter nach Konstantinopel führt. Die Gothen hätten sich also sehr leicht mittwegs, etwa in der Gegend von Philippopel, aufstellen können, um die Gegner zu trennen. Aber dies Manöver wäre ihnen schwerlich gelungen. Die Römer hatten die Kunst der Lagerbefestigung noch nicht verlernt; auch um das gothische Heer herum würden die beiden römischen, sich vorsichtig deckend und gestützt auf die festen Städte des Landes, ohne Zweifel den Anschluß aneinander gefunden haben, ohne dem Gegner eine Gelegenheit zum Angriff zu bieten. Hätten die Gothen sich etwa so dicht vor einen Paß gelegt, daß sie ihn vollständig sperrten, so wäre es den Römern mit irgend welchen Umwegen doch immer gelungen, an ihnen vorbeizukommen, wobei wir die Möglichkeit, daß sie vielleicht dazu gelangten, ihrerseits die

[1]) Auffällig ist, daß die weströmischen Truppen in der Dobrudscha kämpfen und, als sie nach Illyrien zurückgehen, auf die Taifalen stoßen. Sollten sie diese vorher hinter sich gelassen haben? Wahrscheinlich sind diese Schaaren erst über die Donau gegangen, als die römischen Truppen schon nach Osten weiter vorgerückt waren. Vielleicht sind auch die Ostgothen unter Alatheus und Saphax erst jetzt über die Donau gekommen, obgleich Ammian es vorher erzählt. Die Verstärkungen, die den Germanen zuzogen, müssen jedenfalls sehr bedeutend gewesen sein.

[2]) Ich glaube hier die Erzählung von Eunapius und Zosimus mit der von Ammian kombiniren zu dürfen. Vgl. Excurs.

Gothen von zwei Seiten gleichzeitig anzugreifen, noch ganz außer Betracht lassen. Ein Versuch der Gothen, die Römer in dieser Art auseinanderzuhalten, wäre für diese also nur erwünscht gewesen, und um so erwünschter, als jene sich in dieser Zeit nicht hätten ausbreiten können und das Land mit ihren Raubzügen hätten verschonen müssen.

Wir erkennen in dem Führer der Gothen, dem Herzog Frithi-



gern, einen strategischen Kopf, wenn wir sehen, wie er unter diesen Verhältnissen seine Aufgabe angriff und sein Volk zum Siege führte.

Er stellte sich nicht zwischen die beiden römischen Heere; er ließ die große Straße an der Maritza gänzlich frei und zog sich sogar noch weiter nach Osten von Beröa auf Kabyle (Jamboli).[1])

[1]) Const. Jos. Jirecek, Die Heerstraße von Belgrad nach Konstantinopel. 1877. S. 145.

Als aber Valens nunmehr von Adrianopel durch das Maritzathal weiterzog auf Philippopel. kam die überraschende Meldung, daß die Gothen hinter ihm bei Adrianopel erschienen seien und die Straße nach Konstantinopel bedrohten. Es scheint sogar, daß gothische Reiter hinter dem römischen Heere auf der Maritza-Straße auftauchten, so daß man glauben konnte, die Gothen wollten die Verbindung des Kaisers mit Adrianopel abschneiden.

Auf diese Nachricht kehrte Valens um; die Gothen auf der Maritza-Straße mögen bloße Rekognoszirungs-Patrouillen gewesen sein; man kam ohne Gefecht wieder bis nach Adrianopel.

Nun hätte Valens hier ruhig stehen bleiben und die Ankunft des zweiten römischen Heeres abwarten können. In diesem Falle hätten die Gothen durch ihren Vorstoß zwar nichts gewonnen, aber auch nichts verloren gehabt; die Vereinigung der römischen Heere konnten sie direkt niemals verhindern, und wenn sie die Schlacht gegen die beiden Kaiser zugleich nicht wagen wollten, so konnten sie von der thracischen Ebene den Rückzug an die untere Donau ganz ebenso gut nehmen wie aus ihrer Stellung bei Beröa. Aber der Vorstoß in den Rücken des Gegners gab ihnen noch andere Chancen. Sie zerschnitten jetzt die Verbindungslinie auf der er seine Zufuhren bezog, und sie waren in der Lage, das wohlangebaute Gebiet Thraciens bis nach Konstantinopel hin, das von den Kriegsnöten noch weniger berührt war, auszuplündern. Es konnte keine stärkere Reizung geben, den Kaiser zu einer verfrühten Schlacht vor der Ankunft Gratians zu verlocken, als diese Operation der Gothen. Ja, es ist nicht unmöglich, daß die Schlacht sogar unvermeidlich wurde, weil eben die Gothen durch ihre Stellung den Römern die Zufuhr abschnitten.

Unsere Quellen behaupten, Valens habe sich zur Schlacht verleiten lassen durch die Eifersucht auf seinen Neffen Gratian, der soeben einen Sieg über einen allemannischen Stamm, die Lentienser, erfochten hatte; die Schmeichler hätten den Kaiser zu seinem unbesonnenen Vorgehen verleitet. Es ist ja nur natürlich, daß man nach der Niederlage entsetzt und entrüstet fragte, wie der Kaiser die Schlacht habe herausfordern können, ohne das zweite Heer, das schon im oberen Mösien (Serbien) stand, abzuwarten. Ob wirklich eine Regung der Eifersucht bei dem Ent-

schlusse mitgewirkt hat, wer will es wissen? Wer, selbst angenommen, wir hätten im Ammian einen Bericht aus der intimsten Umgebung des Kaisers, will die Motive bis ins Individuellste erkennen? Soviel ist doch wohl klar, daß Valens, der die Hülfe seines Neffen angerufen hatte, nun als er schon in der Nähe war, nicht endlich doch ohne ihn in die Entscheidungsschlacht gegangen ist, ohne daß er geglaubt hätte, dazu gezwungen oder auch so des Sieges gewiß zu sein.

Wir hören, daß dem Kaiser gemeldet worden ist, die Gothen seien nicht mehr als 10000 Mann stark. In dieser Meldung dürfte wohl von der Motivation für den Schlachtentschluß mehr zu suchen sein, als in der angeblichen Eifersucht auf den Mitkaiser und der Schmeichelei der Höflinge. Sollte der Kaiser mit einem überlegenen Heer unthätig zuschauen, wie die Barbaren eine blühende Provinz vor den Thoren seiner Hauptstadt in Asche legten?

Frithigern wandte nun aber noch ein anderes Mittel an, um den Kaiser zur Schlacht zu verlocken. Er sandte einen christlichen Priester (man fragt, ob es vielleicht Ulfilas selbst gewesen sei) in das römische Lager und ließ dem Kaiser Frieden anbieten, wenn man den Gothen die Provinz Thracien mit dem Vieh und Getreide, das darin sei, einräumen wolle. Neben dieser öffentlichen Botschaft hatte der Geistliche noch ein geheimes Schreiben des Herzogs bei sich, in dem dieser den Kaiser aufforderte, mit seinem Heer vorzurücken, damit die Gothen dadurch in Respekt versetzt und zum Frieden gestimmt würden.

Wenn Valens sich nicht thatsächlich einer sicheren Ueberlegenheit bewußt gewesen wäre, so wäre die gothische Kriegslist doch wohl zu plump gewesen, um ihn zu der verfrühten Schlacht vor der Ankunft Gratians zu verlocken. Aber so wie man im römischen Hauptquartier die Dinge ansah, schien die Botschaft Frithigerns garnicht so unnatürlich; ja wir dürfen sogar fragen, ob sie nicht wenigstens zur Hälfte ehrlich gemeint war. Die Gothen hatten ja noch keinen höheren Ehrgeiz, als gut bezahlte und verpflegte Söldner der Römer zu sein, und auf ganz ähnliche Bedingungen, wie sie Frithigern hier anbot, hat man sich thatsächlich nachher geeinigt. Was aber der Erklärung bedarf, ist, wie der Kaiser ge-

neigt sein konnte, einen solchen Frieden zu schließen. Die römische Autorität, wie das Ansehen des Kaisers persönlich waren doch unheilbar geschädigt, wenn man den Barbaren, statt sie zu bestrafen und die Leiden des Landes an ihnen zu rächen, auch noch eine Provinz abtrat. Fühlte Valens sich für die Exekution zu schwach, so konnte er ja die Hülfe Gratians abwarten.

Thatsächlich sehen wir nun auch, daß Valens die Friedens-Verhandlung ablehnte und statt dessen gegen die Gothen vormarschirte. Alles vereinigt sich dahin, daß Valens seines Sieges sicher zu sein glaubte, mag er auf jeden Fall haben schlagen, mag er durch die Vorführung seiner überlegenen Macht die Gothen haben zu einem Vertrage bewegen wollen.

Als er nun am nächsten Morgen gegen die Gothen ausrückte, erschienen noch zwei Mal während des Marsches Botschafter von Frithigern, denen man zwar nicht recht traute, da es nur gemeine Gothen und keine vornehmen Männer waren, denen man aber endlich doch, als Frithigern Austausch von Geiseln anbot, nachgab. Während die beiden Heere bereits einander ins Auge faßten, soll, nachdem ein Anderer es abgelehnt, der General Richomer sich bereit erklärt haben, den gefährlichen Auftrag zu übernehmen; schon soll er auf dem Wege zu den Gothen gewesen sein, als an einer Stelle die römischen Truppen ohne Befehl den Kampf begannen und sich nun die allgemeine Schlacht entwickelte.

Diese Erzählung hat nicht gerade große innere Wahrscheinlichkeit für sich. Daß Frithigern noch einmal schickte, ist wohl verständlich, sei es, daß er durch den Schein von Furcht die Römer nur noch mehr zum Angriff reizen, sei es, daß er durch die Verhandlungen etwas Zeit gewinnen wollte, da Reiterschaaren unter Alatheus und Safrax, die, wohl auf Fouragirung ausgeschickt, noch nicht zur Stelle waren, erst gerade bei Beginn der Schlacht wieder eingetroffen sind. Von Valens aber muß man fragen, weshalb er auf das Geißelstellen eingegangen ist.

Es ist denkbar, daß er zwar nicht den Frieden, unter Abtretung einer Provinz aber doch Verhandlungen wollte, um die Gothen festzuhalten und hinzuziehen, bis Gratian ankam. Das wäre aber mit größerer Sicherheit von dem festen Lager aus geschehen. Wenn etwa der Kaiser fürchtete, die Gothen würden ihm entschlüpfen, und

nun erst, da sie ihm nicht mehr entkommen konnten, die Geisel-Stellung annahm, nicht in der Meinung, wirklich den Barbaren zum Lohn für ihre Unthaten auch noch Thracien abzutreten, sondern um sie sicher zu machen, hinzuziehen und mittlerweile Gratian abzuwarten, so bleibt doch die Frage, weshalb er nicht früher Halt machen ließ.

Man könnte vielleicht auch meinen, daß er, bis dahin siegesgewiß, im letzten Augenblick erkannt hatte, daß er die Gothen unterschätzt hatte und daß sie viel stärker waren, als er angenommen. Aber ein solcher Wechsel der Stimmung wäre doch in unserer Ueberlieferung wohl nicht so ganz übergangen und hätte vor Allem sofort Befehle hervorgerufen, die das weitere Vorgehen der Truppen verhinderten. Bei der geringen Tragweite der Waffen muß man ja thatsächlich bis auf ein paar hundert Schritt einander nahe stehen, wenn Truppen ohne Befehl die Schlacht beginnen können. In diesem Augenblick aber konnte sich das römische Hauptquartier über die Stärke des Feindes schon lange nicht mehr täuschen. Ein aufmarschirtes Heer bewegt sich langsam; wenn der Feldherr während des Aufmarsches den Feind nicht selber sehn kann, so läßt er ihn doch durch voraufgeschickte Offiziere beobachten. Es ist ganz ausgeschlossen, daß Valens nicht schon einige Stunden, ehe der Kampf begann, von der Stärke der Gothen eine soweit richtige Vorstellung hatte, wie sich durch die Abschätzung erfahrener Offiziere feststellen läßt. Höchstens die Reiter des Alatheus und Safrax könnten den Römern in diesem Augenblick noch eine Ueberraschung geboten haben, aber von einem Zusammenhang des Erscheinens dieser Reiter mit dem Entschluß zu verhandeln, findet sich in den Quellen nirgends die geringste Spur. Wir können also nicht daran zweifeln, daß bis zum letzten Augenblick das römische Hauptquartier des Sieges ganz sicher zu sein geglaubt hat. Sonst hätte man unzweifelhaft die Truppen etwas früher Halt machen lassen und die Verhandlungen benutzt, um in das Lager zurückzugehen und die Weströmer herankommen zu lassen. Wenn Valens dennoch im allerletzten Augenblick oder vielmehr als es schon zu spät war, die vom Gegner angebotene Geisel-Stellung annahm, so bleibt keine andere Erklärung, als daß ihm, der vermuthlich von Anfang an mit sich rang,

ob er nicht doch lieber Gratian abwarten solle, angesichts der aufmarschierten Gothen die Nerven versagt haben.

Ueber den taktischen Verlauf der Schlacht ist unseren Quellen so gut wie nichts zu entnehmen. Wir hören nur, daß die gothische Reiterei die römische (es waren zum Theil Araber, die Valens aus Syrien mitgebracht hatte) beim ersten Anlauf über den Haufen warf und daß dann in einem großen Gemetzel das römische Heer fast ganz vernichtet wurde. Der Kaiser selbst verschwand, man wußte nicht, wie er umgekommen war.

Aus der Größe der Niederlage etwa auf eine große Uebermacht der Gothen schließen zu wollen, würde nicht angängig sein. Man braucht sich nicht nur bloß an Cannä zu erinnern, sondern auch allgemein daran, daß im Alterthum ein geschlagenes Heer sehr große Verluste zu erleiden pflegt und leicht ganz vernichtet wird.

Müssen wir auf eine taktische Ausbeute aus dieser Schlachterzählung verzichten und bleibt der politisch-militärische Zusammenhang unsicher, so ist sie darum dennoch kriegsgeschichtlich von hohem Interesse, zunächst weil sie uns wieder einen germanischen Fürsten als einen naturwüchsigen Strategen zeigt. Dann aber und ganz besonders wegen jener Zahlangabe, der Meldung, daß die Gothen nur 10000 Mann stark seien, die den römischen Kaiser zu seinem Angriff geführt hat.

Ammian, der uns diese Meldung aufbewahrt hat, fügt hinzu, sie sei irrig gewesen, giebt aber nicht an, wie groß denn das gothische Heer in Wirklichkeit gewesen sei. Da er nun im Eingang seiner Erzählung von den ungeheuren Massen spricht, die über die Donau gekommen seien, und ein anderer Schriftsteller der Zeit, Eunapius (Kap. 6), sie auf fast 200000 kriegsfähige Männer schätzt, so haben die Modernen jene 10000 als irgend einen Vortrupp, ein Detachement angesehen. Das steht aber keineswegs bei Ammian, ja, diese Auslegung ist durch den Zusammenhang vollständig ausgeschlossen. Die römischen Patrouillen, heißt es, versicherten, daß, was sie gesehen hätten, an der Zahl nicht mehr als 10000 seien (incertum, quo errore procursatoribus omnem illam multitudinis partem, quam viderant, in numero decem millium esse firmantibus). Durch diese Mittheilung wird der Kaiser hingerissen, sie anzugreifen. Wäre die Meldung so zu verstehen, daß die Patrouillen

von einer unbestimmt großen Menge nur 10000 Mann mit eigenen Augen gesehen hatten, so hätte weder der Zusatz „incertum quo errore“, noch der plötzliche Entschluß des Kaisers einen Sinn. Die Meldung kann nur dahin gelautet haben, daß der von der vorausgesetzten großen Menge der Barbaren hier bei Adrianopel zur Stelle befindliche Theil nicht mehr als 10000 Mann betrage.

Diese Meldung aber war irrig, sagt Ammian. War sie das, was wir glauben mögen, so muß dieser Irrthum sich doch immer innerhalb gewisser Grenzen gehalten haben. Dieses Heer, das Valens angriff, in der Meinung, 10000 Mann vor sich zu haben, kann nicht thatsächlich 100000 Mann oder gar 200000 Mann stark gewesen sein.

Auch die Auffassung, Valens habe sich eingebildet, hier ein feindliches Streifkorps abzufangen, während die gothische Hauptmacht irgendwo anders stand, und sei unvermuthet auf diese gestoßen, ist nicht durchführbar. Die Botschaften Frithigerns bewiesen, daß man es nicht mit einem bloßen Streifkorps zu thun hatte; die ganze Erzählung Ammians müßte dann anders lauten, und der Irrthum hätte schon beim Anmarsch zu Tage kommen müssen. Die Gothen gaben ja durch die Verhandlungen, die sie anknüpften, doppelte Zeit und Gelegenheit zum Rückmarsch; bis zum wirklichen Beginn des Gefechts kann der römische Kaiser über seinen Irrthum nicht aufgeklärt worden sein.

Es ist also klar, daß Valens in die Schlacht gegangen ist unter der Vorstellung, der Feind, und zwar die feindliche Hauptmacht unter Anführung ihres Herzogs Frithigern, der selbst zur Stelle war und Unterhändler schickte, sei so ungefähr 10000 Mann stark. Er war thatsächlich stärker, versichert uns Ammian, aber dieses Mehr kann unmöglich das Dreifache oder auch nur das Doppelte betragen haben; denn auch nur 20000 Mann statt 10000 ist schon eine Differenz, die die römischen Generale beim Anmarsch bemerken mußten. Es ist höchst unwahrscheinlich, daß bei einer derartigen Beobachtung sich nicht Stimmen erhoben haben sollten, die riethen, nun doch lieber die Ankunft Gratians abzuwarten; und wenn sich solche Stimmen erhoben hätten, so ist es sicher, daß davon etwas in die Ueberlieferung übergegangen und bei der ausführlichen Erzählung Ammians auf uns gekommen wäre.

Denn nach einem Unglück wird nichts eifriger aufgehoben, als der Ruf des Warners, der Recht behalten hat. Nichts davon finden wir; nicht einmal die positive Behauptung, daß die Gothen sehr viel stärker gewesen seien als 10000 Mann, sondern nur die ganz allgemeine Wendung, die Meldung sei irrthümlich gewesen. Der Irrthum kann daher auf keine Weise ein bedeutender gewesen sein. Es wird sich wesentlich nur um den Theil der Reiterei gehandelt haben, der erst im Beginn der Schlacht bei den Gothen eintraf. Sie waren also hiernach vielleicht, wir dürfen sagen, allerhöchstens 15000 Mann stark.

Dieses Ergebniß wird bestätigt durch eine Wendung in der Erzählung Ammians, die Römer hätten beim Vorrücken die feindliche runde Wagenburg erblickt (hostium carpenta cernuntur, quae ad speciem rotunditatis detornata digestaque exploratorum relatione adfirmabantur). Ganz ebenso schildert Ammian (XXXI, 7, 5) bei dem Feldzug des vorhergehenden Jahres die Wagenburg der Gothen als kreisförmig (ad orbis rotundi figuram multitudine digesta plaustrorum). Ohne gerade eine bestimmte Grenze zu ziehen, darf man doch sagen, daß eine solche Wagenburg immer nur ein sehr mäßiges Heer einschließen kann. Zehntausende von Wagen in einen einzigen Kreis zusammenzufahren, würde ein Geschäft von vielen Tagen sein und bei Terrain-Hindernissen überhaupt unmöglich. Ebenso beim Abfahren; das Heer würde jede Bewegungs-Freiheit verloren haben. Während des Lagerns selbst aber würde bei der Größe des Kreises jeder Einzelne von seinem Wagen, seinem darauf befindlichen Eigenthum und seinem Vieh so weit getrennt sein, daß nicht nur jede Ordnung, sondern jede Gebrauchsmöglichkeit aufhört. Sollte ein Heer von mehreren Zehntausenden sich hinter seinen Wagen sichern wollen, so müßte es mehrere Wagenburgen bilden. Es geht aber aus Ammian hervor, daß es sich jedesmal nur um eine Wagenburg handelt.

Eine fernere Bestätigung unseres Ergebnisses finden wir in den Märschen der Gothen. Sie sind von Kabyle auf Adrianopel gezogen. Ueber das Gebirge, das zwischen diesen beiden Punkten liegt, führen heute zwei Wege, rechts und links des Flusses Tundscha, aber nicht im Flußthal selbst, sondern oft ziemlich entfernt davon.[1])

[1]) Es giebt jetzt außer der bei Artaria in Wien 1897 erschienenen „Generalkarte" des Balkan eine noch bessere bulgarische (1 : 420000), die ich benutzt habe. Ihr

Den östlicheren hat der General Diebitsch im Jahre 1829 benutzt, und diesen Marsch um dieselbe Jahreszeit wie der der Westgothen, im August, schildert uns Moltke in seiner Geschichte dieses Krieges (S. 359): „Jenseits Papaskjoi (Popowo) gestaltet sich das Terrain bergiger und durchschnittener. Der Fels liegt hier meist ohne alle Erdbekleidung zu Tage, und der Marsch auf diesem glühenden Gestein war äußerst beschwerlich. Die Türken hatten alle Fontainen zerstört, welche dem Wanderer in diesen Gegenden ein so großes Labsal gewähren, und es herrschte empfindlicher Wassermangel. Endlich, nach einem Marsch von vier Meilen, gelangte man nach dem Städtchen Bujuk Derbent, wo übernachtet und am folgenden Tage geruht wurde. Das VII. Korps machte schon in Kutschuk Derbent Halt. Die Russen litten in dieser öden Steinwüste mehr Noth, als bei dem Marsch über den Balkan. Die Hitze war unerträglich und die Fieber griffen immer mehr um sich. Der Bujuk Derbent (oder große Paß) bildet ein sehr schwer zu überschreitendes Defilée". Von der zweiten, westlicheren Straße sagt Moltke (S. 358), sie sei bei weitem weniger schwierig. Aber sie läuft auf dem rechten Ufer der Tundscha, die sich bei Adrianopel mit der Maritza vereinigt und nur auf Brücken passirt werden kann (S. 361).

Aus diesen Straßen-Verhältnissen, die damals in ihren Grundzügen ähnlich gewesen sein müssen, ergiebt sich, daß die Gothen für ihre Operation nur eine Straße zur Verfügung gehabt haben, nämlich die östliche, auf dem linken Ufer der Tundscha über Bujuk Derbent. Sie waren weder in der Lage, sich zu theilen und beide Straßen zugleich zu benutzen, noch mit dem ganzen Heer sich auf die westliche Straße zu setzen. Die Pässe treten etwa drei bis vier Meilen nördlich von Adrianopel aus den eigentlichen Bergen in ein Hügelland, das allmählich in die wellige Ebene übergeht, in der die Stadt liegt. Die Stellen, wo die beiden Straßen aus den Bergen heraustreten, liegen etwa zwei Meilen von einander entfernt, und dazwischen fließt die Tundscha. Ein Korps auf der west-

gegen die von den russischen Offizieren während des Krieges 1877/78 gemachten Aufnahmen zu Grunde. Die vom türkischen Generalstab herausgegebene Karte der europäischen Türkei ist, obgleich sie den Titel trägt „richtiggestellt vom Generalstab Sr. durch Allahs Gnade mächtigen, erhabenen schützenden Majestät" nach Hardt v. Hartenthurm in den Mitth. d. k. k. mil. geogr. Instituts, Bd. 18, nur eine kaum veränderte Reproduction der österreichischen „Generalkarte". Vgl. Oesterreich-Ungarn und die Balkanländer von L. v. Thalloczy. Budapest 1901.

lichen wäre, falls die Römer durch irgend einen Zufall früh von ihrem Anmarsch erfuhren, einem Flanken-Angriff ausgesetzt gewesen oder hätte unmittelbar beim Austritt aus dem Paß auf die feindliche Hauptmacht stoßen können. Dann hätte es die tiefe Tundscha im Rücken gehabt, die es von dem anderen Heertheil trennte. Dieses Hinderniß wäre ihm auch dann sehr unbequem geworden, wenn das römische Heer noch nicht zur Stelle war.. Die Gothen gingen nach Ammian auf die Straße Adrianopel-Konstantinopel, hätten also dazu, mit dem Korps auf der West-Straße erst die Tundscha überschreiten müssen.

Frithigern hätte also, auf beiden Straßen marschirend, nicht wissen können, ob er nicht beim Heraustreten sofort auf das römische Heer stoßen würde, das seine rechte Kolonne überwältigt haben würde, ehe die linke ihm zu Hülfe kommen konnte. Auf einer Straße marschirend aber hätten, falls Valens schon da war, die vordersten Staffeln ins Gefecht treten müssen, ehe die hinteren, die einen oder zwei Tagemärsche zurück waren, ihnen helfen konnten. Nur wenn das Heer so klein war, daß eine Straße genügte, und die Kolonne nicht über einen Tagemarsch lang war, konnten die Gothen ihren Vormarsch wagen, denn nur dann konnten sie darauf rechnen, ihr Heer so schnell aufmarschiren zu lassen, daß es schlachtbereit war, wenn die Römer anrückten.

Ein kleines Heer kann nicht, was ein großes Heer kann, aber auch ein großes Heer kann nicht Alles, was ein kleines Heer kann.

Diebitsch benutzte im Jahre 1829 für seinen Vormarsch auf Adrianopel die östliche Straße nach Moltke (S. 359), um nicht genöthigt zu sein, in der Nähe jener Stadt den Strom zu überschreiten, und um durch denselben in der rechten Flanke gegen etwaige Unternehmungen von Philippopel aus gedeckt zu sein. Genau in derselben Lage waren im Jahre 378 die Gothen. Sie wollten an Adrianopel vorbei auf die Straße nach Konstantinopel. Als sie von Kabyle aufbrachen, stand Valens entweder noch bei Adrianopel oder war eben auf der Straße im Maritza-Thal in der Richtung auf Philippopel aufgebrochen. Erfuhr er durch irgend welchen Zufall den Anmarsch der Gothen sehr früh, so konnte er auch in letzterem Falle schon vor ihnen wieder an dem Paß-Ausgang der westlichen Tundscha-Straße stehen und ihnen sowohl hier wie beim

Fluß-Uebergang sehr gefährlich werden. Auf der östlichen Straße hingegen durften die Gothen ziemlich sicher sein, zu debouchiren, ohne daß die Römer ihnen Schwierigkeiten bereiteten.

Von den Gothen werden wir annehmen dürfen, daß sie bei ihrem Vorstoß nicht ihren gesammten Troß, der durch die Beute an Werthstücken, Vieh und Sklaven ungeheuer geworden sein muß, mitschleppten. Sie werden ihn weiter nordöstlich, etwas entfernt von dem augenblicklichen Kriegsschauplatz, unter einiger Bedeckung zurückgelassen haben. Auch sonst mögen einzelne Schwärme nicht beim Hauptheer gewesen sein; ein Haufe Alanen beobachtete das Heer Gratians und scharmutzirte mit ihm. Eine gewisse Anzahl Knechte und namentlich sehr viele Frauen und deshalb auch Kinder werden aber den Zug des Hauptheeres jedenfalls begleitet haben, so daß, auch wenn er keine 15000 Krieger zählte, er doch sicherlich 30000 Köpfe stark war, also mit seinen Wagen auf einer Straße einen ganzen Tagemarsch lang war.

Kehren wir von hier aus noch einmal zu der Schlachtentscheidung zurück. Es ist aus unseren Quellen nicht zu ersehen, was den Ausschlag für die Gothen gegeben hat, mit anderen Worten, weshalb ihre Reiterei sich der römischen so unbedingt überlegen erwies und weshalb darauf das römische Fußvolk, wie noch bei Straßburg, die Schlacht nicht mehr herzustellen vermochte. Bei Straßburg ist eine erhebliche numerische Ueberlegenheit auf der Seite der Römer gut beglaubigt; bei Adrianopel dürfen wir annehmen, daß der Unterschied hinüber oder herüber jedenfalls nicht groß war. Als gemeldet wurde, der Feind sei nur an 10000 Mann stark, glaubte Valens sich des Sieges sicher. Sein Heer wird also einige tausend Mann stärker gewesen sein, und Ammian sagt auch ausdrücklich, es sei zahlreich und kriegstüchtig gewesen.

Da unmittelbare militärische Gründe für die absolute Niederlage der einen Seite nicht zu erkennen sind, so möchte man auf die Vermuthung kommen, daß die innere politische Schwäche des Römerreichs, mit anderen Worten, daß Verrath oder mindestens ein nicht genügend guter Wille im Spiel war.

Als Kaiser Julian in Mesopotamien plötzlich dahingerafft war und das Heer erst Jovian, dann Valentinian zum Kaiser wählte, hatte es außer Acht gelassen, daß Julian zwar kinderlos, aber

nicht erblos aus dem Leben gegangen war. Es existirte noch ein Seitenzweig des konstantinischen Hauses, ein Vetter Julians Namens Procop, der sein Recht vertheidigte und endlich besiegt wurde, aber für den in der neuen Hauptstadt Konstantinopel sich so viel Sympathie gezeigt hatte, daß eine dauernde Spannung[1]) mit dem neuen Kaiserhause blieb. Weiter aber war der Kaiser Valens entschlossener Arianer, und als die ersten Generale, die er gegen die Gothen ausgeschickt hatte, geschlagen zurückkamen, sagten sie ihm ins Gesicht, ihr Unglück rühre daher, daß der Herr sich nicht zum rechten Glauben bekenne[2]). Als er aus Konstantinopel auszog, trat ihm ein Priester entgegen und forderte die den Rechtgläubigen entrissenen Kirchen zurück; wenn der Kaiser sie nicht gebe, werde er aus dem Kriege nicht zurückkehren.[3]) In Konstantinopel aber erzählte man sich, er habe, weil man ihn im Amphitheater beschimpft, geschworen, wenn er zurückkomme, werde er die Hauptstadt dem Erdboden gleichmachen.[4]) Diese Geschichtchen sind von kirchlichen Schriftstellern überliefert und im Einzelnen nicht gerade glaubwürdig. Auch daß einer von ihnen, Sokrates, positiv behauptet, die Reiterei habe sich verrätherischer Weise nicht am Kampfe betheiligt, dürfte kaum als ein wirkliches Quellen-Zeugniß angesehen werden, da sich bei Ammian nichts von Verrath angedeutet findet. Immerhin ist sicher, daß der regierende Kaiser Valens in seiner Autorität doppelt angefochten und unsicher war; der Gedanke darf also nicht so ganz abgewiesen werden, daß die Entscheidung von Adrianopel, die von so unermeßlicher Tragweite war, nicht rein militärisch bestimmt, sondern von politischen Motiven, Motiven der inneren römischen Politik beeinflußt wurde.

Die kritische Grundlage für das Verständniß der Schlacht ist gelegt in einem Aufsatz von Walther Judeich in der „Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft", Bd. VI (1891). Neuerdings ist die Schlacht behandelt in einer Spezial-Untersuchung von Ferdinand Runkel, die mir bereits im Manuskript vorgelegen hat, aber in diesem Augenblick noch nicht veröffentlicht ist. Unsere Haupt- und fast einzige Quelle ist die Erzählung Ammians, dessen Schlacht-Schilderungen aber, obgleich er selbst Offizier

[1]) Sokrates IV, 38.
[2]) Theodoret IV, 33.
[3]) Sozomenos VI, 40.
[4]) Sokrates IV, 38.

war, nach Wietersheims Ausdruck „mehr im Roman- als Militärstyl geschrieben sind". Judeichs Abhandlung ist nun in dem militärischen Raisonnement unzulänglich und oft ganz verfehlt, hat aber das große Verdienst, die geographischen Verhältnisse, um die es sich handelt, klar und richtig fixirt und dabei festgestellt zu haben, daß und wie Ammian seinen Gewährsmann mißverstanden hat und wie der Fehler korrigirt werden muß; man muß nur noch in derselben Richtung ein Stück weiter gehen, als es Judeich selbst gethan hat.

In Ammians Darstellung findet sich ein Widerspruch. Von Konstantinopel aufbrechend, läßt er den Kaiser sein Hauptquartier erst in Melanthias (3—4 Meilen von der Hauptstadt) nehmen, dann nach Nike, $3\frac{1}{2}$ Meilen vor Adrianopel, gehen. Von hier eilt der General Sebastianus „itineribus celeratis" nach Adrianopel, ein Ausdruck, der, da es sich nur noch um einen Tagemarsch handelt, zum wenigsten irreführend ist.

Unmittelbar darauf aber läßt Ammian den Kaiser zum zweiten Mal von Melanthias aufbrechen, gleich darauf erfahren wir, daß ihm der Feind seine Zufuhr-Wege sperren wolle und daß er diesem Versuch durch vorausgesandte Bogner und Reiter begegnete. Drei Tage darauf marschiren die Barbaren auf Nike; Valens erfährt, es seien nur 10000 Mann, und marschirt auf Adrianopel, um die Schlacht zu liefern.

Wenn die Barbaren schon bei Nike standen, das zwischen Melanthias und Adrianopel liegt, wie soll Valens, der auf dem Marsch von Melanthias ist, dann nach Adrianopel gekommen sein? Und wie sollen die Barbaren ihm seine Zufuhr-Wege haben abschneiden können, so lange sie vor ihm standen?

Es ist klar, daß Ammian von den geographischen Verhältnissen des Kriegsschauplatzes keine klare Vorstellung gehabt hat. Seine Schuld ist geringer, als es scheint; wir können wieder moderne Parallelen heranziehen, um zu zeigen, daß solche Fälle keineswegs unerhört sind.

Joh. Gust. Droysen ist es passirt, daß er in der Operation, die zu der furchtbaren Niederlage im Februar 1814 an der Marne führte, das Schlesische Heer zwei Tage hintereinander denselben Marsch machen läßt, und Treitschke läßt in der Vorgeschichte der Schlacht bei Leipzig Merseburg nordwestlich von Leipzig liegen. Als geborener Sachse und lange Einwohner von Leipzig hätte er, wie unsere Philologen zu argumentiren pflegen, wissen müssen, daß nordwestlich von Leipzig Halle liegt, und Merseburg, das nur drei Meilen von Leipzig entfernt ist, fast genau westlich — aber der Fehler ist einmal da, und es ist unmöglich, wie es unsere unmethodischen Arbeiter in der alten Geschichte zu thun lieben, ihn irgendwie künstlich wegzuinterpretiren, sondern er ist einfach zu konstatiren und zu korrigiren. Ganz so steht es an der vorliegenden Stelle mit Ammian.

Zunächst ist klar, daß Valens nicht seine Vortruppen bis über Adrianopel vorschicken konnte, während er selbst mit dem Gros bei Melanthias, 26 Meilen rückwärts, stehen blieb.

Nach Eunapius (pag. 78) und Zosimus (IV, 23) bildete Sebastianus überhaupt nicht bloß die Avantgarde des Heeres unter Valens' persönlicher Führung, sondern hatte schon lange vorher mit 2000 ausgewählten Leuten einen erfolgreichen kleinen Krieg gegen die Gothen geführt. Diese Erzählung hat alle Wahrscheinlichkeit für sich, da doch kaum anzunehmen ist, daß man in der langen Zeit bis zu des Kaisers Ankunft schlechterdings gar nichts zur Abwehr der Plünderer gethan habe. Ich habe daher keinen Anstand genommen, die Erzählung von Ammian und den beiden Griechen über die Thaten Sebastians oben im Text zu kombiniren.

Wie dem auch sei, es liegt in der Natur der Dinge, daß Valens sich nur so kurz wie möglich bei Konstantinopel aufhielt und schnell vorrückte, um das Land zu schützen und Sebastianus einen Rückhalt zu bieten. Die Meldung von dem ersten Aufbruch muß also die richtige sein, und das Versehen liegt in der zweiten. Es giebt keine einfachere Korrektur, als daß dieser zweite Aufbruch statt von Melanthias von der schon als erreicht angegebenen Station, also von Nike aus, stattfand, und zwar selbstverständlich auf dem Weg, der dem anderen römischen Heer entgegenführte, d. h. über Adrianopel auf Philippopel. Daß Valens thatsächlich auf diesem Marsch begriffen war und Nike bereits hinter sich hatte, wird bewiesen durch die Thatsache, daß die Gothen auf Nike gingen. Stand Valens noch hier, so hätte es ja sofort zum Zusammenstoß kommen müssen.

Wenn nun statt dessen Valens jetzt schleunig auf Adrianopel marschirt, um zu schlagen, so kann er nicht in der Richtung von Nike gekommen sein, die ihn ja von den Gothen weggeführt hätte, sondern es ist das nicht anders zu verstehen, als daß er bereits über Adrianopel hinaus war und umkehrte. Das ist es, was Judeich richtig erkannt und was Ammian selber sich nicht klar gemacht hat.

Nun wird auch das Abschneiden des Zufuhr-Weges klar: abschneiden kann man nur von hinten, aber nicht von vorn. Ebenso umgekehrt: während Valens bei Adrianopel steht, trifft, von Gratian gesandt, der General Richomer bei ihm ein: wie hätte er das gekonnt, wenn die Gothen davor standen?

Ich will die einschlagenden Kapitel Ammians vollständig hersetzen; sie im Zusammenhang lesend, überzeugt man sich leicht, wie einfach sich die Korrektur einfügt.

His forte diebus Valens tandem excitus Antiochia, longitudine uiarum emensa uenit Constantinopolim, ubi moratus paucissimos dies seditioneque popularium leui pulsatus, Sebastiano paulo ante ab Italia, ut petierat, misso, uigilantiae notae ductori pedestris exercitus cura commissa, quem regebat antea Traianus: ipse ad Melanthiada uillam Caesarianam profectus, militem stipendio fouebat et alimentis et blanda crebritate sermonum. unde cum itinere edicto per tesseram Nicen uenisset, quae statio ita cognominatur: relatione speculatorum didicit refertos opima barbaros praeda a Rhodopeis tractibus prope Hadrianopolim reuertisse: qui motu imperatoris cum abundanti milite cognito,

popularibus iungere festinant, circa Beroeam et Nicopolim agentibus praesidiis fixis: atque ilico ut oblatae occasionis maturitas postulabat, cum trecentenis militibus per singulos numeros lectis Sebastianus properare dispositus est, conducens rebus publicis aliquid, ut promittebat, acturus. qui itineribus celeratis conspectus prope Hadrianopolim, obseratis ui portis iuxta adire prohibebatur: ueritis defensoribus ne captus ab hoste ueniret et subornatus atque contingeret aliquid in ciuitatis perniciem, quale per Actum acciderat comitem, quo per fraudem Magnentiacis militibus capto claustra patefacta sunt Alpium Juliarum. agnitus tamen licet sero Sebastianus et urbem introire permissus, cibo et quiete curatis pro copia, quos ductabat, secuta luce impetu clandestino erupit, uesperaque incedente Gothorum uastatorios cuneos prope flumen Hebrum subito visos paulisper opertus aggeribus et fructetis obscura nocte suspensis passibus incompositos adgressus est, adeoque prostrauit, ut praeter paucos, quos morte uelocitas exemerat pedum, interirent reliqui omnes, praedamque retraxit innumeram, quam nec ciuitas cepit nec planities lata camporum. qua causa percitus Fritigernus et extimescens, ne dux, ut saepe audierat, impetrabilis dispersos licenter suorum globos raptuique intentos consumeret, inprouisos adoriens: reuocatis omnibus prope Cabylen oppidum cito discessit, ut agentes in regionibus patulis nec inedia nec occultis uexarentur insidiis.

Dum haec aguntur in Thraciis, Gratianus docto litteris patruo, qua industria superauerit Alamanos, pedestri itinere, praemissis inpedimentis et sarcinis, ipse cum expeditiore militum manu permeato Danubio, delatus Bononiam, Sirmium introiit, et quadriduum ibi moratus per idem flumen ad Martis castra descendit, febribus intervallatis adflictus: in quo tractu Halanorum impetu repentino temptatus amisit sequentium paucos.

Isdemque diebus exagitatus ratione gemina Valens, quod Lentienses conpererat superatos, quodque Sebastianus subinde scribens facta dictis exaggerabat, e Melanthiade signa commouit, aequiperare facinore quodam egregio adulescentem properans filium fratris, cuius uirtutibus urebatur: ducebatque multiplices copias nec contemnendas nec segnes, quippe etiam ueteranos isdem iunxerat plurimos, inter quos et honoratiores alii et Traianus recinctus est, paulo ante magister armorum. et quoniam exploratione sollicita cognitum est cogitare hostes fortibus praesidiis itinera claudere, per quae commeatus necessarii portabantur, occursum est huic conatui conpetenter, ad retinendas oportunitates angustiarum, quae prope erant, peditibus sagittariis et equitum turma citius missa. triduoque proximo cum barbari gradu incederent leni et metuentes eruptionem per deuia, quindecim milibus passuum a ciuitate discreti stationem peterent Nicen — incertum quo errore — procursatoribus omnem illam multitudinis partem, quam uiderant, in numero decem milium esse firmantibus, imperator procaci quodam calore perculsus isdem occurrere festinabat. proinde agmine quadrato incedens prope suburbanum Hadrianopoleos uenit, ubi uallo sudibus fossaque firmato, Gratianum impatienter operiens, Richomerem comitem domesticorum suscepit ab eodem imperatore praemissum cum litteris, ipsum quoque uenturum mox indicantibus. quarum textu oratus ut praestolaretur paulisper periculorum participem, neue abruptis discriminibus temere

semet committeret solum, adhibitis in consilium potestatibus uariis, quid facto opus esset, deliberabat. et cum Sebastiano auctore quidam protinus eundum ad certamen urgerent, Victor nomine magister equitum, Sarmata sed cunctator et cautus, eadem sentientibus multis imperii socium exspectari censebat, ut incrementis exercitus Gallicani adscitis opprimeretur leuius tumor barbaricus flammans. uicit tamen funesta principis destinatio et adulabilis quorundam sententia regiorum, qui, ne paene iam partae uictoriae — ut opinabantur — consors fieret Gratianus, properari cursu celeri suadebant.

Viertes Kapitel.

Zahlen.

Eine große Volksmenge richtig abzuschätzen, ist sehr schwer; ein Heer wirklich zu zählen, selbst für den Kriegsherrn nicht so leicht, wie man denkt. Begnügt man sich, die Rapporte der Unterführer zu addiren, so ist das freilich sehr einfach, aber es fragt sich, ob diese Rapporte zuverlässig sind. Ein Organismus mit Kontrollen und Listen-Führung über Erkrankte, Verwundete, Beurlaubte, Abkommandirte und Nichtkombattanten ist nicht so kurzerhand zu schaffen und in Ordnung zu halten. Procop von Cäsarea, der uns die Kriegsthaten Belisars überliefert hat, erzählt (bell. Pers. I, 18), daß die Perserkönige eine besondere Methode hätten, ihre Krieger zu zählen: wenn das Heer in den Krieg marschiere, so ziehe es Mann für Mann an dem König vorbei, der auf seinem Thron sitze und viele Körbe neben sich habe. Jeder Krieger werfe einen Pfeil in einen Korb, und die Körbe würden versiegelt. Komme nun das Heer aus dem Kriege zurück, so ziehe es abermals an dem König vorbei, und jeder Krieger nehme wieder einen Pfeil heraus. So erkenne man, welchen Verlust das Heer erlitten.

Das Geschichtchen, weniger phantastisch als die Hürden, in die nach der griechischen Legende Xerxes seine Millionen treiben ließ, illustrirt nicht übel die Schwierigkeit eines zuverlässigen Stärke-Rapports und mag uns daher vorbereiten auf die Aufgabe, die uns jetzt gestellt ist, die Germanenheere der Völkerwanderung nach den Aussagen unserer Quellen abzuschätzen.

An Nachrichten fehlt es uns nicht.

Die Zahl der Gothen, die im Jahre 267 in das römische Reich einfielen, giebt Trebellius Pollio auf 320000 Bewaffnete an. Die Juthungen (ein Theil der späteren Allemannen) erklärten nach demselben Schriftsteller, als sie in Italien eingebrochen waren, dem Kaiser Aurelian, sie seien 40000 Mann zu Roß und 80000 Mann zu Fuß stark.

Kaiser Probus, Aurelians Nachfolger, schrieb selber an den Senat, er habe in dem Feldzug von 277 400000 Germanen getödtet.

Als die Burgunder am Rhein erschienen, etwa 370, waren sie nach Hieronymus 80000 Mann stark.

Von den Westgothen haben wir schon gehört, daß sie bei ihrem Uebergang über die Donau im Jahre 376 200000 Krieger stark gewesen sein sollten, nach Eunapius.

Ebenso stark waren nach Procop (III, 4) die Ostgothen, als sie in Italien einrückten, und mit 150000 Mann belagerte Witiges den Belisar in Rom.

Radagais führte im Jahre 404 nach Zosimus 400000, auch Marcellin 200000 Mann nach Italien; nach Orosius waren allein 200000 Gothen in diesem aus verschiedenen Völkern zusammengesetzten Heer.

Mit 200000 Mann erschienen nach Jordanes die Franken im Jahre 439 unter König Theudebert in Italien, wichen aber, ohne zu schlagen, vor Belisar wieder zurück. Nach Procop (bell. Goth. II, 28) behaupteten fränkische Gesandte sogar, daß das Heer 500000 streitbare Männer stark sei.

Attilas Heer im Jahre 451 war nach Jordanis 500000, nach der historia miscella 700000 Mann stark.

Zu den Zahlen der Germanenheere, die noch um diese und jene vermehrt werden könnten, stimmt es, daß nach Zosimus (II, 15) Konstantin ein Heer von nicht weniger als 90000 Mann zu Fuß und 8000 Mann zu Pferde nach Italien führte; er besiegte den Kaiser Maxentius an der milvischen Brücke, obgleich dieser nicht weniger als 170000 Mann zu Fuß und 18000 Mann zu Pferde hatte.

Die Schilderungen der Quellen stehen mit ihren Zahlen in Einklang.

Von den Allemannen schreibt Ammian (28, 59): „Es ist ein ungeheures Volk; von seinem ersten Auftreten an ist es durch alle möglichen Niederlagen geschwächt; aber so schnell wächst immer eine neue Jugend heran, daß man glauben möchte, sie seien seit Jahrhunderten von keinem Unfall berührt." Aehnlich schildert Ammian gleich darauf die Menge der Burgunder; später (31, 4) die der Westgothen, die er zahlreich wie der Sand am Meer nennt; dasselbe schreibt Nazarius um 320 von den Franken.[1])

Diesen Zahlen ist nun eine andere Reihe gegenüberzustellen, die ein sehr abweichendes Bild gewährt.

Wir selber haben bereits gefunden, daß die Allemannen bei Straßburg etwa 8000 bis höchstens 12000, die Westgothen bei Adrianopel vielleicht 12000 bis allerhöchstens 15000 Mann stark waren.

Kaiser Zeno, erzählt uns sein Zeitgenosse Malchus, schloß einmal mit dem Ostgothen Theoderich Strabo, dem Rivalen des großen Theoderich, einen Vertrag, wonach Strabo mit 13000 Mann, von ihm zu stellen, in den Dienst des Kaisers treten und Sold und Lebensmittel für sie empfangen sollte. Nach dem ganzen Zusammenhang waren diese 13000 Mann das Gros der Ostgothen.

Der Kirchenvater Sokrates erzählt uns, wie die Burgunder, von den Hunnen schwer bedrängt, den Christenglauben annahmen und durch die Kraft des neuen Gottes, nur 3000 Mann stark, die 10000 Mann starken Hunnen besiegten.

Als Geiserich mit seinen Vandalen nach Afrika übersetzte, ließ er nach Victor Vitensis (I, 1) eine Volkszählung veranstalten, welche die Zahl 80000 ergab. Aber nur die Unkundigen meinten, fügt der Autor hinzu, das seien die Waffentragenden gewesen; in Wirklichkeit seien die Greise, Kinder und Sklaven in diese Zahl einbegriffen, und als noch nicht 100 Jahre später Kaiser Justinian den Belisar aussandte, den Vandalen Afrika wieder zu entreißen, war das Heer, das er ihm mitgab, nicht mehr als 15000 Mann stark, und diese kamen nicht einmal alle zur Verwendung. 5000 Reiter genügten, den Vandalen eine Niederlage beizubringen, von der sie sich nicht wieder zu erholen vermochten.

[1]) G. Kaufmann, Deutsche Gesch. I, 89.

Dieser Zahlen-Gruppe mögen wir noch hinzufügen, daß statt der 98000 Mann, von denen wir oben gehört haben, ein anderer Zeitgenosse dem Constantin an der milvischen Brücke kaum 25000 giebt.[1])

Es ist einleuchtend, daß die beiden Zahlen-Gruppen, die wir zusammengestellt haben, sich gegenseitig ausschließen. Gab es im vierten und fünften Jahrhundert Heere von vielen Hunderttausenden, so konnten nicht Korps von 10000 bis 25000 Mann Entscheidungen erfechten, wie die an der milvischen Brücke und bei Adrianopel. Diese Unmöglichkeit haben die Historiker von je empfunden, sich aber, da nun einmal eine Wahl zu treffen war, nicht für die zweite, sondern für die erste Zahl-Gruppe erklärt.[2]) Die Zahlen der zweiten Gruppe schienen sich ziemlich leicht hinweginterpretiren zu lassen. Der Panegyriker, der Constantin weniger als 25000 Mann giebt, ist eben ein Panegyriker. Der Kirchenvater, der den Burgundern nur 3000 Krieger giebt, will beweisen, daß der Gott der Christen stark sei auch in dem Schwachen. Der Bischof, der behauptet, Geiserich habe mit seinen angeblich 80000 Kriegern geschwindelt, ist den Vandalen sehr feindlich gesinnt. Die 13000 Ost-Gothen Theodorich Strabos waren nur ein kleiner Theil. Endlich die 10000 Mann Gothen, die dem Kaiser Valens gemeldet wurden, waren nicht das Heer, sondern nur ein Korps; überdies fügt Ammian ausdrücklich hinzu, daß die Meldung falsch war.

Wir unsererseits haben uns bereits im entgegengesetzten Sinne entschieden.

Die genauere kritische Betrachtung der überlieferten Quellen hat uns gezeigt, daß die Meldung, die Gothen seien bei Adrianopel nur 10000 Mann stark, sich nicht auf ein einzelnes Korps bezogen hat, sondern daß die Römer in die Schlacht gegangen sind in der Meinung, daß das ganze ihnen gegenüberstehende gothische

[1]) Panegyr. IX rühmt Constantin, daß er mit weniger Truppen als Alexander, der 40000 gehabt habe, mehr geleistet habe.

Paneggr. VIII, 3, 3 sagt: „vix enim quarta parte exercitus contra centum milia hostium“ habe er Maxentius besiegt.

Im Jahre 313 gegen Licinius giebt ihm auch der Anon. Vales. 25000 Mann.

[2]) Einen ganz energischen Ansatz zur Kritik der von Procop berichteten Zahlen macht H. Eckhardt in dem Königsberger Programm (1864) „Ueber Agathias und Procop als Quellenschriftsteller für den Gothenkrieg“; schließlich aber bleibt er doch auch dabei, daß 200000 Männer, Alles in Allem gerechnet. bei den Ostgothen ganz glaublich seien (S. 11).

Heer diese Stärke habe. Der weitere Verlauf der Ereignisse hat uns gezeigt, daß, wenn diese Meinung auch irrthümlich war, der Irrthum jedenfalls eine sehr enge Grenze nicht überschritt.

Dieses Ergebniß ist uns doppelt bestätigt worden durch die strategischen Verhältnisse des Feldzuges. Wir haben den Weg feststellen können, auf dem die Gothen marschirt sind, und ersehen, daß unter den obwaltenden Bedingungen auf diesem Wege unter keinen Umständen ein Heer von Hunderttausenden, ja sogar keines, das die Zahl von 10000 bis 15000 wesentlich überschritt, hätte anrücken können. Dasselbe besagt die Wagenburg, in die sich das Heer einschloß.

Unsere Hauptquelle für die Schlacht bei Adrianopel, Ammianus Marcellinus, ist, wenn auch nicht unbedingt frei von Irrthum, doch sehr gut und eingehend unterrichtet und ein wahrhaftiger Mann.

Die Heereszahl, die wir gefunden haben, darf daher, bestätigt durch die von der Schlacht bei Straßburg, als eine innerhalb der gesteckten Grenzen unbedingt sichere angesehen werden. Das giebt die Entscheidung auch für alle anderen. Wenn Zahlen in der Weltgeschichte häufig so sehr unsicher überliefert sind, so haben sie dafür den Vortheil, daß sie sich gegenseitig kontrolliren. Die vielfach in die Geschichte eingeschwärzten phantastischen Zahlen fallen, sobald man eine einzige vergleichbare gefunden hat, die wirklich zuverlässig ist. Wenn die Gothen bei Adrianopel höchstens 15000 Mann stark gewesen sind, so sind damit die sämmtlichen in die Hunderttausende gehenden Zahlen der Heere der Völkerwanderung gestrichen. Denn es ist unzweifelhaft, daß die Westgothen eines der zahlreichsten und mächtigsten der germanischen Wandervölker waren. Weder die Ostgothen, noch die Vandalen, noch die Burgunder, noch die Langobarden, weder Radagais, noch Odoaker können wesentlich stärker gewesen sein, ja sie müssen sogar meist erheblich schwächer gewesen sein.

Es ist möglich, daß an der Schlacht Theile des westgothischen Volkes nicht theilgenommen haben, ein Bruchtheil war sogar nördlich der Donau zurückgeblieben. Diese aber wurden ersetzt durch die Ostgothen, die sich ihren Stammesgenossen angeschlossen hatten.

Jetzt wird es geboten sein, auch die anderen Zahlen der

zweiten Gruppe, die die Historie bisher ziemlich achtlos bei Seite gelassen hat, näher ins Auge zu fassen.

Die 13000 Mann, mit denen der Ostgothe Theoderich Strabo in den Dienst des Kaisers Zeno treten sollte, können unmöglich nur ein kleiner Theil des Gothenvolkes gewesen sein.[1]) Diese Auslegung ist nichts als ein Produkt der herrschenden Vorstellung von den großen Massen der Germanen. Der Vertrag war das Ergebniß einer schweren Bedrängniß des Kaisers, der die beiden rivalisirenden Gothen-Führer gegen einander auszuspielen suchte. Als er nun mit dem Einen abschloß, war dieser im Augenblick der bei weitem stärkere. Hätte er nur für einen kleinen Theil der Gothen gesorgt, so hätte die Masse sich sofort um den anderen Theoderich geschaart und den Krieg fortgesetzt, statt sich abschieben zu lassen. Nur indem man die entschiedene Mehrzahl mit ihrem Führer befriedigte, konnte man hoffen, diese Barbaren, die mitten im Lande standen und es beliebig ausplünderten, zur Ordnung zurückzuführen. Blicken wir nun noch einmal auf die ohne Zweifel korrekt überlieferte Zahl 13000, so werden wir sie nicht nur nicht für ein beliebiges Detachement halten, sondern eher umgekehrt den Verdacht hegen dürfen, daß wir hier ein frühes Beispiel jener Erscheinung vor uns haben, der wir in der Landsknechts-Zeit immer wieder begegnen werden: daß nämlich die Condottieri die Zahl ihrer Söldner viel zu hoch angeben, um den Sold für das Manco selber einzustreichen. Es ist sehr wohl möglich, daß dieser Theoderich, da ihm doch lange nicht alle Gothen folgten, nur 6000—8000 wirklich gehabt hat, obgleich er über und für 13000 paktirte.

So betrachtet, dient uns diese Zahl nicht nur als eine abermalige, quellenmäßige Widerlegung der Vorstellung von den Hunderttausend-Heeren der Germanen, sondern steht auch in voller Harmonie mit den etwa 12000 bis höchstens 15000 Westgothen, die wir für die Schlacht bei Adrianopel berechnet haben.

Nachdem Theoderich der Amaler an die Spitze der Ostgothen getreten, kämpfte er mit Odoaker mehrere Jahre in Italien und die Heereszüge gingen hin und her. Einmal sammelte der Ostgothe sein ganzes Volk bei Pavia. Hätte er 200000 Krieger gehabt,

[1]) Die Stelle lautet: Malchus ed. Bonn. p. 268 „τίθενται τὴν εἰρήνην ἐφ' ᾧ τε μυρίοις μὲν καὶ τρισχιλίοις ἀνδράσι, οἷς θέλοι Θευδέριχος, συντάξεις τε καὶ τροφὴν χορηγεῖν βασιλέα."

so hätte die ganze Masse etwa 1 Million Köpfe betragen. Die Historiker haben darin kein Arg gehabt und sich damit getröstet, daß die Quellen ja nicht sagen, sie seien alle in der Stadt, sondern in einer Befestigung bei der Stadt gewesen.[1]) Wer eine Vorstellung davon gewinnen will, was es heißt, auch nur 200000 Mann auf einem Fleck mehrere Wochen lang zu ernähren, selbst mit allen modernen Hülfsmitteln an Fuhrwerk, Chausseen, Eisenbahnen, Geld, Intendantur, Lieferanten, der lese die Erinnerungen des Chefs der Verpflegungsabtheilung, Engelhard, über die Versorgung unserer Armee vor Metz im Jahre 1870.[2])

Gehen wir über zu den Burgundern. Wir haben zu prüfen, ob, da die Nachricht, daß sie 80000 Mann stark gewesen seien, beseitigt ist, etwa die andere, daß sie nur 3000 Krieger gezählt hätten, als sie zum Christenthum übertraten und die Hunnen besiegten, als richtig angesehen werden darf.

Jahn in seiner Geschichte der Burgunder hat mit jener ersten Zahl operirt und aus ihr seine Konsequenzen gezogen; Binding,[3]) vorsichtiger, wagt sich über den Satz „es ist ein schwer Ding, sich in dem romanisch-germanischen Reiche über die Zahlengröße der Germanen neben den Romanen eine klare Vorstellung zu machen" nicht hinaus. Ohne eine klare Vorstellung über die Zahlen, zwischen 80000 und 3000 Kriegern schwankend, wird aber sehr Vieles, sowohl in den Ereignissen wie in den Zuständen der Burgunder, unklar bleiben. Der Quellenwerth der letzteren Nachricht, 3000 Mann, ist gewiß sehr gering. Die Tendenz des Kirchenvaters Sokrates, die Burgunder in seiner Erzählung möglichst schwach erscheinen zu lassen, liegt auf der Hand, und der Erzähler selber ist sowohl über das Volk wie über die Zeit des Ereignisses nicht sicher unterrichtet. Er schließt seine Erzählung, die außerhalb eines historischen Zusammenhanges steht, mit dem Satz, um dieselbe Zeit sei der arianische Bischof Barbas gestorben, im 13. Konsulat des Theodosius, im 3. des Valentinian, d. i. im Jahre 430. Das „um dieselbe Zeit" ist auf jeden Fall unrichtig oder muß sehr weit gefaßt werden, da die Burgunder bereits sehr viel früher,

[1]) Vgl. Dahn, Könige II, 78, wo auch die Quellenstellen angegeben sind. Hist. misc. p. 100 u. Ennod. v. Epiph. S. 390.

[2]) Jüngst veröffentl. i. Beih. z. Mil. Wochenbl. 1901. 11. Heft.

[3]) Gesch. d. burg.-roman. Königreichs S. 323.

schon bald nach 413, zum Christenthum übergetreten waren.[1]) Bei dieser Unbestimmtheit der Chronologie ist es wenigstens als Hypothese erlaubt, anzunehmen, daß der Vorfall noch einige Jahre später, nämlich nach der großen Niederlage der Burgunder durch die Hunnen, 435, gespielt hat. Sokrates sagt selbst, daß sie vorher von den Hunnen viel hätten erdulden müssen und viele von ihnen getödtet worden seien.

Nehmen wir nun an, daß es sich wirklich um einen Vorfall nach 435 handelt, von dem Sokrates gehört oder gelesen hat, so gewinnt die Zahl 3000 ein ganz realistisches Gesicht. Hätten wir es bloß mit der Phantasie eines Legenden-Erzählers zu thun, der den Sieg der wenigen Christen über die viel zahlreicheren Heiden feiern wollte, so muß man fragen, weshalb er nicht das umgekehrte Verfahren wählte, die Zahl der Gegner nach passender Abschätzung zu vergrößern. Dies Verfahren ist so sehr das vorherrschende bei den Tendenz-Schriftstellern jener wie aller Zeiten, daß das Umgekehrte auffällt. War das burgundische Volk wirklich, sagen wir 10000 Krieger stark: wer hätte etwas darin gefunden, wenn Sokrates diese 10000 über 30000 oder 40000 Hunnen siegen ließ? Daß er den Burgundern nur 3000 Mann giebt, läßt doch wohl kaum eine andere Erklärung zu, als daß dieser Zahl eine positive Nachricht zu Grunde liegt. Die Burgunder waren keine Völkergruppe, sondern eine einzelne Völkerschaft. Sie haben zweimal, etwa im Jahre 290 durch die Gothen und etwa im Jahre 435 durch die Hunnen Niederlagen erlitten, die in den Quellen rundweg Vernichtung genannt werden;[2]) daß namentlich die zweite Niederlage unter König Gunther sehr groß gewesen sein muß, wird auch bezeugt durch den Eindruck, den sie hinterlassen hat und der durch die Jahrhunderte hat fortleben können. Als dieser Volksstamm in die Landschaften einrückte, von denen noch heute ein Theil den Namen führt, sagt unsere Quelle, daß es die „Ueberbleibsel" (reliquiae) des Volkes gewesen seien, die in die neuen Wohnstätten übersiedelten. Alles das wohlbetrachtet, müssen wir sagen, daß ein positiver Grund, die Zahl 3000 anzufechten, nicht

[1]) Sehr eingehend hierüber, wie über die ganze Frage, Jahn, Gesch. d. Burg. I, 337. Dazu zu vgl. Wietersheim-Dahn II, 212.

[2]) Die Stellen sind aufgeführt bei Jahn I, S. 345.

vorliegt; sind es mehr als 3000 Mann gewesen, so war jedenfalls der Unterschied nicht so sehr groß. Wenn wir sagen 5000, so wird das die höchste Grenze sein, zu der wir gehen dürften.

Unsere Untersuchung bildet eine interessante Analogie zu derjenigen über das bellum gallicum. Auch hier fand sich, daß die Angaben Cäsars über die Größe der gallischen und germanischen Heere unter sich nicht übereinstimmten: auf der einen Seite stand freilich nur eine einzige Zahl, auf der anderen alle übrigen. Dieser großen Mehrzahl glaubte die Wissenschaft trauen zu müssen und ergriff zwecks Herstellung der Harmonie den Ausweg, an jener einen Stelle den Text zu ändern. Die sachliche Prüfung der taktischen und strategischen Vorgänge hat uns gelehrt, daß gerade umgekehrt Cäsar an jener einen Stelle (Buch V, Kap. 34) sich die Wahrheit hat sozusagen entschlüpfen lassen; daß gerade an diese anzuknüpfen und alle anderen als bewußte Uebertreibungen abzuweisen sind. (Vergl. Bd. I, S. 476.)

In den Vorstellungen von Heereszahlen ist die Menschheit zu allen Zeiten dieselbe gewesen und geblieben. Als Diebitsch 1829 den Balkan überschritten hatte, meldete ein zur Rekognoszirung abgeschickter Offizier dem Osman Pascha, „man könne eher die Blätter im Walde, als die Köpfe im feindlichen Heer zählen". In Wahrheit hatte Diebitsch 25000 Mann. So erzählt uns Moltke in seiner Geschichte des russisch-türkischen Feldzugs 1828/29, S. 345, S. 349.

Als die Westgothen die Donau überschreiten, malt uns Ammian ihre Menge, indem er an den Zug des Xerxes erinnert: es sei gewesen, als ob jene alten Zeiten wiederkehrten, wo der Perserkönig die Seinen nicht mehr einzeln zu zählen vermochte, sondern sie bei Doriskus nach Schaaren abschätzen ließ; niemals seien seitdem so unermeßliche Mengen gesehen worden, die sich durch die Provinzen ausbreiteten und die Ebenen wie die Berge bedeckten. Da wir nun nachgewiesen haben, daß die Menge der Gothen, die auf Ammian und seine Zeitgenossen einen so unermeßlichen Eindruck machte, nicht mehr als 15000, und mit allen Detachements vielleicht 18000 Krieger umfaßt hat, so dürfen wir doch auch vielleicht von unserem Standpunkt den Vergleich des Autors mit dem Xereszuge festhalten und schließen: so mögen denn auch die Krieger

des Groß-Königs weder 2100000 noch 800000 noch 500000 noch 100000, sondern nur 15000 bis 25000 Mann gewesen sein. Unsere Philologen sind ein gläubiges Geschlecht, aber da Ammian nicht mehr zu den Klassikern gerechnet wird, so sind bei ihm kritische Zweifel schon eher erlaubt, als bei Herodot, und wenn man sich erst an Ammian mit der Ungläubigkeit etwas eingeübt hat, fürchtet man sich schon weniger, ein Sakrileg zu begehen, indem man auch Herodot und seine Zeitgenossen mit dem kritischen und psychologischen Maßstabe der Menschenkinder anderer Epochen mißt.

Auch auf die für die germanischen Urzeiten gefundenen Zahlen wollen wir von unserem Ergebniß aus noch einmal zurückkehren und die Verbindungslinie zwischen den beiden Epochen herstellen. Man hat wohl angenommen, daß in diesen 400 Jahren ein großes Anwachsen der Germanen stattgefunden habe, und gerade in dieser Volksvermehrung den Anstoß zu den großen Verschiebungen der Völkerwanderung finden wollen. Wir haben gesehen, daß das durchaus unrichtig ist. Die Germanen waren auch in der Völkerwanderung noch immer sehr wenig zahlreich, und das ist auch das einzig Natürliche, da die wirthschaftlichen Verhältnisse dieselben geblieben waren. Die Germanen sind nach wie vor in erster Linie Krieger und nicht Bauern. Hätten sie sich in dieser Zeit wirthschaftlich wesentlich entwickelt, so hätten sie auch Städte hervorbringen müssen. Sie sind aber noch immer ohne Städte, wie zur Zeit Armins, und haften nach wie vor nur lose am Boden, weil sie vorwiegend Viehzüchter und Jäger, nur in geringem Maße Ackerbauer sind. Da die Nahrungsproduktion sich nur wenig vermehrt haben kann, so kann auch die Volksmasse nicht bedeutend zugenommen haben. Die Menge der ganzen Rasse konnte sich vermehren durch die Ausdehnung des Gebietes bis an das Schwarze Meer, aber die einzelne Völkerschaft, die Volksdichtigkeit, kann sich nicht wesentlich gehoben haben, sie wird noch immer über 250 Seelen auf die Quadratmeile nicht weit hinausgegangen sein. Die natürliche Steigerung, gering wie sie bei barbarischen Völkerschaften ist — die große Fruchtbarkeit wird durch eine ebenso große Sterblichkeit aufgehoben —, wirkte nicht in der Richtung einer gesteigerten Kultur, sondern drängte fortwährend nach außen: Kriege mit den Nachbarn, Krieg gegen Rom, vor Allem aber römischer Dienst verzehrten den Ueberschuß.

Für die Abschätzung der einzelnen Heere und Völkerschaften wirkt nun störend die Unsicherheit des Begriffes Völkerschaft. Für die Urzeit haben wir aus der Zahl der Völkerschaften zwischen Rhein und Elbe berechnen können, daß im Durchschnitt auf jede einzelne etwa 100 Quadratmeilen kamen. Aus einem solchen Gebiet kann der Einzelne sich in einem Tagemarsch an den allgemeinen Versammlungsplatz begeben, und die Versammlung, etwa 6000 Männer, läßt noch eine einheitliche Verhandlung und Beschlußfassung zu. Es ist aber nicht gesagt, daß nicht schon in jener Zeit einzelne Völkerschaften existirten, die über ein erheblich größeres Gebiet und eine erheblich größere Seelenzahl verfügten. Die Einheit wurde dann durch die Versammlung der Fürsten und Hunni repräsentirt. Diese Einheit aber war eine sehr lockere; es war stets möglich, daß ein oder einige Geschlechter unter ihren Hunni oder eine ganze Gruppe unter Führung eines Fürsten sich loslösten und ihre eigenen Wege gingen, und ebenso konnten auch aus mehreren kleineren Völkerschaften oder Völkerschaftsbruchstücken wieder größere Verbände zusammengefügt werden. So ist es auch in der Völkerwanderung. Ein Theil der Ostgothen unter dem Fürsten Widemir schloß sich den Westgothen an; ein Theil der Rugier den Ostgothen; die Vandalen zerfielen in zwei Stämme, die Silingen und die Asdingen, und als sie nach Afrika übergingen, waren auch Alanen und Gothen bei ihnen.

Irgend eine Durchschnitts- oder Normalzahl für die verschiedenen Völkerschaften, die uns begegnen, anzunehmen, ist daher unmöglich. Nur so viel ist gewiß, daß wir niemals über 15000 Krieger bei einem der wandernden Volksheere hinausgehen dürfen. 15000 Krieger setzen mit Weibern und Kindern wenigstens 60000, mit den Sklaven um die 70000 Köpfe voraus. Das ist eine Masse, die sich schon nicht mehr einheitlich bewegen kann; sie muß in verschiedene Staffeln oder auf verschiedene Wege vertheilt werden, und da die Krieger von ihren Familien und Wagen nur vorübergehend abzutrennen sind, so bedarf es der höchsten Aufmerksamkeit und Umsicht der Führung, um sie für einen Schlachttag wirklich alle annähernd zu vereinigen und beisammen zu haben. Meist werden die Heere nur halb oder drittel so stark gewesen sein.

Die Bevölkerung des römischen Reichs gegen die Mitte des

dritten Jahrhunderts haben wir auf 90 Millionen Menschen veranschlagt (Bd. II, S. 223). Das ist eine Mindestzahl; es könnte wohl auch bis zu 150 Millionen angenommen werden. Ist es denkbar, daß eine solche Volksmasse dem Ansturm von Barbaren-Horden erliegt, die nicht stärker als 5000 bis 15000 Mann waren?

Ich denke, es kann keine wichtigere Feststellung in der Weltgeschichte geben, als daß es wirklich so gewesen ist. Die legendarischen Uebertreibungen in den Heereszahlen haben uns bisher diese Erkenntniß verhüllt, ja, in der unbestimmten Empfindung, daß hier noch ein Räthsel sei, hat man sogar in der entgegengesetzten Richtung nach einem Ausweg getastet und durch den Niedergang der römischen Bevölkerung ihre Niederlage zu erklären versucht. Aber so ist es nicht gewesen. Das römische Imperium war voller Menschen und voller kräftiger Arme, als es dennoch den ganz kleinen Barbaren-Heeren unterlag. Vorwärts und rückwärts erhält die Weltgeschichte von dieser Stelle aus Licht.

Wir haben uns im ersten Bande überzeugt, daß auch die beste römische Veteranenlegion mit all ihrer Disziplin und taktischen Fertigkeit es nicht weiter bringen konnte, als einer gleich starken Germanenschaar ungefähr gleichwerthig zu sein. Nur durch sehr große numerische Ueberlegenheit haben Marius und Cäsar die Germanen zu überwinden vermocht. Aber die numerische Ueberlegenheit allein giebt noch nicht den Sieg. Das erkennen wir jetzt. Auch im vierten und fünften Jahrhundert hätte das römische Reich noch mit Leichtigkeit Mengen von bewaffneten Männern aufstellen können, die den barbarischen Eindringlingen zehnfach überlegen gewesen wären. Es wäre vielleicht noch zu fragen, ob solche Heere mit den Mitteln der Naturalwirthschaft, wie sie jetzt eingesetzt hatte, zu ernähren gewesen wären, aber wir können davon absehen: es genügt, sich klarzumachen, daß, nachdem einmal das stehende Heer, die disziplinirten Legionen zu Grunde gegangen waren, zusammengeraffte Aufgebote von Bürgern und Bauern schlechterdings die Barbaren nicht zu bestehen vermochten. Man kann sich das Wüthen dieser Gothen, Allemannen, Franken, Vandalen, Alanen, Sueven, Langobarden unter der friedlichen römischen Bevölkerung kaum entsetzlich genug vorstellen. Die alte Kultur sank in Asche, die Menschen wurden abgeschlachtet. Die Gothen hackten

den Bauern die Hand ab, die den Pflug führt, die rechte, die Longobarden schändeten die Nonnen auf dem Altar, erzählen uns die Römer. Aber die Männer, Väter, Brüder waren nicht im Stande, weder ihr Eigenthum, noch ihre Familienehre, noch den eigenen Leib zu vertheidigen. Einige römische Große versuchten mit ihren aufgebotenen Bauern die Pyrenäenpässe zu sperren, als die Westgothen nahten.[1]) Die Bewohner der Auvergne vertheidigten sich eine Zeit lang tapfer gegen den König Eurich.[2]) Als die Vandalen Afrika schon eingenommen hatten und Italien bedrohten, erließ Kaiser Valentinian Edikte, die die Römer aufforderten, sich selbst zu wehren, und uns in den Gesetzsammlungen erhalten sind. Das erste lautet dahin, daß es zunächst verspricht, die römischen Bürger sollten nicht zwangsweise in die Armee eingestellt werden, sie aber sowohl zum Mauerbau, wie zur Bewachung der Mauern und Thore für verpflichtet erklärt. Bald darauf ein zweites Edikt, das mittheilt, der schreckliche Geiserich sei mit einer Flotte von Karthago ausgefahren; Hülfe werde nicht fehlen, der Kaiser habe vorgesorgt, Aëtius und Sigiswuld seien im Anmarsch; da man aber nicht wissen könne, wo der Feind landen werde, so möchten im Vertrauen auf ihre Kraft und ihren Muth, ihr Eigenthum zu vertheidigen, die Bürger, ohne die Bürgerordnung zu verletzen, selber zu den Waffen greifen und Land und Gut in treuem Zusammenhalten und Zusammenstehen schützen.[3]) Als Belisar in Rom von den Gothen belagert wurde, ergriffen die Bürger freiwillig die Waffen und boten ihm ihre Unterstützung an. Belisar erkannte den guten Willen freundlich an, stellte sie

[1]) Orosius VII, 40.

[2]) Sidon. Apoll. VII, 7 „viribus propriis arma hostium publicorum remorati: sibi adversus vicinorum aciem tam duces fuere quam milites". cit. Dahn, V, 93.

[3]) Constit. novellae Valentin. III. tit. V:

„Ex illa sane parte totam sollicitudinem omnemque formidinem vestris animis auferendam, ut hujus edicti serie cognoscat universitas, nullum de Romanis civibus, nullum de corporatis ad militiam esse cogendum, sed tantum ad murorum portarumque custodiam, quoties usus exegerit." Nach § 3 sind auch zu Mauerbau und Reparatur Alle verpflichtet.

Tit. IX (440): „ut Romani roboris confidentia et animo, quo debent propria defensare, cum suis adversus hostes, si vis exegerit, salva disciplina publica servataque ingenuitatis modestia, quibus potuerint, utantur armis, nostrasque provincias ac fortunas proprias fideli conspiratione et juncto umbone tueantur: hac videlicet spe laboris proposita, ut suum fore non ambigat, quidquid hosti victor abstulerit."

Cassiodors Großvater soll die Vandalen abgewehrt haben, als sie Sizilien und Bruttien plünderten. Var. I, 4, 14. cit Schmidt, Gesch. d. Vandalen. S. 71.

aber doch nicht in die Gefechtstruppe ein, da er besorgte, sie könnten es mitten im Kampf mit der Angst bekommen und das ganze Heer anstecken. Er stellte sie daher an einen Platz, wo sie bloß zu demonstriren hatten, um durch den Schein einer Truppe einen Theil der feindlichen Kräfte abzulenken.[1]) Diese Versuche sind so ziemlich die einzigen, von denen wir hören, daß Römer noch wagten oder auch nur aufgeboten wurden, gegen Germanen zu streiten. Man war sich von vornherein klar, daß vor dem wilden Ansturm eines germanischen Keils oder einer germanischen Reitermasse jede noch so große römische Uebermacht auseinanderstieben würde. „Je dichter das Gras, desto leichter das Mähen", antwortete Alarich den Römern, die ihn mit ihrer großen Volksmenge einschüchtern wollten.[2])

Die Aengstlichkeit der Legionen Cäsars, die nicht gegen Ariovist ausrücken wollen, findet so zu sagen ihre nachträgliche Rechtfertigung durch die Ereignisse der Völkerwanderung, und alle Ereignisse der folgenden Jahrhunderte werden immer wieder zu betrachten sein von dem Gesichtspunkte der unermeßlichen Ueberlegenheit von Berufskriegern über Volksaufgebote, wie sie uns abermals die Völkerwanderung in ihren nunmehr festgestellten Heereszahlen gelehrt hat.

1. Die Notitia dignitatum und die Heereszahlen.

Aus der Zeit des Honorius ist uns eine merkwürdige Urkunde, eine Art Staats-Handbuch des Römischen Reichs, die Notitia dignitatum, erhalten, aus der Wietersheim, Gesch. d. Völkerwanderung, 2. Aufl. I, 34, hat berechnen wollen, daß das Gesammt-Heer beider Hälften des römischen Reichs 900000 bis eine Million Mann stark gewesen wäre: dahingestellt bleibt, wie weit die Etats vollzählig gewesen seien. Mommsen, Hermes Bd. XXIV, 257 ist vorsichtiger, schätzt aber immerhin auch das römische Heer damals noch auf viele Hunderttausende. Wäre das richtig, so wäre die Völkerwanderung völlig unerklärlich. Da aber die zahllosen Legionen und sonstigen Truppentheile, die die notitia aufzählt, in der Wirklichkeit der Kriege und Schlachten nicht auftreten, so haben sie eben nur auf dem Papier bestanden. Man wird wohl längst vergangene Truppentheile aus alten Rangliſten immer noch wieder abgeschrieben und weitergeführt haben. Die limitanei (vgl. Bd. II, S. 217), existirten wohl noch, waren aber keine wirklichen Soldaten mehr, sondern Grenzer, die in der Schlacht nicht zu gebrauchen waren.

[1]) Procop I, 28.
[2]) Zosimus V, 40.

Dahn ist der richtigen Auffassung des Verhältnisses der Germanen zu den Romanen an einer Stelle schon ganz nahe gewesen. Bd. III, S. 58 citirt er, wie die Gothen sich einmal rühmen lassen, daß sie für die Ruhe und Sicherheit der Römer wachten: „durch Abtretung eines Theiles des Bodens habt ihr euch Vertheidiger erworben" — und fügt hinzu: „In Wahrheit waren Vorsicht und Mißtrauen und wohl auch die geringere Kriegstüchtigkeit der Italiener die Gründe dieser Schonung." Erweitert man den kleinen Spalt, der mit den Wörtchen „wohl auch" geschaffen wird, zu einem breiten und tiefen Graben, so stößt man auf die Wahrheit.

Auch manche kleinere Zahlen, die bisher für glaubwürdig gegolten haben, werden nunmehr angezweifelt oder vielmehr verworfen werden müssen. Z. B. daß Theoderich seiner Schwester Amalafrida, als er sie dem Vandalenkönig Thrasamund vermählte, 1000 Doryphoren und 5000 streitbare Knechte mitgegeben habe. Procop, bell. Vand. I, 8. Eine solche Begleitung wäre stärker gewesen als das Korps der Belisarschen Armee, das 30 Jahre später das ganze Vandalen-Reich in den Staub warf.

2. Die Vandalen.

Nachdem die 80000 Krieger, mit denen Geiserich nach Afrika hinübergegangen sein soll, sowohl auf Grund der sachlichen Erwägung wie des positiven Quellenzeugnisses des Victor Vitensis gefallen sind, wäre es wünschenswerth, für die 80 Tausendschaften eine annehmbare Erklärung zu finden, und ich denke, das läßt sich machen. Die Quellen überliefern uns, daß der König sein Volk gezählt habe, als er über das Meer setzen wollte. Dieser Termin ist schwerlich ein zufälliger: es handelt sich um die Feststellung der für die Ueberfahrt nöthigen Schiffe. Deshalb wurden nicht die Krieger, sondern, wie Victor sagt, die Köpfe gezählt, und deshalb auch zweifellos, obgleich er diese nicht nennt, die Weiber. Das hat mit Recht Schmidt, Gesch. d. Vandal., S. 37, bemerkt. Hatte also jede der Abtheilungen 1000 Köpfe, so zählte sie nicht mehr als etwa 200 Krieger, ja sogar sicherlich weniger, da die Zahl „1000" vermuthlich nach oben abgerundet war und die Vandalen sehr viele Sklaven hatten. Bei Procop (I, 5) ist das mittelbar bezeugt durch eine andere Tradition, die die Menge nur auf 50000 angab; diese Zahl mag bedeuten, daß man die 80 Tausendschaften auf 50000 Köpfe Präsenzstand schätzte. Zählte nun jede der Abtheilungen nicht viel mehr als etwa 100 Krieger, so ist es klar, daß wir so ziemlich dasselbe wie die alten Hundertschaften vor uns haben. Mommsen (Ostgoth. Studien, N. Archiv 14, 499) hat die Vermuthung ausgesprochen, daß die „χιλίαρχοι", von denen Procop spricht, nichts als Uebersetzung des lateinischen Titels „tribunus" seien; die Abtheilungen selbst werden „λόχοι" genannt. Dem steht im Wege eine Stelle bei Victor Vitensis I 10: „Fuit autem Vandalus de illis, quos millenarios vocant". Danach möchte ich es nicht für unmöglich halten, daß Geiserich, ehe er nach Afrika übersetzte, sein Heer und Volk nicht bloß gezählt, sondern auch reorganisirt hat. Die

alten Geschlechter (Hundertschaften) mußten sehr ungleich geworden sein. Außer den Vandalen gehörten auch Alanen, Gothen und wohl noch andere verlaufene Kriegsknechte zur Masse. Es ist also wohl denkbar, daß Geiserich durch Theilung und Zusammenfassung einigermaßen gleichmäßige Schaaren schuf und sie nach der annähernden Kopfzahl, vielleicht auch wirklich um zu täuschen (was ihm denn freilich mehr der Nachwelt als den Zeitgenossen gegenüber gelungen ist), Tausendschaften nannte, obgleich es nach der alten Vorstellung nur Hundertschaften waren.

II, 3 schildert Procop die Vandalen-Schlacht: „Βανδίλων δὲ κέρας μὲν ἑκάτερον οἱ χιλίαρχοι εἶχον, ἕκαστός τε ἡγεῖτο τοῦ ἀμφ' αὐτὸν λόγου". Wir werden uns noch des Näheren überzeugen, daß Procop nur ein sehr geringes militärisches Verständniß hatte, aber eine Schlachtordnung, in der „auf jedem Flügel die Obersten standen, die ihre Regimenter anführten", ist doch schon nicht mehr bloß unmilitärisch, sondern unsinnig. Trotzdem ist wohl klar, was gemeint ist; Procop will sagen: auf den Flügeln standen die Tausendschaften, das Volksaufgebot, im Gegensatz zu den königlichen Gefolgsmannschaften, die im Zentrum standen, und hinter ihnen die verbündeten Mauren.

Nehmen wir an, daß die alten Hundertschaften vielfach sehr klein geworden waren, durch Zersplitterung oder Verluste, so mögen diese innerhalb der neuen Tausendschaften immer noch einen besonderen Zusammenhang bewahrt haben, der bei der Ansiedelung wieder zur Geltung kam, indem man solche Gruppen beieinander ließ und zusammen ansetzte. Als die Vandalen aus Karthago dem Belisar entgegen zogen, erzählt Procop (I, 18), kamen sie „οὐδενὶ κόσμῳ οὐδὲ ὡς ἐς μάχην ξυντεταγμένοι, ἀλλὰ κατὰ συμμορίας, καὶ ταύτας βραχείας". Diese Symmorien mögen solche Geschlechts- und Ansiedelungs-Gruppen innerhalb der Tausendschaft gewesen sein.

8—10000 Krieger, auch noch weniger, waren als Streitmacht groß genug, das Reich in Afrika zu begründen und auch noch Sizilien, Sardinien und andere Inseln dazu zu erobern, besonders da Geiserich in den Barbaren in Afrika selbst, den Wüstenstämmen, die durch die Legionen früher im Zaum gehalten waren, Bundesgenossen fand. Mit den Vandalen zusammen sind sie zur Plünderung Roms ausgezogen, und noch in der letzten Schlacht haben die Mauren als Unterthanen oder Verbündete Gelimers gegen die Wiederherstellung der römischen Herrschaft in Afrika gekämpft.

Fünftes Kapitel.

Die Volksheere auf der Wanderung.

Das kriegerische Wanderleben der germanischen Völkerschaften konnte nicht ohne eine starke Rückwirkung auf ihre sozialen Zustände und ihre politische Verfassung sein. In der Heimath lebte jedes Geschlecht in seinem Dorf unter seinem Hunno oder Altermann, der selbst zu den Gemeinfreien gehörte; über der Völkerschaft, die aus einer Gruppe solcher Geschlechter bestand, eine oder einige Fürsten-Familien, aus denen für den Krieg ein Herzog gewählt wurde. Mit diesem einfachen institutionellen Apparat hatte man auskommen können; für die Kriegsfahrt, wie sie jetzt gemacht wurde, genügte er nicht.

Schon in der ältesten Zeit war es oft vorgekommen, daß aus dem Fürstenthum oder Herzogthum sich ein Königthum entwickelt hatte, das sich vererbte oder auch wieder aufgelöst worden war. Jetzt war eine dauernde monarchische Spitze unentbehrlich. Die strategischen Aufgaben, die man sich stellte, standen stets im engsten Zusammenhang mit der Politik, dem Verhältniß sowohl zu anderen germanischen Völkerschaften, wie zum römischen Reich, dem römischen Kaiser oder den verschiedenen Kaisern, den Prätendenten, die miteinander um den Thron stritten. Trat eine germanische Völkerschaft als Gesammtheit, als Heer in den Dienst des Herrschers in Rom oder Byzanz, so machte der König das Mittelglied, indem er als germanischer Fürst zum römischen Heerführer ernannt wurde. Der König der Ostgothen, Theoderich der Große, rückte im Auftrage des Kaisers Zeno als sein Magister militum praesentalis in Italien ein.[1])

[1]) Mommsen, Ostgothische Studien. N. Archiv 14, 504.

Es sind jedoch bemerkenswerthe Unterschiede in dem Charakter dieser neugebildeten Monarchien.

Der Vandale Geiserich, der ein halbes Jahrhundert regierte und auch die Fiktion, daß er nur eine Art Statthalter des Kaisers in Afrika sei, schon nach wenigen Jahren verschmäht und sich zum souveränen Herrn gemacht hatte, war stark genug, das Königthum seiner Dynastie ganz auf sich selbst zu stellen. Er erließ eine Thronfolge-Ordnung, die zwar nicht die Primogenitur, aber doch das Seniorat festlegte und thatsächlich beobachtet wurde. Der letzte König Gelimer ist sein Urenkel.

Theoderich der Ostgothe war gewiß nicht weniger mächtig als Geiserich, aber er hinterließ keinen Sohn, nicht einmal einen Schwiegersohn. Er übermachte die Königskrone seinem Enkel von seiner Tochter unter deren Vormundschaft. Als aber auch der junge König Athanarich starb, ehe er zu seinen Jahren gekommen war, konnte Amalasuntha sich nicht behaupten, und in dem Kriege mit dem Kaiser Justinian, der nunmehr ausbrach, fielen die Ostgothen in das reine Wahlkönigthum zurück.

Beim Wahlkönigthum, das nur einige Generationen hindurch durch ein Erbkönigthum unterbrochen wurde, langten auch die Westgothen wieder an.

Ganz anders aber wurde die Entwicklung bei den Franken. Die Reiche der Vandalen und Gothen waren begründet worden durch ein eroberndes Volk; das Reich der Franken wurde begründet durch einen erobernden König. Die Masse der Germanen im Frankenreiche war unendlich viel größer als in all den andern Königthümern, aber der größte Theil blieb entweder ganz in den alten Sitzen oder schob sich nur einige Tagereisen weit in das ehemalige romanische Gebiet vor. Das merowingische Königthum war kein Heerkönigthum wie das Alarichs, Geiserichs oder Theoderichs, sondern entstand, indem der Fürst einer einzelnen Völkerschaft, Chlodwig der Salier, es dahin brachte, auch von vielen andern verwandten Völkerschaften als ihr König anerkannt zu werden, und ein großes römisches Gebiet dazu eroberte. Hier wieder in das Wahlkönigthum zurückzufallen, war von vornherein unmöglich, denn es gab keine allgemeine Heeresversammlung. Die Heere, die den Witiges, Totilas oder Tejas zu Königen gewählt haben, haben wirklich einen so

großen Theil der ostgothischen Kriegerschaft umfaßt, daß die Wahl auch als der Willensausdruck des Volkes angesehen werden konnte. Die Heere, die sich um einen Frankenkönig versammelten, stellten seit der Begründung des fränkischen Großkönigthums immer nur einen kleinen Theil des Gesammtvolkes der Franken dar. Da nun auch der Mannesstamm der Merowinger sich Jahrhunderte lang erhielt, so befestigte sich hier eine Erbdynastie, stark genug, sogar die wiederholten Reichstheilungen und Bürgerkriege zu überdauern.

Von der Spitze an zieht sich die institutionelle Abwandlung durch den ganzen Staats- und Heeres-Organismus der Germanen.

Wir haben die Westgothen auf 10—15000 Mann geschätzt; eine solche Masse verlangt, wenn sie nicht bloß einen kurzen Kriegszug macht, sondern dauernd im Felde liegt und durch feindliches Gebiet zieht, eine feinere Gliederung als in Hundertschaften. Der König oder Herzog kann nicht seine Befehle an 100 Hunni direkt gelangen lassen: es bedarf einer Zwischen-Instanz, die nicht bloß vorübergehend bestellt wird, sondern dauernd fungirt. Ebenso wenig kann die Hundertschaft die kleinste Einheit bilden. Wir haben schon ein gewisses Erstaunen nicht unterdrücken können, daß die römische Centurie mit einem einzigen Offizier, ohne Unteroffiziere ausgekommen zu sein scheint. Der Centurio hat nur den optio neben sich, der etwa dem Kompagnie-Schreiber entspricht, und vielleicht noch eine Ordonnanz, aber keinen Korporal, während eine moderne Kompagnie auch nur von 100 Mann wenigstens 2 Offiziere und 10—12 Unteroffiziere nöthig hat. Die germanische Hundertschaft ist ja aber viel mehr als eine römische Centurie; sie wird nicht nur oft erheblich größer sein, sondern es gehören vor Allem auch die ganzen Hausstände dazu. Der römische Centurio hat nur für den Dienst zu sorgen; Waffen, Sold, Verpflegung liefert den Soldaten die Intendantur, die Centurie hat höchstens die Vertheilung, Beaufsichtigung, Instandhaltung. Die germanische Hundertschaft muß sich meistens ihre Verpflegung selbst besorgen — über einen Intendantur-Apparat mit seinen Kontrollen verfügte die Heeresleitung kaum —, und nicht nur für sich selbst, sondern auch für ihren ganzen Anhang. Das ist auch bei der schonungslosesten Ausplünderung des Landes ganz unmöglich ohne eine sehr weitgehende Gemein-Wirthschaft. Der Agrar-Kommunismus, in dem

man zu Hause gelebt hatte, genügte hier nicht; man mußte nicht nur gemeinschaftlich Beute machen und konnte dann die Beute vertheilen, sondern man mußte sehr große Vorräthe dauernd gemeinsam verwalten. Hätte man die einzelne Familie darauf angewiesen, für sich selbst zu sorgen, so wäre bald das ganze Heer auseinander gelaufen und eine Beute des Feindes geworden. Fortwährend mußte Gewonnenes bald unter die Hundertschaften, bald von diesen an die Einzelnen vertheilt werden. Kleine Abtheilungen mußten abgeschickt, und was sie mitbrachten, als Eigenthum Aller angesehen und übernommen werden, damit stets ein Gros zusammenbleibe und zusammenhalte. Für diesen Dienst nach außen und innen bedurften die Hunni der Unterführer.

Während wir also im germanischen Urstaat keine andere Eintheilung als in Hundertschaften finden, so kommandirt oder regiert jetzt der König größere Abtheilungen oder Gebiete durch hohe, von ihm ernannte Beamte, die comites oder Grafen; über diesen, aber nicht eigentlich im Wesen, sondern nur im Range und Machtumfang unterschieden, Herzöge, duces.

Nach unten aber finden wir wenigstens bei einem Volke Spuren, die auf eine Art von wirklicher Militär-Hierarchie hinzuweisen scheinen. In der Gesetzgebung der Westgothen, von der uns viel erhalten ist, finden sich Tausendschaftsführer, Thiuphadi (millenarii) als Uebergeordnete der Hunni (centenarii), und Zehnschaftsführer (decani), als ihre Untergebenen.

Wenn wir auch noch einen Fünfhundert-Führer (quingentenarius) finden, so wird das nicht als eine Instanz zwischen dem millenarius und dem centenarius aufzufassen sein, sondern als eine Differenzirung, die sich gebildet hatte, weil manche Tausendschaften sehr viel kleiner waren oder geworden waren, als andere.

Dieser Aufbau von der Zehnschaft zur Hundertschaft, zur Tausendschaft und darüber vielleicht noch eine Zusammenfassung unter einen Grafen oder Herzog ist nun aber nicht als ein ganz gleichartiger Schematismus aufzufassen wie Korporalschaft, Kompagnie, Regiment, Korps, sondern es ist eine Stelle darunter, die nothwendig einen ganz anderen Charakter hat oder behält, als alle die anderen. Das ist der Ur- und Grund-Organismus, die Hundertschaft.

Auch bei uns ist ja die Kompagnie etwas wesentlich Anderes, in viel stärkerem Maaße eine geistige Einheit als etwa die Korporalschaft oder das Bataillon. In noch viel höherem Grade trifft das auf die germanische Hundertschaft zu. Die Zehnschaft ist ein bloßes Hülfs-Glied der Hundertschaft; die Tausendschaft ist eine Zusammenfassung von Hundertschaften für die Zwecke der Heerführung. Die Hundertschaft aber hat ihr eigenes selbständiges Dasein. Man kann diese oder jene Hundertschaften zu einer Tausendschaft zusammenstoßen lassen; man kann die Hundertschafts-Männer so oder so in Zehnschaften theilen. Eine Hundertschaft aber kann man nicht so beliebig weder zerreißen noch gar zusammensetzen. Dies Letztere überhaupt kaum, denn die Hundertschaft ist zugleich das Naturprodukt Geschlecht. Theilung findet leichter statt, ist aber jedesmal ein höchst bedeutsamer und nicht einfacher Akt, denn die Hundertschaft ist nicht bloß eine militärische und natürliche, sondern auch eine wirthschaftliche Einheit. Eine Tausendschaft ist zu groß, eine Zehnschaft ist zu klein, um die Gemein-Wirthschaft zu führen, die die Kriegsfahrt postulirt, und einen Mittelpunkt, einen Organismus kann es für diese Funktion nur geben. Der gemeinschaftliche Besitz an Vieh, Wagen, Vorräthen, Waffen, der mitgeführt wurde, kann nur der Hundertschaft gehört haben. Deshalb ist der Tausendschaftsführer nur militärisch und richterlich der Vorgesetzte des Hunno, der Dekan nur dessen Agent und Instrument. Weder die Tausendschaft noch die Zehnschaft sind Gruppen, die etwa auch einen eigenen Willen geltend machen könnten. Trotz Tausendschaft darüber und Zehnschaft darunter bleibt auch in der Völkerwanderung die Hundertschaft zunächst, was sie von je gewesen ist.

Es ist schon von Dahn beobachtet worden[1]), daß offenbar bei der Niederlassung der Gothen in Spanien wie in Italien die Geschlechter oder Sippen noch eine bedeutende Rolle gespielt haben. Sie machen sich geltend im Recht und in den Ereignissen, wo relativ selbständige Gruppen bei Waffenruhe, Unterwerfung, Widerstand auf sehr feste organische Einheiten im Kleinen schließen lassen. Auch noch die spätere westgothische Gesetzgebung läßt die alte Bedeutung des Hunno erkennen, indem sie ihn mit dem Tode bedroht, wenn er das Heer verlassen sollte, während der Thiuphath dabei

[1]) Könige d. Germ. III, 3. IV, 61.

garnicht erwähnt ist und der Dekan mit 5 Solidi Strafe davon kommt.

Ferner wird bestimmt, daß die Strafgelder, die eingehen, auch die des Thiuphath oder Dekan, unter die Hundertschaft vertheilt werden sollen. Diese ist also die eigentliche Korporation.

Die Tausendschaft finden wir nur bei den eigentlichen Wandervölkern, den Gothen und Vandalen. Vielleicht bedeutet derselbe Name bei den Einen und den Anderen nicht dasselbe[1]); auf jeden Fall erklärt er sich am besten durch das militärische Bedürfniß der Wanderung; einen ethnographischen Unterschied zwischen Ost- und Westgermanen deshalb anzunehmen, ist nicht nothwendig.

So sehr sich begrifflich die Hundertschaft von ihren Ueber- und Unter-Abtheilungen scheidet, so ist dennoch anzunehmen, daß praktisch diese Eintheilungen und Nomenklatur bald ineinander übergegangen sind. Der Krieg bringt es mit sich, daß ursprünglich gleich starke Abtheilungen sehr bald sehr verschieden stark sind. Nach einem halben Jahre Krieg wurden aus 14 Landwehr-Bataillonen der Schlesischen Armee im Jahre 1814 vier Bataillone formirt. So gleicht moderner Schematismus immer wieder aus; es ist möglich, daß auch in germanischen Heeren dergleichen zuweilen geschehen ist. Die Tausendschaften, die Geiserich zählte, als er sein Volk nach Afrika hinüberführte, sind, wie wir oben wahrscheinlich zu machen suchten, solche Organisationen wie oben.

Das leitet uns dazu über, daß, so große Bedeutung die Hundertschaften auf der Wanderung noch hatten, ihre Tage dennoch gezählt waren. Eben dieselben Verhältnisse, die sie noch einmal mit neuem Leben erfüllten, trieben damit doch gleichzeitig zu ihrer Auflösung. Der organisatorische Wille von oben schränkte sie ein, zahlreiche Einzelne unter den mannigfachen Einwirkungen des Krieges und der Wanderung lösten sich ab, und namentlich das Haupt des Ganzen, der Hunno.

Die Urgermanen hatten außer den wenigen Familien der Fürsten keinen Adel; die Hunni gehörten zu den Gemeinfreien. In der Völkerwanderung erkennen wir bei den Germanen einen

[1]) Bei den Ostgothen kommt der „millenarius" nur ein einziges Mal vor, und Mommsen (Ostgoth. Stud, N. Arch. 14, 499) hat das Wort ganz anders erklären wollen; er bringt es mit „millena", „Hufe", zusammen — schwerlich mit Recht.

viel breiteren Adels-Stand. Eine doppelte Wurzel dieses neuen Standes ist denkbar: der Königsdienst und die Hunni-Familien. Kein Zweifel, daß ein großer Theil des Adels aus dem Dienste des neuen Königthums hervorgegangen ist: der Hof, die Armeeführung, die Verwaltung erzeugten Aemter, die Ansehen und Reichthum brachten und vererbten. Wir werden darüber noch viel zu sagen haben.

Aber das Königthum der Völkerwanderung war selbst zu jung, um aus sich schon einen neuen Stand aufsprießen zu lassen, der sich auf seine Ahnen berief. Dieser Adel muß Elemente von höherem Alter und größerer Selbständigkeit gehabt haben, und das können nur die alten Geschlechts-Häupter sein. Schon in der alten Zeit gehen ja Fürsten-Familien und Hunno-Familien, obgleich begrifflich verschieden, doch ineinander über. Wenn eine kleine Gruppe von Hundertschaften unter einem Fürstensohn sich von dem bisherigen Volksverband loslöste, und wenn eine Hundertschaft sehr groß wurde, sich theilte, einige neue Hunno-Familien entstanden, die älteste aber an Ansehen und Wohlstand einen Vorrang behauptete, so waren hüben und drüben ähnliche Verhältnisse geschaffen.[1]) Die Völkerwanderung und schon vorher die glücklichen Raubzüge ins Römische wirkten weiter in der Richtung, die Hunno-Familien aus der Masse herauszuheben, sie den Fürsten zu nähern und auf diesem Wege einen Adel aus ihnen entstehen zu lassen, den die Urzeit noch nicht kannte.

Die Gemeinwirthschaft des Geschlechts konnte nicht anders geführt werden, als daß sie ganz und gar in die Hand des Haupts, des Hunno gelegt wurde. In der alten Zeit hatte man, vom Kriegszuge heimgekehrt, die Beute vertheilt; der Hunno stand dabei unter der eifersüchtigen Kontrolle aller Genossen, und nach der Vertheilung lebte man wie vorher. Jetzt wurde ein sehr großer Theil der Beute überhaupt nicht vertheilt, sondern blieb in der Hand und Verwaltung des Chefs, der nach Ermessen und Nothdurft davon abgab. Kontrolle und Einspruch war bei währender Kriegs-

[1]) Möglicherweise existirt sogar eine etymologische Spur, die vom Königthum bis zum Hundertschaftsführer zurückleitet. Ammian 25, 5, 14 berichtet, daß bei den Burgundern die Könige „hendinos“ geheißen hätten, und Wackernagel hat geglaubt, das Wort mit „hundert“ zusammenbringen zu können. Andere haben es aber anders erklärt.

handlung schwer anzubringen, und jeder Einzelne war um so mehr auf das diskretionäre Ermessen des Hunno angewiesen, als aus eigenen Mitteln zu leben Niemand mehr in der Lage war. Zu Hause hatte man wenig Ackerbau getrieben und hauptsächlich von Heerden gelebt; jetzt wurde oft Jahre lang gar kein Acker bestellt, und von den Heerden konnte, abgesehen vom Zugvieh, der langen Fahrt wegen, nur wenig folgen. „Das Wandern," sagt Ratzel in seiner „Politischen Geographie" (S. 63), „ist verlustreich: die Boeren, die 1874 von Transvaal nach Westen gezogen waren, hatten 10000 Rinder und 5000 Pferde mitgenommen, die bei der Ankunft in Damaraland 1878 auf 2000 Rinder und 30 40 Pferde zusammengeschmolzen waren."

Als Theoderich der Ostgothe die vor Chlodwig flüchtenden Reste der Allemannen in Rhätien ansiedelte, befahl er, daß sie („itineris longinquitate defecti . . . . ut illorum provectio adjuvetur") bei dem Durchzug durch Noricum ihr Vieh mit dem der Einwohner austauschen sollten.[1])

Es ist ganz ausgeschlossen, daß die Vandalen von der Donau über die Pyrenäen bis nach Afrika, die Westgothen vom Schwarzen Meer durch die Balkan-Halbinsel, Italien über die Alpen bis nach Gallien und Spanien große Heerden von Milchkühen und Kleinvieh mitgetrieben haben. Die Länder, die man durchzog, waren ja reich genug, einige Tausend germanische Familien zu ernähren, aber doch nur dann, wenn die Kriegsführer einigermaßen für Ordnung und Vertheilung sorgten. Sie mußten dem Einzelnen geben und immer dabei ihr Augenmerk darauf gerichtet haben, daß für Tage und Wochen, vielleicht oft Monate, genügende Vorräthe erhalten blieben. Die hauptsächlichste Beute, die die Germanen unter der unkriegerischen römischen Bevölkerung machen konnten, war, abgesehen von Lebensmitteln und Kostbarkeiten, die Bevölkerung selbst: man erklärte sie für versklavt und nahm sie mit. Man hätte aus den gutbevölkerten, wehrlosen Landschaften Hundert-

[1]) Dahn, Könige d. G III, 161, nach Cassiodor. Ganz allgemein schreibt Theoderich später vor, daß die Soldaten ihre auf dem Marsch ruinirten Karren und ermüdeten Zugthiere bei den Grundbesitzern unter Vermittelung eines königlichen Beamten (des Sajo) umtauschen dürfen; die Soldaten sollen aber dabei die Bürger nicht bedrücken und auch zufrieden sein, wenn sie etwa für größere und bessere kleinere, wenn nur gesunde Thiere empfangen. (Dahn, Könige III, 88, nach Cassiod. Var. V, 10.)

tausende mitgehen heißen können — wenn man im Stande gewesen wäre, sie zu ernähren. Aber was wäre aus der Bewegungs-Fähigkeit und Kriegsbrauchbarkeit eines Germanen-Heeres geworden, wenn es, sagen wir, neben 10000 Männern, 30000 Weibern und Kindern[1]) auch nur 40000 oder 30000 Unfreie noch hätten allenthalben mit herumführen wollen? Der Hunno, müssen wir uns vorstellen, verschaffte sich so viel Sklaven als er gebrauchte, um für die Allgemeinheit sorgen zu können; der Gemeinfreie aber mochte sehen, seine Beute in Schmuck, Edelsteine, Gold, Waffen umzusetzen, im Uebrigen aber mußte er, so lange man wanderte, in seiner alten Simplizität weiterleben.

Die Verhältnisse der Wanderung bringen es also mit sich, daß die Autorität, die Macht und der Besitz des Hunno sich aus der Masse gewaltig emporhebt. Wohl ist sein Besitz im Grunde der Besitz der Gemeinschaft, des ganzen Geschlechts, aber der Hunno hat so sehr die ausschließliche Verfügung darüber, daß eine derartige Unterscheidung verschwindet und erlischt. Der Hunno ist reich, wird immer reicher und vererbt seinen Reichthum auf seine Familie.

Unzweifelhaft sind die Hunni ursprünglich gewählt worden, aber schon früh und oft ist die Volkswahl bei denselben Familien geblieben und hat sich auf diese Weise ein Erb-Anspruch und endlich auch ein Erb-Recht entwickelt. Seit nun diese Hunni-Familien zu den wirthschaftlichen Herren und fast Brodgebern ihrer Genossenschaft geworden waren, war es ganz unmöglich geworden, etwa bei Abgang eines Chefs seine Familie zu übergehen und einen Mann aus der Menge zu wählen. Ganz von selbst ging das Amt über vom Vater auf den Sohn, und die Familie gehörte damit nicht mehr zu den Gemeinfreien, sondern hatte eine Ausnahme-Stellung. Sie ist adelig. Das Volk, das bisher nur einen Fürsten-Adel hatte, hat jetzt auch einen niederen Adel.

Von den Wandervölkern das stärkste Königthum hat, wie wir sahen, aus besonderen, mehr oder weniger zufälligen Gründen der Vandalenstamm entwickelt: zwei Mal erhoben sich gegen Geiserich

[1]) Dahn, Könige d. G. VI, 82, meint, die wandernden Volksheere der Germanen hätten zwar Weiber mitgeführt, aber unmöglich hätten sie in entsprechender Anzahl den Heereszügen folgen können.
Wo sollen dann aber die Gothen ihre Frauen und Töchter gelassen haben?

die „Optimaten", d. i. der Häuptlings-Adel, wurden von ihm aber überwunden und niedergeworfen (i. J. 442).

Die Bayern (Markomannen), Allemannen (Schwaben, Hermunduren, Juthungen) und Franken (Chamaven, Chattuarier, Bataver, Sugambrer, Ubier, Tenchterer, Marser, Bructerer, Chatten) haben keine eigentliche Wanderung gemacht, sondern sind nur über ihre alten Grenzen hinübergequollen. Dabei haben sie in dem Lande, das sie an den Ufern des Rheins und der Donau, bis zu den Alpen, den Vogesen, dem Eingang des Aermel-Meeres eingenommen haben, keineswegs alle die romanisirten keltischen oder auch germanischen Einwohner ausgetrieben, sondern diese sind vielfältig zwischen den Eroberern sitzen geblieben und allmählich germanisirt oder regermanisirt worden. Wir finden später, namentlich in Bayern, aber auch in den anderen genannten Gebieten große Grundherrschaften, oft noch als romanische Dörfer erkennbar in Abhängigkeit von vornehmen germanischen Familien.[1]) Wir werden uns den Vorgang bei der Eroberung so zu denken haben, daß romanische Dorfschaften sich den Schutz eines germanischen Fürsten oder Hunno erbaten, dafür in sein Patronat traten und ihm Abgaben zahlten. Diese Form der Abhängigkeit und der Ausnutzung unfreier Arbeitskräfte war schon in der Urzeit den Germanen geläufig. Wir brauchen nicht anzunehmen, daß es allein und ausschließlich die wenigen Fürsten-Familien gewesen sind, welche nunmehr einen großen Besitz von zinsenden Kolonen-Familien (Liten, Aldionen, Barschalken), erwarben, auch die Hundertschaftsführer waren im Stande, Schutz zu gewähren, und konnten die Gelegenheit benutzen, dadurch Herren zu werden. Dieser Herren-Stand konnte sich um so stärker entwickeln, als die Bayern und Allemannen bei der Occupation der süddeutschen Landschaften noch kein einheitliches Fürstenthum hatten. In der Schlacht bei Straßburg weiß Ammian von sieben Königen (reges) und zehn regales zu erzählen, die die

[1]) „Vereinzelt erscheinen in Regensburg noch im neunten, um Ebersberg noch im elften, in der Salzburger Gegend noch im zwölften und dreizehnten Jahrhundert Wälsche, von denen einige jedoch bereits deutsche Namen tragen." Riezler, Gesch. Bayerns I, 51. Besonders in Tirol sind sehr viele Romanen sitzen geblieben.

Die Tegernseeer Gründungsgeschichte berichtet, daß nur 1000 bayrische Ritter das Land erobert hätten. Die Sage hat an sich keinen Werth, spiegelt aber doch die fortlebende Vorstellung, daß hier nicht bloß ein Land occupirt, sondern ein Volk unterworfen worden sei.

Allemannen führen. Die Könige sind offenbar das, was Tacitus principes nennt, Fürsten wie Armin; was wir unter den regales zu verstehen haben, muß dahingestellt bleiben. Das Herzogthum als dauernde höchste Gewalt hat sich bei den Allemannen wie bei den Bayern jedenfalls erst später über die anderen Edlen des Landes erhoben und ist bei den Allemannen bald wieder zu Grunde gegangen, bei den Bayern vielleicht erst durch die Franken eingerichtet worden, als diese sie unterwarfen. Das bayerische wie das allemannische Recht kennt einen Adel mit erhöhtem Wehrgeld; bei den Bayern gab es außer dem Herzogsgeschlecht später fünf hohe Adelsfamilien.

Auf der brittanischen Insel war das Verhältniß der Eingesessenen zu den erobernden Germanen ähnlich wie bei den Bayern und Allemannen; sie blieben als Unterworfene zum Theil zwischen ihnen sitzen und wurden aufgesogen. Die alten Fürsten-Familien steigen auf zu Klein-Königen, die alten Hunni (Altermänner) werden zu vornehmen Edlen, den Earls.

Auch auf dem linken Rheinufer unter den Franken haben sich bei der Okkupation große Grundherrschaften gebildet,[1]) aber das aufkommende Königthum der Merowinger hat sie niedergehalten, so daß im Unterschied von allen anderen germanischen Stämmen in dieser Epoche hier kein Adel entsteht. Der König regiert allein durch seine Grafen; der Hunno oder Tunginus sinkt zum Dorfschulzen herab.

Im urgermanischen Staat finden wir die Anlage zu Beidem, zu einem Königthum und zu einem Häuptlings-Adel. Beides erscheint in der Völkerwanderung: mit der Maßgabe, daß, je stärker das Königthum, je schwächer der Adel, bis zur völligen Nullität im Frankenreich; je schwächer das Königthum, desto mächtiger der Adel: bei den Bayern und Allemannen gar kein Königthum, bei den Angelsachsen Kleinkönige, bei den Westgothen Wahlkönige.

Bei der einen wie bei der anderen Entwickelung: eins geht allenthalben gleichmäßig zu Grunde, die Urzelle des alten germanischen Staatswesens, das Geschlecht, die Hundertschaft. Der neue Stand der Edlen, so wie er sich gebildet hat und noch während er sich bildet, löst sich schon los von dem Mutterboden, auf dem

[1]) Waitz, D. Verf. II, 169; 2. Aufl. II, 1, 282.

er erwachsen ist. Es ist natürlich, daß die hohen Aemter, die der König jetzt vergab, zum nicht geringen Theil eben mit Gliedern dieser Häuptlings-Familien besetzt wurden, so daß der Dienst-Adel und Volks-Adel in einander übergehen. Wählte sich nun die Hundertschaft einen neuen Chef oder ließ sich von dem abgehenden oder auch von dem König einen neuen geben, so ist das Verhältniß doch nicht ganz das alte. Der neue Hunno, ohne Ahnen, ohne großen Besitz, fängt von unten wieder an; er ist noch mehr wieder der bloße Beamte, und die Hundertschaft selbst, nicht mehr in dem patriarchalischen Vertrauens-Verhältniß zu ihrem Häuptling, wird lockerer.

Der Häuptling, der sich von seinem Geschlecht getrennt hat, hat einen bloßen Rumpf zurückgelassen. Indem er gegangen ist, ist er auch nicht allein gegangen, sondern hat eine Anzahl von besonders tüchtigen Leuten mitgenommen, die sich ihm als Gefolgsmänner anschließen, in seinen Dienst treten; der durch den Krieg erworbene Reichthum erlaubt, der politische Ehrgeiz erzeugt diese Ansätze. Eine militärische Eintheilung, wie die Zusammenfassung in Tausendschaften, die Untertheilung in Zehnschaften, zieht der Hundertschaft auch noch einige Kraft ab, um so mehr, wenn sie selbst nicht mehr unter angestammten, sondern ernannten Chefs steht.

Völlig auflösend auf das Wesen der alten Hundertschaft wirkt endlich die Ansiedelung und Ausbreitung über die weiten eingenommenen Landschaften; alle Bedingungen des Daseins sind verändert.

Die Hundertschaft wohnt nicht mehr an einer Stelle beisammen. Die Gemeinschaft hört auf. In den romanischen Gebieten vertheilt man sich zwischen die Romanen. In den germanischen Gebieten fängt man an, dem kriegerischen Leben zu entsagen und sich mehr und mehr der Pflege des Ackerbaues zuzuwenden. Die großen Geschlechtsdörfer lösen sich auf in kleinere, wo Jedermann seinen Acker in der Nähe haben kann. Neue Adels-Familien können aus der Wurzel der Geschlechts-Hauptmannschaft nicht mehr erwachsen. Die Hundertschaft besteht nur noch als Bezirks-Eintheilung und stirbt schließlich ab.

In der ältesten Zeit war das Geschlecht die Gemeinschaft, die zusammen Land in Besitz nahm, zusammen lebte, wirthschaftete,

kämpfte; nach der wirklichen Verwandtschaft wurde nicht gefragt, sie konnte unendlich entfernt sein. Indem nun die Lebensgemeinschaft aufhörte, namentlich der Gemeinbesitz des Ackers in Privateigenthum überging, mußten für die noch bleibenden Funktionen des Geschlechts, Gerichtshülfe, Vormundschaft, Wehrgeld, bestimmte Grenzen gesetzt werden. Bei den verschiedenen Stämmen fiel sie verschieden aus, bei den einen wurde das fünfte, bei anderen das sechste oder aber das siebente Glied (Knie) als das Ende der Sippe bestimmt.[1])

Noch in jüngeren Quellen klingt zuweilen das alte Zusammenstehen der Sippe im Kampfe durch; im Beowulf soll noch die ganze Magschaft bestraft werden, wenn einer ihrer Mannen als Feigling erfunden wird,[2]) aber mit dem Abschluß der Völkerwanderung ist auch die letzte Spur des Geschlechts als Truppe bis auf das Wort (erinnern wir uns, daß Dorf = Truppe ist) verschwunden.

Die Hundertschaft in der Völkerwanderung.

Daß der Verband der Hundertschaft in der Völkerwanderung eine besondere Zähigkeit bewährt hat, ist sehr gut dargelegt von Karl Weller: „Die Besiedelung des Alemannenlandes" in den Württemberg. Viertelj.-Heft. f. Landesgesch. N. F. Bd. VII (1898). Der Verf. geht zwar von einer falschen Voraussetzung aus, indem er noch an einen ursprünglichen Tausendschaftsgau glaubt, aber indem er diesen verschwinden und die alte Unterabtheilung, die Hundertschaft, an seine Stelle treten läßt, tritt deren Kraft und Bedeutung nur um so stärker hervor.

Aus derselben Arbeit entnehme ich auch, wieder etwas gegen die Meinung des Autors selber, einen sehr schönen Beweis für die Identität von Hundertschaft und Geschlecht.

Weller weist nach, daß noch in den Urkunden des achten Jahrhunderts nicht ganz wenig allemannische Orte auf — ingen als die Hauptorte ansehnlicher Marken erscheinen. Es sind die Urmarken, die auch als Hundertschaften erscheinen, z. B. Munigisinga, Munigises huntare, Münsingen; Muntarihes huntari, Munderkingen; centena Eritgauvoia, Ertingen; Pfullichgau, Pfullingen. Die Orte auf — ingen sind die Ansiedelungen eines Geschlechts, das nach seinem Führer benannt wurde, eines Munigis, Muntarih, eines Erit, eines Phulo.

Unmöglich kann man nun annehmen (wie es freilich Weller thut), daß sowohl der Gau, wie eine Ortschaft innerhalb des Gaues nach dem selben Manne benannt worden seien. Wären mehrere Geschlechter inner-

[1]) Brunner, D. Rechtsgesch. I, 81. 217.

[2]) Brunner, D. Rechtsgesch. I, 85.

halb einer Hundertschaft gewesen, so wären sie sich doch gleichwerthig gewesen, und nicht immer wieder könnten wir finden, daß der ganze Gau und ein Geschlecht aus ihm denselben Namen haben. Vielmehr zeigt diese Namens-Gleichheit deutlich die ursprüngliche Identität: jeder Hundertschaftsgau hat ursprünglich nur einen Ort; sie haben denselben Namen, weil sie zusammenfallen. Die anderen Orte sind später gegründete Tochter-Dörfer.

Sehr gut paßt hierzu auch die Beobachtung Wellers (S 31), daß in den später von den Allemannen besiedelten Gebieten, dem Elsaß und der Schweiz, die Hundertschaftsbezirke eine viel geringere Rolle spielen, als in dem Gebiete rechts des Rheines. Der Grund ist, daß in der Zwischenzeit der Hundertschaftsverband bereits sehr gelockert und zurückgetreten war.

Brunner, Dtsche. Rechtsgeschichte I, 117, hat die Thatsache, daß die meisten allemannischen Hundertschaftsnamen aus Personennamen gebildet sind, daraus erklären wollen, daß die Eintheilung erst bei der Unterwerfung durch die Franken getroffen worden sei; der Name sei der des Vorstehers, „unter welchem die Benennung der Hundertschaft zu dauernder Geltung gelangte". Aber die Hundertschaft kann doch nicht bis dahin ohne Namen gewesen sein; es wäre ja möglich, daß die Hundertschaften lange keinen eigenen Namen gehabt, sondern immer nach dem Namen des jeweiligen Häuptlings genannt worden sind, und daß schließlich einer haften geblieben ist. Auch Procop (bell. Vand. I, 2) ist der Ansicht, daß die germanischen Stämme nach ihren Führern benannt worden seien. Das würde für unsere Auffassung keinen Unterschied machen. Für Brunner aber ist diese Auslegung nicht möglich, da er ja die alte ursprüngliche Hundertschaft für einen bloßen, nach Bedürfniß zusammengesetzten Personal-Verband hält. Wäre das richtig, so müßte allerdings die Eintheilung des Landes in Hundertschaften ein zu irgend einer späteren Zeit, also vermuthlich durch die Franken, von oben her verfügte systematische Organisation gewesen sein. Die Hundertschaft der alten Zeit und die Hundertschaft der allemannisch-fränkischen Zeit hätten also garnichts mit einander zu thun.

Das ist nun gewiß nicht nur von vornherein sehr unwahrscheinlich, sondern es bleibt auch dabei die Identität des Namens der Hundertschaft und ihres Hauptortes unerklärt. Angenommen, die Franken hätten die Hundertschaften in Allemannien erst geschaffen und nach dem ersten Hunno, den sie einsetzten, benannt: wie soll es gekommen sein, daß der Hauptort des neugeschaffenen Bezirks denselben Namen hat?

Ganz anders, wenn der Bezirk ursprünglich nur den einen (von Allemannen bewohnten) Ort hatte, mit anderen Worten, wenn die Hundertschaft mit ihrem Häuptling zusammen sich an einem Fleck ansiedelte: mit dieser Thatschache ist sowohl die Identität des Hundertschafts- und des Orts-Namens, wie die Ableitung dieses Namens aus einem Personen-Namen, Alles mit einem Schlage erklärt, und weiter folgt daraus, daß, da die Identität von Dorf und Geschlecht zugegeben wird, auch Hundertschaft und Geschlecht identisch waren.

Daß die Germanen bis in die Zeit der Völkerwanderung nicht kleine, sondern große Dörfer hatten, ist, wie ich nachträglich bemerke, ausdrücklich bezeugt von Gregor von Tours, der Buch II, Kap. 9 nach Sulpicius Alexander erzählt, daß das römische Heer, als es im Jahre 388 einen Zug in das Land der Franken machte, „ingentes vicos" bei ihnen fand. Wenn ich im ersten Buch dieses Bandes den Beweis der Identität von Dorf, Geschlecht, Hundertschaft nur indirekt habe führen können aus dem Ortswechsel der Dörfer und aus der Stellung des Hunno, so dürfte hier nun auch der quellenmäßige Nachweis vorliegen.

Ludw. Schmidt in seiner jüngst erschienenen Geschichte der Vandalen (S. 41) lehnt die Gleichsetzung von Geschlecht und Hundertschaft ausdrücklich ab. Bei der Wichtigkeit dieser Frage, für den altgermanischen Staat nicht nur, sondern für den ganzen Zusammenhang der Entwickelung, hätte man wünschen dürfen, daß der Verf. sich nicht bloß negativ ausgesprochen, sondern seinerseits irgend eine positive Ansicht über das Verhältniß des Geschlechts zur Hundertschaft geäußert hätte. Denn was ich bekämpfe, ist ja in diesem Punkt nicht so sehr irgend eine falsche Ansicht, sondern der Mangel, daß diese Frage nie recht aufgeworfen, vielmehr immer im Unklaren gelassen ist.

Der Häuptlings-Adel.

Quellen-Zeugnisse, die uns mit direkten Worten das Emporwachsen von Adels-Familien während der Völkerwanderung erzählen, haben wir natürlich nicht, aber die Einzel-Thatsachen und Ereignisse lassen über den Vorgang dennoch keinen Zweifel übrig.

Nirgends haben die Quellen technisch präzise Ausdrücke, durch die der hohe Beamten- oder Offizier-Stand von dem Adel geschieden würde, sondern es werden immer allgemeine, umschreibende Ausdrücke gebraucht, die „Ersten", die „Weisesten", die „Edelsten", die „Angesehensten" des Volkes, eine Ausdrucksweise, die den Uebergangszustand, das Ineinandergehen von Amt und Stand ganz treffend wiedergiebt.

Ich habe folgende Stellen theils selbst gesammelt, theils aus Dahn, Könige II, S. 101; III, S. 28, S. 50; V, S. 10, S. 29, übernommen. primates et duces Visigothorum, Jord. c. 26. primates, c. 48; c. 54. optimates, Ammian 31, 3; 31, 6. εὖ γεγονότες, Malchus, S. 257. „generis tua honoranda nobilitas" schreibt König Theodahad an einen seiner Grafen, Cass. Var. X, 29. φυλῶν ἡγεμόνες, ἀξιώματι καὶ γένει προήκοντες, Eunapius, p. 52. λογιμώτατοι, Procop I, 2. I, 3. πρεσβύτεροι, II, 22. ἄριστοι, II, 28. III, 1. λόγιμοι, I, 13. εἴ τι ἐν Γότθοις καθαρὸν ἦν, I, 13. πρῶτοι, I, 7. I, 12. Witiges wird zum König gewählt, obwohl οἰκίας οὐκ ἐπιφάνους, Procop I, 11.

Die Zahl der gleichstehenden Führer der Gothen, die in der Zeit, wo kein König vorhanden ist, genannt werden, ist, wie Dahn (V, 21) mit

Recht hervorhebt, ziemlich groß: Muthari, Gaina, Saul, Sarus, Fravitta, Eriulf, Alarich.

Sarus, der sich fortwährend als Frondeur gegen die Balthen bemerklich machte, hatte doch nach Olympiodor, p. 449 (cit. Dahn V, 29) nur 200 bis 300 Mann.

Diese Häuptlinge können weder lauter alte Fürsten, principes, im Sinne des Tacitus sein.

Noch können sie ein bloß aus dem Hofdienst hervorgegangener Adel sein.

Noch können sie nur die Führer von bloß vorübergehend gebildeten militärischen Einheiten gewesen sein. Der Verband, an dessen Spitze sie standen, muß nothwendig ein sehr fester, organischer gewesen sein.

Es bleibt also nur übrig, daß sie (soweit nicht etwa bloß Officiere kraft kaiserlicher Ernennung) Geschlechtshäupter waren. Wo ihre Truppe größer erscheint, als selbst das größte Geschlecht anzunehmen ist, da haben mehrere Geschlechter sich einem Häuptling untergeordnet, in ähnlicher Art, wie auch das ganze Volk sich Fürsten oder Herzöge setzte. So war Sarus an sich nur der Hunno eines Geschlechts von 200 bis 300 Mann, wurde aber zeitweilig von einer viel stärkeren Opposition als Führer anerkannt. Der Kern jeder solchen größeren Stellung blieb aber immer die Häuptlingsschaft in einem Geschlecht. Als ein bloßes Gefolge sind die 200 bis 300 Mann des Sarus unmöglich aufzufassen; das wäre viel zu viel. 200 Gefolgsmänner hatte vielleicht ein König wie Chnodomar, aber nicht ein bloßer Häuptling.

Der Thiufadus.

In den Heeres-Gesetzen der westgothischen Könige Wamba und Erwig, über die wir unten noch zu handeln haben (lex Visig. IX, 2, 8 und 9) ist der Centenar und Dekan verschwunden, während der Thiuphad noch existirt, aber als ein Mann, der zu den „viliores personae“ gehört, dem Prügel angedroht werden. Ist der Thiuphad wirklich ein Anführer von 1000 Kriegern gewesen, so ist er sehr weit herabgeglitten, denn ein Mann, der 1000 kommandirt, ist immer schon eine hochgestellte Persönlichkeit, und selbst wenn die Zahl 1000 praktisch auch nicht entfernt erreicht worden sein sollte, so erscheint eine so starke Degradation doch befremdlich. Aber der Vorgang ist nicht zu bezweifeln und bestätigt schließlich unsere Auffassung namentlich in dem Zusammenhang mit dem Verschwinden des Centenarius. Der vielgegliederte Aufbau der Wanderzeit 10—100—1000 und darüber noch ein Graf oder Herzog wurde nach der Ansiedelung mehr und mehr überflüssig. Die Hundertschaft im alten Sinne verschwand. Die Tausendschaft (von Anfang an thatsächlich erheblich unter dieser Zahl) wurde durch die mannigfachen Vertheilungen bei der etappenweisen Ansiedelung kleiner und kleiner. Eine Zeit lang mögen die Bezeichnungen Hundertschaft und Tausendschaft nebeneinander hergegangen sein, indem sie ungefähr dasselbe bedeuteten. Wie weit solche Nomenklaturen sich oft von ihrem ursprünglichen Sinn entfernen, zeigt das Wort „Division“, das in der Napoleonischen Armee ebensowohl (überein-

ſtimmend mit dem heutigen Sprachgebrauch) einen großen Heerkörper von mehreren Regimentern wie die taktiſche Formation der Kompagnie bedeutete. Dieſer Doppelſinn führte ſogar bei dem großen Angriff des Korps Erlon bei Bellealliance zu einem verhängnißvollen Mißverſtändniß. Der weſtgothiſche Tiuphad iſt auf dem Wege des Herabgleitens etwas ähnliches geworden, wie im fränkiſchen Reiche der Tunginus, ein Dorfſchulze, und es iſt nicht unmöglich, daß die Thiuphadia L. Vis. IX, 2, 5, die Dahn, Könige VI., 209, Anmerk. 8, auf eine etwas künſtliche Weiſe weginterpretirt, hineingekommen iſt, weil ſie thatſächlich ſchon mit der centena identiſch war, obgleich das Geſetz an anderen Stellen noch den traditionell geltenden Schematismus der Ein- und Ueberordnung feſthält.

Zeumer, N. Archiv, Bd. 23, S. 436, macht darauf aufmerkſam, daß cap. 322 des cod. Euric. noch den millenarius als Richter in einer Privatrechtsſache nennt, den die entſprechende Antiqua IV, 2, 14 fortläßt: eine Stellung hat ſich in der Zwiſchenzeit bereits verändert.

Sechstes Kapitel.

Die Ansiedelung der Germanen unter den Römern.

Ist der Eintritt ganzer geschlossener Völkerschaften in den römischen Dienst das entscheidende Moment, durch das der Untergang der alten Welt und die schließliche Bildung neuer, eigenthümlicher Staatswesen, der romanisch-germanischen, bestimmt wurde, so ist doch auch dafür kein bestimmter Anfang anzugeben. Die Römer schlossen von je mit barbarischen Völkern an ihrer Grenze Bundesverträge, wonach diese zugleich sich selbst und das römische Reich an dieser Stelle gegen feindliche Angriffe zu vertheidigen hatten. Von den Verträgen mit Völkern auf der ererbten Scholle ist der nächste Schritt die Ansiedelung eines solchen Volkes auf einem Grenzstrich, darauf die Hereinziehung weiter in das Innere, Ueberweisung einer Landschaft, endlich Ansiedelung inmitten der Römer.

Als den Beginn der Völkerwanderung in diesem Sinne hat man von je die Aufnahme der Westgothen ins römische Reich angesehen, als diese, gedrängt von den Hunnen, an der Donau erschienen, als Föderaten ins Reich eintraten, dann aber in der Schlacht von Adrianopel das römische Heer und den römischen Kaiser selbst besiegten. Etwas schlechthin Neues liegt in alledem nicht, weder in der Aufnahme, noch in dem Konflikt, noch in dem Siege der Gothen. Dennoch liegt hier der Einschnitt. Die analogen Vorgänge, die voraufgehen, haben doch keine unmittelbare, sich stets fortsetzende Nachwirkung; Rückschläge haben ihren Einfluß wieder aufgehoben, es sind nur Vorläufer.

Von der Niederlage bei Adrianopel aber hat sich das römische Reich nie wieder erholt. Obgleich Theodosius die äußere Autorität

des Kaiserthums noch einmal wiederherstellte und das Reich noch generationenlang bestanden hat, so ist die germanische Bewegung, die mit der Gründung der selbständigen germanischen Reiche auf römischem Boden endet, doch von jetzt an im Fluß und wohl aufgehalten, aber nicht mehr zurückgedrängt worden.

Der Konflikt mit den Westgothen entstand über die Verpflegung. Ob die römischen Beamten, denen die ungenügenden Lieferungen vorgeworfen werden, wirklich so schuldig gewesen sind, haben wir dahingestellt sein lassen, denn selbst für die umsichtigsten und sorgsamsten Beamten mußte es eine ungeheuer schwierige Aufgabe sein, für ein ganzes Volk mit Weibern, Kindern und Sklaven eine geregelte Verpflegung zu liefern, und die Gothen waren in ihren Ansprüchen schwerlich sehr bescheiden.

Wie Theodosius, als Nachfolger des bei Adrianopel gefallenen Kaisers Valens, sich endlich mit den Gothen auseinandergesetzt hat, ist aus den Quellen nicht deutlich zu erkennen. Er soll Siege über sie erfochten haben, aber sehr bedeutend können sie nicht gewesen sein. Die Gothen blieben innerhalb der Grenzen des römischen Reiches und traten wieder in kaiserlichen Dienst. Gewisse Landstriche, aus denen die Bewohner schon durch die vorhergehenden Raubzüge vertrieben waren oder jetzt auf Anweisung ihrer Obrigkeit weichen mußten, wurden ihnen angewiesen. Wir müssen uns wohl vorstellen, daß die Gothen hier, inmitten der römischen Umgebung, nach der Väter Weise in leicht gezimmerten Gaudörfern, soweit sie nicht in ihren Wagen blieben oder römische Bauernhäuser benützten, mit geringem Ackerbau wesentlich von ihren Heerden, unterstützt durch römische Getreidelieferungen, gelebt haben. Die Zahl war ja nicht so sehr groß; dauernd, auf einem Fleck, war sie schwer zu versorgen, aber in eine Anzahl kleinerer Gruppen zerlegt, war es nicht unlösbar, sie unterzubringen und auch die Verpflegungszuschüsse zu liefern.

Trotzdem dauerte es natürlich nicht lange, bis der Fremdkörper im Leibe des römischen Reiches sich wieder geltend machte. Neue Streitigkeiten brachen aus: wie wäre es denkbar gewesen, daß diese germanischen Krieger, die es für ehrenvoller hielten, durch Blut als durch Arbeit zu erwerben, die Herrlichkeiten der Welt rings um sich unberührt gelassen hätten, nach denen sie doch bloß die Hand auszustrecken hatten?

Unter Alarich zogen die Westgothen nach Italien und brandschatzten Rom; von Italien unter Ataulf nach Gallien. Als sie hier ankamen, hatten Vandalen, Alanen, Sueven das wehrlose Land bereits durchzogen und sich in Spanien niedergelassen.

Ueber die Art, wie im Laufe des fünften Jahrhunderts die germanischen Herrschaften in den bisherigen römischen Provinzen errichtet wurden, sind wir am besten unterrichtet bei den Burgundern, wo uns neben den Notizen der Chroniken die Bestimmungen eines Gesetzbuches, der **lex Gundobada**, erhalten sind.

Nachdem die Burgunder, aus dem östlichen Deutschland stammend, sich zuerst auf dem linken Rheinufer in der Gegend von Worms niedergelassen hatten, wo sie unter dem König Gunther ihre sagenberühmte Niederlage durch die Hunnen erlitten, wies ihnen Aëtius einige Jahre später (443) Sitze in Sapaudien, d. i. Savoyen, an. „Sapaudia Burgundionum reliquiis datur cum indigenis dividenda", sagt der Chronist, Prosper Tiro.

Vierzehn Jahre später (456 oder 457) berichtet ein anderer, dieser Gegend kundiger Chronist, Marius von Avenches, „eo anno Burgundiones partem Galliae occupaverunt, terrasque cum Gallicis senatoribus diviserunt", und noch ein anderer späterer Chronist Fredegar weiß zu erzählen, daß die Burgunder auf die Einladung der Römer selbst gekommen seien, welche auf diese Weise ihrer Steuerlast hätten ledig werden wollen.

Beide Mal, sowohl bei der ersten Ansiedelung in Savoyen, wie abermals bei der Erweiterung ihres Gebiets über Lyon und über die Rhone hinaus, sind die Burgunder hiernach nicht als Eroberer gekommen, sondern im Einvernehmen mit den Römern angesiedelt worden. Ganz dasselbe wird uns um dieselbe Zeit von Alanen berichtet[1]), und ebenso waren schon im Jahre 419 die Westgothen an der Garonne angesiedelt worden.

Die direkte Bestimmung, wie die Ansiedelung stattfinden sollte, ist uns nicht aufbewahrt, aber sie knüpfte an an die überlieferten Formen der römischen Einquartierung, hieß wie diese „hospitalitas",

---

[1]) Prosper Tiro a. 440: Deserta Valentinae urbis rura Alanis .... partienda traduntur.

Prosper Tiro a 442: „Alani, quibus terrae Galliae ulterioris cum incolis dividendae a Patricio Aëtio traditae fuerant, resistentes armis subigunt, et expulsis dominis terrae possessiones vi adipiscuntur."

und König Gundobad (473—516) sagt in seinem Gesetzbuch (Tit. 54): „Zu der Zeit, da unser Volk von den Unfreien ein Drittel und vom Acker zwei Drittel erhielt, wurde von uns vorgeschrieben, daß, wer Acker und Unfreie von uns oder unseren Vorfahren erhalten habe, weder ein Drittel Unfreie noch zwei Drittel Acker von dem Ort, wo ihm Quartier angewiesen war, fordern dürfe." Diese Vorschrift sei von Manchen mißachtet worden; deshalb werde hiermit befohlen, daß das unrechtmäßig den Quartierwirthen entzogene Land zurückgegeben werde, damit die bisher mißachteten Römer Sicherheit genössen.

Ganz ähnlich finden wir in dem Gesetzbuch der Westgothen eine Bestimmung, daß eine einmal durchgeführte Theilung zwischen einem Gothen und einem Römer nachträglich nicht mehr geändert werden solle; weder solle der Römer die beiden Drittel des Gothen, noch der Gothe das Drittel des Römers beanspruchen.

Endlich hören wir, daß Odoaker den letzten römischen Kaiser absetzte, weil die Germanen ein Drittel des Landes forderten und die Römer das nicht bewilligen wollten. Burgunder und Westgothen haben zwei Drittel genommen: die Leute Odoakers scheinen also noch bescheiden genug gewesen zu sein, indem sie nur ein Drittel verlangten.

Dies ist der wesentliche Inhalt der historischen Ueberlieferung, aus der wir uns ein Bild zu machen haben, auf welche Art sich die Einlagerung und Festsetzung der Germanen unter den Römern vollzogen hat, durch welche die ganze nachfolgende Geschichte bestimmt wird.

Für die Agrar-Verfassung im römischen Kaiserreich kommen wesentlich drei Besitz-Typen in Betracht: kleine Bauern, die wesentlich durch ihre und der Familie eigene Arbeit, vielleicht durch einen Sklaven oder Sklavin unterstützt, das Feld bestellen; mittlere Besitzer, die nicht mehr selbst Hand anlegen, sondern mit Sklaven wirthschaften, aber durch tägliche eigene Anordnung und Beaufsichtigung arbeiten und in Anspruch genommen sind oder, sofern sie in der Stadt wohnen, die Wirthschaftsführung einem Verwalter übertragen; endlich große Besitzer, die vielleicht ein Gut auch nach Art des zweiten Typus bewirthschaften oder durch Verwalter bewirthschaften lassen, in der Hauptsache aber ihren Besitz an

Kolonen vertheilt haben, an die Scholle gefesselte Halbfreie, Hörige, die als Kleinbauern wirthschaften, einen Theil ihres Ertrages an den Herrn abliefern und nach Bedürfniß auch im Frohndienst für ihn arbeiten. Von diesen drei Typen existirt der erste wohl nur noch sehr sporadisch; die meisten ehemals freien Besitzer waren in den Stand der Kolonen übergegangen, wodurch sie zwar die volle Freiheit verloren, dafür aber an dem kapitalkräftigen Herrn einen starken wirthschaftlichen Rückhalt und einen Patron im Rechtsschutz gewannen. Auch der zweite Typus des mit Sklaven wirthschaftenden größeren Betriebes war, wenn auch noch hier und da vorhanden, jedenfalls, abgesehen von Ackerbürgern in den Städten, selten. Bei Weitem die größte Masse des Grundes und Bodens gehörte den Großbesitzern mit Kolonenbetrieb.[1])

Es ist klar, daß die einzige Besitz-Form, die sich zur Theilung mit den Burgundern eignete, die dritte ist. Der Kolon konnte nicht theilen, denn dann hätte er überhaupt kein wirthschaftsfähiges Besitzthum behalten, und ebenso wenig wird ein Burgunder geneigt gewesen sein, sich mit einem Stückchen Land zufrieden zu geben, das noch nicht einmal ein ganzes Kolonengut war, wenigstens in dem Sinne, daß er nun auf dieser Scholle hätte Bauer werden sollen. Er war ja gerade ins Land gerufen, um nicht Bauer, sondern Krieger zu sein und das Land zu schützen. Der Ackerbau, den die Germanen bisher getrieben hatten, war sehr gering gewesen, und die Männer hatten wenig dabei gethan; sie hatten hauptsächlich von ihren Heerden und von der Jagd gelebt. Deshalb waren sie in jedem Augenblick bereit gewesen, in Masse ins Feld zu rücken. Als Bauern hätten sie das nicht mehr gekonnt; der Bauer kann in manchen Zeiten gar nicht und sonst immer nur auf kurze Zeit abkommen, wenn seine Wirthschaft gedeihen soll. Die Burgunder aber waren viel zu wenige, als daß sie, nur mit den gerade Entbehrlichen ausrückend, noch etwas hätten leisten können; wenn es ins Feld ging, mußten sie möglichst alle kommen.

Sie waren aber auch viel zu wenige, um das große Land, was sie zwar nicht sofort 443, aber doch im Laufe der nächsten Generation okkupirten, in der Weise zu füllen, daß auf jedem oder

[1]) Was sonst noch etwa an Pacht-Verhältnissen ꝛc. existirte, können wir hier übergehen. Vergl. Brunner, Rechtsgesch. I, 199.

auf einem sehr großen Theil der bisherigen Bauernhöfe jetzt neben dem römischen ein burgundischer Bauer gesessen hätte. Jahn in seiner Geschichte der Burgunder (I, S. 389) berechnet auf Grund der früher für glaubwürdig gehaltenen fabelhaften Zahlen, daß sie im Jahre 443 93900 Mann (281700 Seelen) stark ins Land gerückt seien; dadurch, daß wir mit unserer Schätzung auf 3000 bis 5000 Männer zurückgegangen sind, ist auch für die Ansiedelung eine ganz andere Vorbedingung geschaffen.

In Betracht kommt endlich noch, daß die Burgunder ihr Land erst in verschiedenen Etappen okkupirt haben. Ganz ebenso die Westgothen, die ursprünglich an der Garonne angesiedelt waren und dann allmählich alles Land bis an die Loire und an die Rhone, auch im Süden noch über die Rhone hinaus bis an die Alpen, und endlich den größten Theil von Spanien eingenommen haben. Es ist unmöglich anzunehmen, daß Leute, die sich einen Bauernhof hatten zutheilen lassen und sich auf ihm häuslich eingerichtet, binnen einigen Jahren in Masse wieder abgezogen sein sollen, um irgend wo anders abermals ein solches Theilgütchen in Empfang zu nehmen. Umgekehrt erklärten sich die Ostgothen in ihrem Kriege mit Justinian einmal bereit, ganz Italien abzutreten und sich mit dem Lande nördlich des Po zu begnügen[1]): Zeugniß genug, daß sie, obgleich schon 50 Jahre im Lande, sich nicht als Bauern niedergelassen und festgesetzt hatten.

Bezog sich die Theilung also etwa auf mittlere Güter, die mit Hülfe einer Anzahl von Sklaven bestellt wurden? Auch das ist kaum vorstellbar. Die mittleren Besitzer, die Possessoren, waren in der Hauptsache die Stadtbürger. Nach der noch bestehenden Verwaltungs- und Steuerordnung lastete auf diesen eine Haftpflicht, die sofort aufgelöst worden wäre, wenn man ihnen ihren Grundbesitz genommen hätte.[2]) Aber nicht nur vom Gesichtspunkt des Römers, auch vom Gesichtspunkt des Germanen ist die Vorstellung, daß solche Mittelgüter aufgetheilt worden seien, kaum durchführbar.

Der Burgunder, der solchen Besitz übernehmen sollte, wäre in große Verlegenheit gekommen. Ihn selbst zu bewirthschaften, fehlten

[1]) Procop III, 2.

[2]) Hierauf hat Hartmann, Gesch. Italiens im Mittelalter I, 109 aufmerksam gemacht. Auf die Germanen ließ sich die Haftpflicht der Curialen natürlich nicht übertragen.

ihm alle Kenntnisse wie Eigenschaften; weder den täglichen Betrieb zu dirigiren, noch die kaufmännische Verwerthung, am allerwenigsten die Buchführung war seine Sache. Er hätte sich einen Verwalter anstellen müssen; aber schon einen solchen Verwalter zu kontrolliren, ging über seine Fähigkeiten und Neigungen. Schon bei der nöthigen Neu-Organisation des Zweidrittelgutes wäre der neue Herr unzweifelhaft gescheitert. Die einzig mögliche Form der Verwerthung eines größeren Gutes durch einen Barbaren war die Auftheilung in Kolonats-Stellen, eine Wirthschafts-Form, wie sie, nach Tacitus' Bericht, von je schon in der Heimath bei ihnen üblich gewesen war. Kolonats-Wirthschaft paßt aber nicht für einen kleinen Mittelbetrieb. Auch der Gemeinfreie in Urgermanien hatte gewiß selten einen Kolonen, denn das bedeutete ja, daß er dem Knecht die Begründung einer Familie erlaubte, die in Nothjahren hätte mit durchgefüttert werden müssen, und Nothjahre waren nicht selten; eine Großwirthschaft verfügt über so viel Vorräthe, daß sie darin anders rechnen darf. Drei oder vier Kolonen sind auch wieder nicht im Stande, eine Herren-Familie zu ernähren. Die Zahl muß viel größer sein. Eine Mittel-Wirthschaft wird also betrieben, indem man die Unfreien nicht als Kolonen, sondern als Gesinde einstellt. Kolonen-Wirthschaft ist von vornherein Großbetrieb.

Für die Theilung mit den Germanen ergeben sich hiernach als allein geeignet die Großgüter mit Kolonen.

Wir haben oben den Titel aus dem burgundischen Gesetzbuch angeführt, wonach die Römer zwei Drittel des Landes und ein Drittel der Unfreien abtreten sollten; in dem Fortgang der Stelle ist weiter gesagt, daß von dem Hof, den Gärten (Weinbergen), Wäldern und Rodungen jedem Partner die Hälfte gehöre. Dieser dreifach verschiedene Maaßstab für die Theilung, $^2/_3$, $^1/_2$, $^1/_3$, muß seine Ursachen gehabt haben und bedarf der Erklärung[1]). Sie dürfte etwa folgendermaaßen lauten:

Die zwei Drittel seines Ackers, die der römische Besitzer abtritt, sind hauptsächlich Kolonenland. Das Drittel, das er behält, ist zum Theil Kolonenland, hauptsächlich aber der selbstbewirthschaftete Acker, und dazu behält er von Wald, Garten und Wein-

[1]) Die Vorstellung, daß eine ursprüngliche Theilung des Ackers $^1/_2 : {}^1/_2$ nachträglich in $^2/_3 : {}^1/_3$ verwandelt worden sei, ist von Kaufmann, Forsch. z. D. Gesch., Bd. X, mit guten und durchschlagenden Gründen zurückgewiesen worden.

bergen die Hälfte. Um diesen Theil weiter bewirthschaften zu können, muß er von seinen Unfreien zwei Drittel behalten, denn die Unfreien sind ja nicht bloß die Landarbeiter, sondern es gehören dazu auch die Hausdienerschaft und allerlei Handwerker, die nicht verringert werden können oder nicht verringert zu werden brauchen, weil das Ackerland zum großen Theil abgetrennt ist.

Was that nun der Burgunder mit den Zweidritteln des Ackers, aber nur einem Drittel der Sklaven? Man dürfte ganz wohl annehmen, daß er so viel Sklaven selber mitbrachte, um ein etwaiges Manko in der für die Landwirthschaft nöthigen Zahl zu decken, es ist aber auch noch ein ganz anderer Zusammenhang möglich.

Wir haben gesehen, daß nach Voraussetzungen und Zweck der Landtheilung sich schlechterdings nur der Großbesitz dafür eignete.

Es ist ganz unmöglich, daß die sämmtlichen Burgunder mit je einem römischen Großgrundbesitzer getheilt hätten; so wenige sie waren, waren sie dazu doch zu zahlreich, besonders bei der ersten Ansiedelung in Sapaudia.

Die Germanen, mit denen die Römer haben theilen müssen, waren also nur die Vornehmen und die Anführer. Die Stelle jenes Chronisten, die Burgunder hätten mit den „Senatoren", d. h. nach damaligem Sprachgebrauch, mit der Aristokratie, den Großgrundbesitzern, getheilt, ist ganz wörtlich zu verstehen.

Hier haben wir nun den Stoff für die Ausfüllung der merkwürdigen Diskrepanz, daß die Römer zwei Drittel des Ackers, aber nur ein Drittel der Unfreien abtreten sollten: es war eine Anzahl Kolonen-Höfe dabei, die unbesetzt übergeben wurden. In diese Bauernhöfe zogen die burgundischen Gemeinfreien ein.

Für den gemeinen Germanen eignete sich der Ansiedelungs- und Theilungsmodus, der uns in den Quellen überliefert ist, auf keine Weise: ein kleines Gut konnte ihm nicht genügen, einem größeren war er nicht gewachsen. Er war ja ein wirthschaftlich noch ganz unerzogener, unentwickelter Mensch. Der Uebergang aus dem halben Kommunismus der Geschlechts-Verfassung, in der er bisher gelebt hatte, in die Individual-Wirthschaft konnte sich nur ganz allmählich vollziehen, und um so langsamer, als ja zu-

nächst jeder Impuls dazu fehlte. Die alles beherrschende Vorstellung konnte keine andere sein, als das Kriegerthum, in dem man lebte, nicht baldmöglichst abzustreifen, sondern es zu erhalten.

Es kam darauf an, das germanische Wesen in das römische Kulturleben einzupassen. Die wilden Krieger in ihrer bisherigen Art mitten unter den Römern fortleben zu lassen, war unmöglich, was wir aber jetzt aus den Quellen herausgelesen haben, giebt ein anschauliches und greifbares Bild des neuen Zustandes. Die römischen Grundherren, die bisher durch ungeheure Natural-Leistungen und Steuern die barbarischen Söldner erhalten und, wenn Streit ausbrach, gewärtig sein mußten, auf das schonungsloseste von ihnen ausgeplündert zu werden, lösten einen Theil dieser Last durch Landabtretung ab.

Die Germanen vertheilten sich in mäßig starken Gruppen auf die großen Grundherrschaften; der Anführer ergriff Besitz von der Hälfte des Hauses, des Hofes, des Gartens, der Weinberge, des Waldes und von zwei Dritteln des Ackers mit den darauf befindlichen Kolonenhöfen. In die leeren Höfe oder solche, die zu diesem Zweck geleert wurden, setzte er seine Geschlechtsgenossen oder seine Untergebenen mit ihren Familien, die den Hof bewirthschafteten, so gut sie es verstanden und so weit ihr Fleiß sie dazu trieb. Als ihren Hauptberuf aber sahen sie nach wie vor den kriegerischen an, und von ihm erhofften sie zumeist, daß er sie auch nähren werde. Gab es in einem Jahre keinen Kriegszug, so mußte man durchkommen mit den Erträgnissen des Hofes oder Ersparnissen. Gab es aber Krieg, so gab der Kriegsherr zwar keinen baaren Sold, aber er gab Verpflegung und versprach Beute.

Zum Kriegerthum gehört nicht bloß die persönliche Tapferkeit und Waffenfertigkeit, sondern auch die Fähigkeit, auf Befehl ausrücken zu können. Zum Ausrücken, falls es nicht bloß in der unmittelbarsten Nachbarschaft ist, gehört eine Ausrüstung, die der Einzelne sich nicht beschaffen kann. Er gebraucht viel mehr Proviant, als der Einzelne zu tragen vermag; er gebraucht Reserve-Waffen; er bedarf der Vorsorge für den Fall der Krankheit und Verwundung. Der Einzelne ist nicht im Stande, die Wagen und das Zugvieh zu stellen, das hierdurch nöthig gemacht wird. Auch ein Mann, den man schon zu den mittleren Besitzern rechnen

müßte, vermag das nicht. Dazu bedarf es einer dauernden, mit Mitteln versehenen Organisation, wie sie ehedem die Geschlechter-Verfassung gewährt hatte.

Wenn die Cherusker und ihre Bundesgenossen einst wochen- oder monatelang das Kastell Aliso belagert hatten, so müssen die Detachements der einzelnen Gaue dort von ihren Geschlechtsgenossen mit Zufuhr versehen und verpflegt worden sein, denn schon ein Kriegszug von fünf bis sechs Märschen und ebensoviel Wochen macht sehr große Zurüstungen nöthig. Auch auf den Wanderzügen war diese Organisation noch thätig.

Es läßt sich aus den Quellen so ziemlich entnehmen, wie die Germanen nunmehr nach ihrer Ansiedelung diesem Bedürfniß gerecht wurden.

Wir beobachten, daß der den Vornehmen zugewiesene Grundbesitz nicht so einfach zu ganz freiem Eigenthum überwiesen war. Das „Loos" wird zwar vererbt, darf aber doch nicht beliebig veräußert oder vertheilt werden und verbleibt, so lange solcher vorhanden ist, dem Mannesstamme unter Ausschluß der Töchter. Die Idee eines Gesammteigenthums der Familie scheint in einigen Ausdrücken des burgundischen Gesetzbuches durchzublicken.[1]) Der Einzelne soll sein Loos nicht willkürlich verkaufen, es sei denn, daß er noch anderen Grundbesitz habe. Wem der König ein Gut verleiht, ist verpflichtet, dafür mit Treue und Hingebung zu dienen (Tit. I, § 4).

Hieraus möchte ich entnehmen, daß die neugeschaffenenen germanischen Großgrundbesitzer gewisse Pflichten der Unterstützung gegenüber ihren auf den Bauernhöfen angesiedelten Volksgenossen hatten. In dem burgundischen Gesetzbuch oder sonstwo finden wir freilich keinerlei dahinzielende Vorschrift, aber sie war vielleicht auf der einen Seite überflüssig, wie auf der anderen schwer juristisch zu formuliren. Wo der Begriff des alten Geschlechts noch lebte, wenn auch noch so abgeschwächt, da war auch ein traditioneller patriarchal-kommunistischer Geist noch lebendig. Jede der auf einer römischen Grundherrschaft angesiedelten Gruppen hatte noch etwas von der Art eines alten Geschlechts, und wurde sie zum Kriege aufgeboten, so bedurfte es nach germanischen Begriffen keiner

[1]) Gaupp, S. 352 Anmk.

besonderen Vorschrift, daß der Anführer, dem ein großer Theil des Gutes und seiner Unfreien zu unmittelbarer Verfügung zugewiesen war, aus diesen Mitteln die Mobilmachung zu bestreiten hatte. Eine Rechtsform gab es hierfür nicht.

Wie weit und wie lange dieses Moment thatsächlich wirksam gewesen ist, vermögen wir nicht zu sagen. Völlig ableugnen dürfen wir es gewiß nicht. Daneben aber bestand nun die öffentliche Verwaltung, die die Germanen bald den Römern ganz aus der Hand nahmen. Der germanische König setzte über jede Landschaft einen Grafen mit seinen Beamten, die durch Natural-Lieferungen der romanischen Einwohnerschaft das Heer verpflegten. Bei den West- und Ostgothen sehen wir, wie die römische Steuerverfassung noch aufrecht erhalten, den Bürgern aber erlaubt wird, statt des baaren Geldes mit Lieferungen ihrer Pflicht zu genügen. Im westgothischen Gesetz finden wir Vorschriften über Lieferungen von Getreide, über Magazine und Strafandrohungen für ungetreue Verwalter.[1]) Auch bei den Ostgothen finden wir oft die Magazine erwähnt.[2])

Mit unserer Auffassung vereinigt sich nun sehr gut die allmähliche Ausdehnung des Gebietes bei den Burgundern wie bei den Westgothen. Der gemeine Mann sah sich auf seinem Hof garnicht als festangesiedelt an, sondern saß darauf so locker, wie vorher am Rhein oder fern im östlichen Germanien. Er hatte nichts dagegen, in eine andere Gegend überzusiedeln, sobald der König und die Anführer es verlangten. Wer dabei gewann, war der König, der seine Macht und seine Einkünfte steigerte, und diejenigen, die als jüngere Söhne aus den schon angesetzten vornehmen Familien oder vermöge der Gunst des Königs nun auch in eine Großbesitzer-Stellung einrückten. Zuletzt mag das Burgunderreich 2000 bis 2500 Quadratmeilen umfaßt haben, eingetheilt in etwa 30 Grafschaften oder Gaue. Auf jede solche Grafschaft kamen also im Durchschnitt nicht mehr als etwa 200 Krieger[3]).

---

[1]) Lex Visig. IX, 2, 6.

[2]) Dahn, Könige III, 162, Anmkg. 4.

[3]) Die Lex Burg. trägt die Unterschrift von 31 resp. 32 comites. (Binding, Font. rer. Bernensium p. 95 Anm. 16.) Es ist aber wohl nicht nöthig, daß alle diese comites aktive Verwalter von Grafschaften waren. Binding, Gesch. d. beurgund.-germ Königr., I, 324, nimmt an, daß wenigstens 32 Grafschaften vorhanden gewesen seien.

Von diesen aber war ein großer Theil nicht mehr im Status eines gemeinfreien Geschlechtsgenossen, sondern stand im Dienst eines der neuen Edelherren oder eines königlichen Grafen. Der gewaltige Besitz, den die Germanen bei ihrer Ansiedelung erwarben, war zum allergrößten Theil einer ganz kleinen Klasse zu Gute gekommen. Man möchte fragen, weshalb die Gemeinfreien sich das gefallen ließen. Aber man konnte nicht die ganze Masse der Krieger plötzlich alle zu großen Herren machen, und sehr Viele nahmen mittelbar an diesen Gütern theil, indem sie in den Dienst der neuen Grundherren traten und dabei doch ihre Krieger-Eigenschaft wahrten. Denn eben Krieger waren es, die jene in ihrem Dienst haben wollten. Der Begriff und Zusammenhalt des alten Geschlechts zerbröckelte dabei.

In der Vorstellung, wie man sie bisher wohl gehegt hat, daß volle zwei Drittel des ganzen Landes den Römern genommen worden seien, um darauf Germanen anzusiedeln, lag eine Eigenthums-Revolution, wie sie die Geschichte sonst nicht aufweisen dürfte. Davon sind wir zurückgekommen.

An die Stelle einer ungeheuerlichen Umwälzung aller Besitzverhältnisse ist ein den Bedingungen der Natural-Wirthschaft angepaßter neuer Modus der Heeres-Verwaltung getreten. Wir brauchen nicht einmal anzunehmen, daß selbst da, wo thatsächlich die Land-Abtretung stattfand, die Einzelnen, willkürlich herausgegriffen, ihren Besitz hätten opfern müssen. Der Grundsatz, „zwei Drittel des Ackers, die Hälfte der Höfe, ein Drittel der Hörigen", galt nicht für den Gesammt-Besitz des Römers, der ja sehr verschieden und durch viele Gaue verstreut sein konnte, sondern jedesmal nur für das Gut oder Dorf, das zur Ansiedelung bestimmt wurde[1]).

Bei der Landtheilung, wie wir sie uns jetzt vorstellen, kann

[1]) Wenn L. Vis., X, 1, 16, angenommen wird, daß ein Gothe sich der tertia eines Römers bemächtigt habe, und er sie zurückgeben soll, falls nicht 50jährige Verjährung eingetreten ist, so kann das doch wohl nur auf Grundstücke bezogen werden, deren Herr anderswo lebte. Ein Römer, der von dem Gothen, mit dem er theilen sollte, seines ganzen Besitzes beraubt worden wäre, hätte den Kampf um sein Recht sicherlich entweder sofort oder nie aufgenommen. Dagegen ein römischer Optimat mag es viele Jahre mit angesehen haben, daß ihm eins seiner Güter widerrechtlich ganz entzogen wurde, endlich aber doch, als die Rechtssicherheit unter den neuen Herrschern sich befestigt hatte, seinen Anspruch wieder geltend gemacht haben.

sehr wohl die Rücksicht genommen sein, daß man nur die Güter sehr reicher Besitzer auswählte und die Last einigermaßen gleichmäßig vertheilte, so daß die Einbuße leicht ertragen wurde.

Ein mittlerer Eigenthümer, dem zwei Drittel seines Landes konfiszirt werden, ist nicht nur um so viel ärmer, sondern er ist ruinirt; sein ganzer sozialer Status ist verändert. Ein Großbesitzer, dem von zwei Landgütern eines zu zwei Dritteln genommen wird, bleibt sozial, was er war.

Als nach der Beendigung des Bürgerkrieges Octavian seine Veteranen in Italien ansiedelte, wußte er sich nicht anders zu helfen, als daß er massenhaft die bürgerlichen Ansiedler aus ganzen Gegenden gewaltsam austrieb und das konfiszirte Land an seine Soldaten vertheilte. Die Landtheilung der barbarischen Burgunder und Gothen wird bei Weitem nicht so schmerzlich eingegriffen haben.

Es sind uns Aussprüche von römischen Schriftstellern erhalten, wonach sich die Römer unter der Herrschaft der Barbaren besser befanden als vorher, weil unter der römischen Herrschaft der Steuerdruck unerträglich geworden war. Wenn dies Stimmungsbild auf Wahrheit beruht, so wäre es wohl so zu erklären, daß nicht nur die direkte Landabtretung nicht sehr umfangreich war, sondern auch die Steuern jetzt fast ganz in Natural-Leistungen bestanden, die in der unmittelbaren Nähe prästirt werden konnten. Natural-Lieferung in weite Fernen erhöht die Last so sehr, daß sie zuletzt unmöglich wird. Baar Geld aber an ihrer Statt war bei dem ungenügenden Vorrath an Edelmetall schwer zu beschaffen. War man nun überdies durch die friedliche Abkunft mit den eingelagerten Barbaren gegen ihre und ihrer Landsleute Plünderungszüge gesichert, so war in der That der Zustand gebessert.

Ein drastisches Bild, wie die römischen Aristokraten empfanden über ihre germanischen „Gastfreunde", die „hospites", die als Dauer-Einquartierung jetzt auf ihren Gütern neben ihnen saßen, gewährt uns ein Gedicht, das zur Zeit König Gundobads der Bischof und Poet Sidonius Apollinaris einem seiner Freunde sandte, um sich zu entschuldigen, daß er ihm kein eigentliches Hochzeits-Carmen gemacht habe. Es lautet übersetzt: „Wie soll ich, wenn auch sonst wohlbefähigt, zum Liebesfest dichten, während ich unter den Haufen der Langhaarigen sitze, germanische Worte mit anhören und mit

ernsthafter Miene die Lieder loben muß, die der gefräßige Burgunder singt, der sich das Gelock mit ranziger Butter gesalbt hat? Brauche ich zu sagen, was meinem Gedicht die Kehle zuschnürt? Flüchtend vor der Barbaren-Leier mag Thalia, seit sie die siebenfüßigen Herren um sich sieht, vom Sechsfüßer (Hexameter) nichts mehr wissen. Glücklich darf man Deine Augen und Ohren, glücklich Deine Nase preisen, der nicht schon am frühen Morgen zehn Apparate (Kochtöpfe oder Gurgeln?) ihren Knoblauch- und Zwiebel-Duft zurülpsen. Ueber Dich fallen nicht schon vor Tagesanbruch wie über einen alten Onkel oder den Gatten einer Kinderfrau eine Anzahl Giganten her, wie sie kaum die Küche des Alcinous durchfüttern könnte. Aber schon schweigt die Muse und zügelt ihre paar Scherz-Verse, damit man es nicht etwa gar eine Satire nenne." Mag der wohlerzogene Römer spotten, wir freuen uns doch der siebenfüßigen Recken, die beim Gelage ihre Lieder singen, und würden gern auf alle Verskünste des Sidonius Apollinaris verzichten, wenn der Dichter sich herabgelassen hätte, ein einziges von jenen germanischen Liedern aufzuzeichnen, über die er höhnt, oder auch nur eine von den Erzählungen seiner Gäste über den Tod ihres Königs Gunther oder über ihre Theilnahme an der großen Schlacht gegen König Attila.

Wir haben bisher hauptsächlich nur die Landtheilung und Ansiedelung der Burgunder und Westgothen ins Auge gefaßt. Es ist damit noch nicht gesagt, daß es bei den anderen germanischen Völkern ebenso zugegangen sei.

Von den Vandalen nimmt man bisher an, daß sie ganz anders verfahren seien. Sie stellten sich von vornherein staatsrechtlich anders zu den Römern. Während die burgundischen Könige sich ihr Land von Aëtius anweisen ließen und sich bis zuletzt als Soldaten des Kaisers, noch nach dem Untergang des weströmischen Kaiserthums, des Kaisers in Konstantinopel betrachteten oder wenigstens bezeichneten, und auch die Westgothen ihr Reich lange als einen Theil des römischen auffaßten, nahm Geiserich Afrika mit Gewalt und ließ es sich bald zu voller Souveränetät abtreten. Dann vertheilte er sein Volk nicht über das ganze Land, sondern hielt es in dem seiner Hauptstadt Karthago nächstgelegenen Gebiet, der Zeugitana, zusammen, indem er, nach der Schilderung unserer

Quellen Procop und Viktor Vitensis, die Römer dort vollständig austrieb. Ueberlegt man es aber recht, so ist es doch wenigstens nicht ausgeschlossen, daß das Verfahren der Vandalen dem der anderen germanischen Völker sehr ähnlich war. Ihr Gebiet war viel größer, als selbst das der Westgothen; ihre Zahl wohl eher geringer, mehr als 8—12000 Krieger werden sie schwerlich gezählt haben. Daß sie sich also nicht über das ganze nordafrikanische Küstenland ausbreiteten, ist nur natürlich. Das fruchtbare Tunis reichte aus, sie zu ernähren, und sie waren für kriegerische Zwecke besser zur Hand, wenn sie sich dort beisammen niederließen; den Beamten, die der König zur Verwaltung der einzelnen ferneren Landschaften einsetzte, werden nur ganz kleine Exekutionskommandos beigegeben sein. Die Frage ist, ob nun wirklich die Zeugitana vollständig unter die Eroberer verloost oder ob doch auch hier eine Theilung stattgefunden hat, so daß die Römer mit einem gewissen Besitzthum ansässig blieben. Die Aussage unserer beiden Quellenschriftsteller ist darüber wenig maßgebend; denn sie sind beide den Vandalen sehr feindlich gesinnt und bestreben sich, ihre Grausamkeit und Härte mit den schwärzesten Farben zu schildern.

Bei der Landvertheilung, die Odoaker in Italien vornahm und in die nachher die Ostgothen eintraten, scheint es besonders auffallend, daß die Römer hier nur ein Drittel abzugeben hatten, während die Westgothen und Burgunder zwei Drittel genommen haben. Bei der Auslegung aber, die wir dieser Vorschrift jetzt gegeben haben, verliert der Unterschied seine Bedeutung: die Größe des Eingriffs hängt ja nicht sowohl von dem Segment ab, das von dem einzelnen Gute abgeschnitten, sondern von der Gesammtfläche, die in Anspruch genommen wird. Wurde in Italien von dem einzelnen Gut weniger genommen, so wissen wir nicht, ob nicht um so viel mehr Güter für die Theilung designirt worden sind.

Wichtiger als der verschiedene Theilungs-Quotient scheint daher der andere Unterschied, daß die Ostgothen, wie die Quellen darthun, Grundsteuer bezahlen mußten. Die Burgunder und Westgothen[1]) thaten das nicht, da ja die Landzuweisung so zu sagen ihre Besoldung war. Theoderich aber gab dafür seinen Kriegern auch noch eine Baar-Löhnung, zwar keinen regelmäßigen

[1]) Gaupp, S. 404.

Sold, aber ein Jahr-Geschenk, und er betonte einmal ausdrücklich, daß es der Steuer-Eingang sei, den er nicht etwa wie ein Geizhals für sich nehme, sondern seinen Volksgenossen zukommen lasse.

Ueber das Verfahren der Langobarden in Italien fehlt es uns an einer zuverlässigen gleichzeitigen Nachricht. Nach der späten Ueberlieferung, die uns Paulus Diaconus aufbewahrt hat, dürfen wir annehmen, daß sie ähnlich verfahren sind, wie die Ostgothen, an deren Stelle sie traten.

Unser Ergebniß ist also, daß sich nach dem Stande der Quellen nicht positiv behaupten läßt, die Germanen hätten allenthalben das wesentlich gleiche Verhalten eingehalten, ebenso wenig aber das Gegentheil. Die Vermuthung dürfte daher dafür sprechen, daß bei der Gleichartigkeit der Vorbedingungen die Ansiedelung sich allerwärts ziemlich ähnlich vollzogen hat und das ziemlich deutlich vor unseren Augen liegende Verfahren der Burgunder als typisch gelten darf.

Die germanischen Völkerschaften auf dem romanischen Boden sind ursprünglich nichts als Heere. Ihre erste Ansiedelung wird betrachtet wie eine Art Einquartierung. Die Heerführer, die germanischen Könige, nehmen dann auch die bürgerliche Verwaltung in die Hand; sie regieren das Land durch die Grafen, die sie einsetzen, an Stelle der ehemaligen römischen Beamten; die Landabtretung ist nicht das eigentlich Fundamentale und Maßgebende, sie ist eine theilweise Ablösung der Steuer-, Lieferungs- und Einquartierungslast. Das Maßgebende und Entscheidende ist, daß vermöge und durch Vermittelung des germanischen Kriegs- und Heerwesens das gesammte germanische Staatswesen mit allen seinen Rechts- und Sozialbegriffen allmählich an Stelle des römischen gesetzt oder ihm eingeimpft wird.

Eine Entwickelungsreihe der neueren Epoche der Geschichte mag eine Parallele zu dieser germanisch-romanischen Staatsbildung liefern, ich meine die Verwaltungs-Organisation des preußischen Staates. Wie die Burgunder und Gothen ursprünglich nichts sind, als das Heer, das um der Beschaffung seiner Bedürfnisse willen auch die bürgerliche Verwaltung und einen Theil des Besitzes in die Hand nimmt, so sind es die ursprünglichen Verpflegungsbehörden der Armee, aus denen die preußische Verwaltung hervor-

gegangen ist. An die Stelle der römischen Staats- und Kommunal-Beamten trat der von seinem König eingesetzte germanische Graf für einen Bezirk, der etwa dem einer alten germanischen Völkerschaft entspricht. Aus den Marsch-, Einquartierungs- und Verpflegungs-Kommissaren der brandenburgischen Armee in und nach dem dreißigjährigen Kriege wurden die Landräthe, die Kriegskammern, das General-Direktorium; aus der Eintreibung der Lieferungen, Leistungen und Steuern für die Erhaltung der Armee erwuchs ein System der fürsorgenden Verwaltung für das ganze Land, aus der brandenburgisch-preußischen Armee der preußische Staat.

Literatur.

Das grundlegende Werk für die Ansiedelung der Germanen ist heute noch Gaupp, Die germanischen Ansiedelungen und Landtheilungen in den Provinzen des Römischen Westreichs. 1844.

Ferner kommen wesentlich in Betracht: Binding, Gesch. d. Burgundisch-roman. Königreichs. 1868.

Alb. Jahn, Die Geschichte der Burgundionen und Burgundiens. 2 Bde. 1874.

G. Kaufmann, Kritische Erörterungen z. Gesch. d. Burgunder in Gallien. Forsch. z. deutschen Gesch. Bd. X.

Von dem großen Werke von Felix Dahn, „Die Könige der Germanen", sind besonders werthvoll für unsern Zweck der 3. Band (1866), der die „Verfassung des ostgothischen Reiches in Italien", der 5. (1870) und 6. (2. Aufl. 1885), die die Geschichte und die Verfassung der Westgothen enthalten.

Das neueste ist R. Saleilles, Sur l'établissement des Burgundes sur les domaines des Gallo-Romains A. d. Revue bourguigonne de l'Enseignement supérieur. 1891 Nr. 1 u. 2, wo auch ein eingehendes Literatur-Verzeichniß gegeben ist.

Die lex Burgundionum oder lex Gundobada ist neu herausgegeben von Binding im ersten Bande der Fontes rerum Bernensium. 1883.

Gingins, sur l'établissement des Burgundes dans la Gaule (Memorie della Academia di Torino Bd. XL, 1838) hat beweisen wollen, daß nicht die einzelnen Aecker, sondern landschaftsweise, nach pagi, zwischen Burgundern und Römern getheilt worden sei. Das ist gewiß unrichtig und nicht nöthig, darauf zurückzukommen, aber ein gewisses Körnchen von Wahrheit war in dieser Auffassung doch enthalten, denn die entgegengesetzte, daß allenthalben die Aecker durchgetheilt und die Burgunder auf diese Weise einzeln über das ganze Land verstreut worden seien, hat sich doch als unrichtig erwiesen. Die gemeinen Burgunder blieben in Gruppen vereinigt, und da sie Arianer wurden, so hielten sie sich noch lange von den Römern

getrennt. Gingins S. 224 erzählt, daß ein Theil der Stadt Arbois „bourg des Faramans“ heiße. Das wird ganz richtig damit zusammengebracht sein, daß hier eine Gruppe Burgunder zusammen angesetzt worden ist; Faramanni sind die Geschlechtsmänner, die Geschlechtsgenossen.

Mancipia.

Bei meiner Auffassung ist vorausgesetzt, daß die „mancipia“, die „Unfreien“, die vertheilt werden, die Kolonen einbegreifen. Daß mancipia nicht bloß eigentliche Sklaven, sondern auch Kolonen bedeuten kann, ist sicher. Tit. VII der lex Burg. gebraucht die Ausdrücke servus, colonus, originarius, mancipium als gleichartig nebeneinandergestellt. Andere Stellen bei Waitz, D. Verf.-Gesch., Bd. II, 173 ff. Schon Eichhorn hat deshalb die mancipia, die die Römer den Burgundern abtreten sollen, einfach mit „Kolonen“ übersetzt. Daß dem wirklich so war, bedarf jedoch eines besonderen Beweises, da die mancipia hier auch die wirklichen Sklaven bedeuten könnten, wie es von den neueren Forschern aufgefaßt worden ist. Ich denke, die Sache wird folgendermaßen liegen. Schlösse der Ausdruck mancipia in der lex Gund. die Kolonen aus, so bezöge sich die Landtheilung ausschließlich auf den im Großbetrieb bewirthschafteten Grundbesitz, von dem die Burgunder $^2/_3$ erhalten, um ihn mit $^1/_3$ der vorhandenen Sklaven zu bewirthschaften. Daß auch von den Kolonatshöfen immer je $^2/_3$ abgetrennt und den Burgundern übergeben worden seien, ist unmöglich, da der Kolon dann nicht wirthschaftlich lebensfähig geblieben sein würde. Jener abgetheilte Großbesitz aber hätte unmöglich genügen können. Die Zahl und Größe solcher Betriebe im Verhältniß zum Kolonatsbetriebe war sicher nicht groß. Die Abtretung des halben Hauses, Hofes und Gartens, ohne die Lieferungen einer größeren Zahl Kolonen, hätte den Burgundern Scheunen ohne Inhalt gegeben. Nothwendig muß deshalb der Ausdruck „mancipia“ hier die Kolonen einschließen.

Das Edikt Theoderichs des Ostgothen, § 142, erlaubt, daß die Herren rustica mancipia, etiamsi originaria sint (Kolonen), vom Gute entfernen und beliebig verkaufen.

Dahn IV, 96 legt das so aus, daß die Gothen, was auch sonst bezeugt ist, sehr viele Sklaven mitbrachten, die sie z. Th. auf den Kolonen-Höfen anzusiedeln wünschten; sie setzten deshalb durch, daß sie mit den bisherigen Kolonen nach Belieben verfahren durften.

Theilung des Großbesitzes.

Die Thatsache, daß nur der burgundische Optimat mit dem römischen Optimaten theilte, erfährt auch dadurch eine Bestätigung, daß im burgundischen wie im westgothischen Gesetz die Wälder bei der Theilung besonders betont werden. Besitz von Wäldern pflegt nicht mit Klein-Grundbesitz verbunden zu sein.

Dahn, Könige, VI, 168, sagt:

„Der Stand der Gemeinfreien (Westgothen) blätterte sich in drei Schichten ab: die höchste steigt in stets flüssiger Bewegung zum herrschenden Adel auf, eine verschwindend kleine Minderzahl hält eine bedeutungslose Mitte, und weitaus die Meisten sinken als „geringe", „niedere", „kleine", d. h. aber arme Leute auf und unter das Niveau der Unfreien herunter."

Diese Herabsinkenden sind doch sicherlich nie mittlere Gutsbesitzer gewesen.

Theilung des Hauses und Hofes.

Merkwürdiger Weise ist im Tit. 45 der lex Burg. das Haus als Theilungs-Objekt nicht erwähnt; ebenso wenig in der lex Visigoth. Man hat daraus geschlossen, daß der Römer es in der That ganz behalten und der Germane sich ein eigenes gebaut habe. Das ließe sich hören, da die dauernde Theilung des Hauses, das wir uns als ein ziemlich festes Schloß vorzustellen haben, große Unzuträglichkeiten mit sich führen mußte. In den römischen Einquartierungs-Vorschriften ist freilich gerade die Theilung des Hauses sehr genau geregelt, aber das war doch immer nur etwas Vorübergehendes, und so gewiß die Landtheilung an die überlieferten Formen der Einquartierung anknüpfte, so ist sie doch auch wieder etwas sehr anderes, nicht nur, weil jetzt das Land in die Theilung einbezogen wird, sondern vor Allem, weil es sich nicht mehr um einen vorübergehenden, sondern um einen Dauerzustand handelt.

Fast noch schwieriger als die Theilung des Hauses scheint mir nun aber die Theilung des Hofes mit den Ställen und Scheuern. Die Germanen sahen den Hof als einen fest umgrenzten Ort an. Lex Bajuv. XI, § 1: Si quis in curte alterius per vim contra legem intraverit. Lex Alam. (lib. III) C § 3: Si in Curte aliena ingressus fuerit. Lex Visig. VIII, 1 § 4: Quicumque dominum . . . intra domum vel curtis suae januam incluserit. Ich habe deshalb lange geschwankt, ob wirklich eine Theilung des Hofes bei den Burgundern anzunehmen sei. Die Stelle Tit. 54, 2 lautet „quoniam sicut jam dudum statutum est, medietatem silvarum ad Romanos generaliter praecipimus pertinere, simili de curte et pomariis circa faramannos conditione servata: id est ut medietatem Romani estiment praesumendam". Ich habe erwogen, ob man hier nicht „curte" in kollektivem Sinn auffassen könne, als die Gesammtheit der Kolonen-Höfe, von der die Hälfte abgetreten werden solle. Aber bei aller Mißachtung korrekter lateinischer Sprachformen in diesem Gesetz scheint mir eine solche Auslegung doch nicht angängig. Es muß dabei bleiben, daß der Herren-Hof gemeint und realiter getheilt worden ist. Dann ist aber auch das Haus einbegriffen.

Die beiden hospites.

Gaupp, Binding, Jahn, Kaufmann sind darin einig, immer einem römischen hospes einen Burgunder gegenüberzustellen, der mit jenen getheilt

hat. Saleilles hat dagegen darzuthun gesucht, daß mehrere Titel der lex Gundobada, besonders Tit. 67, nicht anders verstanden werden können, als daß mehrere burgundische hospites einem Römer gegenüberstehen. Das trifft mit unserer Auffassung zusammen. Tit. 67 lautet: „Quicumque agrum aut colonicas tenent, secundum terrae modum vel possessionis suae ratam sic silvam inter se noverint dividendam. Romano tamen de silvis medietatem in exartis servata". Binding hält den zweiten Satz für interpolirt.

Entgegenzustehen scheinen Tit. 13 und Tit. 31. Tit. 13 lautet: „Si quis tam Burgundio quam Romanus in silva communi exartum fecit aut fecerit, aliud tantum spatii de silva hospiti suo consignet et exartum, quem fecit, remota hospitis commotione (communione) possideat". Tit. 31 lautet: „Quicumque in communi campo nullo contradicente vineam fortasse plantaverit, similem campum illi restituat, in cujus campo vineam posuit". In beiden Titeln sind offenbar nur zwei Mitbesitzer des communis campus vorausgesetzt. Die Erklärung wird sein, daß an gemeine Burgunder, die Wälder roden oder Weinberge anlegen könnten, noch gar nicht gedacht wird. Zu dieser Höhe der Wirthschaftlichkeit verstiegen sich höchstens Vornehme. Der gemeine Geschlechtsgenosse (faramannus), der mit 20 oder 30 anderen in einem Dorfe angesiedelt war und mit diesen zusammen Anspruch auf die Hälfte der gemeinsamen Weide und des gemeinsamen Waldes hatte, hätte daraus allerdings nicht beliebig ein Stück für sich okkupiren, einen Weinberg anlegen und den römischen Mitbesitzer durch ein ebensolches Stück abfinden können und noch weniger umgekehrt der Römer die sämmtlichen Burgunder.

Daß sich überhaupt das Bedürfniß nach solchen Bestimmungen, die sich ähnlich bei den Westgothen finden, aufkam, wird wohl weniger von dem Wirthschaftseifer der Germanen herzuleiten sein, als von dem Bedürfniß der Römer, die sich für abgetretenes Ackerland durch Neurodungen in dem gemeinsam gebliebenen Walde zu entschädigen suchten.

Burgundiones, qui infra venerunt.

Tit. 107. Add. II, § 11 der lex Burg. lautet: „De Romanis vero hoc ordinavimus, ut non amplius a Burgundionibus, qui infra venerunt, requiratur, quam ad praesens necessitas fuerit, medietas terrae. Alia vero medietas cum integritate mancipiorum a Romanis teneatur: nec exinde ullam violentiam patiantur". Die Burgunder, „qui infra venerunt" können nicht wohl andere als nachträgliche Einwanderer sein. Was aber ist die terra, von denen ihnen die Hälfte ohne Unfreie gegeben werden soll? Die Hälfte einer Kolonen-Stelle? Unmöglich aus den mehrfach dargelegten Gründen. Die Hälfte eines Großbetriebes? Das wäre sehr viel gewesen, hätte aber dem Einzögling ohne Sklaven nicht viel genützt. Paßte der Graf, in dessen Gau er sich niederlassen wollte oder sollte, das ihm zuzuweisende Gut seinen eigenen wirtschaftlichen Kräften an, suchte also für einen wohlhabenderen Mann, der selbst mit einigen Knechten, Vieh und

Geräthen angerückt kam, ein größeres, für einen fast Besitzlosen ein Kolonengut zum Theilen aus? Das wäre doch eine unerträgliche Willkür gewesen, die noch dazu gerade die reichsten Römer von vornherein von dieser Belastung frei ließ.

Ich denke, es wird etwa so vorzustellen sein. Die Burgunder, die nachträglich kamen, waren entweder Einzelne, wohl meist solche, die als Söldner eine Zeit lang in römischem Dienst in Italien oder Konstantinopel gelebt hatten, oder ganze Geschlechter oder Bruchtheile von solchen. Die Einzelnen wurden nicht besonders angesiedelt; sie traten entweder nunmehr in den Dienst eines burgundischen Großen oder sie suchten ihr Geschlecht und ihre Familie auf und wurden von und bei diesen untergebracht. Von diesen Fällen handelt unser Paragraph nicht; er bezieht sich vielmehr auf ganze Gruppen, die noch aus Deutschland nachrückten. Diesen wurde nachträglich ein Gut aus dem Besitz eines römischen Großen angewiesen, und jede burgundische Familie erhielt hier, wie bei den früheren Vertheilungen, einen Kolonen-Hof, resp. ein entsprechendes Stück des Herren-Ackers als freien Besitz. Die exmittirten Kolonen brachte der Herr anderswo unter. Die Hälfte, die der Römer abtreten soll, bedeutet „höchstens die Hälfte", nicht die Hälfte schlechtweg, denn das würde ja, je nach der zufälligen Zahl der Ansiedler und der Größe des Gutes zu unerträglichen Ungleichheiten führen. Bei der ursprünglichen Ansiedelung waren die $^2/_3$ immer wirklich abgetreten und der etwaige Ueberschuß dem Hunno oder sonstigen Anführer der Gruppe zugefallen, der daraus, wie wir sahen, für gewisse Kriegs-Bedürfnisse zu sorgen hatte und dabei für sich selbst eine hohe wirthschaftlich-soziale Stellung gewann. Den Nachkömmlingen gewährte man diesen Vortheil nicht mehr. Sollten sie zum Kriege aufgeboten werden, so fiel die Last, sie auszurüsten, dem Grafen zu.

Königliche Schenkung und hospitalitas.

Tit. 54 der lex Burg. schreibt vor, daß derjenige, der durch die Freigebigkeit des Königs Land und Leute erhalten hätte, nicht außerdem „ex eo loco, in quo ei hospitalitas fuerat delegata", jene zwei Drittel und ein Drittel Sklaven in Anspruch nehmen dürfe. Inwiefern konnte Jemand, dem der König ein Gut geschenkt hatte, wo er auch wohnte, noch anderswo hospes sein? Zwei Auslegungen scheinen möglich.

Es könnte sein, daß der Begriff des hospes sich bereits sehr gewandelt hatte, so daß er nicht den wirklich Einquartierten bedeutete, sondern denjenigen, der auf gewisse Leistungen wie ein Einquartierter Anspruch hatte. So war der Umweg, daß die Possessoren ihre Leistungen erst einer Centralstelle zuführten und diese sie dann an die Hundertschaften vertheilte, vermieden. Die Hundertschafts-Führer (oder Theil-Führer) gingen direkt an die Verpflichteten, mißbrauchten aber dies Recht unter Umständen, von ihnen die Landabtretung zu fordern.

Die andere und doch wohl bessere Auslegung ist, daß die hospitalitas hier eine Einquartierung in altem Sinne bedeutet, die stattgefunden hatte, ehe der Betreffende sein Landgeschenk vom König erhalten. Indem er dieses in Besitz nahm, behauptete er doch noch sein Quartierrecht, wo er es eben gehabt hatte, und leitete hieraus dann den Theilungs-Anspruch ab.

Mittelbar geht übrigens aus dieser Bestimmung auch hervor, daß thatsächlich nicht das ganze Landgebiet, sondern nur gewisse ausgewählte Güter aufgetheilt wurden; denn der Titel nimmt ja an, daß die Römer ungerechter Weise zur Theilung gezwungen worden seien. Das können nicht etwa einzelne bevorzugte Leute gewesen sein, denn dieselben Verhältnisse oder Beziehungen, die ihnen diesen Vorzug verschafften, hätten sie sicherlich auch gegen die widerrechtliche Beraubung geschützt. Die Bestimmung ist nur verständlich, wenn es solcher Römer, die nicht zu theilen brauchten, ganze Klassen oder Gruppen gab.

Drittes Buch.

Kaiser Justinian und die Gothen.

Erstes Kapitel.

Das Heerwesen Justinians.

Während wir über die Geschichte des zweiten und dritten Jahrhunderts sehr dürftig unterrichtet sind, hat uns im vierten, von der Schlacht bei Straßburg bis zur Schlacht bei Adrianopel, Ammianus Marcellinus die Möglichkeit eingehenderer Kenntniß und Betrachtung geboten. Das fünfte Jahrhundert ist wieder einsilbig, im sechsten aber erscheint noch einmal ein historischer Erzähler im großen Stil, Procop von Cäsarea, dem, mit seinem Fortsetzer Agathias, wir die Geschichte der Kriege Belisars und Narses' verdanken, die Erzählung von dem Untergang der Vandalen und Ostgothen.

Procop war der Sekretär Belisars und hat einen großen Theil der Kriege im Gefolge des Feldherrn mitgemacht. Er ist nicht nur vorzüglich unterrichtet, sondern hat sich an den größten Mustern gebildet und sie nachgeahmt, Herodot und Polybius. Sein kritisches Vermögen ist gering, aber das thut seinem Quellenwerth noch nicht so sehr viel Eintrag; nicht nur ist es ja bei Herodot dasselbe, sondern selbst bei Polybius haben wir die kritische Kraft erheblich geringer gefunden, als bisher allgemein angenommen worden ist. Wenn nun aber, auch abgesehen von diesem Mangel, Procop Manches vermissen läßt und als Quelle nicht ganz so viel und so Reines giebt, wie man hoffen dürfte, so liegt das, so weit es die Zwecke dieser unserer Untersuchungen betrifft, nicht etwa an Unwahrhaftigkeit (die freilich auch nicht ganz auszuschließen ist) oder Einseitigkeit.[1]) Aber es ist, wenn auch die Rhetorik, die aus

[1]) A. Auler, de fide Procopii in sec. bello Persico Justiniani I imp. enarrando. Diss. Bonn. 1876.

Tacitus einen militärisch fast unbrauchbaren Schriftsteller gemacht hat, verschwunden ist, doch die Neigung geblieben, daß der Schriftsteller, statt die Dinge selber reden zu lassen, sich bestrebt eindrucksvoll zu schildern, selbst auf Kosten der objektiven Vorgänge. Man fühlt sich oft genug bei Procop an die Erzählungen Herodots erinnert, und bliebe es dabei, so würde er als Quelle viel werthvoller sein als der Vater der Historie, da dieser doch nur aus dem Volksmunde, Procop aber aus dem Augenschein und direkt bei den handelnden Personen, den Feldherren schöpfte. Aber zuletzt sind wir bei Herodot doch öfter der Wahrheit näher, als bei Procop, weil jener sich der eigenen Zuthat enthält, während Procop nach dem Maße seiner Einsicht Zusammenhänge zu schaffen und Bilder, man möchte sagen, Tableaus zu geben bestrebt ist. Ich möchte die beiden Darstellungen vergleichen mit einem natürlichen und einem stilisirten Pflanzen- oder Thierbilde: jenes giebt die Natur wieder, so gut es der Künstler vermocht hat; dieses, in bestimmte Formen gepreßt, läßt die Natur nur noch mittelbar erkennen. So nahe Procop den Dingen stand und so hoch sein Werk zu schätzen ist, so darf er als Quelle doch nur mit aller Vorsicht und Umsicht benutzt werden.[1])

Die Umwandlung der alten Kaiser-Legionen in Söldnerbanden, die wir im vierten Jahrhundert wohl erschließen und beobachten, aber bei dem Stande der Quellen doch nur wie durch einen Schleier erkennen konnten, liegt dank der Erzählung Procops im sechsten Jahrhundert im hellen Licht der Geschichte deutlich vor unseren Augen.[2]) Die Feldherren und Generale sind, wie man treffend bemerkt hat, zugleich Condottieri im Sinne einer späteren Epoche: sie haben Truppen um sich, die auf ihren eigenen Namen geworben sind; Hypaspisten, buccellarii werden sie genannt. Als „Leibwachen" kann man sie nicht wohl bezeichnen, da die Zahl oft mehrere tausend Mann beträgt. Eine „Wache" ist auch nicht der Sinn der Institution, die vielmehr darauf beruht, daß das Söldner-

[1]) Derselben Zeit wie Procop gehören zwei theoretische Schriften an, die an sich nicht viel geben, aber für die Kontrolle, Ergänzung und auch Widerlegung Procops wichtig sind. Es ist eine Schrift des Urbicius (Orbikios) und ein Anonymus περὶ στρατηγικῆς. Ueber Beide Jähns, Gesch. d. Kriegswissensch. I, S. 141 ff, und Rüstow-Köchly, Griechische Kriegsschriftsteller II. 2.

[2]) De Justiniani Imperatoris aetate quaestiones militares scripsit Conradus Beniamin. Berlin. Dissert. 1892. W. Weber.

wesen sich leichter administrirt, wenn der Führer zugleich der Unternehmer, der Mittelsmann für das Geschäft des Kriegsdienstes ist. Die eigentlich-persönliche Umgebung des Feldherrn bilden die Doryphoren, die man zugleich als Stab, Adjutanten, Ordonnanzen und Leibwache bezeichnen kann. Neben den Korps der Hypaspisten, deren nationale Zusammensetzung nicht erhellt, finden wir in den Heeren Justinians Landsmannschaften der verschiedensten Art: Hunnen, Armenier, Isaurier, Perser, Heruler, Langobarden, Gepiden, Vandalen, Anten, Slaven, Araber, Mauren, Massageten.

Die operirenden Heere sind ganz klein. 25000 Mann hatte Belisar, als er seinen Sieg über die Perser bei Daras erfocht (530). Mit nicht mehr als 15000 Mann landete er in Afrika, und von diesen 15000 genügten die 5000 Reiter, die dabei waren, die Vandalen im freien Felde zu besiegen. Noch kleiner ist das Heer, mit dem Belisar nach Italien ging, um das ostgothische Reich — 11 Jahre nach dem Tode Theoderichs — zu zerstören: es waren nicht mehr als 10—11000 Mann. Mit allem Nachschub im Laufe von fünf Jahren sind es doch zuletzt nicht mehr als etwa 25000 Mann, die thatsächlich die Gothen-Herrschaft in Italien 539 gestürzt haben, und kaum so viel hatte Narses, als er nach der Wiedererholung der Gothen zur Bekämfung des Totilas über das Meer ging; in der entscheidenden Schlacht bei Taginä mag er etwa 15000 Mann stark gewesen sein.

Ein zeitgenössischer Schriftsteller, Agathias (V, 13), berechnet, daß das römische Gesammtheer 645000 Mann hätte stark sein müssen, daß jedoch unter Justinian thatsächlich nur 150000 Mann vorhanden gewesen seien.[1]) Die erstere Berechnung mag sich auf irgend welche alten Etats nach Art der notitia dignitatum stützen und ist ohne Werth für uns; die zweite scheint nicht unglaublich, wenn wir uns erinnern, daß wir das Heer des Augustus auf etwa 225000, das der Severe auf etwa 250000 Mann berechnet haben, (Bd. II, 170, 228), und daß die Hälfte des Reichs verloren gegangen war. Vergleichen wir aber die Stärke der Heere, die thatsächlich im Felde erscheinen, deren Zahlen uns gut überliefert sind und untereinander harmoniren, so erkennen wir, daß 150000 Mann, als wirkliches stehendes Heer aufgefaßt, schon viel zu viel sind.

[1]) Mommsen, Hermes 24, 258.

Liegt eine urkundliche Berechnung überhaupt zu Grunde, so kann sie nicht anders gemeint sein, als daß alle Grenzer,[1]) die limitanei, die für die eigentlichen Operationen nicht verwendbar waren, mitgezählt sind.

Höchst charakteristisch für die Zusammensetzung der Heere dieser Zeit, die verschiedenartigen Völker, die dabei zusammenkamen, und die Bezeichnung der Truppentheile, nicht nach Legions-Nummern oder einem sonstigen Schematismus, sondern nach den Führern, denen sie gehören, ist die Erzählung Procops (IV, 26) von der Mobilmachung des Heeres, mit dem Narses den entscheidenden Schlag gegen Totilas führen sollte und geführt hat. Sie lautet[2]):

„Narses brach von Salona auf und zog gegen Totilas und die Gothen mit dem ganzen römischen Heer, das gewaltig groß war; der Kaiser hatte ihm nämlich entsprechend reiche Mittel zur Verfügung gestellt. Deshalb konnte er nun einerseits ein sehr stattliches Heer sammeln und für die übrigen Kriegsbedürfnisse ausreichend sorgen; andererseits war er auch fähig, den Soldaten in Italien alle Rückstände zu zahlen, die der Kaiser ungebührlich lange Zeit sich hatte ansammeln lassen, statt ihnen, wie es Gebrauch war, den festgesetzten Sold aus der Staatskasse zu zahlen. Er hatte sogar soviel, daß er auch Diejenigen, die zu Totilas übergelaufen waren, umstimmen konnte und sie, durch diese klingenden Lockmittel zahm gemacht, dem Reiche wieder gewonnen wurden. Während also der Kaiser Justinian diesen Krieg Anfangs ohne rechten Eifer geführt hatte, machte er jetzt ganz zuletzt bedeutende Anstrengungen. Denn als Narses merkte, daß er nach Italien gehen sollte, zeigte er einen Ehrgeiz, wie er sich für einen Feldherrn geziemt, und erklärte dem Kaiser, als dieser ihn aufforderte, er werde ihm nur dann zu Willen sein, wenn er ausreichende Streitkräfte zu seiner Verfügung erhielte. Auf diese Weise bekam er Geld, Leute und Ausrüstungs-

[1]) Justinian hat noch gesucht, die Institution der „Grenzer" aufrecht zu erhalten, und sie in Afrika neu organisirt. Das betreffende Edikt ist sogar in den codex übergegangen und uns dadurch erhalten. Mommsen, Hermes XXIV, S. 200. Aber der Sold, der diesen Leuten neben dem ihnen angewiesenen Acker zustand und versprochen war, konnte ihnen nicht gezahlt werden; die flüssigen Mittel waren anderweit zu sehr in Anspruch genommen. Schließlich scheint Justinian ihnen mit der Löhnung auch den Charakter als Soldaten entzogen zu haben. Procop, hist. arc. 24 nach Mommsen, Hermes XXIV, 199. Andere beziehen das nur auf den Orient.

[2]) Nach der Uebers. v. Coste in den Gesch.-Schreib. d. deutschen Vorzeit.

material vom Kaiser, wie sie der Würde des römischen Reiches angemessen waren, und brachte mit unermüdlicher Energie ein stattliches Heer zusammen: sowohl aus Byzanz nahm er zahlreiche Soldaten mit, als er auch aus Thracien und Illyrien eine große Menge an sich zog. Johannes schloß sich ebenfalls ihm an mit seinen eigenen Truppen und denen, die sein Schwiegervater Germanus hinterlassen hatte. Ferner ließ sich der Langobardenkönig Auduin durch reiche Geschenke des Kaisers Justinian und den abgeschlossenen Bundesvertrag bestimmen, von seiner eigenen Gefolgschaft 2500 tapfere Krieger auszusuchen und zur Unterstützung abzusenden, denen er über 3000 Mann als Knappen mitgab. Dann gingen mit Narses über 3000 Mann vom Volk der Heruler, die unter anderen Philemuth befehligte, zahlreiche Hunnen, Dagisthäus mit seinem Gefolge, der deshalb aus dem Gefängniß entlassen wurde, viele persische Ueberläufer unter Kabades, dem Sohn des Zames und Enkel des Perserkönigs Kabades, der, wie ich früher erzählt habe, mit Hilfe des Chanaranges den Nachstellungen seines Oheims Chosroes entgangen war und damals zu den Römern übergetreten war; ferner Asbad, ein junger Gepide von hervorragender Tapferkeit, mit 300 seiner Landsleute, die ebenfalls tapfere Krieger waren; der Heruler Aruth, der von Jugend auf römisch erzogen war und die Tochter des Mauritius, des Sohnes des Mundus, zur Gattin genommen hatte und, selbst ein kühner Degen, zahlreiche Heruler von gleicher Tapferkeit um sich hatte; endlich Johannes, mit dem Beinamen der Fresser, der früher schon öfter erwähnt wurde, mit einer Schaar kriegstüchtiger Römer. Narses selbst war von großartiger Freigebigkeit und hatte für jeden Bittenden eine offene Hand; da er vom Kaiser reich ausgestattet war, folgte er seiner Neigung zum Geben um so mehr. Weil nun schon von früher her viele Offiziere und Soldaten ihn als ihren Wohlthäter verehrten, so drängten sich alle, sobald seine Ernennung zum Oberfeldherrn gegen Totilas und die Gothen bekannt geworden war, mit wahrem Feuereifer, um ihm zu dienen, theils um alte Dankesschulden abzutragen, theils in der Erwartung, wie natürlich, reiche Belohnung bei ihm zu verdienen. Vornehmlich waren die Heruler und die übrigen Barbaren ihm wohlgesonnen, deren Gunst er sich durch besondere Freigebigkeit gesichert hatte."

Von Römerthum spürt man in dieser Schilderung wohl kaum noch einen Hauch, aber man braucht nur einige Namen zu versetzen, um zu glauben, man lese, wie Wallenstein, von Neuem zum Kaiser berufen, das große Heer gegen Gustav Adolf aufbrachte.

Die unmittelbare kriegerische Leistung, die Kampf-Leistung dieser bunten Schaaren ließ gewiß nichts zu wünschen übrig. Ihr Grundfehler ist neben der geringen Zahl, — dieses als so gewaltig geschilderte Heer des Narses war, um es noch einmal zu sagen, Alles in Allem 25 000 Mann stark — der Mangel an Disziplin.

Von dem Augenblick an, wo das alte römische Heer in das barbarische überzugehen beginnt, ertönen die Klagen über die Ansprüche der Soldaten und den Schaden, den sie dem Lande zufügen. Der Kaiser Pescennius Niger († 194) befahl, wie wir es dreist übersetzen dürfen, daß die „Soldaten mit ihrem Commißbrode zufrieden sein sollen" („buccellato jubens milites et omnes contentos esse")[1]), und ebenso Aurelian († 275) (Nemo pullum alienum rapiat, ovem nemo contingat. Uvam nullus auferat, segetem nemo deterat, oleum, sal, lignum nemo exigat, annona sua contentus sit)[2]). In den Heeren des sechsten Jahrhunderts wurde von solchen Kleinigkeiten wohl kaum noch ein Aufhebens gemacht.

Procop preist es als ein halbes Wunder und außerordentliches Verdienst Belisars, daß die Römer in Ordnung in Karthago einrücken, „während sonst die römischen Truppen nie ohne Unruhe in die eigenen Städte einrücken, wenn ihrer auch nur 500 beisammen sind". Dieses selbe Heer aber ergiebt sich nach der Eroberung des vandalischen Lagers solcher Zuchtlosigkeit und vergißt in solchem Maß aller Scheu vor dem Feldherrn, daß Procop fürchten muß, bei einem Angriff der Feinde wäre nicht ein Mann entkommen. Ganz ebenso zuchtlos und ungehorsam benimmt sich nachher das Heer des Prinzen Germanus. Belisar zittert wegen der Zuchtlosigkeit der Seinen für Neapel, und Narses muß nach seinem Siege vor Allem seine langobardischen Hülfstruppen nach Hause schicken.[3])

Die Garnison, die Belisar in Rom zurückgelassen hatte, erzählt Procop (III, 30), warf ihrem Kommandanten Konon vor (548), er

[1]) Spartian cap. 10.

[2]) Vopiscus cap. 7.

[3]) Dahn, Procop v. Cäsarea, S. 395.

habe ſich bei den Lieferungen zu ihrem Schaden bereichert, ermordete ihn und ſchickte einige Prieſter als Geſandte an den Kaiſer, um zu erklären, ſie würde zu Totilas und den Gothen übergehen, wenn ihr nicht Amneſtie gewährt und der rückſtändige Sold in einer beſtimmten Friſt ausgezahlt würde. Der Kaiſer bewilligte und erfüllte die Forderung.

Thatſächlich ging ein ſehr großer Theil der Soldaten, mit denen Beliſar Italien erobert hatte, zu den Gothen über, als nach ſeiner Abberufung die römiſche Herrſchaft wieder zerfiel und Totilas das Gothenreich herſtellte.

Als Totilas Centumcellä belagerte (549) ließ er der römiſchen Garniſon ſagen, vom Kaiſer habe ſie Hülfe und Entſatz nicht zu erwarten; er biete ihr an: freien Abzug nach Byzanz oder gleichberechtigten Eintritt in das Gothenheer. Dieſen Uebertritt lehnten die Söldner ab, da ſie ihre Weiber und Kinder im römiſchen Reich hätten, von denen ſie ſich nicht ſcheiden wollten; auch die ſofortige Uebergabe könnten ſie nicht zugeſtehen, weil ſie keinen ſtichhaltigen Grund dafür hätten, da ſie doch im Dienſt des Kaiſers bleiben wollten. Sie ſchloſſen aber einen Vertrag, daß ſie zum Kaiſer ſchicken und ihre Lage darſtellen wollten; wenn dann doch bis zu einem beſtimmten Tage keine Hülfe gekommen ſei, ſo wollten ſie die Stadt übergeben.

Nicht nur zu Germanen gingen kaiſerliche Söldner, ſelber meiſt Germanen, über, ſondern ſogar zum Perſerkönig. Zweimal (b. Pers. II, 7. II, 17) berichtet uns das Procop. So lange ſie im römiſchen Reich waren, konnten die germaniſchen Krieger immer noch hoffen, Anſchluß an Landsleute oder auch einmal wieder eine Berührung mit der Heimath zu finden: das Ueberlaufen zu den Perſern zeigt uns, wie dieſes Söldnerthum jede Faſer eines nationalen oder ſozialen Zuſammenhanges abgeſchnitten hat.

Umgekehrt waren aber auch die Gothen des Witiges und Totilas bereit, wenn es ſich denn ſo mache und nicht anders ſei, wieder in den Dienſt des Kaiſers zu treten. Als ſeine Krieger hatten ſie ja Italien erobert, und ſelbſt Theoderich hatte ſich immer noch zu einer gewiſſen Unterordnung unter den Kaiſer bekannt. Mit den gefangenen Vandalen und Gothen konnte der Kaiſer nichts Beſſeres thun, als ſie nach Meſopotamien ſchicken, damit ſie dort für ihn gegen die

Perſer kämpften[1]), und übergetretene Perſer kämpften in Italien gegen die Gothen.

Der ſtärkſte Ausdruck dieſes von jedem natürlichen Boden losgeriſſenen, nur in ſich ſelbſt ruhenden Kriegerthums iſt der in der Weltgeſchichte einzig daſtehende Vorgang, daß die Gothen, als ſie einſahen, Beliſar nicht länger widerſtehen zu können, ihm ſelber, dem feindlichen Feldherrn, ihre Königskrone antrugen. Es macht wenig aus, ob man ſagt, es war nicht ſowohl die Königskrone der Gothen, als das Kaiſerthum des Weſtens, das Beliſar angeboten wurde: der Gedanke, daß der kaiſerliche Feldherr nicht nur zu ihnen übergehe, ſondern daß das Gothenvolk ihn ohne Weiteres als Herrn annehmen und ſich ſeiner Führung anvertrauen könne, zeigt, daß von einem politiſchen Gedanken kein Schimmer bei ihnen vorhanden war. Beliſar freilich war nicht bloß treu, ſondern auch klug genug, ſich zu ſagen, daß eine ſo in die Luft gebaute Herrſchaft keinen Beſtand haben könne, daß er ſelbſt dabei kein Heil finden werde, und benutzte den Antrag, um den Gothen ihre letzte feſte Poſition zu entreißen.

Heere von ähnlicher Zuſammenſetzung wie diejenigen Juſtinians waren bereits die des alten Karthago. Aus Afrikanern, Spaniern, Balearen und Galliern beſtand das Heer Hannibals, und auch ihm iſt es geſchehen, daß ein Theil ſeiner numidiſchen Reiter zu den Römern überlief, und die Gallier, die ihm nicht folgen wollten, als er nach Afrika zurückging, ließ er niederhauen. Wenn das nur Zwiſchenfälle geweſen ſind und im Weſentlichen der große Punier ſeine Barbaren feſt in der Hand behalten hat, ſo iſt das nicht bloß Verdienſt der Perſönlichkeit, ſondern noch anderer Verhältniſſe. Was hätten die Barbaren, die von ihm abgefallen wären, für Ausſichten gehabt? Ein kleiner Theil hätte Verwendung gefunden als römiſche Hülfstruppe, die meiſten hätte Rom ſchleunigſt in die Heimath expedirt. Denn noch focht Rom ſeine Kriege mit ſeinen eigenen Kräften aus, und der Senat wußte ſehr gut, was es bedeutet hätte, wenn er ſtatt der eigenen Legionen nur noch Barbaren ins Feld geſchickt hätte. Man kann alſo ſagen: mittelbar ſind es die nationalen römiſchen Legionen, die die Barbaren im karthagiſchen Lager zwingen, bei ihrer Pflicht zu beharren und der Fahne des Kriegs-

[1]) Procop, b. Pers. II, 17. II, 18. b. Vand. II, 14.

herrn, deſſen Ruf ſie einmal gefolgt ſind, treu zu bleiben: der innere Zuſtand des einen Heeres wirkt auf den des anderen, des feindlichen zurück. Seit dem vierten nachchriſtlichen Jahrhundert, ſeit dem Verſchwinden der Legionen, wird Alles anders. Die barbariſchen Söldner fühlen ſich jetzt als die Herren: wehe dem Fürſten oder dem Feldherrn, der es wagen ſollte, es durch Strenge mit ihnen zu verderben!

Faſt noch gefährlicher als die Unzuverläſſigkeit und Indisziplin der Soldaten iſt der ungenügende Gehorſam der Führer, denen gegenüber der Feldherr keine Macht hat, ſeinen Willen durchzuſetzen, da die Truppen ja meiſtens nicht dem Kriegsherrn direkt, ſondern eben ihren Führern gehören, ſei es als ihren nationalen Häuptlingen, ſei es als den Condottieren, die ſie mit ihren eigenen Mitteln angeworben haben. Immer wieder erzählt uns Procop, wie Beliſar in Meſopotamien wie in Italien ſeine Kriegspläne nicht durchführen kann, weil Untergenerale ihm den Gehorſam verſagen.

In den Heeren des klaſſiſchen Alterthums finden wir eine prinzipielle und ſcharfe Trennung der Waffengattungen: wir haben die Hopliten, die ſchwere Infanterie, die den Kern der Heere macht, daneben die leichte, Bogner oder Schleuderer. Wir haben neben der Infanterie die Kavallerie, meiſt mit der blanken Waffe, ſeltener berittene Bogenſchützen. In den Heeren Juſtinians haben wir dieſelben Waffen, daneben auch Streitäxte oder ſonſtige nationale Waffenarten bei den verſchiedenen Kontingenten, aber nicht mehr Waffengattungen. Die geſammte Infanterie wie Kavallerie hat den Bogen angenommen; Fernwaffen und Nahwaffen, leichte und ſchwere Infanterie gehen in einander über. Ja, Infanterie und Kavallerie ſind nicht mehr ganz geſchieden, die Infanterie ſetzt ſich zu Pferde, und die Kavallerie ficht zu Fuß. Die vorwiegende und entſcheidende Waffe aber ſind die Berittenen. Selbſt als Beliſar aus dem belagerten Rom eine Ausfalls-Schlacht liefern will, will er nur Reiter dazu verwenden. Denn, erzählt Procop (I, 28), die meiſten ſeiner Infanteriſten hatten ſich mit Beutepferden beritten gemacht und zogen es vor, zu Pferde zu dienen. Der Reſt war zu gering, um eine ordentliche Phalanx zu bilden. Nur auf den beſonderen Wunſch zweier Führer nahm endlich Beliſar auch dieſe Infanterie mit in die Schlacht. Bei Taginä aber ſtellte Narſes bageſeſſene Reiter in ſein Centrum.

Procop weiß, daß das Alterthum die blanke Waffe höher gestellt hatte als den Pfeil, den Nahkämper dem Fernkämpfer vorgezogen. Er will diesen Vorzug nicht gelten lassen (bell. Pers. I, 1), da der Bogner seiner Zeit etwas ganz Anderes geworden sei: er sei beritten, völlig gewappnet, trage außer dem Bogen und den Pfeilen auch noch ein Schwert und vielleicht auch noch einen Spieß, und endlich sei der Pfeilschuß jetzt viel stärker, da der Schütze die Sehne bis ans Ohr ziehe und nicht bloß bis an die Brust. An anderer Stelle (I, 18) erzählt er, daß die Perser zwar viel schneller schössen, als andere Völker, aber zu schwach, mit schlaffer Sehne, so daß sie, im Unterschied von den Geschossen der Römer, dem gewappneten Mann keinen Schaden thäten. Diese ganze Betrachtung ist als thatsächlich unrichtig abzulehnen und gehört in dieselbe Kammer mit den weichen Schwertern der Gallier, die man nach jedem Hiebe erst wieder gerade biegen mußte, von denen uns Polybius erzählt. (Vgl. Bd. I, S. 272.) Die asiatischen Bogner[1]) sind von je berühmt gewesen, und es ist nicht anzunehmen, daß seit den Tagen des Kambyses die Perser und Parther in der Kunst des Schießens, die bei ihnen von je der Nationalsport gewesen war, weniger als irgend ein anderes Volk geleistet hätten. Dio Cassius berichtet (40, 22) ausdrücklich, daß die Pfeile der Perser auch durch Schild und Rüstung gedrungen seien, und eine Abbildung Chosru II. zeigt uns den König, wie er jagend die Sehne seines Bogens bis hinter das Ohr zurückzieht.[2])

Procops Betrachtungen sind die Wiedergabe von Lager-Unterhaltungen mehr ruhmrediger als scharfsinniger oder historisch gebildeter Soldaten: das eigentliche Problem ist darin gar nicht berührt. Auch der beste Schütze mit dem besten Bogen, sei er Perser oder Römer, wird nur selten und aus sehr großer Nähe eine Rüstung wirklich durchschossen haben. In der „Anleitung zum Bogenschießen", die gerade aus dieser Zeit stammt,[3]), wird vorgeschrieben, auf eine feindliche Linie nicht geradeaus zu schießen

[1]) Vgl. Bd. I, S. 49. Luschan „Ueber den antiken Bogen". Festschr. f. Benndorf, 1898. Jähns, Trutzwaffen, das ganze sehr instruktive Kapitel über den Pfeilbogen, dritte Stufe.

[2]) Reproduktion bei Diehl, Justinien et la civilisation byzantine. S. 209.

[3]) Köchly und Rüstow, Griech. Kriegsschriftsteller II, 2, S. 201. Sie gehört zu der Schrift des Anonymus.

(es sei denn, man ziele auf die Füße der Pferde), sondern schräg, denn von vorne decke Jeder sich mit seinem Schilde: dieser war also nicht so leicht zu durchdringen. Die eigentliche Frage ist also: wie ist es gekommen, daß die schwergewappeten Krieger allgemein den Bogen angenommen haben? Diese Waffengattung, „Kataphrakten" genannt, ist keineswegs ganz neu: schon die Krieger des Darius und Xerxes waren dieser Gestalt; wie kommt es, daß, so lange besiegt, von der Gründung des Partherreichs an diese Fechtart mehr und mehr die Oberhand gewonnen hat? Wir werden darüber unten in einem eigenen Kapitel handeln.

Justinians Regierung ist nicht nur ausgezeichnet durch die große aktive Kraft, die das Reich unter ihm wieder nach außen zeigte, sondern ebenso sehr durch die großen Defensiv-Werke, die sie schuf. Wir kennen den Limes, der das alte Kaiserreich schützte, wo keine natürlichen Abschnitte die Grenze bildeten. Justinian befestigte die Grenzen, die er wiedergewann, noch in einem ganz anderen Maßstab und auch in anderer Art. Die zusammenhängenden Linien spielen keine wesentliche Rolle. Dieser Kaiser baute aber Grenz-Kastelle und Burgen in solcher Menge und in solcher Größe, daß die Trümmer Erstaunen erregen. Diese Kastelle sind nicht bloß Truppen-Unterkünfte, sondern sollen zugleich der ganzen umliegenden Bevölkerung und ihrem Besitz als Zufluchtsplätze dienen. Stehende Truppen, sie zu besetzen, sind nicht viele vorhanden, aber die Grenzer selbst, die limitanei, die sonst den Acker bebauen, sollen hinter diesen festen und hohen Mauern sich selbst und das Reich zu schützen fähig sein. Von Ceuta in Marocco an zieht sich die Linie dieser festen Plätze durch ganz Afrika zum Schutz gegen die Barbaren-Stämme; in Mesopotamien und Kleinasien finden wir sie gegen die Perser, nördlich der Donau und am Schwarzen Meer gegen Germanen, Slaven oder Hunnen.

Zwischen diesen Bauten, der Zusammensetzung, Bewaffnung, Taktik der Armee besteht ein innerer Zusammenhang, über den wir ebenfalls noch zu handeln haben werden.

Die Heruler.

Procop bell. Pers. II, 25, S. 266, erzählt von den Herulern im römischen Dienst, sie trugen weder Helme noch Panzer, sondern bloß einen Schild und einen dicken Rock; ihre Knechte mußten sogar ohne Schild

in den Kampf gehen, der ihnen verliehen wurde, wenn sie durch eine tapfere That ihre Mannhaftigkeit bewiesen.

Ich vermag dieser ganzen Erzählung keinen Glauben zu schenken. Ungenügend gerüstete Knechte in die Schlacht zu führen (es sei denn als bloße Begleiter eines Herrn), die, sobald es Ernst wird, eine starke Neigung haben, die Flucht zu ergreifen und Panik zu erzeugen, wäre eine Ungeheuerlichkeit. Auch die ganz ungenügende Schutzrüstung der Heruler selbst, die es ihnen unmöglich gemacht hätte, dasselbe zu leisten, wie andere Germanen, darf auf das Konto desselben Erzählers gesetzt werden, dem Procop leichtgläubig die Geschichte von den Knechten nachgesprochen hat.

Zweites Kapitel.

Die Schlacht bei Taginä.

(Im Jahre 552.)

Wir wollen diese Schlacht untersuchen, indem wir den vollständigen Bericht Procops (IV, 29—32) hernehmen[1]) und die kritischen und erläuternden Bemerkungen von Absatz zu Absatz einschieben.

Die Gothen unter Totilas kamen von Rom, die Byzantiner unter Narses von Ravenna. Im Apennin begegneten sie sich und lagerten einander gegenüber, nicht mehr als zwei Pfeilschüsse von einander entfernt, in einer Ebene, die rings von Hügeln umgeben war. Von hier ab lautet die Erzählung Procops wörtlich:

„Es befand sich daselbst ein Hügel von geringem Umfang, den beide Heere gar zu gern gehabt hätten, da die Römer ein lebhaftes Interesse hatten, die Feinde von oben zu beschießen, und die Gothen bei dem hügeligen Terrain, wie ich es bereits beschrieben habe, dem römischen Heer nur dann in den Rücken fallen konnten, wenn sie auf einem Feldweg vorrückten, der an eben jenem Hügel entlang ging. Deshalb mußte beiden dieser Punkt von höchster Wichtigkeit sein, den Gothen, um während des Gefechts die Feinde zu umgehen und von zwei Seiten zu beschießen, den Römern, um dies verhindern zu können. Narses kam dem Gegner zuvor, indem er aus einem Regiment Fußvolk 50 Mann aussuchte und sie noch vor Mitternacht abschickte, um den Punkt einzunehmen und besetzt zu halten. Sie gelangten dorthin, ohne daß der Feind

[1]) Nach der Uebersetzung von Coste, in den „Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit".

ihnen irgendwie entgegentrat, und setzten sich fest. Vor dem Hügel fließt ein Bach daher, hart an dem Feldweg, von dem ich soeben gesprochen habe, gerade gegenüber dem Punkte, wo die Gothen ihr Lager aufgeschlagen hatten. Dort hielten die Fünfzig, dicht aneinander gedrängt, so gut es die Enge erlaubte, in einer Phalanx geordnet. Kaum hatte Totilas bei Tagesanbruch sie bemerkt, so machte er sich daran, sie zu vertreiben. Sofort schickte er eine Schwadron Reiter ab, mit dem Befehl, jene schleunigst zu verjagen. Die Reiter sprengten mit großem Getöse und Geschrei auf sie los, um sie im ersten Anlauf über den Haufen zu rennen; jene aber erwarteten, Schild an Schild, dicht aneinander geschlossen, den Angriff, den die Gothen, die im Gedränge sich gegenseitig hinderten, nun versuchten. Der Schild- und Speerwall der Fünfzig war so dicht geschlossen, daß sie die Attacke glänzend abschlugen. Dabei machten sie mit den Schilden ein Getöse, vor dem die Pferde scheuten, während die Reiter vor den Speerspitzen zurückprallten. Die Pferde, welche durch die Enge und den Lärm mit den Schilden wild wurden und weder vor- noch rückwärts konnten, bäumten sich hoch auf, und die Reiter wußten sich auch nicht zu helfen gegen diese enggeschlossene Schaar, die nicht wankte noch wich, während sie ihre Pferde vergeblich dagegen anspornten. Der erste Angriff war also abgeschlagen; nicht besser erging es ihnen beim zweiten. Nach mehrfachen Versuchen gaben sie es endlich auf, und Totilas schickte eine zweite Schwadron zu gleichem Zwecke vor. Als auch diese, wie die erste, abgewiesen wurde, trat eine dritte an ihre Stelle. So ließ Totilas eine ganze Anzahl Schwadronen vorgehen; als er aber gar nichts ausrichten konnte, gab er die Sache endlich auf. Die Fünfzig trugen für ihre Tapferkeit unsterblichen Ruhm davon, vor Allem aber zeichneten sich zwei Männer in diesem Gefecht aus, Paulus und Ausilas, die aus der Phalanx hervorsprangen und ihre Tapferkeit in hellstem Lichte zeigten."

Ueber dieses Vorgefecht ist nachher zu sprechen. Procop berichtet nunmehr die Reden, die die beiden Feldherren an ihre Soldaten halten und fährt fort:

„Die Heere aber standen kampfbereit folgendermaßen geordnet. Beide hatten eine gerade Front, die jeder so lang und so tief wie möglich zu machen bestrebt war."

Dieſer Ausdruck (ὡς βαθύτατόν τε καὶ περίμηκες τῆς φάλαγγος τὸ μέτωπον ποιησάμενοι) erſcheint recht anfechtbar: man kann eine Phalanx tiefer machen, dann wird ſie weniger lang; man kann ſie länger machen, dann wird ſie weniger tief. Zugleich möglichſt lang und möglichſt tief aber kann man ſie nicht machen, es ſei denn, der Autor wolle ſagen, ſie ſtellten alle verfügbaren Truppen auch wirklich auf. Auch wenn man, nach dem genauen Wortlaut überſetzend, das „ſo ſehr als möglich“ nur auf die Tiefe bezieht, bleibt der Sinn und der logiſche Fehler derſelbe.

„Auf dem linken Flügel der Römer hielten Narſes und Johannes bei dem Hügel“ (ἀμφὶ τὸ γεώλοφον)

Nach der obigen Schilderung des Kampfes um den Hügel würde man ihn etwa in der Mitte zwiſchen den beiden Heeren ſuchen. Nachher hören wir, daß die Römer von hier aus ihren linken Flügel noch vorbogen. Der Hügel muß alſo dem römiſchen Lager näher, mithin, da man ja nur zwei Pfeilſchüſſe von einander lagerte, ſehr nahe gelegen haben. Darin wird die Erklärung zu ſuchen ſein, daß die Gothen die 50 Mann nicht zu vertreiben vermochten.

„und mit ihnen die Blüthe des Römerheeres: außer den gewöhnlichen Soldaten hatten nämlich beide ein auserleſenes Gefolge von Doryphoren, Hypaſpiſten und Hunnen. Auf dem rechten Flügel ſtanden Valerian, Johannes der Freſſer und Dagiſthäus mit den übrigen Römern: auf beiden Seiten ungefähr 8000 Bogenſchützen von den Regimentern zu Fuß. In die Mitte der Phalanx ſtellte Narſes die Longobarden, Heruler und alle anderen Barbaren, ließ ſie abſitzen, damit ſie zu Fuß kämpften und ihnen die Möglichkeit abgeſchnitten wäre, ſich ſchnell zurückzuziehen, wenn ſie etwa während der Schlacht flau oder unbotmäßig werden ſollten.“

Sollen wir wirklich glauben, daß es Mißtrauen war, um deswillen Narſes die Barbaren zu Fuß kämpfen ließ? Eben dieſe Truppen haben nachher allen Anſtürmen der Gothen Trotz geboten — ſollte Narſes die Seinen wirklich ſo ſchlecht gekannt haben? Oder waren dieſe Germanen überhaupt die Leute, die, wenn ſie eigentlich Reiter waren, ſich befehlen ließen, und zwar ohne ſachlichen Grund, ſie

sollten zu Fuß kämpfen? Die Geschichte ist so unglaublich, daß man annehmen darf, es sind entweder Fußkämpfer von Beruf gewesen, die Procop hier vermöge irgend eines Mißverständnisses zu abgesessenen Reitern gemacht hat, oder es lag irgend ein einleuchtendes sachliches Motiv für die Anordnung vor, das der Berichterstatter des Procop entweder selbst nicht verstanden oder um einer pikanten Lagerklatsch-Geschichte willen verschwiegen hat.

„Nur den äußersten linken Flügel der römischen Front zog Narses in einem stumpfen Winkel vor, in einer Stärke von 1500 Reitern. Von diesen hatten 500 Mann den Befehl, schleunigst zu Hülfe zu eilen, wenn an irgend einem Punkte die Römer geschlagen werden sollten; 1000 Mann waren dazu bestimmt, das feindliche Fußvolk, sobald es in Aktion getreten sei, zu umgehen, so daß es von zwei Seiten zugleich angegriffen wurde."

Eine Reserve, die bestimmt ist, allenthalben zu Hülfe zu kommen, wo es noth thut, darf man eigentlich nicht auf dem äußersten, noch dazu vorgebogenen Flügel aufstellen. Eine solche Reserve kann nur hinter dem Zentrum stehen. Es läßt sich aber verstehen, wie es gemeint ist. Die Randhügel, die das Thal einschlossen, müssen so steil und hoch gewesen sein, daß eine Umgehung des römischen Heeres nicht möglich war. Die einzige Stelle, wo man hätte hinaufkommen können, war jener Feldweg, der zwischen dem Einzelhügel und den Randhügeln, also rechts des Hügels von den Gothen aus, auf die Höhen hinaufführte. Hinter diesen schluchtenartigen Aufstieg stellte Narses die 1000 Reiter, die einem Angriff des feindlichen Fußvolks auf seine Front in die Flanke fallen sollten, und hinter diesen 1000 Reitern hielt er noch 500 in Reserve, über die er sich selbst die Verfügung vorbehielt. Die Vorbiegung des Flügels war nur sehr gering; die 500 Reiter standen also thatsächlich so, daß sie auch noch dem Zentrum im Nothfall hätten zu Hülfe kommen können.

„Totilas stellte sein ganzes Heer dementsprechend auf. Er ritt vor der Front entlang, indem er den Soldaten Muth zusprach und sie durch Wort und Miene zur Tapferkeit aufforderte. Auf

der anderen Seite that Narſes daſſelbe: er ließ goldene Armringe, Ketten und Zügel auf Stangen vor ſich hertragen und zeigte den Soldaten dieſe und ähnliche Dinge, die den Muth für Kampf und Gefahr anreizen ſollten. Eine Zeit lang lagen ſich die Heere unthätig einander gegenüber, indem jedes den Angriff des Gegners abwartete.

„Darauf ſprengte aus dem gothiſchen Heer ein tapferer Krieger, Namens Kokas, hervor bis nahe an die römiſche Schlachtreihe und rief, ob ihm nicht Jemand im Einzelkampfe gegenüber treten wolle. Dieſer Kokas war einer von den römiſchen Soldaten, die früher zu Totilas übergelaufen waren. Sofort ſtellte ſich ihm einer von Narſes' Doryphoren, ein Armenier Namens Anzalas, ebenfalls zu Pferde. Kokas ſtürmte zuerſt auf ſeinen Gegner los, mit eingelegter Lanze nach dem Unterleib deſſelben zielend, doch Anzalas machte mit dem Pferde ſchnell eine Wendung, ſo daß er dem Angriff auswich. Da er ſo dem Feinde in die Flanke gekommen war, ſtieß er ihm den Speer in die linke Seite. Jener ſank vom Pferde todt zu Boden, worüber die Römer ein ungeheures Geſchrei erhoben. Nichtsdeſtoweniger hielten ſich beide Heere ruhig. Totilas aber ritt allein in den Raum zwiſchen Beiden, nicht um zum Einzelkampf aufzufordern, ſondern um Zeit zu gewinnen. Denn da er die Meldung empfangen hatte, die 2000 Gothen, welche noch nicht zu ihm geſtoßen waren, ſeien ſchon ganz in der Nähe, wollte er den Kampf nicht vor ihrer Ankunft beginnen und that Folgendes: Zuerſt wollte er den Feinden zeigen, was für ein Mann er ſei. Er hatte eine ganz von Gold ſtrotzende Rüſtung an; von ſeinem Helm und Speer wallten purpurne Büſche von großer Schönheit, wie es ſich wohl für einen König ziemt. Auf einem prachtvollen Pferde reitend, führte er auf dem freien Raum mit Geſchicklichkeit das Waffenſpiel aus. Zuerſt ließ er ſein Roß die zierlichſten Wendungen und Volten machen. Dann warf er in vollem Jagen den Speer hoch in die Lüfte und faßte ihn, wenn er wirbelnd niederſank, in der Mitte; er fing ihn bald mit der rechten, bald mit der linken Hand in künſtlicher Abwechſelung, wobei er ſeine ganze Gewandtheit zeigte, ſprang von hinten und von vorn, wie von beiden Seiten vom Pferde herab und wieder hinauf, wie einer, der von Jugend auf die Künſte der Reitbahn geübt hat.

Mit solchem Thun brachte er den ganzen Morgen hin. Um dann den Beginn der Schlacht noch mehr hinauszuziehen, schickte er einen Herold zum römischen Heer, der eine Unterredung nachsuchen sollte. Aber Narses schlug das ab: so lange Zeit zu Unterhandlungen gewesen sei, habe sich Totilas kriegslustig gezeigt, und nun, mitten auf dem Schlachtfeld, suche er eine Unterredung herbeizuführen — dadurch lasse man sich nicht täuschen."

Warum denn aber griff Narses nicht an, da er sich durch die Künste des Gothen, der bloß Zeit gewinnen wollte, nicht täuschen ließ? Der Zweikampf des Kokas und Anzalas und die ritterliche Uebung des gothischen Königs im Angesicht der beiden Heere lesen sich prächtig. Es ist auch ganz glaublich, daß Totilas Zeit zu gewinnen suchte, da er noch 2000 Reiter erwartete — aber was für den Einen Zeit gewinnen ist, ist für den Anderen Zeit verlieren. Sollen wir nicht die ganze Erzählung für eine Fabel halten, so müssen wir annehmen, daß Narses ein taktisches Motiv hatte, in der Defensive zu bleiben, dem Gegner den Angriff zu überlassen, das Procop versäumt hat, uns mitzutheilen.

„Mittlerweile waren die 2000 Gothen angelangt. Als Totilas erfuhr, daß sie im Lager seien, begab er sich in sein Zelt, da die Zeit zum Mittagsmahl herangekommen war, die Gothen gaben ihre Stellung auf und zogen sich ebenfalls zurück. Bei seiner Ankunft fand er die 2000 schon vor und befahl, daß alle Soldaten ihre Mahlzeit einnehmen sollten."

Hier wiederholt sich die Frage: weshalb nahm Narses nicht den außerordentlich günstigen Augenblick, wo die Gothen ihre Schlachtordnung auflösten und ins Lager zurückkehrten, wahr, um sie mit seiner aufmarschirten Macht anzugreifen? Der Vorgang spielte sich ja unmittelbar vor der römischen Front ab?

Alle die Fragen, die wir bisher aufgeworfen haben, lassen sich durch ein und dieselbe Vorstellung erklären und weisen deshalb gemeinschaftlich auf diese hin als auf das verloren gegangene Bindeglied des Zusammenhanges, das alle Lücken zugleich ausfüllt. Wir müssen nämlich annehmen, daß Narses eine vorzügliche Defensiv-Stellung hatte und

bestimmt darauf rechnete, daß Totilas ihn in dieser angreifen werde und müsse: deshalb die Fußkämpfer in der Mitte, bestehend oder verstärkt aus abgesessener Reiterei; deshalb das Abwarten des Angriffes; deshalb das unthätige Zuschauen zu den Reiterkünsten des Gothenkönigs. Dieser wiederum aber hat absichtlich den Vormittag mit kleinen Scharmützeln und Scheinangriffen zugebracht, um seine Verstärkung herankommen zu lassen, das Gros aber so weit zurückgehalten, daß er im Fall eines feindlichen Angriffes noch hätte einen geordneten Rückzug antreten können. Das wäre ausführbar gewesen, da er der Stärkere an Kavallerie war.

„Er selbst legte eine andere Rüstung an und ließ alle sich gefechtsbereit machen. Dann führte er sofort sein Heer gegen den Feind, in der Hoffnung, ihn zu überfallen und demnächst zu schlagen. Aber die Römer waren keineswegs unvorbereitet, denn Narses hatte in richtiger Voraussicht dessen, was nachher wirklich eintraf, um einem Ueberfall vorzubeugen, befohlen, Niemand dürfe abkochen, Mittagsruhe halten, ein Stück der Rüstung ablegen und sein Pferd abzäumen. Doch blieben die Soldaten nicht ganz ohne Speise und Trank: in Reih und Glied frühstückten sie, ohne auch nur einen Augenblick die Beobachtung des feindlichen Anmarsches aus den Augen zu lassen. Außerdem wurde die Schlachtordnung geändert: Narses ließ die Flügel, auf denen je 4000 Bogenschützen zu Fuß standen, halbmondförmig schwenken."

Es ist wohl möglich, daß Totilas gehofft hat, die Römer würden, als das Gros der Gothen, statt heranzukommen, ins Lager zurückging, auch ihrerseits aus ihrer Stellung abziehen; immerhin wird er kaum erwartet haben, daß Narses unmittelbar vor dem Feinde so unaufmerksam sein würde, sich überfallen zu lassen. Wohl ist zuweilen Derartiges geschehen, z. B. bei Murten 1476, aber das beruhte nicht auf Berechnung, und es spielten besondere Umstände mit.

Das halbmondförmige Vorziehen der römischen Bogner wird so zu verstehen sein, daß sie sich auf den Hügeln, die die Ebene umgaben, etwas vorschoben. Sehr weit kann es nicht gewesen sein, da ein solches ausgestrecktes Horn gar

zu sehr isolirt einem Anfall des Feindes preisgegeben gewesen wäre.

„Das gothische Fußvolk stand in seiner Gesammtheit hinter den Reitern, damit, wenn diese geschlagen werden sollten, die Fliehenden einen Rückhalt hätten und mit jenen zusammen wieder zum Angriff vorgehen könnten."

Wenn das ganze gothische Fußvolk wirklich gar keine andere Bestimmung gehabt hat, als als Reserve zu dienen, so folgt daraus, daß es sehr schwach gewesen sein muß und daß das gothische Heer also ganz vorwiegend aus Reitern bestand.

„Alle Gothen hatten strengen Befehl, für dieses Treffen nicht den Bogen oder eine andere Waffe, sondern nur die Lanze zu gebrauchen. So wurde Totilas durch seine eigene Unklugheit überwunden, indem er am Anfang dieser Schlacht sein Heer den Feinden entgegenwarf, ohne daß es ihnen in Bezug auf Bewaffnung oder sonstwie gewachsen war — wie er dazu kam, weiß ich nicht. Die Römer brauchten nämlich, wie es die Gelegenheit mit sich brachte, im Kampf bald den Bogen, bald die Lanze, bald das Schwert, und konnten so jede Chance ausnutzen: sie fochten theils zu Pferde, theils zu Fuß, indem sie die Feinde hier umzingelten, dort den Angriff abwarteten und mit ihren Schilden dem ersten Anprall erfolgreich begegneten. Die gothischen Reiter dagegen, welche ihr Fußvolk weit hinter sich gelassen hatten, ritten im blinden Vertrauen auf die Wucht ihrer Lanzen wie toll drauf los und ernteten, als sie an den Feind kamen, die Früchte ihres unbesonnenen Vorgehens; denn da sie ihren Angriff auf die Mitte der feindlichen Aufstellung gerichtet hatten, kamen sie ganz unvermuthet gerade mitten zwischen die 8000 Bogenschützen, da diese, wie schon erwähnt, allmählich herumgeschwenkt waren. Von beiden Seiten beschossen, wurden sie sofort in Verwirrung gebracht und verloren zahlreiche Leute und noch mehr Pferde, ehe sie noch an die Feinde gekommen waren. Arg mitgenommen, wurden sie endlich mit denselben handgemein."

Was wir hier über die taktischen Grundsätze und die Waffen der römischen Truppen hören, zeigt, daß wir uns in einer ganz anderen Welt als in der der alten römischen

Legionen befinden. Wir werden darüber ja noch zu handeln haben. Hier nur die Bemerkung, daß der Verlust, den die gothischen Reiter durch die feindlichen Bogner erlitten, doch nicht so gar groß gewesen sein kann. Die Römer schossen von den Hügeln herab, die das Schlachtfeld umgaben; in der Ebene selbst können keine Bogner gestanden haben, sie wären sonst von dem wilden Ansturm der Gothen sofort überritten worden. Obgleich nun von der Höhe herab sehr vortheilhaft wirkend, können doch in der Hauptsache nur Reiter und Rosse auf den beiden Flügeln der Angriffs-Kolonnen davon gefährlich getroffen worden sein. Die Ebene muß doch eine nicht ganz geringe Ausdehnung gehabt haben, und die Pfeilwirkung reicht nicht sehr weit. (Vgl. Bd. I, S. 49.)

Nach Procop I, 16 waren nicht nur die gothischen Reiter, sondern auch ihre Rosse gepanzert, und in schnellster Gangart — so weit das die schwere Rüstung gestattete, wie wir hinzufügen dürfen — stürmten sie an der Aufstellung der römischen Schützen vorüber.

An anderer Stelle (I, 27) behauptet Procop, die gothischen Reiter kannten die Benutzung des Pfeiles gar nicht, sondern gebrauchten nur Schwert und Lanze.

„Ob man in diesem Kampfe die Römer oder ihre barbarischen Bundesgenossen mehr bewundern soll, vermag ich nicht zu sagen, weil wirklich Muth und Tapferkeit beim Zurückweisen des feindlichen Angriffs bei beiden ganz gleich war. Schon wurde es Abend, da kamen beide Heere plötzlich in Bewegung, die Gothen zur Flucht, die Römer zur Verfolgung. Der Angriff der Gothen war vollständig gescheitert, sie gaben dem Andrängen der Römer nach und wandten sich, bestürzt über deren große Anzahl und vortreffliche Ordnung."

Die gothische Reiterei machte einen geschlossenen Choc auf das feindliche Fußvolk, das allem Anschein nach im Gelände irgend welche Vortheile hatte, die Procop nicht erwähnt, die wir aber aus den oben erwähnten Gründen, daß erstens Narses Reiter absitzen ließ, die hier fochten, und daß er zweitens sich streng in der Defensive hielt, erschließen dürfen.

Daß nun dieser Kampf vom Mittag bis zum Abend gewährt habe, wird eine recht starke Uebertreibung sein. Die Reserve, die die Gothen hatten, haben sie nicht ins Gefecht geführt. Die Schlacht war von ihnen ausschließlich darauf angelegt, daß der gewaltige Ansturm ihrer Reitermasse das Centrum der Römer sprengen werde. Als das nicht gelang, war die Schlacht zu ihren Ungunsten entschieden. Ein derartiger Angriff, ohne Unterstützung durch neue Kräfte, wird beim zweiten Mal nicht stärker, sondern matter, wird also thatsächlich schon beim ersten Zusammenstoß entschieden. Ein stundenlanges Schlagen ist unter solchen Umständen nicht wohl vorstellbar. Sind die Reiter bei ihrem Choc in die Infanterie eingedrungen, so haben sie die Ueberlegenheit und werden jene bald auseinander getrieben haben. Sind sie nicht eingedrungen, so können sie bei dem reinen Frontalangriff, ihrerseits überdies aus beiden Flanken bedroht und beschossen, kaum noch etwas ausrichten. Wie Procop das Gefecht schildert, als ein stundenlanges Ringen, vermißt man einen eigentlichen Grund, weshalb endlich der Umschlag zu Gunsten der Römer erfolgte. Anschaulich und deutlich aber wird das Gefechtsbild, wenn wir hier die Uebertreibung in Abzug bringen und uns daran halten, daß die „große Anzahl und vortreffliche Ordnung" der Römer die Oberhand behielt und den Angriff der Gothen abschlug. („ἕκαστοι τῶν ἐναντίων ἐπιόντων σφίσιν ὡς καρτερώτατα δεξάμενοι τὴν ἐπιδρομὴν ἀπεώσαντο. ἤδη δὲ ἀμφὶ τὰ πρὸς ἑσπέραν ἦν καὶ τὰ στρατόπεδα ἑξαπιναίως ἐκινήθη ἑκάτερα, Γότθων μὲν εἰς ὑπαγωγήν, Ῥωμαίων δὲ ἐς τὴν δίωξιν. ὡρμημένοι γὰρ ἐς αὐτοὺς Γότθοι οὐκ ἀντεῖχον τοῖς πολεμίοις, ἀλλ' ἐνεδίδοσαν ἐπιόντων αὐτῶν καὶ τροπάδην ἐνέστρεφον, καταπεπληγμένοι αὐτῶν τῷ τε ὁμίλῳ καὶ τῇ διακοσμίᾳ.")

Ob es zu dem Flankenangriff, den Narses auf seinem linken Flügel aus der Schlucht heraus mit den 1000 Reitern machen wollte, gekommen ist, bleibt dunkel; er war ja auf das gothische Fußvolk gemünzt und dieses ist nicht ins Gefecht gekommen. Da dieses sich nun so zurückhielt, wäre es wohl nicht unnatürlich, daß Narses endlich seine Reiter den gothischen

Reitern in die Flanke geführt und eben dadurch das Gefecht zur Entscheidung gebracht hat.

„Sie dachten nicht mehr an Gegenwehr, sondern flohen, als ob sie sich vor Gespenstern fürchteten oder eine höhere Macht gegen sie kämpfte. Als sie bald darauf bei ihrem eigenen Fußvolk ankamen, nahm das Uebel zu und griff immer weiter um sich; denn sie gingen nicht in geordnetem Rückzuge dorthin zurück, um sich zu sammeln und dann das Gefecht aufzunehmen oder einen neuen Vorstoß zu unternehmen oder dergleichen, sondern in solcher Unordnung, daß bei ihrem stürmischen Rückprall Leute des eigenen Fußvolks niedergetreten wurden."

„Deshalb öffnete auch das Fußvolk seine Reihen nicht, um sie hindurchzulassen, noch hielt es Stand und gewährte ihnen dadurch Sicherheit, sondern alle flohen mit ihnen Hals über Kopf, wobei sie, wie in einem nächtlichen Treffen, sich gegenseitig Tod und Verderben brachten. Die römischen Soldaten benutzten diesen panischen Schrecken und schlugen ohne Schonung Alles nieder, was noch auf den Beinen war und weder sich zu wehren, noch aufzusehen wagte. Jene boten gewissermaßen selbst die Kehle dem Messer dar. Und ihre Furcht beruhigte sich nicht, sondern nahm womöglich noch größere Dimensionen an. Bei dieser Metzelei kamen 6000 Mann von ihnen um; viele ergaben sich den Feinden, die ihnen zuerst Quartier gaben, sie nachher aber doch niedermachten. Außer den Gothen kamen auch die meisten von den alten römischen Soldaten um, die früher sich vom Römerheer getrennt hatten und, wie bereits früher erwähnt, zu Totilas und den Gothen übergelaufen waren. Wer vom Gothenheer nicht umgekommen oder in die Hände der Feinde gefallen war, der suchte im Verborgenen zu entschlüpfen, zu Fuß oder zu Pferde, wie Glück, Umstände und örtliche Verhältnisse es gerade gestatteten."

Als der gothische Angriff erlahmt war, befahl Narses seiner ganzen Schlachtlinie, zum Angriff überzugehen, trieb die feindlichen Reiter auf ihr Fußvolk zurück und jagte endlich Alle in regellose Flucht.

Auch der Verlauf der Schlacht beweist wieder, daß das Fußvolk der Gothen sehr unbedeutend gewesen sein muß. Es ist gänzlich nutzlos. Weder rückt es vor, die Reiter zu

unterstützen, noch nimmt es sie auf, als sie geschlagen sind. Auch die besondere Aufgabe, die sich ihnen aus der Struktur der feindlichen Aufstellung geboten hätte, nämlich die Randhügel emporkletternd einen der vorgebogenen Flügel der feindlichen Bogner anzugreifen und durch einen Erfolg an dieser Stelle auf das Ganze zu wirken, ist von dem gothischen Fußvolk nicht ergriffen worden. Es mag wohl sein, daß es überhaupt keine vollwerthige Gefechtstruppe war, sondern nur aus den alten Leuten, Halbinvaliden und Knechten bestand, so daß das Gothenheer in dieser Schlacht eigentlich ausschließlich aus Reitern gebildet war. Ganz unmöglich ist auch die Auslegung nicht, daß die Gothen wohl eine ansehnliche Streitmacht zu Fuß gehabt haben, daß diese aber nicht ins Gefecht gekommen ist, weil die Entscheidung bei dem Reiterangriff zu schnell fiel. Die zurückfluthenden und energisch verfolgten gothischen Reiter rissen das Fußvolk um und mit sich fort, ehe es in die eigentliche Schlachtlinie eingerückt war.

War dem so, so liegt der Hauptfehler Procops in der Behauptung von der Dauer des Gefechts, die ja auf jeden Fall übertrieben ist. Daß das wirkliche Gefecht auch nur eine halbe Stunde gedauert und in dieser Zeit das gothische Fußvolk nicht herangekommen sein soll, erscheint kaum glaublich — Totilas müßte denn ein gänzlich unfähiger Feldherr gewesen sein.

Ueber das Ende, das Totilas persönlich gefunden, erklärt Procop selbst, nicht sicher unterrichtet zu sein. Nach dem Einen sei er auf der Flucht getödtet worden, nach dem Anderen sei er in der Schlacht selbst von einem Pfeil getroffen und tödtlich verwundet worden, und sein Fall habe die Gothen mit solchem Schrecken erfüllt, daß sie, ohnehin den Römern nicht gewachsen, die Flucht ergriffen hätten. Ob Totilas schon in der Schlacht oder auf der Flucht die tödtliche Wunde empfangen, müssen wir dahingestellt sein lassen; auch in jenem Fall kann das aber auf den Ausgang des Treffens eine direkte Wirkung nicht gehabt haben, da, nachdem das Handgemenge einmal begonnen, die Masse den Fall des Führers nicht mehr bemerken kann.

Ob die Angabe, daß 6000 Gothen gefallen seien, richtig ist, müssen wir dahingestellt sein lassen; meistens sind diese Behauptungen ja sehr übertrieben.

Daß die Römer im Ganzen eine große numerische Ueberlegenheit hatten, ist klar; wir werden ihre Gesammtstärke auf etwa 15000 Mann veranschlagen dürfen.

Drittes Kapitel.

Die Schlacht am Vesuv.

Trotz der Niederlage bei Taginä setzten die Gothen unter einem neugewählten König Tejas den Krieg fort. Zwei Monate lang standen sich die Heere, getrennt von einander durch das tiefeingeschnittene Flüßchen Drakon (Sarnus), nicht weit vom Vesuv, einander gegenüber. Da Narses vorher alle seine Truppen zur Schlacht gesammelt hatte, so dürfen wir schließen, daß es die Gothen waren, die die Schlacht vermieden und jetzt den Krieg durch Hinzögern zu führen beabsichtigten. Sie konnten hoffen auf irgend einen Zwischenfall in dem unzuverlässigen Söldnerheer der Römer und auf das Eingreifen der Franken. Narses machte keinen Versuch, sie direkt aus ihrer Stellung herauszumanövriren, sondern brachte durch Verrath die Flotte, die den Gothen die Lebensmittel zuführte, in seine Gewalt. Blickt man auf die Karte, so möchte man meinen, daß der römische Feldherr die Gothen auch eingeschlossen und ihnen den Rückzug abgeschnitten hatte; Procop sagt das jedoch nicht ausdrücklich, läßt aber die Gothen, nachdem sie sich zunächst auf den Milchberg (mons Lactarius) zurückgezogen haben, den Schlachtentod dem Hungertode vorziehen. Hochberühmt und oft wiederholt, möchte ich doch die Schilderung dieser Schlacht militärisch nicht für verwerthbar halten. Sie lautet (IV, 35):

„In Kampanien erhebt sich der Vesuv; an dessen Fuße sind Quellen mit trinkbarem Wasser, aus denen ein Fluß, Namens Drakon entsteht, der bei Nuceria vorbeifließt. An den Ufern dieses Flusses schlugen damals die beiden Heere ihre Lager auf. Der Drakon ist zwar nur ein kleiner Fluß, aber für Reiter und Fußgänger nicht passirbar, da er in einem engen, tiefen Bett einher-

fließt und seine Ufer außerordentlich abschüssig sind. Ob das durch die Natur des Bodens oder die Kraft des Wassers bewirkt ist, vermag ich nicht zu sagen. Die Gothen besetzten nun die Brücke, welche über den Fluß führt, und hatten ihr Lager dicht an derselben. Sie wurde durch hölzerne Thürme und Maschinen aller Art, unter Anderem auch sogenannte Balliſten, befestigt, damit die Gothen ihre Feinde durch Schüsse von oben belästigen könnten. An ein Nahgefecht war nicht zu denken, da der Fluß, wie schon bemerkt, die Gegner trennte: man trat nur so dicht wie möglich ans Ufer und beschoß sich gegenseitig. Auch einige Zweikämpfe kamen vor, wenn ein Gothe die Brücke überschritt und dazu aufrief. So lagen sich die Heere zwei Monate einander gegenüber. Und so lange die Gothen die See beherrschen und zu Schiffe Lebensmittel heranschaffen konnten, vermochten sie Stand zu halten, da ihr Lager vom Meere nicht weit entfernt war. Bald aber bemächtigten sich die Römer der feindlichen Schiffe durch den Verrath eines gothischen Mannes, der den Oberbefehl über die ganze Flotte hatte, und außerdem kamen nun unzählige Schiffe für sie aus Sizilien und den anderen Theilen des Reiches. Außerdem ließ Narses am Flußufer hölzerne Thürme aufstellen, welche den Gothen allen Muth benehmen mußten. Deshalb gerathen die Gothen, die bereits Mangel an Lebensmitteln litten, in große Bestürzung und ziehen sich auf einen Berg ganz in der Nähe zurück, den die Römer auf Lateinisch Mons Lactarius nennen. Dorthin konnten ihnen die Römer wegen des ungünstigen Terrains nicht folgen. Aber die Barbaren sollten sofort bereuen, sich dorthin zurückgezogen zu haben, da sie noch viel größeren Mangel leiden mußten und gar kein Mittel hatten, für sich und die Pferde irgend etwas aufzutreiben. Deshalb schien es ihnen besser, den Tod in offener Schlacht zu suchen, als Hungers zu sterben."

Wir fragen: war es den Gothen denn unmöglich, abzuziehen?

„Unerwartet rückten sie vor und machten plötzlich einen Angriff auf die Feinde. Die Römer wehrten sich den Umständen gemäß, d. h. nicht in Reih und Glied, nach Schwadronen oder Regimentern unter richtigem Kommando, sondern bunt durcheinander, ohne selbst die gegebenen Befehle hören zu können. Dennoch ver-

theidigten sie sich, so gut es ging, mit aller Kraft. Die Gothen hatten ihre Pferde laufen lassen und standen alle zu Fuß, mit der Front gegen den Feind, in einer tiefen Phalanx. Als das die Römer sahen, stiegen sie ebenfalls ab und stellten sich in derselben Formation auf."

Weshalb ließen die Gothen ihre Pferde laufen? Procop giebt keinen Grund an. Weshalb stiegen aber auch die Römer von den Pferden? Daß die Gothen zu Fuß kamen, hätte für die Römer ein doppelter Grund sein können, sie, allerwenigstens zum Theil, von der Seite mit Kavallerie anzugreifen.

Alles erklärt sich, wenn wir annehmen, daß die Gothen von den Römern durch Feldbefestigungen eingeschlossen waren. Diese suchten die Gothen zu durchbrechen — also zu Fuß, und die Römer vertheidigten sie ebenfalls zu Fuß.

„Jetzt komme ich an die Beschreibung einer höchst denkwürdigen Schlacht und des Heldenmuthes eines Mannes, der in keiner Beziehung einem der sogenannten Heroen nachsteht. Und zwar will ich von Tejas reden. Die Gothen stachelte ihre verzweifelte Lage zur Tapferkeit an; die Römer leisteten ihnen, obgleich sie ihre Verzweiflung bemerkten, mit allen Kräften Widerstand, da sie sich schämten, dem schwächeren Gegner zu weichen. Beide gingen mit Ungestüm auf die nächststehenden Feinde los, die Einen, weil sie den Tod suchten, die Anderen, weil sie um die Palme des Sieges stritten. Früh am Morgen begann die Schlacht. Weithin kenntlich stand Tejas mit wenigen Begleitern vor der Phalanx, von seinem Schilde gedeckt und die Lanze schwingend. Wie die Römer ihn sahen, meinten sie, mit seinem Fall würde der Kampf sofort zu Ende sein, und deshalb gingen gerade die Tapfersten, sehr viele an der Zahl, geschlossen gegen ihn vor, indem sie alle mit den Speeren nach ihm stießen und warfen. Er aber fing alle Speere mit dem Schilde, der ihn deckte, auf und tödtete Viele in blitzschnellem Sprunge. Jedesmal, wenn sein Schild von aufgefangenen Speeren ganz voll war, reichte er ihn einem seiner Waffenträger und nahm einen anderen. So hatte er ein Dritttheil des Tages unabläßig gefochten."

Die Gothen sollen eine tiefe Phalanx gebildet haben (Γότθοι μὲν οὖν τοὺς ἵππους ἀφέμενοι πρῶτοι πεζῇ μετωπηδὸν ἐς βαθεῖαν φάλαγγα ἔστησαν ἅπαντες), und vor dieser Phalanx soll Tejas ganz allein mit wenigen Begleitern gekämpft und sich viele Stunden behauptet haben? Das ist ein Poem, aber keine Schlacht. Was that denn die ganze tiefe Phalanx der Gothen die ganze Zeit? Traute sie sich nicht heran? Die Römer aber sollen die wenigen Männer nicht haben überwältigen können? Das ist möglich in Gefechten, wie sie vor den Mauern Ilions geliefert wurden, aber nicht mehr möglich, sobald man gelernt hat, Phalangen zu bilden. Auch der stärkste und tapferste Gothenkönig hätte mit seinen Begleitern von einem altrömischen Manipel, und wenn er aus lauter Rekruten bestand, überrannt werden müssen: wir müssen entweder die beiden einander gegenüberstehenden Phalangen im technischen Sinne des Wortes oder den Einzelkampf des Königs Tejas streichen. Die Lösung dürfte sein, daß bei dem Versuch der Gothen, die römischen Linien zu durchbrechen, neben Anderen auch der König sich persönlich durch Tapferkeit auszeichnete, dabei gefallen und dieser Tod legendarisch ausgeschmückt worden ist.

„Da ereignete es sich, daß in seinem Schilde zwölf Speere hafteten, so daß er ihn nicht mehr beliebig bewegen und die Angreifer nicht mehr damit zurückstoßen konnte. Laut rief er einen seiner Waffenträger herbei, ohne seine Stellung zu verlassen oder nur einen Finger breit zurückzuweichen. Keinen Augenblick ließ er die Feinde weiter vorrücken; weder wandte er sich so, daß der Schild den Rücken deckte, noch bog er sich zur Seite, sondern wie mit dem Erdboden verwachsen stand er hinter dem Schilde da, mit der Rechten Tod und Verderben gebend, mit der Linken die Feinde zurückstoßend — so rief er laut den Namen des Waffenträgers. Dieser trat mit dem Schilde herzu, und er nahm ihn sofort statt des speerbeschwerten In diesem Moment war nur einen kurzen Augenblick seine Brust entblößt: ein Speer traf ihn, und er sank sofort todt zu Boden. Einige Römer steckten seinen Kopf auf eine Stange und zeigten ihn beiden Heeren, den Römern, um sie noch mehr anzufeuern, den Gothen, damit sie in Ver-

zweiflung den Kampf aufgäben. Die Gothen aber thaten das keineswegs, sondern kämpften bis zum Einbruch der Nacht, obwohl sie wußten, daß ihr König gefallen war. Als es dunkel geworden war, ließen die Gegner von einander ab und brachten die Nacht unter den Waffen zu. Am folgenden Tage erhoben sie sich früh, nahmen dieselbe Aufstellung und kämpften wieder bis zur Nacht. Keiner wich dem Anderen auch nur um eines Fußes Breite, obgleich von beiden Seiten Viele den Tod fanden, sondern erbittert setzten sie die furchtbare Blutarbeit fort, die Gothen in dem vollen Bewußtsein, ihren letzten Kampf zu kämpfen, die Römer, weil sie sich von Jenen nicht überwinden lassen wollten. Zuletzt schickten die Barbaren einige von ihren Vornehmen an Narses und ließen ihm sagen, sie hätten wohl gespürt, daß Gott wider sie sei — sie fühlten, daß eine unüberwindliche Macht ihnen gegenüberstehe — und durch die Ereignisse über den wahren Sachverhalt belehrt, wollten sie ihre Meinung ändern und vom Kampf ablassen, nicht um Unterthanen des Kaisers zu werden, sondern um bei irgendwelchen anderen Barbaren in Freiheit zu leben. Sie baten, die Römer möchten ihnen einen friedlichen Abzug gestatten und, billiger Erwägung Raum gebend, ihnen die Gelder als Wegzehrung belassen, die sie in den Kastellen Italiens jeder früher für sich aufgespart hätten. Hierüber ging Narses mit sich zu Rathe. Johannes aber, Vitalians Neffe, redete ihm zu, diese Bitte zu gewähren, nicht weiter mit Männern zu kämpfen, für die der Tod keine Schrecken hätte, und nicht den Muth der Verzweiflung auf die Probe stellen, der nicht nur für jene, sondern auch für ihre Gegner noch verhängnißvoll werden könne. „Der Mann der weisen Mäßigung", sagte er, „läßt sich am Siege genügen, übermäßige Anstrengung aber könnte leicht auch zum Verderben ausschlagen." Narses billigte diese Ansicht, und es wurde ausgemacht, die übrig gebliebenen Barbaren sollten mit all ihrer Habe sofort ganz Italien meiden und unter keinen Umständen mehr die Waffen gegen die Römer tragen. Mittlerweile brachen 1000 Gothen aus dem Lager hervor und begaben sich nach der Stadt Ticinum und den Ortschaften jenseits des Po, geführt unter Andern von Indulf, dessen ich früher Erwähnung gethan habe; die Uebrigen beschworen sämmtlich den Vertrag."

„Auf dieselbe Weise nahmen die Römer auch Cumä und alle übrigen Ortschaften, und das achtzehnte Jahr dieses Gothenkrieges, den Procop beschrieben hat, ging zu Ende."

So weit Procop: eindrucksvoll, aber historisch wenig befriedigend. Warum und wie trennten sich die 1000 Gothen von den übrigen? Wie gelangten sie vom Vesuv bis nach Pavia? Wir werden annehmen dürfen, daß es an einer Stelle einer größeren Abtheilung der Gothen doch gelungen ist, den Ring der römischen Einschließung zu durchbrechen, und daß nicht das ganze, sondern nur der größere Theil des Heeres schließlich kapitulirte.

In unmittelbarem Anschluß an Procop setzt Agathias mit seinem Geschichtswerk ein und erzählt: „Als Tejas, der dem Totilas in der Herrschaft über die Gothen folgte, mit aller Macht den Krieg gegen die Römer wieder aufgenommen und sich dem Narses gegenüber aufgestellt hatte, wurde er aufs Haupt geschlagen und fiel selbst in der Schlacht. Die übrig gebliebenen Gothen, denen die Römer unablässig zusetzten, machten endlich, da sie durch die beständigen Angriffe hart bedrängt und an einem wasserlosen Ort völlig eingeschlossen waren, mit Narses einen Vertrag dahin, daß sie ihre eigenen Güter bewohnen (τὴν μὲν οἰκείαν ἀδεῶς νέμοιντο χώραν) und dem römischen Kaiser fürderhin unterthan sein wollten."

Wie zwischen diesen beiden Berichten ein Ausgleich zu finden ist, hat noch kein Historiker sagen können.

Viertes Kapitel.

Die Schlacht am Casilinus.

(Im Jahre 554.)

Fast noch geringeren militärischen Werth als Procops Schilderung der Schlacht am Vesuv hat die Erzählung, die Agathias von der Niederlage der Franken am Casilinus giebt. Schon der strategische Zusammenhang ist wirr.

Schon mehrfach hatten die Franken in den gothisch-römischen Krieg eingegriffen, mit dem Hintergedanken dabei für sich selbst zu erwerben; als nun die Gothen erlegen waren, erschien ein fränkisches Heer unter den beiden Allemannen-Herzögen, den Brüdern Bucelin und Leuthar. Narses war noch mit der Belagerung und Einnahme der von den Gothen besetzten Städte und festen Plätze beschäftigt. Es ist klar, daß er auf die Nachricht von dem Einbruch der Franken nichts Besseres hätte thun können, als ihnen sofort entgegenzugehen, um sie zu schlagen und über die Alpen zurückzujagen. Die fabelhafte Angabe über die Stärke der Franken (75000 Mann) darf uns nicht beirren; wir können von vornherein nicht zweifeln, daß ein solches Hülfsheer, über die hohen Berge gesandt, nicht einmal aus dem ganzen Frankenreiche, sondern nur von einem Bruchtheil, erheblich schwächer war, als die Gesammtheit der Ostgothen in ihrem eigenen Lande, die Narses eben besiegt hatte. Moralisch gehoben durch ihre Triumphe, durch den Fall der beiden tapferen Gothenkönige, müßte die römische Streitkraft im Stande gewesen sein, auch die fränkischen Eindringlinge zu bewältigen, wenn sie gesammelt auf sie losgegangen wäre.

Hätte Narses das gethan und die Franken besiegt, so hätte kein Platz in Italien ihm mehr Widerstand geleistet. Statt dessen

sandte er dem neuen Feinde nur einen Theil seines Heeres unter dem Heruler Fulcaris entgegen, nach Agathias mit der Instruktion, den Feind aufzuhalten und ihn nur anzugreifen, wenn er Aussicht auf Erfolg hätte. Der Fehler rächte sich schwer: Fulcaris wurde geschlagen und suchte, da er sich nicht getraute, als Besiegter Narses wieder unter die Augen zu treten, selbst im Kampfe den Tod. Agathias giebt der Unvorsichtigkeit und Tollkühnheit des Herulers die Schuld an der Niederlage; ist es aber, wie er weiter sagt, richtig, daß Narses selbst den Feind von vornherein als überlegen ansah, so trifft die eigentliche Schuld offenbar den Feldherrn. Eine Erklärung wäre, daß Narses umgekehrt die Macht der Franken unterschätzt hat und daß die Wendung, er habe Fulcaris zur Vorsicht ermahnt, eine nachträgliche Erfindung ist, um den Oberfeldherrn selbst zu entlasten, weil er eine ungenügende Macht detachirt hatte.

Trotz der Niederlage des Fulcaris setzte Narses die Belagerung von Lucca, mit der er beschäftigt war, fort, aber als er die Stadt endlich bezwungen, wußte er nichts Besseres zu thun, als seine Truppen in verschiedene Städte in die Winterquartiere zu vertheilen. Stellen wir uns Cäsar in dieser Lage vor, so können wir nicht zweifeln, daß er noch jetzt von allen Seiten seine Truppen zusammengezogen und den Franken mit möglichster Ueberlegenheit zu Leibe gegangen wäre. Narses aber überlegte nach Agathias, daß es Winter sei und daß die Franken in der kalten Jahreszeit, an die sie in ihrer Heimath gewöhnt waren, besonders kriegstüchtig seien, vertheilte seine Truppen in verschiedene Städte in Winterquartiere und duldete es, daß sie, während die römischen Truppen sich hinter den Mauern der Städte sicherten, ganz Italien bis an die Meerenge von Messina durchzogen und aufs Fürchterlichste ausplünderten. Ja, die Franken hielten es nicht einmal für nöthig, vereinigt zu bleiben, sondern theilten sich in zwei Heere. Die Gothen, neu ermuthigt, schlossen sich ihnen vielfach an.

Wir werden Narses kaum zutrauen dürfen, daß er ohne zwingende Gründe das ihm anvertraute Reich diesem Elend ausgesetzt hat. Waren die Franken besonders geeignet für Kriegführung im Winter, so bestanden ja die römischen Truppen ebenfalls aus Germanen.

Vielleicht kann es uns als Fingerzeig für den wahren Zusammenhang dienen, daß einige Truppentheile, als sie aufgefordert wurden, vorzugehen, darauf hinwiesen, daß sie ihren Sold nicht empfangen hätten. Aber es ist nur eine Vermuthung, auf die wir damit geführt werden; genug, daß erst im Frühjahr, als die Franken aus dem Süden der Halbinsel zurückkehrten, das Heer, das Narses mittlerweile zusammengezogen, ihnen am Flusse Casilinus (Volturno) in der Nähe von Capua den Weg verlegte. Nach Agathias hatte Narses 18000 Mann; die Franken, obgleich es nur die eine Heereshälfte war, sollen noch 30000 Mann stark gewesen sein — eine Zahl, die natürlich keinerlei Glaubwürdigkeit in Anspruch nehmen kann.

Unmittelbar vor dem Aufmarsch zur Schlacht kam es wegen einer Disziplinirung zum Konflikt zwischen dem Feldherrn und dem Kontingent der Heruler unter Sindual, weswegen dieses die Heeresfolge verweigerte. Aber als Narses laut vor dem Heere ausrief, wer an dem Siege Theil haben wolle, solle ihm folgen, und vorwärts marschirte, hielten die Heruler es doch für schimpflich, zurückzubleiben, da es ihnen als Feigheit ausgelegt werden könne, und meldeten, sie würden kommen. Narses ließ antworten, warten könne er nicht auf sie, aber er würde ihnen einen Platz in der Schlachtordnung offen lassen.

Die Schlacht selbst erzählt nun Agathias folgendermaßen:

„Als Narses an den Ort gekommen war, wo er zu schlagen gedachte, ordnete er sein Heer sofort in einer Phalanx, auf beiden Flügeln hielt die Reiterei mit Wurfspießen und runden Schilden, Bogen und Schwert umgehängt, einige auch mit langen Lanzen. Der Feldherr selbst war am rechten Flügel, bei ihm Zandalas, sein Haushofmeister, mit demjenigen Theil des Haushofgesindes, der waffenfähig war. Auf beiden Flügeln standen Valerian und Artabanos, die den Befehl hatten, sich am Rande des Walddickichts verborgen zu halten, um unerwartet auf die Feinde loszustürmen, wenn sie angriffen, und sie von zwei Seiten zu fassen. Den ganzen Raum in der Mitte nahm das Fußvolk ein. In der Front standen die Vorkämpfer, von Kopf bis zu Fuß in Eisen gehüllt, und bildeten den Schildwall, hinter ihnen die anderen Reihen dicht aufgeschlossen, bis zu der Queue hin; die Leichtbewaffneten und

Schleuderer schwärmten dahinter umher und warteten auf die Gelegenheit, von ihren ferntragenden Geschossen Gebrauch zu machen. Mitten in der Phalanx war ein Platz für die Heruler angesetzt und noch leer, denn sie waren noch nicht eingerückt. Zwei Heruler, die dicht vorher zu den Feinden übergelaufen waren, da sie von dem späteren Entschluß Sinduals nichts wußten, trieben die Barbaren an, schleunigst die Römer anzugreifen: „Denn Ihr werdet sie in voller Unordnung und Verwirrung finden," sprachen sie, „weil das Herulerregiment in seinem Trotz sich weigert, am Kampfe theilzunehmen, und die Andern durch ihren Abfall ganz bestürzt sind." In dem Wunsch, daß diese Aussage der Wahrheit entspreche, ließ sich Bucelin leicht überreden und führte sein Heer vor. Alle gingen voll Kampfbegier gerade auf die Römer los, nicht ruhigen Schritts und wohlgeordnet, sondern als ob sie gar nicht schnell genug vorwärts kommen könnten, eilfertig und stürmisch, wie wenn sie im ersten Anlauf das feindliche Heer über den Haufen werfen wollten. Ihre Schlachtordnung hatte die Form eines Keils, sah also wie ein griechisches Delta (Δ) aus: da, wo sie spitz zuging, waren die Schilde dachförmig eng ineinander geschoben, so daß es wie ein Eberkopf aussah. Die Schenkel waren staffelförmig aus Sektionen und Zügen zusammengesetzt und sehr schräg gestellt, so daß sie allmählich bis zu großer Breite auseinandergingen und in der Mitte ein leerer Raum entstand und man die bloßen Rücken der Soldaten reihenweise sehen konnte. Sie hatten nämlich divergirende Fronten, damit sie nach beiden Seiten gegen die Feinde gewendet ständen und, durch ihre Schilde gedeckt, kämpfen könnten, während durch eben diese Aufstellung die Rückendeckung sich von selbst machen sollte.

„Dem Narses, der sowohl vom Glück begünstigt war, als er auch vortrefflich seine Maßregeln zu treffen verstand, ging Alles nach Wunsch. Denn als die Barbaren mit furchtbarem Feldgeschrei im ersten Anlauf mit den Römern zusammenstießen, durchbrachen sie die Mitte der Vorkämpfer und kamen an den leeren Raum, in den die Heruler noch nicht eingerückt waren; die Spitze ihres Keils durchschnitt die Reihen, ohne großen Verlust zu bringen, bis zu der Queue — einige gingen sogar noch weiter, als ob sie das römische Lager stürmen wollten. Da bog und dehnte Narses

allmählich die Flügel, so daß sie nach vorn herumgriffen, und befahl den Bogenschützen zu Pferde, von beiden Seiten die Feinde im Rücken zu beschießen, und das geschah sofort ohne Schwierigkeit; weil nämlich die Feinde zu Fuß kämpften, war es den Reitern ein Leichtes, aus der Entfernung die ausgedehnten Linien zu beschießen, die sich nach rückwärts hin nicht wehren konnten. Und es war, scheint mir, für die Reiter auf den Flügeln sehr einfach, über die dicht vor ihnen Stehenden hinweg die Reihen auf der gegenüberliegenden Seite in den Rücken zu schießen. Von allen Seiten werden die Rücken der Franken auf diese Weise bestrichen, da die Römer vom rechten Flügel die eine innere Seite des Keils, die vom linken die andere beschossen. So flogen die Pfeile kreuz und quer und trafen alles, was im Zwischenraum war, ohne daß die Barbaren merkten, woher eigentlich die Geschosse kamen, oder sich dagegen schützen konnten. Denn da sie mit der Front gegen die Römer standen und nur nach dieser einen Richtung ihre Blicke gewandt waren, da sie ferner mit den Schwerbewaffneten, die ihnen gegenüberstanden, kämpften und die Bogenschützen zu Pferde dahinter kaum sehen konnten, endlich nicht in die Brust, sondern in den Rücken die Schüsse empfingen, so wußten sie garnicht, von wo das Verderben kam. Die meisten hatten übrigens garnicht Zeit, darüber nachzudenken, weil fast jeder Schuß tödtlich war. Denn da immer die Aeußersten fielen, wurden die bloßen Rücken der Nächsten sichtbar, und weil das sehr häufig geschah, schmolz ihre Menge schnell dahin. Mittlerweile waren Sindual und die Heruler eingerückt und traten denjenigen gegenüber, welche die Mitte durchbrochen hatten und dann weiter vorgedrungen waren. Sofort gingen sie zum Angriff über; jene aber waren nicht wenig bestürzt, glaubten in einen Hinterhalt gefallen zu sein und wandten sich zur Flucht, indem sie die beiden Ueberläufer des Verraths beschuldigten. Sindual und seine Leute ließen jedoch nicht los, sondern drängten nach, bis jene theils niedergestreckt, theils in die Strudel des Flusses hinabgeworfen waren. Als so die Heruler ihren Platz eingenommen hatten, die Lücke ausgefüllt und die Phalanx geschlossen war, wurden die Franken, wie in ein Netz verstrickt, hingeschlachtet. Ihre Schlachtordnung war gänzlich zertrümmert, und sie ballten sich zu einzelnen Knäueln zusammen, die nicht mehr aus

noch ein wußten. Die Römer streckten sie nicht nur durch Pfeilschüsse nieder, sondern jetzt griffen auch das schwere Fußvolk und die Leichtbewaffneten ein mit Spießen, Stangen und Schwertern; die Reiter überflügelten sie vollends, griffen sie im Rücken an und schnitten ihnen jeden Ausweg ab. Was dem Schwerte entrann, sah sich genöthigt, auf der Verfolgung in den Fluß zu springen, und ertrank. Von allen Seiten ertönte das Wehgeheul der Barbaren, die aufs elendeste abgeschlachtet wurden. Der Anführer Butilin und sein ganzes Heer wurde vom Erdboden vertilgt, wobei auch die kaiserlichen Ueberläufer umkamen, und kein einziger von den Germanen sah den heimathlichen Heerd wieder, mit Ausnahme von fünf Mann, die auf irgend eine Weise dem allgemeinen Verderben entronnen waren. Wie sollte man da nicht sagen, daß sie die Strafe erlitten für ihre Missethaten und eine höhere Gewalt über sie gekommen war? Jener ganze große Haufe von Franken und Allemannen und wer sonst noch mit ihnen in den Krieg gezogen war — alles war vernichtet, und von den Römern waren nur 80 Mann gefallen, die den ersten Stoß der Feinde hatten aushalten müssen. In dieser Schlacht kämpften mit Auszeichnung fast alle römischen Regimenter, von den verbündeten Barbaren thaten sich am meisten hervor der Gothe Aligern, denn auch dieser kämpfte mit, und der Heruleroberst Sindual, der keinem etwas nachgab. Alle aber priesen und bewunderten den Narses, der durch seine Feldherrnkunst sich so hohen Ruhm erworben hatte."

So weit Agathias. Ich kann den Verdacht nicht unterdrücken, daß diese ganze Erzählung eine freie Phantasie ist, herausgesponnen aus dem einen Wort „Eberkopf".

Offenbar war Narses numerisch, und besonders an Kavallerie, weit überlegen; seine Schlachtlinie überragte die der Franken auf beiden Flügeln. Ob die beiden äußersten Flügel dabei ursprünglich durch Waldparzellen verdeckt waren, macht wenig aus. Die Franken legten die Schlacht darauf an, daß sie mit ihrem Eberkopf, ihrer starken und tiefen Infanterie-Kolonne das feindliche Centrum überrennen und durchbrechen und damit die Schlacht entscheiden würden.

Wäre diese Kolonne spitz gewesen, so wäre diese Spitze sofort umfaßt worden; wäre sie auch noch gar hohl gewesen, so hätten

sie keinen Druck von hinten gehabt (vgl. über den germanischen Keil S. 45 dieses Bandes). Obgleich sie beides gewiß nicht war, obgleich sie mit anderen Worten die beiden Fehler, die ihr Agathias andichtet, spitz und hohl, gewiß nicht hatte, so drang sie dennoch nicht durch; es mag sein, daß das noch im letzten Augenblick einrückende Kontingent der Heruler das schon wankende Centrum der Römer verstärkte und den Stoß der Franken zum Stehen brachte.

In dem Augenblick, wo das geschah, war die mit Wurfspießen und Bogen ausgerüstete Kavallerie der Römer gegen die beiden Flanken der Sturmkolonne herangesprengt und bearbeitete sie mit ihren Geschossen, bald genug wohl auch von hinten. Man fühlt sich an die Schlacht bei Cannä erinnert.

Die Vorstellung, daß die Reiter immer in hohem Bogen über den ihnen zunächst stehenden Schenkel der feindlichen Aufstellung den Mannschaften des andern in den Rücken geschossen hätten, ist dahin zu reduziren, daß naturgemäß bei dem Angriff von allen Seiten viele Franken im Rücken getroffen wurden. Bei einem Hohlkeil, wie ihn Agathias konstruirt, wären die römischen Schützen, um so mehr, da sie doch auch an ihre unmittelbaren Gegner nicht ganz nah herangehen konnten, von dem entgegengesetzten Schenkel mehrere hundert Schritt entfernt gewesen, hätten also mit Pfeilen und Wurfspießen keine Wirkung ausüben können.

Fünftes Kapitel.

Strategie.

Als Justinian die Regierung antrat (im Jahre 527), war der ganze Westen dem Kaiserreich theils schon seit mehr als einem Jahrhundert, theils seit einem halben Jahrhundert entfremdet. Justinian hat Afrika und Italien zurückgewonnen und war nahe daran, auch Spanien wieder zu unterwerfen; von Italien sind große Stücke von da an noch Jahrhunderte lang bei Byzanz geblieben. Die plötzliche Kraftentwickelung des Ostens erscheint um so erstaunlicher und um so größer, wenn wir uns erinnern, welche Leistungen kultureller Art, das corpus juris und die Sophienkirche, eben diese Regierung schmücken.

Die Kriege Justinians bieten auf den drei verschiedenen Schauplätzen, Mesopotamien, Afrika, Italien einen sehr verschiedenen Anblick: gegen die Perser ein Hin- und Herschieben ohne große und ohne endgültige Entscheidung; die Vandalen niedergeworfen mit einem einzigen Schlage, durch eine bloße Avantgarde; gegen die Ostgothen ein achtzehnjähriger Krieg mit den stärksten Wechselfällen und endlichem vollständigen Siege der Byzantiner in großer Schlacht.

Ehedem waren eigentlich die Siege Belisars und Narses' unverständlich, da man die Kleinheit der Heere, über die sie verfügten, kannte und noch an die gewaltigen Massen der Vandalen und Gothen glaubte: Witiges, schrieb man dem byzantinischen Historiker nach, sollte Belisar in Rom mit 150000 Mann belagert haben — was thaten diese Gothen, wo waren sie geblieben, als Witiges zwei Jahre später vor Belisar kapitulirte, der gewiß keine 25000 Mann hatte, als er ihn in Ravenna einschloß?

Nachdem wir nun über die Größe der Vandalen- und Gothenheere Klarheit geschaffen, erscheint es uns weniger wunderbar, daß die Vandalen gegen ein Heer von 15000 Mann kaum den Kampf aufzunehmen wagten, als daß die Gothen sich gegen 25000 noch so lange haben wehren können.

Es ist die Politik, die hier, wie immer, die Kriegführung bestimmt und auch der Strategie ihre Bahnen vorschreibt.

Als Belisar über das Meer ging, um Italien zu erobern, landete er zunächst in Sizilien (Ende 535) nur mit einer ganz kleinen Heeresmacht. Er nahm Neapel, Rom, Spoleto, ohne daß es zu einer Feldschlacht gekommen wäre. Dann erst erschienen die Gothen mit einem großen Heer, schlossen ihn in Rom ein und belagerten ihn dort ein ganzes Jahr lang. Dieser Verlauf wäre rein militärisch nicht zu erklären: wenn die Gothen so stark waren, das feindliche Heer belagern zu können, so muß ein besonderes Motiv vorhanden gewesen sein, warum sie ihm nicht früher entgegengetreten sind und den Verlust der großen Städte verhindert haben.

Zwar bedrohte Justinian auch gleichzeitig mit anderen Truppen die Gothen in Dalmatien, und von der anderen Seite schien ein Angriff der Franken bevorzustehen; immer ist das keine genügende Erklärung für die völlige Unthätigkeit der Gothen während eines vollen Jahres.

Justinian wagte es, den Belisar mit so geringer Heeresmacht nach Italien zu schicken, weil das ostgothische Reich im Innern schwer erschüttert war. König Theodahat, erst nur Mitregent, hatte sich der Alleinherrschaft bemächtigt, indem er Amalasuntha, die Tochter Theoderichs, ermorden ließ; die Byzantiner erschienen als die Rächer einer legitimen Thronerbin, und Theodahat war nicht einmal eine Kriegernatur, die den Kampf muthig und thatkräftig aufgenommen hätte. Erst als nun die Gothen, um nicht mit ihm zu Grunde zu gehen, sich seiner entledigt und sich durch Zuruf des Heeres nach alter Sitte den Witiges als Wahlkönig gesetzt und dieser wieder durch Vermählung mit einer Tochter Amalasunthas sich befestigt hatte, erschienen sie im Felde, und sofort strafte sich nun die Unbedeutendheit der byzantinischen Rüstung, indem sie den Belisar mit seinem Heere in Rom einschlossen.

Aber auch die Gothen sind, wie wir wissen, nur wenig zahlreich und nicht im Stande, eine Stadt wie Rom wirklich zu belagern. Belisar behauptet sich, und nachdem man in Konstantinopel erkannt, daß die Gothen mehr nationale Widerstandskraft besäßen, als die Vandalen, schickte man Verstärkungen. Sie erschienen im Rücken der Gothen, die Rom belagerten, und nahmen durch Willigkeit der Einwohner die festen Städte hinter ihnen ein. Das zwang Witiges, nicht nur die Belagerung Roms aufzuheben, sondern veranlaßte ihn endlich, auf Ravenna zurückzugehen, da er sich den vereinigten Streitkräften der Römer im freien Felde nicht gewachsen fühlte.

Das Verhältniß kehrte sich plötzlich um: wiederum, ohne daß es zu einer Feldschlacht gekommen wäre, wird Witiges von Belisar in Ravenna eingeschlossen und belagert.

In Ravenna hat sich Witiges nach dem wunderlichen Zwischenspiel, daß man Belisar selber die Krone anbot, endlich ergeben. Belisar brachte ihn, wie wenige Jahre vorher den Vandalenkönig Gelimer, nach Konstantinopel, und es schien, daß die Gothen nach vierjährigem Kampf, aber ohne eigentliche Schlacht, den Byzantinern endgültig unterlegen seien.

Bald aber erfolgt ein Umschwung. Die Gothen erheben sich von Neuem, wählen sich wieder einen König und nehmen binnen Kurzem unter Totilas ganz Italien und Sizilien wieder ein und stellen sogar eine Seemacht auf. Totilas herrschte mehrere Jahre im vollen Glanze des Erfolges. Erst als die griechische Flotte die gothische geschlagen hatte und Justinian nunmehr den Narses mit einem bedeutenden Heer hinübersandte, im achtzehnten Jahr des Krieges, kam es zu der entscheidenden Schlacht bei Taginä 552, der dann noch im nächsten Jahr zwei Treffen folgten, am Vesuv, wo der Nachfolger des Totilas, Tejas, und am Casilinus, wo die Franken unter Bucelin geschlagen wurden.

Fünfmal war in dieser Zeit Rom aus einer Hand in die andere übergegangen. 536 hatte es Belisar, 546 Totilas, 547 Belisar, 549 Totilas, 552 Narses genommen.

Wir sehen also, die Erscheinung im ersten Stadium des Krieges, nämlich große Erfolge und Wechselfälle, ohne daß es zu einer taktischen Entscheidung gekommen wäre, wiederholt sich den

ganzen Krieg hindurch. Erst zu allerletzt erfolgt, was man naturgemäß im Anfang des Krieges erwartet: der Versuch, unter möglichster Sammlung der eigenen Kräfte die feindlichen anzufallen, sie zu schlagen und sie zu zerstören: die Schlacht.

Der Grund ist: der inneren Schwäche des Gothenreiches entspricht die des byzantinischen. Wohl hatte Justinian, indem er mit den Persern Frieden schloß, für einen Augenblick eine erhebliche Streitmacht erst auf Afrika, dann auf Italien werfen können, aber eben nur für einen Augenblick. Im Verhältniß zur Größe der Länder und Städte, um die gefochten wird, bleiben die von beiden Seiten aufgebotenen Streitkräfte gering.

Die überraschende Wiederherstellung der gothischen Macht unter Totilas kam dadurch zu Stande, daß ein großer Theil der römischen Söldner, unzufrieden mit dem Regiment und namentlich mit der Soldzahlung der Byzantiner, zu ihnen überging. Ganz ebenso hatten die italienischen Städte, die den Byzantinern anfänglich entgegengekommen waren, die neue Verwaltung mit ihren Steuerforderungen sehr bald satt und fanden, daß es sich unter einem gothischen König nicht schlechter, vielleicht sogar besser leben lasse.

Die Strategie im Gothenkriege wird also dadurch bestimmt, daß auf beiden Seiten im Verhältniß zu dem weiten Gebiet, um das gekämpft wird, nur sehr geringe Streitkräfte zur Verfügung stehen. Die Gothen konnten die zahlreichen festen italienischen Städte entweder garnicht oder nur sehr ungenügend besetzen, und die Einwohnerschaft verhielt sich nicht sowohl neutral, als daß sie, von geringer Liebe zu beiden Parteien beseelt, unter wechselnden Antrieben leicht von der einen zur andern Seite überging oder sich wenigstens der Ueberführung nicht widersetzte.

Als Witiges gegen Belisar vorrückt, fühlt sich dieser so viel schwächer, daß er es nicht auf eine Feldschlacht ankommen, sondern sich lieber in Rom belagern läßt. Zehntausend Mann Verstärkungen, so viel werden es so ungefähr gewesen sein, genügen, um das Verhältniß umzukehren. Der Krieg wird also durch die bloße Belagerung und Uebergabe von Städten geführt und entschieden.

Als nun Totilas die Herrschaft gewann, ließ er die Mauern der Städte, die er eingenommen, niederlegen. Andere Herrscher

handeln umgekehrt und suchen sich den Besitz ihres Landes zu sichern, indem sie Festungen bauen.

Ein neuer Forscher hat gemeint[1]): „An den Mauern Roms zerschellte die ganze große Uebermacht des gothischen Volksheeres; daher ihr Haß gegen alle Mauerwerke der Städte, die sie überall niederreißen." Aber Totilas handelte keineswegs in bloßem Haß, sondern war ein Stratege, der wußte, was er that; schon der Vandale Geiserich hatte, als er Afrika in Besitz nahm, die Mauern der Städte niedergelegt. Diese Germanen-Könige hatten nicht Mannschaften genug, alle Städte ihres weiten Gebietes genügend zu besetzen; den Einwohnern war nicht zu trauen, und indem sie feindlicher Mannschaft die Thore öffneten, wurden die Städte Stützpunkte des Feindes.

Die neueste Zeit hat einmal eine ziemlich ähnliche Situation gezeitigt. Als nämlich die Verbündeten im Herbst 1813 am Rhein anlangten, rieth Gneisenau, den Vormarsch unverzüglich fortzusetzen und sich nicht durch den berühmten dreifachen Festungsgürtel Frankreichs schrecken zu lassen. Gerade diese vielen Festungen müßten Napoleon jetzt zum Verderben gereichen, weil er nicht mehr genug Truppen habe; besetze er sie, so behalte er kein Heer im freien Felde; ziehe er die Garnisonen heraus, so fielen sie ohne Weiteres in die Hände der Verbündeten. Wenn es Napoleon möglich gewesen wäre, einen großen Theil seiner Festungen schnell zu zerstören und seine Feldarmee durch ihre Garnisonen entsprechend zu verstärken, so wäre das in jenem Augenblick für ihn ein strategischer Vortheil gewesen. Indem wir sehen, daß Totilas das that, erkennen wir in ihm einen Feldherrn von strategischem Denken.

Der gothische Krieg zog sich also hin und her, so lange die politischen Momente die Oberhand hatten. Ich meine damit die politischen Momente in weiterem Sinne: nicht bloß die Parteinahme der Einwohner Italiens, sondern auch die Unfähigkeit der byzantinischen Verwaltung, ihre eigenen Söldner im Gehorsam zu erhalten. Zur Entscheidung kommt es, als Justinian zum zweiten Mal eine wirklich bedeutende Streitmacht hinüberschickt und auch auf gothischer Seite die Dinge durch die Zerstörung der Festungen

[1]) Dahn, Procop v. Cäsarea, S. 412.

so vorbereitet sind, daß man glaubt, genügende Kräfte für die Feldschlacht freigemacht und vereinigt zu haben. Diese Entscheidung fällt gegen die Gothen, und damit ist ihr Untergang besiegelt.

Die mächtigen kriegerischen Erfolge Justinians beruhen nicht sowohl auf einer unerhörten Entwickelung neuer Kräfte, sondern auf einer glücklichen und geschickten Zusammenfassung der bestehenden, die im Verhältniß zu der großen Ausdehnung und den materiellen Mitteln des Reiches gering genug war und nur dadurch so viel leistete, daß die Gegenseite noch schwächer war. Mitten während all' der großen Siege geschah es einmal, daß ein Hunnenschwarm und ein ander Mal ein Slaven-Schwarm über die Donau kam und die Balkanhalbinsel bis nach Griechenland hin raubend und mordend durchzog. Man hatte nicht die Truppen, ihrer Herr zu werden.

Eine besondere Bedingung der Erfolge im Westen war, daß das Reich mittlerweile im Osten Ruhe hatte. Ehe Belisar nach Afrika ging, wurde mit den Persern Frieden geschlossen. Auch die Germanen waren sich dieses Verhältnisses wohl bewußt, und der König Witiges suchte in seiner Noth den Perserkönig Chosru zu neuem Angriff aufzustacheln. Durch die größten Opfer, namentlich Geldzahlungen, mußte Justinian erst die Perser wieder befriedigen, ehe er Narses mit den genügenden Truppen zum letzten entscheidenden Schlage gegen die Gothen abschicken konnte. Das ganze Heer aber, das selbst vermöge solcher Einschränkungen auf dem anderen Felde zusammengebracht werden konnte, war, um es noch einmal zu wiederholen, doch nicht stärker als 25000 Mann.

Die Vandalen und Gothen, die nur als eine schmale dünne Schicht fremder Krieger in ihrem Lande eingelagert waren, traute Justinian sich zu niederzukämpfen. Gegen die Perser wird ein solches Ziel von vornherein nicht ins Auge gefaßt. Auch die Perser haben Soldtruppen, ganz ähnlich wie die Römer, namentlich Hunnen, und die römischen Söldner gehen ja öfter zu ihnen über, aber der Kern ist doch eine auf ihrem eigenen Boden sitzende Nation, und das macht ihre Stärke. Hier ist also auch von vornherein eine andere Strategie am Platz.

Schon mehrfach sind uns in der Geschichte der Kriege Verhältnisse begegnet, die es mit sich bringen, daß die Gegner es weniger auf die gegenseitige Niederwerfung, als auf bloße Ermattung anlegen. So that es zuerst im größten Stil Perikles im Peloponnesischen Kriege, dann Fabius Cunctator. Breit ausgeführt und bis zu einer Einseitigkeit fortgebildet, die mit dem Wesen des Krieges selbst in Widerspruch tritt, finden wir nun diese Art der Strategie entwickelt in einer Rede, die Procop dem Belisar in den Mund legt (bell. Pers. I, 18).

Der römische Feldherr spricht zu seinen Soldaten, als sie ihn drängen, den Feind, der bereits auf dem Rückzug ist, anzugreifen und ihm eine Schlacht zu liefern:

„Wohin stürmet ihr, Römer, oder welche Leidenschaft hat Euch entzündet, daß ihr euch in eine unnöthige Gefahr begeben wollt? Einzig und allein halten Menschen den für einen rechten Sieg, wobei man von dem Feinde keinen Verlust erleidet. Diesen Vortheil gewähren euch gegenwärtig das Glück und der Schrecken, welcher das Heer der Feinde in Bestürzung gesetzt hat. Ist es nicht besser, die verhandenen Vortheile zu genießen, als die weit entfernteren aufzusuchen? Die Perser, von großen Hoffnungen getrieben, hatten einen Heereszug gegen die Römer unternommen; jetzt in allen ihren Erwartungen getäuscht, haben sie sich in die Flucht gestürzt.

„Wenn wir sie gegen ihren Willen nöthigen, den Gedanken an ihren Rückzug aufzugeben und mit uns selbst sich in einen Kampf einzulassen, so werden wir, wenn wir auch den Sieg davontragen, ganz und gar keinen weiteren Vortheil davon haben. Denn was bedeutet es, wenn man einen Fliehenden schlägt? Aber sollten wir etwa unterliegen, so würden wir uns des jetzt vorhandenen Sieges berauben; würden ihn nicht sowohl von den Feinden entrissen sehen, als vielmehr selbst ihn verscherzen und dem Feinde das Land des Kaisers ohne Vertheidiger zur weiteren Plünderung überlassen müssen Auch verdient dies von euch beherzigt zu werden, daß Gott zwar den Menschen in Nothfällen, nicht aber in selbstgewählten Gefahren beizustehen pflegt. Außerdem tritt bei Leuten, die keinen Ausweg haben, der Fall ein, daß sie sich unwillkürlich sehr tapfer beweisen, bei uns hingegen finden sich viele

Umstände, die einem Treffen ungünstig sind. Denn die meisten von uns sind zu Fuß heranmarschirt, und wir Alle sind nüchternen Leibes. Kaum brauche ich hinzuzufügen, daß Manche noch nicht einmal angekommen sind."

In Uebereinstimmung mit dieser Rede läßt Procop (bell. Pers. I, 14) den Belisar nach seinem Siege bei Daras die Verfolgung der geschlagenen Perser hemmen, da ihm der Sieg genüge und die Perser, zum Aeußersten gebracht, umkehren und die unbesonnen Verfolgenden werfen könnten (δείσαντες μή τινι ἀνάγκῃ Πέρσαι ὑποστραφέντες τρέψωνται αὐτοὺς οὐδενὶ λόγῳ διώκοντας, ἱνανόν τε αὐτοῖς κατεφαίνετο τὴν νίκην ἀκραιφνῆ διασώσασθαι). Ganz ebenso verbietet der zeitgenössische anonyme Theoretiker,[1]) selbst wenn man doppelt so stark sei, wie der Feind, ihn etwa ganz einzuschließen, damit er nicht jeden Weg der Flucht verschlossen sehend, sich an Tapferkeit selbst übertreffe, und etwa ein halbes Jahrhundert später räth der Kaiser Mauritis, der als großer siegreicher Feldherr den Thron bestiegen, in seiner „Kriegskunst", womöglich selbst bei guten Aussichten die offene Schlacht zu vermeiden und dem Feind lieber durch kleinen Krieg Abbruch zu thun.[2]) Denselben Grundsatz legt Procop (I, 17) auch den persischen Gegnern Belisars in den Mund. Alamundaros, ein saracenischer Fürst, spricht zum Perserkönig: man solle sich im Kriege nicht dem Glück und dem Zufall überlassen, auch wenn man dem Feind noch so sehr überlegen sei, sondern lieber darauf ausgehen, durch List und Kunstgriffe den Feind zu belauern. Wer gerade auf die Gefahr losgehe, sei des Sieges keineswegs gewiß („οὐκ ἔχοντες ἀεὶ ἐπὶ τῇ τύχῃ τὸ θαρρεῖν ἄνθρωποι οὐκ ἐκ τοῦ εὐθέος ἐς κίνδυνον πόλεμον καθίστανται, κἂν τῷ παντὶ τῶν πολεμίων ὑπεραίρειν αὐχῶσιν, ἀλλ' ἀπάτῃ τε καὶ μηχαναῖς τισι περιελθεῖν τοὺς ἐναντίους ἐν σπουδῇ ἔχουσιν. οἷς γὰρ ἐκ τοῦ ἀντιπάλου ὁ κίνδυνός ἐστιν, οὐκ ἐν βεβαίῳ τὰ τῆς νίκης χωρεῖ.")

Es sind das Anschauungen, die uns von Neuem begegnen werden, vom sechszehnten bis zum achtzehnten Jahrhundert und bis ins neunzehnte hinein eine große, zuweilen verhängnißvolle Rolle gespielt haben und uns noch viel beschäftigen werden. Sicher ist, daß weder Alexander, noch Hannibal, noch Cäsar nach diesen

[1]) Köchly und Rüstow, Gr. Kriegsschr. II, 2, 167. cap. XXXIV, 4.
[2]) Jähns, Gesch. d. Kriegswiss. I, 155.

Grundsätzen Krieg geführt haben. Keiner von diesen Feldherren hat geglaubt, daß es kein Sieg sei, den man über Leute erfechte, die ohnehin schon fliehen; keiner hat geglaubt, vor allem darauf sehen zu müssen, daß er selber keinen Verlust erleide. Alexander hielt die Seinen nicht zurück, als sie die Perser verfolgten, sondern trieb sie vorwärts und vorwärts, bis die Pferde fielen. Hannibal legte seine Schlachten auf die völlige Einkreisung der Römer an, und Cäsar siegte, indem er dem Vercingetorix in Alesia, wie dem Afranius und Petrejus bei Ilerda den Rückzug abschnitt, und ließ, nachdem er bei Pharsalus gesiegt, nicht ab, bis er das ganze feindliche Heer zur Kapitulation gezwungen. Ihr allerhöchster Grundsatz war: Niederwerfung des Feindes und Vernichtung.

Ob Belisar wirklich immer so ganz im Gegensatz zu diesen großen Siegern nach den oben entwickelten Grundsätzen gehandelt hat, bleibt immerhin eine Frage, die nicht so schnell beantwortet werden darf. Die Grundsätze der Strategie, die auf die Niederwerfung des Gegners ausgeht, sind in ihrer Einfachheit klar und leicht zu formuliren. Die Grundsätze der Ermattungs-Strategie aber enthalten eine Polarität, die nicht mit einer einfachen Formel aufzulösen ist. Auch Friedrich der Große, der sich viel Mühe damit gegeben hat, ist doch zu einer völlig durchsichtigen und erschöpfenden theoretischen Darstellung nicht gelangt. Belisar dürfen wir daher nicht unbedingt auf das, was Procop ihn sagen läßt oder was andere Theoretiker seiner Epoche aufstellen, festlegen, und seine Thaten sind uns in ihren Motiven und ihrem Zusammenhang doch nicht sicher genug überliefert, um daraus ganz zuverlässige Schlüsse ziehen zu können. Belisars Ruhm beruht auf seinem Erfolge gegen die Vandalen und Ostgothen; er hat die beiden kriegsberühmten Völker besiegt und unterworfen und ihre Könige Gelimer und Witiges als Gefangene nach Konstantinopel gebracht. Zu einer großen Schlacht ist es in beiden Kriegen nicht gekommen, aber daraus ist auf Belisars Strategie kein Schluß zu ziehen: die Vandalen und Gothen haben es eben dazu garnicht kommen lassen. Erst Narses lieferte endlich den Ostgothen die Vernichtungsschlacht, als sie sich unter Totilas dazu stellten.

Den Persern hat Belisar nach Procop zwei wirkliche Schlachten geliefert. Das erste Mal, im Jahre 530, wollten die Perser den

Bau der Festung Daras, nördlich von Nisibis in Mesopotamien, wo das Bergland in die Ebene übergeht, verhindern. Belisar empfing sie in einer wohlvorbereiteten Defensiv-Stellung, schlug sie mit großem Verlust zurück, unterließ aber die Verfolgung (b. Pers. I, 14). War sein Sieg wirklich so groß, wie Procop ihn schildert, so wäre diese Unterlassung zweifellos ein schwerer Fehler gewesen: eine Verfolgung durch die mesopotamische Ebene hätte die größten Resultate ergeben müssen. Aber es ist vielleicht zu bezweifeln, ob die Schlacht so bedeutend war, ob es sich nicht bloß um ein langausgedehntes Scharmützel gehandelt hat, und nach Procop waren die Perser doppelt so stark wie die Römer, 50000 gegen 25000. Nach einer späteren Aeußerung Procops (I, 16, 1) haben die Perser nicht einmal ihre Stellung in der Nähe von Daras aufgegeben und ließen sich nicht abhalten, Einfälle in die römischen Landschaften im Norden (Armenien) und Süden (Syrien) zu machen.

Der Einfall in Syrien führte zu der zweiten Schlacht bei Kallinikon (Nikophorion) am Euphrat. Belisar folgte dem zurückgehenden feindlichen Heere, ohne die Absicht, es anzugreifen, wurde aber von seinen aufgeregten Leuten dazu gezwungen und geschlagen.

Aus diesen Ereignissen müssen wir doch wohl schließen, daß die Perser über eine, sei es qualitative, sei es numerische, recht erhebliche Ueberlegenheit auf diesem Kriegsschauplatz verfügten, so daß ein wirklich dauernder, großer Erfolg für die Römer von vornherein ausgeschlossen war.

Viertes Buch.

Der Uebergang ins Mittelalter.

Erstes Kapitel.

Die Kriegsverfassung in den romanisch-germanischen Staaten.

Als Heere haben sich die germanischen Stämme in die römischen Provinzen eingelagert, nicht als Bauern, die Land suchten. Als Inhaber der Gewalt haben sie neue Staatsordnungen geschaffen und neue Staatswesen begründet, in denen sie selbst die bewaffnete Macht darstellten. Ihr Kriegerthum beruhte auf der aus der Barbarei mitgebrachten kriegerischen Naturkraft, dem Zusammenhalt der Geschlechter und der wilden persönlichen Tapferkeit des Einzelnen.

In richtiger Erkenntniß und Abschätzung der kriegerischen Werthe bemühte man sich zeitweilig hier und da, den kostbaren Schatz des Kriegerthums zu erhalten, indem man das Germanenthum und Römerthum, statt es schnell miteinander zu verschmelzen, künstlich von einander fernhielt, das Germanenthum isolirte, es vor dem Gift des Römerthums und seiner Civilisation zu bewahren suchte. Als sich die Römer zum ersten Mal der Gefahr, die ihnen von diesen Barbaren drohte, bewußt wurden, als Gothen und Franken zu Lande oder zu Wasser das Reich durchzogen und die Legionen nicht mehr die Kraft hatten, sie zurückzutreiben und die inneren Landschaften zu schützen, als man sah, daß die einzige Hülfe, die es noch gegen die Barbaren gab, bei den Barbaren selbst gesucht werden müsse, in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts, da suchte man die Barbaren, deren Dienste man in Anspruch genommen, möglichst nahe heranzuziehen. Kaiser Gallienus heirathete selber eine Germanin, Pipara; Kaiser Aurelian veranlaßte seine Offiziere, Germaninnen zu heirathen. Constantin der Große begann, was ihm nachher sein

Neffe und Nachfolger Julian zum Vorwurf machte, Germanen mit den hohen Würden der Republik, selbst mit dem Konsulat zu bekleiden. Unter Julians Nachfolger Valentinian aber finden wir die entgegengesetzte Bestrebung: die Ehe zwischen Römern und Germanen wird geradezu verboten (im Jahre 365).[1])

Als der Westgothe Athaulf das Reich begründete, heirathete er selber die römische Kaisertochter Placidia. Sein Nachfolger aber verbot seinem Volk die Ehe mit den Römern, und dieses Verbot hat fast anderthalb Jahrhunderte bestanden.[2]) Die praktische Durchführbarkeit solcher Trennung innerhalb desselben Staatskörpers wurde allenthalben erleichtert dadurch, daß Römer und Germanen, auch nachdem diese getauft waren, verschiedene Kirchengemeinschaften bildeten: die sämmtlichen germanischen Völkerschaften, mit Ausnahme der Franken, wurden Arianer. Namentlich der Ostgothe Theoderich scheint zielbewußt sein Streben darauf gerichtet zu haben, sein Volk als den Kriegerstand innerhalb des Römerthums zu erhalten; die Gothen lebten fort auf fremdem Boden nach eigenem Recht; kein Gothe durfte ein bürgerliches Amt bekleiden, kein Römer durfte Soldat sein.[3]) Als Theoderichs Tochter Amalasuntha ihren Sohn etwas lernen lassen wollte, machten ihr die Gothen deshalb Vorstellungen: sie erziehe den jungen König nicht richtig, Lesen und Schreiben sei etwas Anderes als Tapferkeit; wer gelernt habe, sich vor dem Stock des Schulmeisters zu fürchten, werde kein Krieger; Theoderich habe niemals Gothenknaben in die Schule gehen lassen und habe selber ein großes Reich erworben, ohne etwas vom Lesen und Schreiben zu verstehen.[4])

[1]) Obgleich das Gesetz Valentinians I. im Cod. Theod. IV, 14 erhalten ist, hat Heinr. Richter, „Das weström. Reich", S. 681, Anmkg. 150, den Inhalt hinwegzuinterpretiren gesucht. Seine Auslegung aber, unter der „barbara conjux" und den „gentiles" nur Barbaren jenseits der Grenze des römischen Reichs zu verstehen, ist juristisch unhaltbar. Daß Valentinian selber dem Merobaudes eine Römerin zur Frau gab, Theodosius dem Gothen Fravitta und dem Vandalen Stilicho seine eigene Nichte, waren Ausnahmen, wie sie sich die höchsten Kreise zuweilen erlauben.

[2]) Nach Zeumer, „Gesch. d. westgoth. Gesetzgebung" im „N. Archiv f. ä. d. Geschichtsk." Bd. 24, S. 574 hat Leovigild (569–586) das connubium zwischen Gothen und Römern gesetzlich gestattet; praktisch sei es aber wohl schon vorher mehrfach durchbrochen und außer Acht gelassen worden.

[3]) Mommsen, Ostg. Stud. 497: „Wie in dem Staate Theoderichs nur der Gothe Soldat sein kann, kann auch er allein Offizier sein. Dem Ausschluß der Gothen von der civilen Magistratur steht der Ausschluß der Römer von den Militärämtern gegenüber".

[4]) Procop, bell. Goth. I, 2.

Der Satz, daß der Germane der Soldat, der Berufskrieger sei, wurde mit der größten Strenge festgehalten. Nur der Gothe war in Theoderichs Reich waffenpflichtig, dieser aber auch unbedingt. Es ist uns ein Aktenstück darüber erhalten, wie ein verdienter Veteran, der die Waffen nicht mehr zu führen vermag, eine besondere Bitte um Befreiung vom Heerbann einreichen muß und erst nach langer und genauer Untersuchung seiner Entschuldigungsgründe durch königlichen Befehl dem Gesuch stattgegeben wird. Das jährliche Geschenk, das der König seinen Kriegern aus den Steuererträgen regelmäßig zukommen läßt, wird diesen Nichtmehr-Waffenfähigen entzogen.[1])

Von den Westgothen sind uns eine Anzahl gesetzlicher Bestimmungen über das Heeresaufgebot erhalten. Die Zeit, in der diese Bestimmungen erlassen wurden, ist nicht bezeugt; der Inhalt zeigt aber, daß sie nicht so sehr lange nach der Niederlassung ergangen sein können; ich möchte sie daher um die Zeit der Catalaunischen Schlacht unter Theoderich I. oder II. ansetzen.[2]) Wer verpflichtet ist, ins Feld zu ziehen, wird nicht ausdrücklich gesagt; an einer Stelle (IX, 2, 2) wird der Krieger kurzweg Gotus genannt.

Den Thiufaden (Millenarien), Quingentenarien, Centenarien und Dekanen, die gesunden Leuten vom Heere nach Hause zu gehen oder zu Hause zu bleiben gestatten oder gar sich deshalb bestechen lassen, wird Strafe angedroht. Ein Aufgebotener, der ohne Erlaubniß seines Vorgesetzten wieder nach Hause geht oder nicht gekommen ist, soll auf dem öffentlichen Markt 100 Prügel erhalten und 10 solidi zahlen. Der Thiufad soll durch seine Centenarien und die Centenarien durch ihre Dekane feststellen, wer fehlt.

Den Magazinen sollen ihre Lieferungen zugeführt werden, und die Beamten, die etwas unterschlagen, den Betrogenen für jeden Tag das Vierfache ersetzen. Alle diese Bestimmungen vertragen

---

[1]) Dahn, Könige III, 62 nach Cassiod. Var. V, 36.

[2]) Lex Visig. Recceswind. IX, 2, 1—6 ed. K. Zeumer. Leg. Visig. Antiqu. p. 268. Der Inhalt weist in eine sehr frühe Zeit, und nach Zeumers Untersuchung „Gesch. d. westgoth. Gesetzgebung" im N. Arch f. ä. d. Geschichtskunde, Bd. 23 u. 24, kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die oben angeführten Gesetzesbestimmungen schon um die Mitte des fünften Jahrhunderts erlassen sein können.

sich sehr gut damit, daß in Spanien, ganz wie im Ostgothenreiche, die angesiedelten Gothen den Kriegerstand bildeten.

Aus einem anderen Gesetz, das uns in der Sammlung König Eurichs, des Sohnes Theoderichs I., Bruders Theoderichs II. (466—485), erhalten ist, erfahren wir, daß es bei den Westgothen neben dem allgemeinen Volksaufgebot auch das Institut der bediensteten Krieger gab.

Wir haben gesehen, wie das Söldnerwesen im römischen Reich zum Kondottierenthum geführt hatte: die Generale sind die Führer von Banden, die in ihrem persönlichen Dienst stehen. Diese Art, wie man sie auch genannt hat, Privatsoldaten hießen buccellarii, ein Wort, das von buccella, der Zwieback, der Bissen, abgeleitet ist, also eigentlich „Brotleute" — offenbar ursprünglich ein Spitzname, der, wie so oft, diesen Beigeschmack verloren und in den allgemeinen Sprachgebrauch übergegangen ist. Dieses Wort und den Begriff finden wir nun in dem Gesetz Eurichs. Man hat die buccellarii mit den deutschen Gefolgschaften zusammengebracht und auch in ihnen einen Ausdruck der Durchdringung des römischen mit germanischem Wesen gesehen. Griechische Schriftsteller gebrauchen zuweilen den Ausdruck „παῖδες", was ein scharfblickender Beobachter als Uebersetzung des germanischen Wortes „Degen" erkannt hat. Denn dieses Wort hat mit der Waffe „Degen" nichts zu thun, sondern hängt zusammen entweder mit dem Stamm in „gedeihen" oder nach neuerer Auffassung mit dem Stamm in dem griechischen „τέκνον", heißt also in jedem Fall die „Herangewachsenen", „Burschen". Eine gewisse Verwandtschaft dieser Erscheinung mit die dem alten Gefolgschaftswesen ist unzweifelhaft da, aber doch nur eine abgeleitete. Der germanische Gefolgsmann im alten eigentlichen Sinne steht seinem Herrn persönlich viel näher, ist sein Tischgenosse, wächst mit seinem Herrn und wird, wo dieser zum Königthum aufsteigt, ein vornehmer Mann. Die Verbreiterung des kriegerischen Gefolges, die sich nach unten ansetzt, geht über in den gemeinen Kriegsknecht, der Söldnerdienste nimmt, bei dem der eigentliche Gefolgsbegriff, die persönliche, freundschaftliche Beziehung zum Herren erlischt.

Immerhin darf man gewiß sagen, daß, wo wir nun buccellarii im Dienste germanischer Großen finden, ein Abglanz

der so hoch gehaltenen Idee der persönlichen Treuverpflichtung des Gefolgsmannes gegen seinen Herrn auf ihnen geruht und sich erhalten hat. Das Gesetz des Eurich schreibt vor, daß der Buccellarius, als ein freier Mann, das Recht habe, sich einen anderen Herrn zu wählen, in diesem Falle aber zurückgeben müsse, was er von seinem bisherigen Herrn empfangen. Von Theudes, der lange als Statthalter das Westgothenreich verwaltete und sich später (531) selbst zum König machte, wird berichtet[1]), daß er nicht weniger als 2000 Mann in seinem Gefolge gehabt habe. Diese 2000 Mann waren selbstverständlich meist Gothen; die Gesammtzahl der Germanen im westgothischen Reich werden wir gewiß nicht über 20000 Krieger veranschlagen dürfen. Wenn also ein Einzelner davon an 2000 in seinem Dienst hatte, so erkennt man, welche Bedeutung diese Form des Kriegsdienstes erlangt hatte.

In dem späteren Gesetzbuch der Gothen ist das Wort „buccellarius" nicht mehr gebraucht, sondern es umschreibt den Begriff mit „in patrocinio constitutus"[2]). Der Mangel eines eigentlich technischen Ausdrucks für eine so fest umschriebene Erscheinung deutet darauf hin, was auch die Ereignisse bestätigen, daß eine wesentliche Entwickelung in dieser Richtung bei den Westgothen nicht stattgefunden hat.

Die scharfe Trennung zwischen Germanen und Romanen ergiebt bei allen arianischen Stämmen eine einfach und sicher funktionirende Kriegsverfassung; bei Ost- und Westgothen, Vandalen und Burgundern werden wir uns die Verhältnisse ziemlich gleichartig vorzustellen haben. Von Anbeginn an anders sind die Verhältnisse bei den Franken. Hier hat eine Landtheilung niemals stattgefunden, und der Versuch, die kriegerische Kraft vermöge einer dauernden Trennung zwischen den beiden Volkselementen zu erhalten, ist nicht gemacht worden: die Franken wurden nicht Arianer, sondern traten sofort in die katholische Kirche ein. Die Frage wird also sein, ob etwa die Frankenkönige, indem sie ihre germa-

[1]) Procop, bell. Goth. I, 12.

[2]) Cod. Euric., cap. 310, gebraucht vier Mal den Ausdruck „buccellarius"; die entsprechende Antiqua V, 3, 1, umschreibt den Ausdruck „quem in patrocinio habuerit" „in patrocinio constitutus".

nischen und romanischen Unterthanen von Anfang an als eine Einheit zusammenfaßten, auch die Kriegsverfassung und die Wehrpflicht auf eine breitere Grundlage gestellt haben.

In unseren Quellen finden sich Stellen, die zeigen, daß der fränkische König berechtigt war, von allen seinen Unterthanen den Kriegsdienst zu fordern. Man hat das so ausgelegt, daß, im Unterschied von den anderen Staaten, im Frankenreiche thatsächlich ein allgemeiner Kriegsdienst aller Freien stattgefunden habe: ein Beweis, wie sehr die bloße Buch-Gelehrsamkeit auch wirklich große Gelehrte in die Irre führen kann. Der einzelne Bürger und Bauer, der monatelang in weiter Entfernung auf eigene Kosten zu Felde liegen soll; Heere von vielen Hunderttausenden, selbst wenn nur Theile des Reiches und von jedem Quadratkilometer nur ein Mann aufgeboten sein sollte; diese Massen endlich in jeder Beziehung kriegsuntauglich: man fühlt sich erinnert an die Millionen-Heere des Xerxes und Darius Codomannus, die sich so viele Philologen auch noch immer nicht aus dem Herzen reißen können. Einigermaßen gemildert wird die Vorstellung von dem Massen-Aufgebot der allgemeinen Wehrpflicht, wenn man nur die Grundbesitzer für verpflichtet hält. Schließt man dabei die Kolonen aus, so würden für die romanischen Gebiete sogar sehr wenige übrig bleiben; schließt man sie aber ein, was garnicht anders möglich ist wegen der Lastvertheilung zwischen den romanischen und germanischen Landschaften, so wird man folgende Rechnung aufmachen dürfen. Nehmen wir an, es seien für einen Feldzug über die Pyrenäen die Landschaften südlich der Seine aufgeboten worden, mit der Maaßgabe, daß je drei Höfe einen Krieger stellen sollen. Das Gebiet umfaßt etwa 7000 Quadratmeilen; auf jede Quadratmeile rechnen wir im Durchschnitt, da große Wälder und Gebirge abgehen, nur 3—6 Dörfer mit zusammen 90 Höfen. Jede Quadratmeile stellt 30 Krieger, also betrüge das Aufgebot 210000 Mann, und rechnen wir auf jeden Quadratkilometer einen Mann, so giebt es gar 400000. So viel bei einem Theilaufgebot. Da aber in „ganz besonderen Fällen“ auch das ganze Land zu einem Kriegszug aufgeboten sein soll[1]), und die Liten und andere abhängige Leute als Leichtbewaffnete auch dabei gewesen sein

[1]) Waitz II, 531. 3. Aufl. II, 1, 215.

sollen[1]), so würden wir mit unserer Berechnung unter einer Million gewiß nicht bleiben dürfen.

Man sieht, wir müssen nach einer ganz anderen Grundlage suchen. Der Kriegsdienst als allgemeine Unterthanenpflicht hat im Frankenreiche keine andere Bedeutung als bei den Römern: auch hier ist er ja nie ganz verschollen. Noch Kaiser Valentinian III. hat einmal seine Unterthanen in eindringlichen Edikten gegen die Vandalen aufgeboten, und römische Bürger haben dem Belisar bei der Vertheidigung Roms geholfen. Wie hier die Römer, so haben auch die germanischen Könige wohl einmal die sonst unkriegerischen Einwohner einer Landschaft aufgeboten, z. B. wird berichtet, wie der burgundische König Gundobad in einem Kriege mit den Westgothen, wohl 507, ein Kastell in Limousin durch die Römer, d. h. durch aufgebotenen Landsturm aus der nahen burgundischen Grenzlandschaft, brechen ließ.[2])

Dasselbe that einmal Totilas, indem er für eine Aufgabe, wo er es nicht nöthig hielt, Gothen zu verwenden, Bauern der Gegend aufbot und ihnen nur einige wenige Gothen beigab[3]). Das eigentliche Heer bildete nichtsdestoweniger der Kriegerstand von Qualitätskriegern, und das kann auch bei den Franken nicht anders gewesen sein.

Das fränkische Reich ist zusammengesetzt aus germanischen und romanischen Gebietstheilen. Fassen wir zunächst die romanischen ins Auge; hier drängt sich sofort die Ueberlegung auf, was für Konsequenzen daraus zu ziehen sind, daß die Franken nicht, wie die südlicheren Stämme, eine Landtheilung mit den Römern vorgenommen haben.

Die Ansiedelung der Burgunder, Gothen und Vandalen ist von uns dahin erklärt worden, daß den Gemeinfreien zwar in kleinen Gruppen Bauernhöfe angewiesen wurden, daß jedoch das eigentlich Entscheidende die Einreihung der germanischen Führer und Vornehmen in den römischen Großgrundbesitzerstand war. Vermöge dieser ihrer neuen Eigenschaft waren die germanischen Edelinge und Grafen jetzt in der Lage, ihren Stammes- und

[1]) Waitz, II, 528, 3. Aufl. II, 1, 213.

[2]) Binding, Gesch. d. burg.-rom. Königr. I, 196, Anmerk. 671.

[3]) Procop, III, 22.

Heeres-Genossen den unentbehrlichen wirthschaftlichen Rückhalt zu gewähren, entweder noch in Nachwirkung des alten Geschlechtsverbandes oder indem sie die Genossen direkt in ihren Dienst nahmen. Auch ohne Landtheilung kann es bei den Franken ganz ähnlich gewesen sein. Chlodwig hatte es nicht nöthig, zu einer Landtheilung zu schreiten, da die Masse seines Volkes gar nicht wanderte, sondern sitzen blieb; er mußte nur jedem Grafen eine gewisse Anzahl mitgeben, die dieser, da es sich nur um ziemlich Wenige handelte, ohne Schwierigkeit auf den bisherigen kaiserlichen oder sonstigen öffentlichen oder konfiszirten Gütern, Schlössern und Höfen unterbringen konnte.

Der wesentliche Unterschied zwischen der fränkischen und den anderen Ansiedelungen liegt also darin, daß dort zunächst noch kein so starker germanischer Großgrundbesitzerstand geschaffen, die Ansiedelung noch erheblich dünner war und der alte Geschlechtsverband noch schneller seine Bedeutung verlor. Die Kriegerschaft, die in jeder Grafschaft als eine Art Genossenschaft unter dem Kommando des Grafen lebte, bestand zumeist aus Franken, die als Krieger von Beruf nicht aufhörten, die kriegerischen Eigenschaften physischer und moralischer Natur zu pflegen. Es war aber nicht ausgeschlossen, daß auch Romanen in diese Kriegsgenossenschaft eintraten.[1]) So völlig war der kriegerische Sinn in diesen keltischen Völkern nicht ausgestorben, um nicht immer wieder einzelne geborene Krieger- und Helden-Naturen hervorzubringen.[2]) Im Ganzen war keine der romanisirten Landschaften mehr im Stande gewesen, dem Ansturm einer germanischen Völkerschaft von wenigen

[1]) Brunner, D. R. I, 302 führt aus, daß schon in der ältesten vorliegenden Fassung der Lex Salica die Römer als Unterthanen genannt werden, aber noch keinen Theil des Volksheeres bilden. Dieser Text ist aus der Zeit Chlodwigs. Unter Chlodwigs Söhnen aber wird in jüngeren Texten und einem Zusatz darauf Rücksicht genommen, daß auch Römer im Heer sein können.

[2]) Roth, Ben. Wesen S. 172 hat Beispiele kriegerischer Tüchtigkeit von gallischen Romanen gesammelt. Wenn er aber daraus folgert, daß im Unterschied von den verweichlichten Italienern die gallisch-romanische Bevölkerung noch durchweg als kriegslustig zu bezeichnen sei, so ist das zu viel geschlossen. Roth lobt namentlich die Aquitanier. Weshalb sollen gerade diese besonders tapfer gewesen sein? Die Hervorhebung des einen Gebietes zeigt uns den Fehler des Ganzen: es sind nichts als zufällig aufbewahrte Einzel-Vorgänge, die ein falsches Bild hervorgebracht haben. In Italien mag ganz Aehnliches vorgekommen sein, das zufällig nicht aufgeschrieben worden ist. Die Verfeinerung der Civilisation und die davon untrennbare Verweichlichung hatte im Laufe von viereinhalb Jahrhunderten die Bevölkerung in Gallien nicht weniger durchdrungen, als die von Italien.

Tausend Männern zu widerstehen, aber an tapferen Männern überhaupt brauchte es darum nicht zu fehlen. Die germanischen Könige setzten nicht bloß Volksgenossen als Grafen über die Gaue ihres Reiches, sondern auch vornehme Romanen, die in ihren Dienst getreten waren.[1])

Die germanischen Krieger nahmen keinen Anstand, unter ihren Befehl zu treten: das waren sie ja von je gewohnt gewesen, unter römischem Kommando zu fechten. Ebenso wenig war es ausgeschlossen, daß der Graf, sei er Germane oder Romane, Romanen unter seine Krieger aufnahm, wenn ihr Verhalten den Genossen nur die Gewähr gab, daß sie an Tapferkeit und Geschicklichkeit, das Roß zu tummeln und die Waffen zu gebrauchen, nicht zurückstanden[2]). Nicht abgeschlossen in Lagern oder Kasernen, nicht in der steten Zucht einer militärischen Disciplin, sondern mitten im bürgerlichen Leben stehend, wurde aus den angesiedelten Germanen ein germanisch-romanischer Kriegerstand. Auch Unfreie traten in steigender Zahl in diesen Stand ein[3]). Ein Knecht, von dessen persönlicher Tapferkeit und Brauchbarkeit der Graf sich überzeugt hatte, war für ihn insofern noch werthvoller als ein Freier, weil dieser Unfreie ganz von seinem Willen abhängig war und sich ihm niemals entziehen konnte. Einmal unter die Krieger aufgenommen, ging dann, wenn er sonst der Mann dazu war, der Standesgeist ganz auf ihn über.[4])

Ein direktes und völlig einwandfreies Zeugniß, daß freie Kriegsleute in größerer Zahl in einer persönlichen Abhängigkeit gestanden hätten, wie die Buccellarier bei den Westgothen, haben wir bei den Franken nicht. Dennoch läßt sich, wie wir unten sehen werden, der Beweis führen, daß es thatsächlich der Fall war, jedoch war das Königthum hier zunächst noch so stark, daß sich

[1]) Mit vielfachen Beispielen belegt von Roth, S. 173.

[2]) Roth, Ben. Wesen, S. 180.

[3]) Gregor, IV, 47 und sonst. Waitz, II, 533.

[4]) Auch die Burgunder hatten bereits Unfreie als Krieger. Gundobada, tit. X, heißt es: Si quis servum natione barbarum occiderit lectum ministerialem sive expeditionalem, sexagenos solidos inferat, multae autem nomine XII.

Si alium servum Romanum sive barbarum aratorem aut porcarium XXX sol. solvat.

Wir haben hier also den barbarischen Kriegsknecht; der gemeine Knecht kann auch Römer sein, beim Kriegsknecht existirt dieser Fall nicht.

dieses Privat-Verhältniß politisch und staatsrechtlich nicht geltend machte.

Die Kriegsverfassung des Merowingerreichs beruht darauf, daß der König durch seine Beamten die Männer des Kriegerstandes nach Bedürfniß, bei Strafe seines Bannes, zum Kriege aufbietet.

Wenn unsere Quellen das Wort „leudes", Leute, gebrauchen, so haben sie diesen Kriegerstand im Auge[1]); als gleichbedeutend damit erscheint der Ausdruck „fideles", die Getreuen.

Auch der Hof des Königs, auch die Beamten sind unter diese Worte einbegriffen, und a potiori meint man damit auch wohl zuweilen das ganze Volk. Besonders in den rein germanischen Gebieten des fränkischen Reiches ist naturgemäß die ständische Abscheidung der Krieger von der übrigen Volksmasse erst in leisen Anfängen bemerkbar.

Wir haben gefunden, daß im Frankenreiche der Merowinger, ganz wie in dem Gothenreiche Theoderichs, ein Stand von Berufskriegern existirte, der verpflichtet war, dem Aufgebot des Königs zu folgen. Aber es ist doch ein großer Unterschied: in Italien sind diese Berufskrieger die Gothen, die völlig für sich, ohne Konnubium mit den Römern, leben; einen Zweifel, wer Krieger und wer nicht Krieger sei, gab es hier nicht. Im Frankenreiche paßt das weder auf den romanischen, noch auf den germanischen Theil: in jenem giebt es auch Römer, die zum Kriegerstande gehören; in diesem kann das Aufgebot sich nur an einen kleinen Theil der ganzen Männerwelt richten. Der Kriegerstand, der im Ostgothenreiche durch die Natur gegeben ist, ist deshalb im Frankenreiche nur denkbar in Verbindung mit der Amtsgewalt der vom König über die Landschaften gesetzten Grafen. In dem romanischen Theil nimmt er auch Romanen als Krieger an, wenn sie ihm dazu tauglich erscheinen; im germanischen beschränkt er das Aufgebot auf so viele, als er verpflegen kann oder nöthig zu haben glaubt.

---

[1]) Fredegar, c. 56, sagt: „universos leudes, quos regebat in Auster jubet in exercitu promovere", c. 87: „jussu Sigiberti omnes leudes Austrasiorum in exercitu gradiendum banniti sunt." Die statistische Berechnung, die wir oben gemacht haben, wird genügend darthun, daß mit diesen „leudes" nicht allgemein „Männer" gemeint sein können; das „universi" erzwingt eine ganz beschränkte Bedeutung.

Daß es der modernen Forschung so schwer geworden ist, den Charakter der merowingischen Kriegsverfassung zu erkennen, daß man bald Gefolgschaften, bald eine wirklich durchgeführte allgemeine Wehrpflicht, bald die Kriegspflicht aller Hufenbesitzer, bald bloß von Krongutsbesitzern vor sich zu haben glaubte, liegt in der sozial, staatsrechtlich und administrativ unsicheren Umgrenzung des fränkischen Kriegerstandes. Einer unserer vorzüglichsten Forscher, Paul Roth, hat einmal darauf hingewiesen, daß sich in unserer Hauptquelle, dem breiten Erzähler der Merowingerzeit, Gregor von Tours, der Ausdruck Leudes nur drei Mal finde. Wäre es der technische Ausdruck für einen Kriegerstand gewesen, so müßte, schließt er, sich das bei einem solchen Erzähler ganz anders bemerklich machen. Diese Bemerkung ist psychologisch so fein wie richtig. Ein technischer Ausdruck in strengem Sinne ist aber, wie wir sehen, das Wort „Leudes" nicht gewesen. Es gab einen Kriegerstand und gab doch keinen ganz scharf abgegrenzten Ausdruck dafür. Das ist kein Widerspruch, da jener Stand selbst nicht scharf abgegrenzt war. Auf der einen Seite geht er über in den Beamtenstand und den Hof, auf der anderen in bewaffnete Dienerschaft, in dem rein germanischen Gebiete endlich in die Gesammtheit der Gemeinfreien.

Die historische Forschung scheint sich zuweilen im Kreise zu drehen. Es gab eine Zeit, da wollte man nicht an die Wanderung ganzer Völker glauben, sondern faßte die Schaaren, die die römischen Provinzen in Besitz nahmen, auf als große Gefolgschaften einzelner Kriegsfürsten. Das wurde aus den Quellen als irrthümlich nachgewiesen. Es sind wirklich die ganzen Völker gewesen, die sich in Bewegung gesetzt, die alte Heimath verlassen und eine neue gesucht haben. Indem sich nun aber herausgestellt hat, wie wenig zahlreich diese Völker waren, und daß die Vorstellung von den wandernden Millionen legendarisch war, ist das Bild zwar nicht politisch und staatsrechtlich, aber sachlich wieder der alten Vorstellung ähnlicher geworden.

Auch die Leudes, der Kriegerstand im Frankenreiche, sind als ein Dienstgefolge aufgefaßt worden. Wiederum ist diese Rechtsform als unzutreffend dargethan worden; das Aufgebot zum Krieg war ein Aufgebot des Königs an Unterthanen, nicht an

Gefolgsmänner, Inhaber von Krongut oder Hufenbesitzer. Aber die Unterthanen, an die das Aufgebot thatsächlich gerichtet wurde, waren ein der Zahl nach eng begrenzter Kriegerstand, der einer großen Gefolgschaft ziemlich ähnlich sehen konnte.

Nicht im Kreise, sondern in einer Spirale hat sich also die Forschung bewegt: indem sie sich dem alten Punkt wieder genähert hat, hat die inzwischen geleistete Arbeit sie doch in die Höhe und damit über diesen hinausgeführt.

Buccellarii.

Die Uebersetzung von παῖδες bei Agathias III, 16 und Malalas mit „Degen" stammt von Seeck, „D. d. Gefolgschaftswesen a. römischem Boden" in der Zeitschr. d. Savigny-Stiftung, 1896, S. 109 und Pauly, Real-Encyk. s. v. buccellarius. Seeck geht aber etwas zu weit in der Gleichsetzung von Gefolgschaft und Söldnerthum, obgleich er mit Recht darauf hinweist, daß ja auch schon die alte Gefolgschaft verschiedene Klassen gehabt habe. Vgl. Brunner D. Rechtsgesch. II, 262.

Die erste Erwähnung ist unter Honorius bei Olympiodor pag. 7.

Kaiser Leo verbot sie cod. Just. IX, 12, 10 „omnibus per civitates et agros habendi buccellarios vel Isauros armatosque servos licentiam volumus esse praeclusam".

Der Titel im cod. Eurici lautet nach Zeumer, Leges Visigothorum antiquiores p. 13:

Si quis buccellario arma dederit vel aliquid donaverit, si in patroni manserit obsequio, apud ipsum quae sunt donata permaneant. Si vero alium sibi patronum elegerit, habeat licentiam, cui se voluerit commendare, quoniam ingenuus homo non potest prohiberi, quia in sua potestate consistit; sed reddat omnia patrono, quem deseruit. Similis et de circa filios patroni vel buccellarii forma servetur: ut, si ipsi quis eorum obsequi voluerit, donata possideat. Si vero patroni filios vel nepotes crediderint relinquendos, reddant universa, quae parentibus eorum a patrono donata sunt. Et quidquid buccellarius sub patrono adquesierit, medietas ex omnibus in patroni vel filiorum eius potestate consistat; aliam mediaetatem buccellarius, qui adquaesivit, obtineat; et si filiam reliquirit, ipsam in patroni potestate manere iubemus; sic tamen, ut ipse patronus aequalem ei provideat, qui eam sibi possit in matrimonium sociare. Quod si ipsa sibi contra voluntatem patroni alium forte elegit, quidquid patri eius a patrono fuerit donatum vel a parentibus patroni, omnia patrono vel heredibus eius restituat."

Bei den Burgundern habe ich eine direkte Erwähnung von Buccellariern oder etwas Aehnlichem nicht gefunden, doch dürfte folgende Stelle hier heranzuziehen sein. Passio S. Sigismundi wird von dem König gesagt:

„qualem se . . . . . suis optimatibus praebuerit . . . lectio succedens docebit“. Jahn, Gesch. d. Burg. I, S. 101 Anmk., sieht die Erfüllung dieser Ankündigung in dem Satz „patriae exercituique suo videbatur esse sollicitus“. exercitus sei das Dienstgefolge der Optimaten. Wenn diese Auslegung Jahns richtig ist, was ich glauben möchte, so haben wir hier ein Institut entsprechend den Buccellariern.

Eben dafür spricht, daß wir in den Städten arianische Bischöfe erwähnt finden und arianische Grabsteine sich gefunden haben. Kaufmann, dessen Untersuchung in den „Forschungen z. deutsch. Gesch.“, Bd. X, S. 383, ich diese Thatsachen entnehme, hat sie dahin ausgelegt, daß die Germanen in den Städten als Ackerbürger gelebt hätten. Das haben sie ganz gewiß nicht gethan: sie hatten nicht einmal Neigung, Bauern zu werden, noch viel weniger Bürger. Sie lebten aber zum großen Theil in den Städten als Gefolgsmänner und Kriegsknechte der Grafen.

Allgemeine Wehrpflicht. Leudes.

Die Konstruktion von Waitz, daß die Wehrpflicht im Frankenreiche einen dinglichen Charakter gehabt und am Grundbesitz gehaftet habe, ist von Roth in den beiden Werke „Geschichte des Benefizialwesens“ (1850) und „Feudalität und Unterthanverband“ (1863) widerlegt. Vgl. Brunner, D. Rechtsgesch., II, 203 und Rich. Schröder, Lehrbuch d. D. Rechtsgesch., S. 151. Aber die, auch von der späteren Forschung acceptirte Auffassung Roths, daß die allgemeine Pflicht nicht bloß als ein prinzipielles Recht aufgefaßt, sondern auch praktisch gehandhabt worden sei, ist aus den oben ausgeführten militärischen wie statistischen Gründen nicht haltbar. Roth, Bef. W., S. 200 und 202, geht thatsächlich so weit, zu meinen, daß wenigstens bei inneren Fehden der Könige untereinander „das allgemeine Aufgebot nicht nur rechtlich, sondern auch faktisch in Anspruch genommen wurde“. Rechnet man auf das Theilgebiet eines Königs, das hier in Betracht kommt, 3000 Quadratmeilen, und auf die Quadratmeile nur 100 kriegsfähige Männer, so ergäbe das schon Heere von 300000 Mann, und bei 150 kriegsfähigen Männern, was der Wirklichkeit noch näher kommen dürfte, 450000 Mann. Reduzirt man nun aber auch das foktische Aufgebot noch so sehr, so daß Zahlen von vorstellbarer Möglichkeit herauskommen — ein Aufgebot von Grundbesitzern oder sonstigen vermöglichen Leuten ohne jede militärische Erziehung bleibt immer eine militärische Unmöglichkeit. Da es an den disziplinirten Körpern eines stehenden Heeres fehlt, so ist es militärisch schlechthin nothwendig, zunächst in den romanischen Gebieten einen Stand von Kriegern anzunehmen, in dem sich die kriegerischen Eigenschaften fortbilden und fortpflanzen, und diese Annahme ist denn auch mit den Quellen-Zeugnissen nicht nur vereinbar, sondern läßt sich auch aus ihnen, sobald man einmal die richtige Interpretation gefunden hat, direkt herauslesen.

Gregor von Tours erzählt uns V, 27 und VII, 42, wie Angehörige seiner Kirche in Strafe genommen worden seien, weil sie dem Befehl, auszurücken,

nicht Folge geleistet. V, 27 lautet: Chilpericus de pauperibus et junioribus ecclesiae vel basilicae bannos jussit exigi pro eo quod in exercitu non ambulassent. Non enim erat consuetudo, ut hi ullam exsolverent publicam functionem". VII, 42 lautet: „edictum a judicibus datum, ut qui in hac expeditione tardi fuerant, damnarentur. Biturigum quoque comes misit pueros suos, ut in domo S. Martini, quae in hoc termino sita est, hujusmodi homines spoliare deberent. Sed agens domus illius resistere fortiter coepit, dicens: S. Martini homines ii sunt; nihil quicquam inferatis injuriae, quia non habuerunt consuetudinem, in talibus causis abire. At illi dixerunt: Nihil nobis et Martino tuo, quem semper in causis inaniter profers, sed et tu et ipsi pretia dissolvetis, pro eo quod regis imperium neglexistis. Et haec dicens ingressus est atrium domus".

Aus diesen beiden Stellen hat Roth, S. 186, die allgemeine Wehrpflicht gefolgert. Ausfluß einer besonderen Dienstpflicht der Kirchen kann das Aufgebot nicht gewesen sein; dem widerspricht der Wortlaut, und auch sonst ist eine derartige Dienstpflicht der Kirchen mit den Quellen nicht vereinbar. Auch um den Ausnahmefalls des allgemeinen Aufgebots gegen Invasion handelt es sich nicht, denn daß eine Aufgebot bezieht sich auf einen Angriffskrieg gegen die Britannen. Also haben wir hier, schließt Roth, die allgemeine Heerpflicht aller Freien, ohne Unterschied der Nationalität, „denn wer wird in den pauperes ecclesiae nur Franken oder gar Leudes sehen wollen?" So lange man sich unter den Leudes entweder Gefolgsmänner oder Gutsbesitzer vorstellte, war das allerdings nicht wohl möglich, aber so wie wir jetzt die Leudes charakterisirt haben, steht durchaus nichts mehr im Wege. Es ist von vornherein zu vermuthen, daß die Kirche von Tours zu ihrem eigenen Schutz eine Anzahl Franken mit Streitäxten in ihren Dienst genommen habe. Durch diesen Dienst waren sie aber nach Ansicht des Königs und seines Grafen ihrer Aufgebots-Pflicht nicht enthoben und sollten herangezogen werden. In keiner Weise gehört es zum Begriff der Leudes, daß sie mit Eigenthum ausgestattet seien, und auch die Kirche von Tours hatte ihren Privat-Kriegern wohl vermuthlich eine gute Besoldung und Verpflegung, aber keinen Grundbesitz versprochen und gegeben. Der Chronist des heiligen Martin konnte sie also sehr wohl als „pauperes" bezeichnen, und mag auch darin recht haben, daß es schon nicht mehr „Gewohnheit" gewesen sei, sie zu auswärtigen Kriegen einzuberufen.

Waitz, D. V. II, 527, führt andere Stellen aus Gregor an, aus denen hervorgeht, daß der Autor unter „pauperes" nur Leute geringen Standes, keineswegs Almosenempfänger, versteht; in einer Erzählung, Gregor X, 9, sind sie sogar im Besitz von Pferden.

Kriegsdienst der Liten.

Nach Roth, Gesch. d. Benef., S. 406, Waitz, D. Verf. Gesch. IV, 454, Brunner, D. Rechtsgesch. I, 239, waren in Sachsen auch die Liten heerpflichtig. Die dafür angeführten Quellen-Zeugnisse beweisen das jedoch

nicht. Die Nachricht in der Vita Lebuini, die Liten seien auch auf der Landesversammlung vertreten gewesen, wird von Brunner mit Recht für legendarisch gehalten. Das Privilegium für Corvey, das den Grafen verbietet, die Freien wie die Liten des Klosters (homines tam liberos quam et lutos qui super terram ejusdem monasterii consistunt) zum Heereszuge aufzubieten (in hostem ire compellunt), beweist nicht, daß die Liten als Krieger aufgeboten wurden; sie mögen als Fuhrknechte ausgehoben worden sein.

Beatus Avitus.

Einer der wesentlichen Unterschiede zwischen dem fränkischen und den anderen germanisch-romanischen Staaten ist, daß in jenem die beiden Volks-Elemente von Anfang an nicht so scharf getrennt blieben, wie in diesen, daß zwar auch im Frankenreiche, wie in den anderen Staaten, ein Kriegerstand existirte, daß aber dieser Stand nicht so ausschließlich auf den herrschenden Germanenstamm beschränkt war, sondern auch Romanen in sich aufnahm. Bei den Ostgothen und Vandalen ist es klar und unzweifelhaft, daß nur sie und nicht die Römer innerhalb ihres Gebietes als waffenfähig und waffenpflichtig angesehen wurden. Bei den Westgothen sind die verschiedenen Epochen zu unterscheiden. Bei der Begründung des Reiches und in den ersten Generationen kann es kaum anders gewesen sein, als bei den verwandten Stämmen. Im siebenten Jahrhundert ist die scharfe Rassen-Unterscheidung abgestorben. Für die Frage, wann und wie bald sich diese Wandlung vollzogen hat, kommt als Zeugniß das Leben eines heiligen Avitus in Betracht, das in dem AA. SS. Bolland., 17. Juni, 2. Ausg., Bd. IV, S. 292, abgedruckt ist (Beatus Avitus, Eremita in Sarlatensi apud Petrocovios dioecesi). Es lautet:

„Beatus Avitus ex nobili prodiens stirpe ad alta pullulando, congruenti tempore maturos fructus longe lateque redolenti suavitate produxit. Hic, secundum schema curialis prosapiae, altorum natalium productus floruit germine ac loci Principum; et in quodam vico nomine Linocasio Petragoricae provinciae felicis nativitatis sumpsit exordium. Vix tempore ablactationis emerso parentum cura urgente, litterarum imbuendus studiis traditur. Transcurso igitur puerilis metae bravio, jam juvenili pubescens flore bivium attigit Pythagoricae litterae in quo utriusque vitae confinio, dextrum ramum praeelegit sapienti comitio; malens in exilio hujus vitae coactari, quam ambitiose vivendo, vel voluptatum latitudinem sequendo, in extremo judicio damnari.

Ea tempestate Alaricus, Christiani nominis publicus inimicus, regnum Gothorum obtinuit: qui tyrannica crudelis animi rabie, et feralis saevitiae atrocitate, adepti regni potentia in superbiam elatus, et qui brachio suae fortitudinis undequaque affines vincere est solitus; spei animatus majoris fiducia, oppugnandi scilicet gratia regnum adire disposuit Franciae; quod suae pertinaciae votum ut firmis roborari

videt assensu morum totius regni [argenti] ponderosa massa per executores in unum corpus conflatur: et quisque ex militari ordine viribus potens, donativum regis volens nolens recepturus, per praecones urgente sententia invitatur.

Beatus ergo Avitus, Athleta Dei strenuissimus, jam triumpho philosophicae palaestrae nobiliter potitus, censu majore, equestri gradu natalium, licet invitus, seculari praescriptus militiae, quasi alter Martinus militare donativum recepturus, inter ceteros praenotatur, ut contra hostilem Francorum aciem pugnaturus. Qui non surdus illius auditor Evangelii, ubi praecipitur Reddite ergo Caesari quae sunt Caesaris, et quae sunt Dei Deo, exterius baltheo circumcinctus et secularibus armis obumbratus: interius vero Christi gerens occultum militiam terreno Regi accessit militaturus."

Die Schlacht, in der Avitus gefangen genommen wurde, ist Vouglé i. J. 507. Könnten wir unserer Quelle unbedingt trauen, so hätten die Westgothen schon damals einen Kriegerstand gehabt, dem auch vornehme Romanen angehörten. Der Text dieser Vita stammt jedoch aus einer viel späteren Zeit, so daß wir, wenn schon alte Aufzeichnungen zu Grunde liegen, den Vorstellungen, die uns entgegentreten, im Einzelnen nicht trauen dürfen. Immerhin wird die Thatsache, daß der junge Avitus, obgleich ein gebildeter, vornehmer Römer, ins Feld zog und in Gefangenschaft gerieth, bestehen bleiben. Aber es ist fraglich, ob daraus viel zu schließen ist. Ausgeschlossen ist es ja nicht, daß schon damals bei den Westgothen, ähnlich wie bei den Franken, vornehme Römer, indem sie in den Dienst des Germanenkönigs traten, auch in den Kriegerstand übergingen, der verpflichtet war, dem Kriegsaufgebot zu folgen. Möglich ist aber auch, daß der fromme Erzähler das Zwangsgebot, das den Avitus nöthigt, das Schwert umzugürten, fingirt hat, und daß der junge Mann freiwillig sich hat anwerben und vom König oder einem Grafen in sein Gefolge hat aufnehmen lassen. Dafür spricht besonders der Sold, den er empfängt. Daß der König Alarich II. sein Heer wirklich besoldet habe, ist nicht anzunehmen. Entweder es ist das auch eine Zuthat des Erzählers, oder es ist das Geschenk gemeint, das der Herr seinen Gefolgsmännern giebt.

Mit Sicherheit können wir also aus der Erzählung nur so viel entnehmen, daß im Anfang des sechsten Jahrhunderts im westgothischen Reich zum Wenigsten auch vereinzelte Römer dienten. Das mag aber auch schon von Anfang an der Fall gewesen sein.

Aus der lex Visigothorum.

Die Bestimmungen der lex Visig. über Heerwesen, die ich glaube in die Mitte des fünften Jahrhunderts oder wenig später setzen zu dürfen, lauten nach dem von Zeumer festgestellten Text folgendermaßen (IX Tit. 2):

I. Antiqua.

Si hii, qui exercitui prepositi sunt, commodis corrupti aliquem de expeditione domum redire permiserint vel a domibus suis exire non coegerint.

Si thiufadus ab aliquo de thiufa sua fuerit beneficio corruptus, ut eum ad domum suam redire permitteret, quod acceperat in novecuplum reddat comiti civitatis, in cuius est territorio constitutus. Et si ab eo nullam mercedem acceperit, sed sic eum, dum sanus est, ad domum dimiserit vel de domum in exercitum exire non conpulerit, reddat solidos XX; quingentenarius vero XV, et centenarius X; si certe decanus fuerit, V solidos reddere conpellatur. Et ipsi solidi dividantur in centena, ubi fuerint numerati.

II. Antiqua.

Si conpulsores exercitus aliquid, dum exercitum ad hostem conpellunt, de domibus eorum auferre presumserint.

Servi dominici, id est conpulsores exercitus, quando Gotus in hostem exire conpellunt, si eis aliquid tulerint aut ipsis presentibus vel absentibus sine ipsorum volumtatem de rebus eorum auferre presumserint, et hoc ante iudice potuerit adprobare, ei, cui abstulerint, in undecuplum restituere non morentur; ita tamen, ut unusquisque eorum in conventu publice L flagella suscipiat.

III. Antiqua.

Si prepositi exercitus relicto bello ad domum redeant aut alios redire permittant.

Si quis centenarius, dimittens centenam suam in hostem, ad domum suam refugerit, capitali supplicio subiacebit. Quod si ad altaria sancta vel ad episcopum forte confugerit, CCC solidos reddat comiti civitatis, in cuius est territorio constitutus, et pro vita sua non pertimescat. Ipse tamen comes civitatis notum faciat regi, et sic cum nostra ordinatione partiantur solidi illi ad ipsam centenam, que ei fuerat adscripta. Ipse autem postmodum centenarius, nullo modo preponatur, sed sit sicut unus ex decanis. Et si centenarius sine conscientia aut volumtate prepositi hostis aut thiufadi sui de centena sua, ab aliquo per beneficio persuasus aut rogitus quemquam ad domum suam redire permiserit vel in hoste, ut non ambularet, relaxaverit, quantum ab eo acceperat in novecuplum comiti civitatis, in cuius est territorio constitutus, satisfacere conpellatur; et sicut superius diximus, comis civitatis nobis in notitiam referre non differat, ut ex nostra preceptione dividatur inter eos, in cuius centena fuerat adscriptus. Quod si centenarius ab eo nullam mercedem acceperit et sic eum ad domum suam ambulaturum dimiserit, ille centenarius, sicut superius est conprehensum, det comiti civitatis solidos X.

IV. Antiqua.

Si prepositi exercitus aut relicta expeditione ad domum redeant aut alios exire minime conpellant.

Si decanus relinquens decaniam suam de oste ad domum refugerit aut de domo sua, cum sanus esset, exire et ad expeditionem proficisci noluerit, det comiti civitatis solidos X. Quod si alicui forte mercedes dederit, reddat solidos V comiti civitatis, in cuius est territorio constitutus; et ipse comes civitatis notum nobis faciat, ut cum nostra iussione dividantur inter eos, in quorum centena fuerat adscriptus. Quod si aliquis, qui in thiufa sua fuerat numeratus, sine permissione thiufadi sui vel quingentenari aut centenari vel decani sui de hoste ad domum suam refugierit aut de domo sua in hostem proficisci noluerit, in conventu mercantium publice C flagella suscipiat et reddat solidos X.

V. Antiqua.

Si compulsores exercitus beneficio accepto aliquem sine egritudine domu istare permiserint.

Servi dominici, qui in hoste exire conpellunt, si ab eis aliquis se forte redimerit, quantum ab eo accepit, in novecuplum comiti civitatis cogatur exolvere, et eos, quos rogaverit, dum esset sanus, ut eum in expeditionem non conpellerent, etiam si nullam mercedem ab eo acceperint, illi, qui eum relaxaverint, reddant pro eo comiti civitatis solidos V. Thiufadus vero querat per centenarios suos, et centenarii per decanos, et si potuerint cognoscere, quia per precem aut per redemtionem ad domum suam refugerint aut de domo in hostem proficisci noluerint, tunc thiufadus preposito comitis notum faciat et scribat comiti civitatis, in cuius est territorio constitutus, ut comes civitatis vindictam, que in lege posita est, de his, qui pro se rogant aut qui se redimunt, aut thiufadis vel centenariis aut decanis vel servis dominicis omnia ad integrum inplere non differat. Quod si exegerit et celaverit et in notitiam non protulerit, omnia, que exegit, in novecuplum reddat; et si corruptus ab aliquo vel rogitus exigere distulerit, in duplum de propria facultate satisfaciat illis, qui inter se hanc solutionem fuerant divisuri. Quod si post exactam rem regi notum non fecerit, ut ipse hoc iubeat in thiufa cui debebatur, dividere, aut comes civitatis reddere fortasse dissimulet, undecupli compositionem eis satisfacere non moretur.

VI. Antiqua.

De his, qui annonas distribuendas accipiunt vel fraudare presumunt.

Hoc iustum elegimus, ut per singulas civitates vel castella quicumque erogator annone fuerit constitutus, comes civitatis vel annone dispensator, annonam, quam eis est daturus, ex integro in civitatem

vel castello iubeat exiberi et ad integrum eis restituere non moretur. Quod si contigerit, ut ipse comes civitatis aut annonarius, per neclegentiam suam, non habens aut forsitan nolens, annonas eorum dare dissimulet, comiti exercitus sui querellam deponant, quod annonas eorum eis dispensatores tradere noluerint. Et tunc ille prepositus hostis hominem suum ad nos mittere non moretur, ita ut numerentur dies, ex quo annone eorum iuxta consuetudinem eis inplete non fuerint. Et tunc ille comes civitatis vel annonarius, quantum temporis eis annonas consuetas subtraxerat, in quatruplum eis invitus de sua propria facultate restituat. Similiter et de his, qui in thiufa fuerint dinumerati, observari precipimus.

Zweites Kapitel.

Abwandlung der Taktik.

Allenthalben in der Weltkriegsgeschichte haben wir bisher beobachtet, daß Kriegsverfassung und Taktik in engster Wechselbeziehung zu einander stehen.

Die Hopliten-Phalanx entwickelt sich nach einer anderen Richtung unter den macedonischen Königen als in der römischen aristokratischen Beamten-Republik, und erst in Verbindung mit konstitutionellen Wandelungen gelangt diese zur Kohorten-Taktik. Wiederum anders als römische Kohorten fechten ihrer Natur nach germanische Hundertschaften.

Konnten diese Germanen ihre zwischen den Urwäldern ausgebildete Fechtweise beibehalten, wo jetzt alle ihre Lebensbedingungen wirthschaftlicher, sozialer, kultureller Natur von Grund aus verändert waren, oder was für neue Formen sind hier entstanden?

Die Urgermanen werden uns gepriesen als tüchtig in beiden Waffengattungen, dem Fußvolk wie der Reiterei; bei der einen Völkerschaft genoß mehr diese, bei der anderen jene Waffe höheren Ruhm. Arioviſt war stark durch seine Doppelkämpfer, die mit Fußvolk untermischten Reiter. Durch germanische Reiter, die er in Sold nahm, verstärkte sich Cäsar in dem kritischen Jahr seiner Kämpfe in Gallien, dem siebenten, und besiegte mit ihrer Hülfe den Vercingetorix. Dieselben Reiter hatten wesentlichen Antheil an seinem Siege bei Pharsalus und wohl auch an den anderen Entscheidungskämpfen des Bürgerkrieges. Als uns, im Jahre 213, unter Kaiser Caracalla die Allemanen zum ersten Mal genannt werden, werden sie gerühmt als ein Volk, das wunderbar zu Pferde zu kämpfen verstehe (gentem populosam, ex equo miri-

fice pugnantem);[1]) in der Schlacht bei Straßburg siegten sie ja auch mit ihren Reitern. Ebenso brachte bei Adrianopel die Reiterei die Entscheidung zu Gunsten der Germanen, und der Spanier Isidor, der unter der Herrschaft der Westgothen lebte, weiß von ihnen zu berichten, daß sie, obschon gute Fußgänger, doch besonders im Reiterkampf mit Wurfspießen geübt seien. Von den Burgundern und Thüringern rühmt Vegez[2]) die Pferde als ausdauernd (injuriae tolerantes), und von den Vandalen sagt Procop[3]) rundweg, zu Fuß zu fechten hätten sie nicht gelernt, sie seien ausschließlich Reiter (οὔτε γὰρ ἀκοντίσταὶ οὔτε τοξόται ἀγαθοὶ ἦσαν οὔτε πεζοὶ ἐς μάχην ἰέναι ἠπίσταντο, ἀλλ' ἱππεῖς τε ἦσαν ἅπαντες, δόρασί τε ὡς ἐπὶ πλεῖστον καὶ ξίφεσιν ἐχρῶντο). Aus den Gefangenen dieses Volkes bildete Justinian fünf Reiter-Regimenter (κατεστήσατο ἐς καταλόγους ἱππικοὺς πέντε) und sandte sie in orientalische Garnisonen.[4]) Schon zweihundert Jahre früher werden sie auch von einem anderen griechischen Schriftsteller, Dexippus (um 270), als ein Volk genannt, das vorwiegend aus Reitern bestehe.[5]) Von den Ostgothen haben wir gesehen, daß sie vorzüglich als Reiter kämpften, nicht mit Pfeil und Bogen, sondern mit Schwert und Lanze; nicht nur sie selbst, sondern auch ihre Pferde waren gepanzert.[6])

Nicht ganz so stark ist das Uebergewicht der Reiter bei den Franken. Zwar erzählen schon Plutarch (Leben Othos Kap. 12) und Dio Cassius (55, 24) von einem wesentlichen Bestandtheil der späteren Franken, den Batavern, daß sie besonders gute Reiter seien; die Notitia dignitatum nennt als Reiter Bataver und Franken; eine ala Canninefatium, ebenfalls Bestandtheil der späteren Franken, ist inschriftlich bezeugt[7]), und in den Erzählungen Gregors von Tours erschienen sie oft beritten,[8]); als sie aber während des

[1]) Aurel. Victor. cap. 21.

[2]) Ars veterinaria VI (IV) 6. Die Pferde der Thüringer rühmt auch Jordanes I, 3, 21.

[3]) De b. Vand. I, 8.

[4]) Procop, de bel. Vand. II, 14.

[5]) Schmidt, Gesch. d. Vandalen, S. 39.

[6]) Procop, b. Goth. I, 16. I, 28. I, 29. b. Pers. II, 18.

[7]) Brunner, Zeitschr. d. Savigny-Stift. 1887. S. 6.

[8]) z. B. III, 28. IV, 30. VIII, 45. IX, 31.

Gothenkrieges (539 und 552) in Italien einfallen, sind sie meist zu Fuß; nur die Leibwache des Königs war beritten.[1])

Als eine charakteristische Eigenschaft der byzantinischen Heere dieser Zeit haben wir gefunden, daß sie eigentlich keine Waffengattungen haben: Fußvolk und Reiter, blanke Waffen und Bogen gehen ineinander über. Der gepanzerte Reiter führt auch den Bogen und kämpft auch zu Fuß. Das heißt mit anderen Worten: der eigentliche Krieger ist der Mann zu Pferde; eine wirkliche Infanterie existirt nicht mehr.

Bogner zu Fuß sind eine Waffe, die es isolirt und im freien Felde mit Reitern nicht aufzunehmen vermag. Gedeckt durch eigene Reiter, unter Benutzung von Befestigungen oder Terrain-Hindernissen, können Fuß-Bogner auch gegen Reiter sehr viel ausrichten. Damals, zunächst in der Schrift des Urbicius[2]), taucht der Gedanke auf, dem wir noch in späterer Zeit praktisch begegnen werden, durch ein tragbares Hinderniß, „spanische Reiter", die Bogner gegen den Choc der Kavallerie zu schützen, aber immer bleiben Bogner nur eine Hülfswaffe, und der Reiter wird höher eingeschätzt.

Beim Fußkämpfer mit der blanken Waffe kommt es nicht bloß auf die Tapferkeit und Tüchtigkeit des Einzelnen, sondern vor Allem auf den taktischen Körper an, in dem er steht. Bei dem Reiter und Schützen spielt der taktische Körper wohl auch seine Rolle, aber der Krieger bedeutet auch etwas außer ihm; der Fußsoldat mit der blanken Waffe, wo er nicht in der höheren Einheit eines tüchtigen taktischen Körpers steht, kann nur sehr gering gewerthet werden. Das hat schon Aristoteles gewußt, der in seiner Politik (VI, 13) sagt: „ohne taktische Ordnung ist die schwere Infanterie unbrauchbar, und da man in alten Zeiten diese Einsicht und Kunst noch nicht hatte, so beruhte die Kraft auf der Reiterei" („ἄνευ μὲν γὰρ συντάξεως ἄχρηστον τὸ ὁπλιτικόν, αἱ δὲ περὶ τῶν τοιούτων ἐμπειρίαι καὶ τάξεις ἐν τοῖς ἀρχαίοις οὐχ ὑπῆρχον, ὥστ' ἐν

[1]) Procop, II, 25. Agathias II, 5. Ob Procops Behauptung hier ganz zuverlässig ist, muß doch zweifelhaft erscheinen, da er den Franken zugleich den Spieß und Bogen völlig abspricht, die andererseits vielfältig bei ihnen bezeugt sind. Waitz, D. Verf. II, 528. 2. Aufl. II, 2, 213. Wenn die Nachricht Procops überhaupt richtig ist, mag irgend ein Zufall mitgespielt haben, wie 552, wo die Einfallenden ja wesentlich Allemannen sind, die wir sonst gerade als Reiter gerühmt finden.

[2]) Jähns, Gesch. d. Kriegswissensch. I, 142.

τοῖς ἱππεῦσιν εἶναι τὴν ἰσχύν"), und mit ganz ähnlichen Worten sagt wieder Friedrich der Große in seinen „Réflexions sur la tactique" vom Jahre 1758[1]), „daß die Infanterie nur stark ist, so lange sie massirt und geordnet ist, und daß, sobald sie gelockert und aufgelöst ist, eine schwache Abtheilung Kavallerie, die in diesem Augenblick der Unordnung auf sie fällt, genügen würde, sie zu vernichten (que l'infanterie n'a de force que tant qu'elle est tassée et en ordre, et que lorsqu'elle est séparée et presque éparpillée, un faible corps de cavalerie qui tombe sur elle dans ce moment de dérangement, suffirait pour la détruire). Geschlossenes Fußvolk dieser Art waren die römischen Legionen, und wir finden nicht, daß sie sich je von Kavallerie hätten umreiten lassen.

In den Heeren Justinians finden wir von derartigen geschlossenen taktischen Körpern der Infanterie mit der blanken Waffe nichts mehr. Das Fußvolk, dem wir begegnen, sind Bogner oder abgesessene Reiter oder Leute, die zu Pferde steigen, sobald sie eins haben. Das Centrum, gegen das die gothische Reiterei in der Schlacht von Taginä anstürmte, war offenbar auf irgend ein, vielleicht künstlich noch verstärktes Gelände-Hinderniß gestützt.

Von dem persischen Fußvolk sagte Belisar einmal[2]) zu seinen Leuten, es bestehe aus elenden Bauern, die mitgenommen würden, Mauern zu untergraben, die Gefallenen zu plündern und den Soldaten zu dienen. Ganz so schlimm wird es nicht gewesen sein, und das römische Fußvolk mag etwas höher gestanden haben, aber im Ganzen waren die Heere Justinians und Chosrus sich sehr ähnlich, und das Urtheil über das persische Fußvolk läßt immerhin einen gewissen Rückschluß auf die Schätzung der Waffen auch bei den Römern zu.

Die kriegerische Kraft der alten Germanen beruhte, wie wir uns früher überzeugt haben, nicht bloß auf der wilden Tapferkeit des Einzelnen, sondern ebenso sehr auf dem Zusammenhalt der Geschlechter unter ihrem Hunno. Zu einem massiven Keil oder

[1]) Oeuvres, T. 28 S. 163.

[2]) Bei Procop, b. Pers. I, 14, schildert Belisar das persische Fußvolk:

„τὸ πεζὸν ἅπαν οὐδὲν ἄλλο ἢ ὅμιλός ἐστιν ἀγροίκων οἰκτρῶν οἱ ἐς τὴν παράταξιν ἐπ' ἄλλῳ οὐδενὶ ἔρχονται ἢ τεῖχός τε διορρύττειν καὶ τοὺς τεθνεῶτας σκυλεύειν καὶ ἄλλα τοῖς στρατιώταις ὑπηρετεῖν."

Eberkopf zusammengeballt, machte das germanische Fußvolk seine Attacke. So wenig man bei den Germanen den Begriff der eigentlichen militärischen Disziplin suchen darf, so gab ihnen der natürliche Zusammenhang der Geschlechter doch dasjenige, was bei den Kulturvölkern auf dem Wege der Disziplin erzeugt wird, den taktischen Körper, die Einheit des Willens in einer Vielzahl von Kriegern. Dieser Organismus löste sich bei der Ansiedelung unter den Romanen auf und ging verloren.

Von vornherein zerlegten sich die Angesiedelten in ihren neuen Königreichen in zwei Gruppen. Die Einen verließen ihren alten Geschlechtsverband und traten in den unmittelbaren Dienst, sei es des Königs, sei es eines der Grafen. Sie waren unmittelbar am Hofe oder auf dem Hofe untergebracht und wurden da ernährt, sei es, daß sie ohne Familie waren, sei es, daß ihnen mit der Familie eine eigene kleine Wirthschaft zugewiesen wurde. Die Anderen lebten in den vermuthlich sehr verkleinerten Geschlechtsverbänden fort. Jene wohl meistens in den Städten, diese auf dem Lande, entweder mit einem Anführer, der durch die Landtheilung ein großer Grundherr geworden war, oder auch ohne einen solchen. Die Geschlechter, wohl ehedem selten unter hundert, oft mehrere hundert Männer stark, jetzt in einzelne, viel kleinere Gruppen zertheilt[1]), die keine gemeinsame Lebensführung mehr hatten, konnten keinen einheitlichen Geist mehr ausbilden. Die Leute am Hofe und zur unmittelbaren Verfügung des Grafen hatten hier einen neuen Mittelpunkt ganz anderer Art gefunden. Auch das Verhältniß der noch nach Geschlechterart auf dem Lande lebenden Gruppen zu ihrem Führer war ein ganz anderes geworden. Der alte Hunno hatte unter und mit seinen Genossen gelebt und in diesem gemeinsamen Leben eine natürliche Autorität ausgebildet. Der neue Großgrundbesitzer wurde ein Aristokrat, der sich in seiner Lebensführung immer mehr von dem gemeinen Volksgenossen entfernte. Wenn man jetzt noch einen Schlachtkeil nach alter Art zusammenstellte, so hatte er doch nicht mehr die alte Festigkeit und den alten Werth.

---

[1]) Ich erinnere an das schon oben verwerthete Citat Procop, de b. Vand. I, 18, wo erzählt wird, wie die Vandalen kommen, weder in Ordnung, noch zur Schlacht aufgestellt, sondern „κατὰ συμμορίας καὶ ταύτας βραχείας· κατὰ τριάκοντα γὰρ ἢ εἴκοσιν ἦεσαν“. Das könnten solche verkleinerten Geschlechter gewesen sein.

Etwa den taktischen Körper künstlich zu erhalten oder ihn wieder herzustellen, nämlich durch Exerziren, davon konnte keine Rede sein. Dazu fehlten alle Vorbedingungen. Dieser Art war die Autorität, die die germanischen Könige oder ihre Grafen oder die alten Hunni über ihre Volksgenossen übten, nicht.

Es fehlte auch schon die äußere Vorbedingung, das enge Zusammenleben einer größeren Masse. Die wenigen hundert Männer des Kriegerstandes, Gothen, Burgunder oder Franken, die in einer romanischen Grafschaft lebten, konnten ihre Kraft wohl in steter Waffen-Uebung, aber nicht in der Schaffung einer Exerzier-Disziplin suchen. Wir werden das von Neuem zu beleuchten haben, wenn wir zur Epoche der Neubildung taktischer Körper in dem Fortgang dieser Darstellung gelangen. Jetzt treten wir in eine Epoche ein, wo dieser Pol kriegerischer Leistung, auf dem wesentlich der Werth der römischen Legionen beruht hatte, allmählich fast ganz verschwindet und allein dem anderen Pol der Ausbildung, der persönlichen Tapferkeit und Tüchtigkeit des Einzelkriegers, alle Aufmerksamkeit gewidmet wird.

An die Stelle des alten Schlachtkeils mit dem Langspieß, der Frame, der Streitaxt, dem Ango oder welche Blankwaffe sonst der Einzelne vorzog, hätte noch immer ein relativ leistungsfähiges Fußvolk mit der Bogenwaffe treten können. Bei den Byzantinern haben wir das gefunden. Aber obgleich ja das byzantinische Heer zum sehr großen Theil aus Germanen bestand, so muß doch die so ganz besondere Pflege des Bogens in diesem Heer auf das Ober-Kommando zurückgeführt werden. Bei den selbständigen germanischen Völkern, Vandalen wie Ostgothen, finden wir ausdrücklich bezeugt, daß sie, obgleich nicht ungeübt in der Fernwaffe, doch Schwert und Lanze bevorzugten. Dasselbe gilt auch von den Franken, wo wir den Bogen nur selten erwähnt finden.

Was dem Fußvolk verloren ging, wuchs der Reiterei zu. Denn weder Tapferkeit, noch Waffenfertigkeit, noch kriegerischer Sinn waren es, die zurückgingen, sondern es war nur eine bestimmte Waffengattung, das Fußvolk, dem die Bedingungen der Zeit ungünstig waren. Schon Vegez (III, 26) in all seiner Weltfremdheit hatte bemerkt, daß die Reiterei seiner Zeit nichts zu wünschen übrig lasse.

Für die Germanen, die sich unter den Römern niedergelassen hatten, war dies nothwendig die Waffe, der sie alle ihre Pflege und Sorgfalt zuwandten, nicht in dem spezifisch kavalleristischen Sinne, sondern im Sinne des Mannes, der zu Pferde ins Feld zieht, das Pferd zu tummeln und vom Pferde herab zu kämpfen versteht, aber auch bereit ist, wenn die Umstände es erheischen, abzusteigen und zu Fuß zu fechten. Der Krieger ist nicht sowohl Reiter, als ein Mann zu Pferde, oder anders ausgedrückt: er ist deshalb Reiter, weil er dabei Alles sein kann. Taktische Körper zu bilden, ist die Zeit nicht fähig. Alles Kriegerthum beruht auf dem Einzelnen, auf der Person. Der Mann, der bloß zu Fuß mit der blanken Waffe kämpfen kann, ist sehr wenig, wenn er nicht Glied eines taktischen Körpers ist; der Mann, der zu Fuß mit Pfeil und Bogen kämpft, bietet immer nur eine Hülfswaffe. Der Mann, der zu Pferde kämpft, ist als Einzelkämpfer Beiden überlegen.

Einmal wirksam, drückt ein solches Verhältniß mit seinem natürlichen Schwergewicht in seiner Richtung weiter. Die Besten strebten zum Reiterdienst; die Könige wandten dem Fußvolk im alten Sinn keine Sorgfalt mehr zu.

In derselben Richtung wirkt unmittelbar das wirthschaftliche Moment. Italien und Gallien waren trotz des ungeheuren Niederganges seit dem dritten Jahrhundert, trotz aller Mord- und Plünderungszüge, mit denen die Germanen die römischen Provinzen immer von Neuem heimgesucht hatten, gewiß nicht geringer, vielleicht erheblich stärker bevölkert und besser angebaut, als zur Zeit der Begründung der römischen Weltmonarchie. Damals hatten Cäsar und die Triumvirn es möglich gemacht, mit Heeren bis zu 60000 und 70000 Mann durch das Land zu ziehen; aber das war nur durchführbar mit Hülfe großer Baarmittel und eines organisirten Verpflegungs-Systems. Jetzt war die Welt in die Natural-Wirthschaft zurückgefallen, und die germanischen Könige verfügten nicht über die administrativen Organisationen Roms. Die Krieger waren nicht in Legionen zusammengehalten, sondern, um sie ernähren zu können, über das ganze Land vertheilt. Durch Massen war es sehr schwer geworden etwas zu erreichen, aber der vorzüglichste Krieger war nicht schwerer zu ernähren, als ein mäßiger. Der Reiter ist in viel höherem Grade ein Künstler im Kriegshandwerk,

als der Fußgänger; einige hundert leidlich brauchbare Fußknechte aus einem Gau zusammenzubringen, war nie schwer; einige hundert oder auch nur 100 oder 50 wirklich brauchbare Reiter mit brauchbarem Pferd, sehr viel. Der Graf, der dem König die besten Krieger zuführte, nicht die meisten, diente am dankenswerthesten. Der Berittene war in jeder Beziehung mehr als der Fußgänger; die Pferde konnte man bei nicht zu großer Zahl aus dem Lande ernähren, und wo es nöthig war, stieg der Mann ab und focht zu Fuß.

Schon Cäsar hat durch seine Kavallerie sehr viel geleistet, aber der Kern seines Heeres blieb doch der Legionar, der schwergewappnete Infanterist mit der blanken Waffe. Die Quote der Reiter wird sich etwa zwischen 5 und 20 Prozent in seinem Heer bewegt haben.[1]) In den germanisch-romanischen Staaten hat die Reiterei völlig die Oberhand gewonnen, aber diese Reiterei ist doch nicht ganz dasselbe, wie diejenige Cäsars. Es gilt, was wir schon von dem Heere Justinians sagten: das Spezifische der Waffengattung ist verwischt. Diese fränkischen oder gothischen Reiter sind nicht sowohl Kavallerie, wie Krieger zu Pferde. Sie kämpfen auch zu Fuß, ohne sich deshalb außerhalb ihres Elementes zu fühlen. Es giebt nur ein Kennzeichen: daß jeder Einzelne ein starker, tapferer, waffengewandter Mann sei.

Im ersten Kapitel dieses Buches bemerkten wir den Unterschied zwischen der Ansiedelung der Franken und der der übrigen Völker: jene haben keine Landtheilung vorgenommen. Wir erkennen jetzt abermals, daß die praktische Bedeutung dieser Verschiedenheit thatsächlich nicht so sehr groß ist. Das Krieger-Aufgebot aus jedem einzelnen Gau wird nicht sowohl bestimmt durch die Menge der vorhandenen Männer, wie durch Ausstattungs-, Verpflegungs- und Operations-Möglichkeiten. Auch die Menge der angesiedelten Gothen, Burgunder, Vandalen ist nur sehr gering; der Privat-Grundbesitz mußte hauptsächlich deshalb in Anspruch genommen werden bei den Westgothen und Burgundern,

[1]) Rüstow, Heerwesen Cäsars, S. 25, nimmt an, daß im Durchschnitt die Kavallerie ein Viertel so stark gewesen sei, als die Legions-Infanterie, also 20 Prozent des Heeres; dem hat sich Marquard, Röm. Staatsv. II, 441, angeschlossen. Fröhlich, Kriegswesen Cäsars, S. 40, vermeidet mit Recht bei einem derartigen Verhältniß die Durchschnittsberechnung. 20 Prozent ist von den erhaltenen Zahlen nicht der Durchschnitt, sondern das Maximum.

weil sie ursprünglich auf ein sehr kleines Gebiet beschränkt waren, bei den Vandalen, weil sie sich freiwillig aus politisch-militärischen Gründen mit der Ansiedelung auf eine Provinz ihres weiten Reiches beschränkten; bei Odoakar und den Ostgothen mögen ähnliche Motive mitgespielt haben, wenigstens finden wir, daß in Unteritalien sehr wenig Gothen waren. Die Franken blieben, als sie unter Chlodwig ihr großes Reich gründeten, mit der Hauptmasse des Volkes in den Gebieten sitzen, die sie von je inne gehabt hatten, oder aus denen die früheren Generationen die Römer entweder gänzlich ausgetrieben oder sie wenigstens gänzlich unterdrückt hatten. In den romanischen Gauen, über die Chlodwig nunmehr seine Grafen setzte, genügten die kaiserlichen Domänen, die Kommunalgüter oder konfiscirte Besitzungen einzelner römischer Großen, um die wenigen Mannschaften unterzubringen, die der König jedem Grafen mitgab[1]).

Wie die gothischen, vandalischen und burgundischen, so sind auch die fränkischen Heere nur klein. Es hätte keine Schwierigkeit gemacht, aus den rein germanischen Landschaften sehr viel größere Schaaren aufzubieten, aber man wäre nicht im Stande gewesen, sie zu ernähren, ohne dabei alle Ordnung aufzulösen und die Landeskultur zu vernichten. Auf weite Entfernungen hinaus konnte man immer nur mäßige Schaaren strategisch bewegen, und nicht auf die Menge der an sich vorhandenen kriegerischen Mannschaften, sondern der operationsfähigen Mannschaften kommt es an. Das ist der Grund, weshalb Theoderich der Große den Frankenkönigen, Chlodwig und seinen Söhnen, überlegen blieb. Chlodwig hatte sicherlich mehr Krieger, aber die Ostgothen blieben in ihrer Gesammtheit auch in ihrer weiten Vertheilung in dem eroberten Italien eine stets mobile Armee, die nach dem Willen des Königs und Kriegsherrn mit den Mitteln des reichen Landes dahin befördert und da aufgestellt werden konnte, wo sie gebraucht wurde.

Verfolgen wir den Faden noch einmal rückwärts, der uns von dem einen Thema zum anderen geleitet hat: die vorwiegende Reiterei, das Hervortreten des Einzelkriegers, die Verflüchtigung des

[1]) Der Franke ist in diesen Gegenden den Rechtsquellen identisch mit einer „major persona". Brunner, D. R. I, 252. Roth, Ben.-W., S. 202.

taktischen Körpers leitet Alles auf Kleinheit der Heere. Wissen wir aber erst, daß kleine Schaaren besonders tapferer Männer in den Kämpfen dieser Zeit die Entscheidung gaben, so ist es auch klar, weshalb Chlodwig auf den großen romanischen Gebieten, die er eroberte, nur ganz wenige Franken anzusiedeln, und daß er deshalb keine Landtheilung vorzunehmen brauchte.

Die Auflösung der Geschlechter-Verfassung und das über weite Flächen zerstreute Wohnen der Krieger lockerte den Zusammenhalt des alten Schlachtkeils und minderte dadurch seinen Werth, ohne daß der Einzelne auch an Tapferkeit oder Waffenübung zurückgegangen wäre. Indem aber die persönliche Tapferkeit allein übrig bleibt, bildet sie diejenige Kampfesform aus, in der der Einzelne am meisten leisten kann, das ist, indem er sich zu Pferde setzt, ohne dabei die Fähigkeit, unter Umständen auch zu Fuß zu kämpfen, aufzugeben.

Zahl, Kriegsverfassung und Taktik bedingen sich gegenseitig und kontrolliren sich gegenseitig. Indem wir festgestellt haben, wie klein die Heere der Völkerwanderung, wie klein auch die Heere der Ostgothen waren, haben wir mittelbar auch einen Maßstab für die Franken gewonnen: auch ihre Heere waren nur klein. Das bedeutet, daß die Krieger, aus denen sie bestanden, Qualitäts-Krieger waren. Das Kriegswesen und die Taktik des Ritterthums bahnt sich an.

Drittes Kapitel.

Der Verfall der ursprünglichen germanisch-romanischen Kriegsverfassung.

Die Reiche der Vandalen und Ostgothen haben keinen langen Bestand gehabt; daß das Reich Geiserichs dem bloßen Zugreifen der Oströmer erlag, während die Erben Theoderichs wenigstens achtzehn Jahre lang gekämpft haben, wird daher rühren, daß die Vandalen bereits ein halbes Jahrhundert länger in den neuen Verhältnissen lebten, ihre nordische Kriegskraft der Sonne der Civilisation ausgesetzt hatten. Daß die Westgothen, ebenfalls schon sehr bedroht, endlich doch die Krisis überstanden und ihr Reich und ihre Selbständigkeit behaupteten, werden sie mehr ihrer geographischen Lage, als innerer, größerer Kraft zu verdanken haben. Als aber nach 150 Jahren ein neuer starker Feind, der Islam, nahte, sind sie einem einzigen Schlage erlegen und sofort völlig zusammengebrochen.

Die Quellen setzen uns in Stand, den Verfall ihrer Kriegsverfassung zu verfolgen; was wir da sehen, braucht aber nicht als etwas spezifisch Westgothisches angesehen zu werden, sondern ist der natürliche und nothwendige Lauf der Entwickelung, der allen germanisch-romanischen Staaten hätte gemeinsam sein müssen, wenn nicht die einen schon vorher zu Grunde gegangen, das andere, noch übrig bleibende, das Frankenreich, eine andere, ganz neue staatsrechtliche Form erzeugt hätte.

Ueber die Entwickelung der westgothischen Heeresverfassung sind wir unterrichtet durch Reform-Versuche, die noch kurz vor dem Untergang unternommen sind und zu Gesetzen geführt haben unter

den Königen Wamba (672 bis 680) und Erwig (680 bis 687), die uns erhalten sind..

Das Gesetz Wambas vom Jahre 673 beginnt mit beweglichen Klagen, daß bei einem Einfall der Feinde so Viele sich der Pflicht der Vaterlandsvertheidigung entziehen und Keiner dem Anderen helfe. Von jetzt an solle aber Jedermann, Geistlicher wie Laie, sobald er angerufen wurde, bis zu 100 Meilen (150 Kilometer) Entfernung, mit seiner Mannschaft (virtus) helfen. Wer es nicht thue, dem werde die härteste Strafe, Verbannung, Ehrlosigkeit, Schadenersatz, Vermögens-Konfiskation angedroht.

In dem Gesetz Erwigs vom Jahre 681 wird ebenfalls begonnen mit Klagen über die Leute, die lieber reich sein wollen als stark, mehr für ihr Vermögen sorgen als für ihre Uebung in den Waffen, und sich einbilden, sie könnten die Früchte ihrer Arbeit genießen, wenn sie aufhörten, siegreich zu sein. Darum soll das Gesetz Diejenigen zwingen, die sich durch den eigenen Vortheil nicht leiten lassen, und Jedermann soll dem Aufgebot zum Kriege Folge leisten, wann und wo es sei. Wer das nicht thue, verfalle, wenn ein vornehmer Mann, dem Urtheil des Königs; sein ganzes Vermögen könne ihm genommen, die Verbannung über ihn verhängt werden. Dem gemeinen Mann aber, vom Thiufad abwärts, werden 200 Prügel angedroht; dazu soll er zum Schimpf kahl geschoren werden und ein Pfund Gold Strafe zahlen oder, wenn er so viel nicht hat, verknechtet werden. Der Aufgebotene soll nicht nur für seine Person kommen, sondern auch den zehnten[1]) Theil seiner Knechte gut bewaffnet mitbringen. Stellt sich heraus, daß er weniger als den vorgeschriebenen zehnten Theil hat, so verfallen die Fehlenden dem König, der sie verschenken kann, an wen er will. Die königlichen Beamten werden noch besonders darauf hingewiesen, daß auch sie mit den Strafen dieses Gesetzes bedroht seien, und für Bestechung wird Strafe festgesetzt.

In beiden Gesetzen wird der Fall der Entschuldigung durch Krankheit vorgesehen; die Krankheit soll durch einen geeigneten Zeugen festgestellt, und wenn der Herr wirklich nicht selbst ausziehen kann, doch die Mannschaft geschickt werden. Ein späterer Codex hat hier noch den wohl späteren, sehr charakteristischen Zu-

[1]) Einige Codices verlangen statt des zehnten Theils die Hälfte aller Knechte.

ſatz, daß die Krankheit durch einen Inſpektor des Diöceſan-Biſchofs eidlich bezeugt ſein müſſe, ſonſt würde man ſie nicht glauben.

Der hauptſächlichſte Unterſchied zwiſchen dieſen beiden Geſetzen iſt, daß das erſte ſich nur auf den Fall der Landesvertheidigung, ſei es gegen einen äußeren Feind, ſei es gelegentlich einer Empörung, bezieht. Das zweite mildert das erſte inſofern, als es die Strafe der Ehrloſigkeit und der Zeugniß-Unfähigkeit, die das erſte ausſpricht, wieder aufhebt und zurücknimmt, dafür aber nicht bloß das Aufgebot zu unmittelbarer Landesvertheidigung, ſondern das Aufgebot überhaupt ins Auge faßt und regeln will.

Dahn[1]) ſieht die Geſetze als eine wirkliche Heeresreform an, deren weſentlichſter Inhalt neben der Strafverſchärfung und Kontrolle in der Ausdehnung der Wehrpflicht auf die Unfreien beſtehe. Das iſt dem Wortlaut nach richtig; der Sache nach bedeutet die völlig unorganiſirte Ausdehnung der Verpflichtung auf unabſehbare Maſſen den Bankerott der Geſetzgebung.

Dem Wortlaut nach ſcheinen ſich die Geſetze zuweilen an das ganze Volk zu wenden: ungeheure Maſſen von Männern hätten danach zuſammenkommen müſſen. Dann aber zeigt wieder die Vorſchrift über die mitzunehmende Mannſchaft und die Knechte, daß der Geſetzgeber an die großen Maſſen garnicht gedacht, ſondern weſentlich nur große Beſitzer im Auge hat. Wer auch ausziehe, heißt es, ſei er Herzog, Graf, Garding (d. h. Gefolgsmann des Königs), Gothe oder Romane, Freier oder Freigelaſſener oder Königsknecht, der ſoll den zehnten Theil ſeiner Knechte mitbringen. Wozu hätte man der Menge der bewaffneten Knechte bedurft, wenn man wirklich auch nur auf einen reſpektablen Theil des Volkes gerechnet hätte? Ebendahin gehört auch die Ausdehnung der Waffenpflicht auf die Geiſtlichen: ſie ſollen nicht etwa ſelbſt kämpfen, ſondern ihre Mannſchaft ſtellen.

Der Zuſtand war offenbar der, daß der urſprüngliche Kriegerſtand der Gothen ſich im Laufe der 250 Jahre eingebürgert und ſeine kriegeriſchen Neigungen abgeſchliffen und eingebüßt hatte. In der Atmoſphäre der Civiliſation ſchmolz mit der Barbarei auch die kriegeriſche Kraft.

Die Vorſtellung, daß ein Kriegerſtand vorhanden ſei, exiſtirt

[1]) Könige d. Germ. VI, 222. 2. Aufl.

noch, aber sie ist nicht mehr realisirbar. In unbestimmter Weise schiebt sich an seine Stelle ein Großgrundbesitzerthum, das sich reisige Knechte hält. Indem der Gesetzgeber sich scheinbar und dem Wortlaute nach an eine Volksmenge wendet, die weder geneigt noch befähigt ist, Schlachten zu schlagen, appellirt er in Wirklichkeit an den guten Willen einer Aristokratie. Von irgend einem Organismus, das Heer im Felde zu unterhalten, ist nicht die Rede. In der sich aufdrängenden Erkenntniß, daß der alte Gothenkrieger ausgestorben und daß der einzelne Bürger oder Bauer nicht im Stande ist, plötzlich in weite Fernen ins Feld zu ziehen, befiehlt man den großen Herren, Geistlichen wie Laien, Mannschaften zu stellen und ihre Knechte mitzunehmen. Diese Besitzer wären wenigstens in der Lage gewesen, ihre Leute auszustatten und zu verpflegen, aber beliebige Unterthanen und Knechte sind noch keine brauchbaren Krieger. Selbst wenn es denkbar wäre, daß die Strenge des Gesetzes und eine überaus energische Verwaltung die Zahl der Männer wirklich zusammenbrächte, die Brauchbarkeit der Waffen und das Quantum der mitgebrachten Verpflegung kontrollirte, so fehlte doch die Hauptsache: die Garantie der kriegerischen Tüchtigkeit.

Als richtiges Zeichen der Schwäche, sucht man den Mangel jeder brauchbaren Organisation und jeder wirklichen Wehrverfassung zu ersetzen durch einen Schwall von patriotischen und moralischen Redewendungen und durch eine Häufung von Strafandrohungen, die um so weniger wirksam sein konnten, als gerade ihre Ungeheuerlichkeit verbürgte, daß sie nicht ausgeführt werden würden.

Gewiß war die kriegerische Kraft in den Enkeln Frithigerns und Alarichs nicht völlig erloschen, so wenig wie sie auch unter den Romanen je völlig ausgestorben war. Es wurden ja fortwährend Kriege geführt, innere wie äußere. Jenes Institut der Buccellarier, kriegerischer Gefolge, die die einzelnen Großen sich hielten, muß immer noch fortgedauert haben, aber eine wirkliche, kräftig funktionirende Landes-Wehrverfassung ist nicht mehr vorhanden.

Kein Wunder, daß dreißig Jahre nach Erlaß dieses Gesetzes das Westgothenreich fiel, wie einst das der Vandalen, durch einen einzigen Schlag.

Der Text der Gesetze.

Die beiden Gesetze Wambas und Erwigs finden sich in den älteren Ausgaben der lex Visig. als Kap. 8 und 9 des 2. Tit. im IX. Buch im unmittelbaren Anschluß an jene älteren, oben abgedruckten Bestimmungen (S. 421), die ich glaube über zweihundert Jahre früher datiren zu dürfen. In Zeumers Ausgabe, die den Grundtext als einen Codex des Königs Recceswind (649—672) rekonstruirt, finden sich daher die beiden späteren Gesetze nicht. Herr Kollege Zeumer hatte jedoch die Güte, mir die Korrekturbogen seiner großen Edition der leges Visig., die in diesem Augenblick noch nicht erschienen ist, zur Verfügung zu stellen, so daß ich in der Lage bin, hieraus den kritisch festgestellten Text entnehmen zu können. Erst Zeumer hat auch festgestellt, daß das zweite Gesetz weder von Wamba, wie die Madrider und Lissaboner Ausgabe angeben, noch von Egika, wie Dahn annahm, sondern von Erwig herrührt.

IN NOMINE DOMINI.

FLAVIUS GLORIOSUS WAMBA REX.

Quid debeat observari, si scandalum infra fines Spanie exsurrexerit.

Cogit nostram gloriam saluberrima intentio actionis, ut, sicut in dirimendis negotiis populorum legum est auctoritas promulgata, ita in rebus bellicis mutuo suffulta presidio habilis ad expugnandum maneat fraternitas dilectione retenta. Prodesse enim omnibus tranquillitas nostra non ambigit, si cunctorum animos ad bonum propositum classica legis tuba evocando constringit; scilicet, ut que in preteritis non bene ordinata discurrunt, deinceps disposita opitulante Domino in melius proficiscant. Et ideo huius male usitate consuetudinis mores nostra clementia perhorrescit et tediose tolerat, quod per quorundam incuriam frequentia occurrant patrie damna. Nam quotiescumque aliqua infestatio inimicorum in provincias regni nostri se ingerit, dum nostris hominibus, qui in confinio externis gentibus adiunguntur, hostilis surgit bellandi necessitas, ita quidam facillima se occasione dispergunt, modo transductione loci, modo livore odii, modo etiam inpossibilitatis dissimulatione subnixi, ut in eo preliandi certamine unus alteri fraterna solacia non inpendat, et sub hac occasione aut qui prestare debuit publicis utilitatibus fratrum destitutus adiutorio retrahatur, aut si adgredi pro gentis et patrie utilitatibus audacter voluerit, casu inminentis periculi ab adversariis perimatur. Adeo presenti sanctione decernimus, ut a die legis huius prenotato vel tempore, si quelibet inimicorum adversitas contra partem nostram commota extiterit, seu sit episcopus sive etiam in quocumque ecclesiastico ordine constitutus, seu sit dux aut comes, thiufadus aut vicarius, gardingus vel quelibet persona, qui aut ex ipso sit commissu, ubi adversitas ipsa occurrerit, aut ex altero, qui in vicinitate adiungitur, vel quicumque in easdem provincias vel territoria superveniens infra centum milia positus, statim ubi necessitas emerserit, mox a duce suo seu comite, thiufado vel vicario aut a quolibet fuerit admonitus, vel quocumque modo ad suam cognitionem pervenerit, et ad

defensionem gentis vel patrie nostre prestus cum omni virtute sua, qua valuerit, non fuerit et quibuslibet subtilitatibus vel requisitis occasionibus alibi se transferre vel excusare voluerit, ut in adiutorio fratrum suorum promptus adque alacer pro vindicatione patrie non existat, et superveniens adversariorum hostilitas aliquid damni vel captivitatis in populos vel provincias regni nostri amodo intulerint, quisquis tardus seu formidulosus vel qualibet malitia, timore vel tepiditate succinctus extiterit, et ad prestitum vel vindicationem gentis et patrie exire vel intendere contra inimicos nostre gentis tota virium intentione distulerit: si quisquam ex sacerdotibus vel clericis fuerit et non habuerit, unde damna rerum terre nostre ab inimicis inlata de propriis rebus satisfaciat, iuxta electionem principis districtiori mancipetur exilio. Hec sola sententia in episcopis, presbiteris et diaconibus observanda est. In clericis vero non habentibus honorem iuxta subteriorem de laicis ordinem constitutum omnis sententia adinplenda est. Ex laicis vero, sive sit nobilis, sive mediocrior viliorque persona, qui talia gesserint, presenti lege constituismus, ut amisso testimonio dignitatis redigatur protinus in conditionem ultime servitutis, ut de eius persona quidquid princeps iudicare voluerit potestas illi indubitata manebit. Nam iustum est, ut qui nobilitatem sui generis et statum patrie, quod prisce gentis adquisivit utilitas, constanti animo vindicare nequivit, legis huius sententia feriatur, qui notabiliter superioribus culpis adstrictus, degener atque inutilis repperitur. De bonis autem transgressorum, laicorum scilicet adque etiam clericorum, qui sine honore sunt, id decernimus observandum, ut qui deinceps hoc fortasse commiserint, inde cuncta damna terre nostre vel his, qui mala pertulerint, sarciantur; ut recte doleat, et dignitatem se amisisse nobilium et predia facultatum, cuius maligna vel timida factio nec ledentem reppulit hostem nec se ostendit in adversariorum congressione virilem. Nam et si quilibet infra fines Spanie, Gallie, Gallecie vel in cunctis provinciis, que ad ditionem nostri regiminis pertinent, scandalum in quacumque parte contra gentem vel patriam nostrumque regnum vel etiam successorum nostrorum moverit aut movere voluerit, dum hoc in vicinis loci ipsius partibus iuxta numerum miliorum suprascriptum nuntiatum extiterit, aut etiam specialiter quisquis ille a sacerdotibus, clericis, ducibus, comitibus, thiufadis, vicariis vel quibuslibet personis iuxta ordinem suprascriptum admonitus fuerit, vel ad suam cognitionem quoquo modo pervenerit, et statim ad vindicationem aut regis, aut gentis et patrie vel fidelium presentis regis, contra quem ipsum scandalum excitatum extiterit, non citata devotione occurrerit et prestitum se in eorum adiutorio ad destruendum exortum scandalum non exhibuerit: si episcopus vel quilibet ex clero fuerit aut fortasse ex officio palatino, in quocumque sit ordine constitutus vel quelibet persona fuerit dignitatis, aut fortasse inferior huius infidelitatis inplicatus scelere, non solum exilio religetur, sed de eorum facultatibus quidquid censura regalis exinde facere vel iudicare voluerit, arbitrii illius et potestatis per omnia subiacebit. Illos tantum a superioribus capitulis lex ista indemnes efficiet, qui ita ab infirmitate fuerint pregravati, ut progredi vel proficisci in consortio fidelium secundum superiorem ordinem minime possint; qui vero, et si ipsi morbis quibuslibet fuerint prepediti, omnem tamen suam virtutem

in adiutorio episcoporum vel clericorum adque fratrum suorum sinceriter pro utilitate regie potestatis, gentis et patrie fideliter laborantium dirigebunt. Quod si hoc non fecerint, superiori sententia pariter cum transgressoribus feriantur. Persona autem illa tunc erit a suprascripta damnatione innoxia, dum per idoneum testem convicerit, ita se esse pre egritudine inpossibilem, ut nullum habuisset in tempore prestandi vel proficiscendi vigorem; ut vitium, quod ex preteritis temporibus male usque hactenus inoleverat, et severa legis huius censura redarguat, et concors adque unanimis adsensio quietem plebium et patrie defensionem adquirat.

Data et confirmata lex die kalendarum Novembrium anno feliciter secundo regni nostri.

IX. FLAVIUS GLORIOSUS ERVIGIUS REX.

De his, qui in exercitum constituto die, loco vel tempore definito non successerint aut refugerint; vel que pars servorum uniuscuiusque in eadem expeditione debeat proficisci.

Si amatores patrie hii procul dubio adprobantur, qui se periculis ultronee pro eius liberatione obiciunt, cur desertores potius non dicantur, qui vindicatores eius esse desistunt? Nam quando hi tales voluntarie terram salvaturi credendi sunt, qui etiam admoniti pro liberatione patrie non insurgunt? dum aut de bellica prefectione se differunt, aut, quod peius est, vel remorari contra monita cupiunt, vel destituti contra ordinem proficiscuntur; cum quidam illorum laborandis agris studentes servorum multitudines cedunt, et procurande salutis sue gratiam nec vicesimam quidem partem sue familie secum ducunt; quin potius auctiores volunt fieri fruge quam corporis sospitate, dum sua tegunt et se destituunt, maiorem diligentiam rei familiaris quam experientiam habentes in armis; quasi laborata fruituri possideant, si victores esse desistunt. Consulendum est ergo talibus per disciplinam, quos studia utilitatis proprie non invitant. Unde id cunctis populis regni nostri sub generali et omnimoda constitutione precipimus, ut instituto adque prefinito die vel tempore, quo aut princeps in exercitum ire decreverit aut quemlibet de ducibus vel comitibus protecturum in publica utilitate preceperit, quisquis ille sive admonitionem cuiuslibet suscipiat, seu etiam nec admonitus qualibet tamen cognitione id sentiat vel quocumque sibi indicio innotescat, quo in loco exercitus bellaturus accedat, domui ulterius residere non audeat vel qualemcumque remorationem vel excusationem profecturus exhibeat; sed definitis locis adque temporibus, iuxta quod eos vel iussio principalis monuerit, vel admonitio ducis vel comitis, thiufadi, vicarii, seu cuiuslibet curam agentis tetigerit, prestum se unusquisque, ut dictum est, definito loco vel tempore exhibeat. Iam vero, si quisquis ille admonitus, vel etiam si nec admonitus, et tamen qualibet cognitione sibimet innotescente non nescius, aut progredi statim noluerit, aut in definitis locis adque temporibus prestus esse destiterit: si maioris loci persona fuerit, id est dux, comes seu etiam gardingus, a bonis propriis ex toto privatus exilii relegatione iussu regio mancipetur; ita ut, quod principalis sublimitas de rebus eius

iudicare elegerit, in sue persistat potestatis arbitrio. Inferiores sane vilioresque persone, thiufadi scilicet omnisque exercitus conpulsores vel hi, qui conpelluntur, si aut in exercitum venire distulerint, aut in loco vel tempore constituto minime occurrerint vel proficisci neglexerint, seu de expeditione publica quocumque fraudis commento effugiendo se subtraxerint, non solum ducentorum flagellorum ictibus verberati, sed et turpiter decalvatione fedati, et singulas insuper libras auri cogantur exolvere, quas principalis potestas cui largiri decreverit, sui maneat incunctanter arbitrii. Quod si non habuerit, unde hanc conpositionem exolvat, tunc regie potestati sit licitum huiusmodi transgressorem perpetue servituti subicere; ut quod de eo suisque rebus ordinare decreverit, habeat sine dubio potestatem. Illos sane ab huius legis sententia decernimus permanere innocuos, quos aut principalis absolverit iussio, aut minoris adhuc retinuerit etatis tempus aut senectutis vetustas, vel etiam egritudinis cuiusque gravida represserit moles. Si tamen is, qui egritudine fuerit pregravatus, per legitimum testem probare potuerit, quia pre egritudinis languore in exercitum proficisci nequivit, omnem tamen virtutem rei sue ipse, qui egritudine pregravatus fuerit, secundum legis huius institutionem, in publicis utilitatibus cum duce vel comite suo dirigere non moretur. Nunc vero, quia de generali omnium progressione prediximus, restat, ut de progressorum virtute vel copiis instituta ponamus. Et ideo id decreto speciali decernimus, ut, quisquis ille est, sive sit dux sive comes atque gardingus, seu sit Gotus sive Romanus, necnon ingenuus quisque vel etiam manumissus, sive etiam quislibet ex servis fiscalibus, quisquis horum est in exercitum progressurus, decimam partem servorum suorum secum in expeditione bellica ducturus accedat; ita ut hec pars decima servorum non inermis existat, sed vario armorum genere instructa appareat; sic quoque, ut unusquisque de his, quos secum in exercitum duxerit, partem aliquam zabis vel loricis munitam, plerosque vero scutis, spatis, scramis, lanceis sagittisque instructos, quosdam etiam fundarum instrumentis vel ceteris armis, que noviter forsitan unusquisque a seniore vel domino suo iniuncta habuerit, principi, duci vel comiti suo presentare studeat. Si quis autem extra hanc decimam partem servorum suorum in exercitus progressione accesserit, omnis ipsa decima pars servorum eius studiose quesita adque discripta, quidquid minus fuerit inventum de hac instituta adque discripta decima parte servorum in bellicam unumquemque secum expeditionem duxisse, in potestate principis reducendum est, ut, cui hoc idem princeps prelargiri decreverit, in eius subiaceat potestate. Quicumque vero ex palatino officio ita in exercitus expeditione profectus extiterit, ut nec in principali servitio frequens existat, nec in wardia cum reliquis fratribus suis laborem sustineat, noverit se legis huius sententia feriendum; excepto si eum manifesta languoris ostensio conprobaverit morbidum. Nam et si quisque exercitalium in eadem bellica expeditione proficiscens, minime ducem aut comitem aut etiam patronum suum secutus fuerit, sed per patrocinia diversorum se dilataverit, ita ut nec in wardia cum seniore suo persistat, nec aliquem publice utilitatis profectum exhibeat, non ei talis profectio inputanda est, sed superiori ordine, que de vilioribus interioribusque personis in hac lege decreta sunt, in semetipsum noverit sustinere. His igitur

ordinatis atque conpositis, restat, ut frenum cupiditati eorum ponamus, quos ad peragenda negotia utilitatis nostre inpingimus. Et ideo nullus dux, comes, thiufadus seu quislibet commissos populos regens accepto beneficio vel qualibet occasione sue pessime voluntatis quemquam ex suis subditis de bellica profectione dimittat, aut admonitiones ipsas, que fieri debent progressione exercitus vel inductione armorum, sub ista quasi admonitionis occasione interserat, unde quemquam illorum militare presumat. Nam quisquis talia agens pro his, ut dictum est, causis a quolibet aut oblatum quodcumque perceperit, aut ipse quidquam cuicumque exegerit, et quidem si de primatibus palatii fuerit, et illi, a quo tale aliquid accepit, in quadruplum satisfaciat, et principi pro eo solo, quo se munificare presumpsit, libram auri soluturum se noverit. Minores vero persone ab honore vel dignitate ingenuitatis private, in potestate sunt principis redigende, ut, quod de eis vel de rebus eorum iudicare elegerit, sue subiaceat modis omnibus potestati.

An Stelle von Seite 441, Zeile 9 bis Zeile 20 bieten spätere Codices folgenden Text:

Quod si non habuerit, unde hanc conpositionem exsolvat, tunc regie potestati sit licitum huiusmodi transgressorem perpetue servituti addictum cui elegerit serviturum, res quoque eius alibi separata collatione concedere vel donare; ita ut idem transgressor nec ad statum libertatis quolibet sibi indulgente ulterius redeat, neque rei sue iura quocumque sibi restaurante recipiat. Quod si etiam quidem rei dominus, id est ipse, qui quidem transgressoris reiculas donatas perceperat, culpe cuiuslibet crimine forsitam dinotatus a statu dignitatis pristine cadat, unde res ipsa in principis potestatem iterum veniat, tunc id irrevocabili constitutione tenebitur, ut etiam si ipse eam habere non meruerit, qui eam prius acceperat, in aliis fidelibus transfusa res ipsa proficiat; tantum, ut in illius ultra potestatem non transeat, qui in protectione bellica tardus et dignitate semel exstitit privatus et rebus. Sane duces omnes senioresque palatii ad huiusmodi sententiam obnoxii tenebuntur, quicumque fuerint superioris precepti transgressores inventi. Nec non et illi huiuscemodi damnationis sententiam merebuntur, qui aut de bello refugiunt, aut in bellica profectione constituti extra senioris sui permissum alibi properasse reperiuntur. Id tamen in hac eadem progressione tam in maiorum quam in minorum personis est observandum, ut, si quilibet sub gravi egritudine consistens nullo modo proficiscendi habeat vires, statim loci illius vel territorii episcopum ad sue egritudinis inspiciendam molestiam veniendum exoptet; ita ut illum ex episcopis inspectorem sue egritudinis advocet, in cuius territorio vel provincia aut infirmasse ei contigerit aut immorasse, vel ex aliorum territorio advenisse contigerit. Nam non aliter eis est credendum, nisi aut episcoporum testimonio, in quorum territoriis dinoscitur infirmasse, iurisiurandi fuerit attestatione firmatum, aut eorum iuramento, quos iidem episcopi vice sua inspectores direxerint, fuerit conprobatum. Qui tamen episcopi hanc de talibus curam habeant, ut egritudines eorum aut per se aut per subditos diligenter inspiciant, si aut proficisci nullo modo possunt, aut si post aliquos dies possint definite concurrere ad bellandum, id est, antequam exercitus in prefinitis locis ingrediatur ad

prelium. Et secundum quod talium egritudines viderint, ipsorum est iudicio committendum, utrum domi sospitatis gratia reparande immorentur, an reparatis viribus illis expediat ambulandum; qualiter sub eorum episcoporum testimonio aut egritudinibus eorum compatiamur, ut concedat, aut vitium, si sub egritudine fingitur, resecemus, ut placeat; ita tamen, ut si se quisquis ille ita viderit infirmitate defessum, ut nullo modo proficisci valeat ad prelium, virtutem rei sue secundum legis huius institutionem in publicis utilitatibus cum duce vel comite suo dirigere non moretur. Sin autem senserit, se continuo meliorari, mox ut corporis reparaverit vires, statim per se cum omni virtute sua, secundum quod legis huius sanctione precipitur, illic non moretur succedere, ubi novit se admonitum exstitisse vel exercitum cognoverit postea properasse.

Viertes Kapitel.

Der Ursprung des Lehnswesens.

Das Frankenreich unterscheidet sich von allen andern germanischen Staaten vor allem durch die unendlich viel größere Macht des Königthums. Chlodwig, seine Söhne und Enkel sind Despoten der wildesten Art. Auch indem nun gegen diesen Despotismus der germanische Freiheitssinn und Mannestrotz sich auf sich selbst besinnt, richtet sich die Bewegung nicht gegen die Herrschaft des Königthums an sich, will nicht etwa den Sturz der Dynastie, sondern will die monarchische Gewalt nur verfassungsmäßig einschränken. Der große Kampf, der sich an die Namen der Königinnen Brunhilde und Fredegunde knüpft, ist thatsächlich ein Kampf zwischen dem Königthum und den Großen, der durch den Zwiespalt innerhalb der Dynastie nur ausgelöst ist. In Spanien haben die Großen und die Kirche das Königthum soweit von sich abhängig gemacht, daß sie den Thron selber besetzen; die Erblichkeit ist verloren gegangen. Die merowingische Dynastie, die den Staat geschaffen hat und die einzige Einheit in seinen sonst völlig disparaten Elementen, germanischen und romanischen Landschaften und Stämmen bildet, hält sich aufrecht, auch wenn sie zeitweilig unter Vormundschaft genommen wird. Macht steht gegen Macht, und diese innere Spannung kommt der Fortbildung der Kriegsverfassung zu Gute.

Im Frankenreiche gab es ursprünglich einen anerkannten Adel nicht. Als Chlodwig seine Grafen über die unterworfenen Landschaften setzte (vermuthlich meist aus den ihm zu persönlicher Treue verpflichteten Männern seiner Gefolgschaft, seinen Antrustionen), da waren sie seine Beamte und commandirten die ihnen zuertheilten Leudes im Auftrage des Königs. Aber hundert Jahre nach Chlod-

wig giebt es fränkische Grafen, denen Chlotar II. in dem Edict von Paris (614), dem ersten Aktenstück, dem man den Namen einer „magna charta“ beilegen kann, neben anderen Versprechungen die Zusage giebt, daß die Grafen nur aus den Großgrundbesitzern ihres Gaues ernannt werden sollen[1]). Dies Edikt ist der Lohn für die Parteinahme und Entscheidung in dem dynastischen Familien-Krieg und den Urtheilsspruch, der den Sohn der Fredegunde anwies, die greise Königin Brunhilde von wilden Pferden zu Tode schleifen zu lassen. Bei den Westgothen brachte man Könige um oder setzte sie ab und wählte andere; bei den Franken beschränkte man sie in ihrer Regierungsgewalt.

In dieser Zeit hat sich also ein Großgrundbesitzer-Stand im Frankenreiche gebildet, dessen Parteinahme Bürgerkriege entscheidet und der an der öffentlichen Gewalt neben dem König betheiligt sein will. Woher dieser Großgrundbesitzerstand stammt, ist aus den Quellen so direkt nicht ersichtlich, wir werden aber seinen Ursprung etwa folgendermaßen umschreiben dürfen: in den romanischen Gebieten ist es die Fortsetzung des römischen Senatorenstandes, der sich germanisirt hat, theils durch Verschwägerung mit Germanen, die dann Erben wurden, da die vornehmen Römer vielfach in den Kirchendienst traten, theils durch Konfiskation und Uebertragung des Besitzes an Germanen; daneben gab der König seinen Getreuen, also namentlich seinen Grafen, große Landschenkungen aus dem öffentlichen Gut, und die Grafen benutzten ihre Gewalt, ihren Besitz zu mehren. In dem ehemaligen Königreich Burgund und dem ehemals westgothischen Gebiet war schon durch die Landtheilung mit den Römern germanischer Großgrundbesitz entstanden. In den germanischen Gebieten ist in dieser älteren Zeit, wo der gemeinfreie Franke sich noch nicht in die Hörigkeit herabdrücken ließ, der

[1]) Die Bestimmung des Edikts lautet: „ut nullus judex de aliis provinciis aut regionibus in alia loca ordinetur; ut si aliquid mali de quibuslibet conditionibus perpetraverit, de suis propriis rebus exinde quod male abstulerit, juxta legis ordinem debeat restituere.“ Mon. Germ. Leg. I, p. 14, Waitz, D. Verf.-Gesch. II, 377. Judex ist der Beamte überhaupt, auch der Graf. Der unbestimmte Ausdruck „de aliis provinciis et regionibus“ ist entweder bloßer Kanzlisten-Schwulst oder Absicht, wegen derjenigen Besitzer, die in mehreren Gauen ansässig waren. Daß nur Grundbesitzer ernannt werden sollen, ist nicht direct gesagt, liegt aber in dem Verbot „de aliis provinciis aut regionibus“, in Verbindung mit der Forderung von Vermögen; Besitzer von großem, beweglichem Vermögen ohne Grundbesitz kamen für das Grafenamt kaum in Betracht.

Großgrundbesitz wohl hauptsächlich durch diese römischen Kolonen zu erklären, die zwischen den Germanen sitzen geblieben und Liten eines Germanen geworden waren, wozu dann auch noch königliche Schenkungen kamen, die aber hier, ohne verschenkbare Menschen, nicht viel bedeutet haben können.

Wenn nun dieser Großgrundbesitzerstand so mächtig war, Bürgerkriege zwischen den mächtigen Theilkönigen zu entscheiden und dem König das Edikt von Paris abzutrotzen, so muß er über Kriegsleute verfügt haben. Ohne Zweifel waren diese Großgrundbesitzer, als sie das Grafenamt verfassungsmäßig okkupirten, bereits thatsächlich im Besitz: eben aus dem Grafenthum war ja auch wesentlich ihr Besitz entsprungen. Das heißt also mit anderen Worten: aus den Grafen, die Chlodwig einsetzte als seine Beamten und denen er seine Krieger überwies, um sie zu kommandiren, waren Großbesitzer geworden, die ihre eigenen Krieger hatten. Die ursprünglich königlichen Krieger oder ein großer Theil dieser ursprünglich königlichen Krieger waren Krieger von Privatleuten geworden.

Bei den Westgothen ist uns durch den Zufall, der uns in einem Pariser Palimpsest einen Theil des Gesetzbuchs des Königs Eurich erhalten hat, die Existenz der Buccellarier, der Privatsoldaten, schon im fünften Jahrhundert direkt bezeugt, und wir haben gesehen, wie in späterer Zeit die Wehrverfassung in diesem Reich praktisch in ein unorganisirtes Aufgebot reisiger Knechte durch die großen Besitzer auslief. Bei den Franken sind uns direkte und völlig zweifelsfreie Quellen-Zeugnisse erst aus der Zeit nach dem Pariser Edikt, etwa von der Mitte des siebenten Jahrhunderts an, erhalten: aber das Pariser Edikt selbst ist Zeugniß genug, daß es auch schon vorher im Frankenreiche dieses Institut, und zwar in sehr erheblichem Umfang, gegeben hat, ja nach den Leistungen und den Erfolgen müssen wir annehmen, daß es in viel weiterem Umfange und energischer durchgebildet bestand, als bei den Westgothen.

Paul Roth, der so durchschlagende Verdienste um die Aufhellung dieser schwierigen Zeiten und Verhältnisse hat, hat die Ansicht aufgestellt[1]), daß die Begleiter, die unter dem Namen „pueri"

[1]) Gesch. d. Benef.-Wesens S. 153.

sehr häufig in der Umgebung von merowingischen Großen erscheinen, Unfreie gewesen seien. Einige Male verrichten sie allerdings Beschäftigungen, die auf bloße Diener, also wahrscheinlich Unfreie, schließen lassen. Aber damit ist doch noch nicht gesagt, daß das Wort ausschließlich Unfreie bedeute. Roth wird hier in die Irre geführt durch eine zu enge Fragestellung; er fragt nämlich: Unfreier oder Gefolgsmann? Der Gefolgsmann aber ist ihm ein vornehmer Mann. Zwischen dem Gefolgsmann und dem Unfreien aber steht, wie wir gefunden haben, der gemeine Kriegsknecht, der buccellarius bei den Westgothen, der zwar in Abhängigkeit, aber doch frei ist. Ich glaube, es ist nicht zu kühn, wenn wir vermuthen, daß die pueri in den Büchern Gregors von Tours und sonst in der Merowingerzeit dasselbe sind, was die παῖδες bei Agathias, nämlich die deutschen „Degen". Sie standen sozial so tief, daß auch wirkliche Unfreie mit demselben Ausdruck bezeichnet werden konnten, gehören aber staatsrechtlich zu den Freien und haben sich nur nach eigenem Willen einem Herrn verpflichtet und unterworfen. So bedeutet ja auch tausend Jahre später das Wort „Knecht" ebensowohl einen Leibeigenen wie den Kriegsknecht, der als freier Söldner Dienst nimmt, wo er will. Wie wäre es auch denkbar, daß merowingische Grafen und Herzoge, die Krieger um sich haben wollten, von deren Tapferkeit sie das Höchste verlangten, nur Unfreie dazu genommen haben sollen, da doch die bravsten und thatendurstigsten Freien zu haben waren? Wer unerschrockene Zuschläger um sich sammeln will, wird unter Sklaven nur selten das rechte Material dafür finden. Wenn unsere Quellen uns auch eine ganz positive und unanfechtbare Auskunft nicht gewähren, ob die fränkischen Großen des 6. Jahrhunderts „freie Degen" um sich hatten, so ist doch auch der Gegenbeweis nicht geführt, und die Natur der Dinge verlangt es, daß Männer wie die fränkischen Grafen, die sich mit einem streitbaren Gefolge umgaben, und in ihren Volksgenossen dazu die natürlichen Anwärter hatten, nicht bloß Sklaven dazu genommen haben. Daß zunächst staatsrechtlich von dem Verhältniß nichts zu bemerken ist, rührt einfach daher, daß es ein rein privates Verhältniß war, das dem monarchischen Recht des Königs und der Unterthanenpflicht des Mannes keinen Abbruch that.

In der Umgebung der fränkischen Großen finden wir außer den pueri auch amici, pares, gasindi, satellites. Auch bei allen diesen Bezeichnungen ist es zweifelhaft und nicht unmittelbar ersichtlich, was darunter zu verstehen ist. Wenn es sich auch sicherlich zum Theil um Freie handelt, so wäre doch möglich, daß, wie Roth es auffaßt (S. 157), Schutzverhältnisse nach Art der Clientel darunter zu verstehen sind. Nunmehr, nachdem wir festgestellt haben, daß nothwendig freie Kriegsmänner im Gefolge der fränkischen Großen gewesen sein müssen, ist die Folgerung nicht abzuweisen, daß auch jene Namen, zwar nicht ausschließlich, denn es sind nicht technische Ausdrücke, aber zum Theil kriegerische Gefolge, Männer von mehr oder weniger höherem sozialen Niveau als die pueri bedeuten.[1])

Wenn die germanischen Könige, sei es nun Chlodwig oder Theoderich, über die Gaue ihres Reiches Grafen setzten, so lag ja nichts näher, als daß diese nicht bloß unfreie Diener und rohe Gesellen aus der Masse, sondern auch einige zuverlässige und erprobte Kameraden mitnahmen und sich ihrer Treue durch ein persönliches Gelöbniß, wie es im Volke Brauch war, versicherten.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß nach germanischer Rechtsanschauung ein freier Mann sich einem Anderen zur Treue des Gefolgsmannes verpflichten konnte. Irgend eine staatsrechtliche Vorstellung, daß nur ein Fürst ein Gefolge halten dürfe, war sicherlich den Urgermanen fremd. Praktisch freilich konnte nur ein sehr hochstehender, sehr vermöglicher Mann Gefolgsmänner, die ja seine Bankgenossen waren, die er ernähren mußte, haben. In dieser Lage waren nunmehr Großbesitzer und Grafen in großer Zahl. Wir können daher die amici, pares, gasindi, die wir in den Quellen erwähnt finden, mit gutem Fug als die Gefolgschaften der Grafen oder sonstigen Vornehmen bezeichnen; denn war es auch anfänglich kein öffentlich-rechtlich gesichertes Verhältniß, so war es doch ganz von demselben Geist erfüllt wie das alte Gefolgschaftswesen. Die Schaaren aber, um die es sich jetzt handelt, sind viel zu groß, um ganz in den Begriff der alten Gefolgschaft gezwängt

[1]) Ich stehe hier wesentlich auf demselben Boden mit Brunner in seiner Deutschen Rechtsgeschichte, nur daß dieser noch zu sehr die pueri als Unfreie auffaßt.

Der Unterschied des fränkischen Königthums von dem in den anderen germanischen Staaten ist zuerst völlig klar erkannt und scharf präcisirt von Sohm; Sohms Gedanke wiederum fruchtbar fortentwickelt von W. Sickel, Westdeutsche Zeitschr. 1885. S. 231 ff.

zu werden. Wir wissen nicht, ob die überlieferten Formen der Treuverpflichtung der Gefolgsmänner auch hierfür verwandt worden sind, und ist es geschehen, so ist mit solcher Erweiterung doch auch eine gewisse Abwandlung und Veränderung verbunden, so daß die Frage, ob es sich um Gefolge handle, sich so zu sagen selber aufhebt; genug, es gab Krieger, die eine Treuverpflichtung eingingen, mehr oder weniger in den Formen der alten Gefolgschaft, gegen einen Mann, der nicht der König war.

Von der Mitte des siebenten Jahrhunderts an sind solche Krieger quellenmäßig bezeugt; die Natur der Dinge und das Edikt von Paris verlangen aber, wie wir jetzt gesehen haben, daß sie schon sehr viel früher in dieser Art existirt haben.

Als technische Bezeichnung der Krieger, die nicht kraft Aufgebots der Staatsgewalt, sondern vermöge einer besonderen Verpflichtung in die Waffen treten, hat sich bei uns der Name Vasallen eingebürgert. Das Wort ist keltischen Ursprungs und heißt „Mann", ist also nichts Anderes, als was lateinisch in den Quellen mit homo, germanisch mit Leudes ausgedrückt wird; nur zufällig hat gerade das Wort keltischer Wurzel sich zu jener spezifischen Bedeutung verdichtet.

In unseren ältesten Quellen bedeutet der vassus noch nicht das, was wir heute mit diesem Wort bezeichnen, sondern meint einen unfreien Knecht. Seinen späteren und bis auf den heutigen Tag angenommenen Sinn scheint der „Vasall" durch eine Art Wanderung erhalten zu haben, wie das ja auch sonst zu beobachten ist. Es begegnet uns nämlich zuerst in der Bedeutung des freien Kriegers in Bayern. Bei den Bayern, wo es Fremdwort war, empfand man die Klangfarbe, daß eigentlich Unfreie damit gemeint seien, nicht; es bürgerte sich ein auch für Vornehme und wanderte in der neuen Bedeutung unter Karl dem Großen über den Rhein zurück.[1])

Um der kürzeren und unmißverständlichen Terminologie willen, wollen wir hinfort jenen Kriegerstand, den die merowingischen Könige direkt aufboten, als die Leudes, den Kriegerstand, den die Großgrundbesitzer aufboten und den die älteren Westgothen Buccellarier nannten, als die Vasallen bezeichnen. Quellenmäßig

[1]) Dippe, Gefolgschaft und Huldigung im Reiche der Merowinger, S. 44.

ist diese scharfe Gegenübersetzung der beiden Ausdrücke nicht. Erst von der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts an setzt sich allmählich unter Karl dem Großen und Ludwig dem Frommen die Bezeichnung Vassus in dem uns geläufigen Sinne des freien Mannes, der einem Anderen unterthan ist, durch. Der Ausdruck Leudes aber wird in den Quellen nicht bloß für Krieger des Königs, sondern auch der Großen gebraucht[1]) und stirbt erst im achten Jahrhundert ab. Dazwischen stehen noch die Ausdrücke amici, gasindi, ingenui in obsequio, pueri, satellites u. A. Nur als eine Art Abbreviatur also, indem ich den Ausdruck „Vasallität" vordatiere und die Bedeutung von „Leudes" einschränke, ist jene Gegenüberstellung zu verstehen.

Der Herr des Vasallen heißt der Senior, „der Alte", woraus das französische „seigneur" geworden ist.

Wann die Aufgebote der Vasallen angefangen haben, einen stärkeren Umfang anzunehmen, ist aus den Quellen direkt nicht zu ersehen. Anfänglich waren sie gewiß nur sehr schwach. Das Edikt von Paris aber läßt keinen Zweifel, daß schon in den Bürgerkriegen, die mit der Hinrichtung der Königin Brunhilde (613) endigten, nicht die Aufgebote der alten Leudes durch die Grafen, sondern die Vassen den Ausschlag gaben. Wie ist das gekommen?

Die Krieger, die die Epoche verlangte und hervorbrachte, sind, das haben wir aus der Taktik der Epoche entnommen, Qualitäts-Krieger. Diese Art des Kriegerthums war die einzige, die in den Verhältnissen der germanisch-romanischen Staaten der Fortentwickelung, ja des Fortlebens fähig war. Ein unkriegerisches Volksaufgebot ist werthlos; stehende, disziplinirte Truppen vermag ein Staat mit Naturalwirthschaft nicht hervorzubringen und nicht zu halten.

Der Herr, der seine Krieger, mit seinen Waffen, auf seinen Rossen, mit seinen Mitteln, für seine Sache ins Feld führt, wird ganz andere Männer haben, als der Graf, der, vom Hofe in den Gau geschickt, ihn für kürzere oder längere Zeit zu verwalten, aus öffentlichen Mitteln Leute ausrüstet. Selbst wenn dieser den besten Willen hat, wird er nicht dasselbe leisten wie jener; wenn er aber nicht einmal den besten Willen und volle Hingebung hat, sondern irgendwie daneben sein eigenes Interesse

[1]) Beispiele bei Dippe S. 18.

wahrnimmt, nicht mit der größten Aufmerksamkeit seine Leute aussucht und ausbildet, Rosse und Waffen in Stand hält, keine Aufwendung spart und sie doch sorgfältig überwacht und schont, so wird sein Aufgebot bald ein Spott sein. Keine Kontrolle kann ihn anhalten, Besseres zu leisten, denn Naturalwirthschaft sowohl wie Krieger-Qualität sind immer nur ganz äußerlich oder gar nicht von oben kontrollirbar. Eine exercirte Truppe und eine Steuer-Kasse können durch Inspektion als ordnungsmäßig konstatirt werden, und wird ausmarschirt, so liegt das Weitere in den Händen der Armee-Verwaltung und Führung. Was aber eine fränkische Truppe unter den Nachkommen Chlodwigs leistete, in der Alles auf die persönliche Tapferkeit des Einzelnen und die selbst mitgebrachte Ausrüstung ankam, das zeigte immer erst der Feldzug. Das byzantinische Kaiserthum war in Technik der Verwaltung und Organisation dem merowingischen Königthum gewiß noch sehr weit voraus — dennoch hatte, wie wir sahen, auch Byzanz bereits zu dem Hülfsmittel der Truppen-Aufstellung durch Condottieri gegriffen. Der fränkische Grundbesitzer, der mit seinen Vasallen ins Feld zieht, ist ein Stück von einem solchen Condottiere, so zu sagen, ein permanenter Condottiere. Er unterhält die Krieger und das Kriegerthum, nicht nur im Kriege, sondern auch im Frieden.

Bis hierher ist die Entwickelung durchaus analog derjenigen, die wir im Westgothenreich beobachtet haben. In diesem Reiche aber haben wir nicht gefunden, daß aus den Buccellariern endlich ein neuer brauchbarer Kriegsorganismus hervorgegangen wäre. Das geschah erst im Frankenreich durch Einfügung eines neuen Elements, welches die Vasallenschaft in ihrem Kriegerthum festhielt und sie zwang, die Berufseigenschaften zu bewahren.

Das neue Mittel ist das Institut der Lehen.

Wir haben schon bei der Ansiedelung der Burgunder beobachtet, daß der Grundbesitz, den der König verlieh, zwar zum erblichen Eigenthum gegeben wurde, aber doch mit gewissen Vorbehalten und Einschränkungen. Was nun auch für Rechts-Institute als Vorbilder und Ausgangspunkte gedient haben: genug, es entwickelte sich bei den Franken die Vergebung von Gütern an Krieger gegen Kriegsdienst, nicht zu Erbe und Eigenthum, sondern mit dem Vorbehalt des Thronfalles und des Mannfalles, d. h. mit dem

Vorbehalt, daß das Gut beim Tode sowohl des Leihenden wie des Beliehenen zurückfalle. Der Erbe konnte es bei Thronfall dem bisherigen Inhaber von Neuem verleihen, wenn er sich von ihm ebenfalls der Treue und des Kriegsdienstes versah. Der Herr konnte es bei Mannfall der Familie des Verstorbenen weiterleihen, wenn in ihr ein Mann vorhanden war, fähig und willens, zu Felde zu ziehen und den Treueid zu leisten. Trafen diese Voraussetzungen nicht zu, so zog der Grundherr sein Eigenthum wieder an sich. Das Lehen also war das Mittel, Vasallen auszustatten, ohne das Eigenthum aus der Hand zu geben, und dadurch nicht nur für eine Generation, sondern dauernd ansässige und doch abhängige Krieger zur Verfügung zu haben.

Vasallität und Lehen sind zwei staatsrechtliche Institute, die an sich nicht nothwendig ineinander fallen. Es kann Jemand als Vasall in den Dienst eines Seniors treten, ohne mit einem Lehen ausgestattet zu werden, und es kann Jemand ein Lehen erhalten, ohne Vasall zu sein: die weltgeschichtliche Bedeutung liegt in der Verbindung dieser beiden Begriffe, die zusammen die Feudal-Ordnung ausmachen.

Man darf annehmen, daß in der dauernden Spannung sowohl zwischen den merowingischen Theilkönigen, wie zwischen den Königen und den Großen ein sehr starkes Bedürfniß nach Kriegsmacht im Frankenreiche fortwährend wachgeblieben ist, und als das ursprüngliche Kriegerthum aus der Zeit der Reichsgründung verbauerte, dadurch der Antrieb gegeben war, es in den Vasallen fortzupflanzen oder neu zu schaffen und der Vasallität die breite, dauernde Grundlage durch die Landverleihung auf Thronfall und Mannfall zu geben.

Die Vasallität in Verbindung mit dem Lehns-Institut war aber nicht bloß eine geeignete Form für einen Grundherrn, Kriegsknechte zu halten, sondern eben diese Form war auch höchst brauchbar, in verschiedener Art größere Organisationen zu schaffen. Eine sehr große Familie, wie etwa die Pippiniden oder Arnulfinger, oder gar die durch die Ehe Ansegisels mit Begga vollzogene Vereinigung dieser beiden Familien war nicht im Stande, den über viele Gaue hinausreichenden Besitz unmittelbar zu verwalten, und wir haben gesehen, wie wichtig gerade für das vasallitische

Kriegswesen das Auge des Herrn ist. Da bot sich das Mittel, größere Stücke des Besitzes als Lehen zu vergeben mit dem Auftrag, Krieger zu beschaffen durch Afterlehen.

Die großen Grundbesitzer hatten aber auch das Bedürfniß, sich untereinander fest zusammenzuschließen, um ihren Verfassungskampf mit dem Königthum durchfechten zu können. Die festeste und zuverlässigste Form für einen solchen Zusammenschluß war, daß sie ihrem Führer den Treueid der Vasallen leisteten. Ja, man ging noch weiter: die Besitzer schenkten ihr Gut einem Herrn, um es als Lehen zurückzuempfangen. Indem man sich dabei die Erblichkeit vorbehielt, fiel zwar eine wesentliche Eigenschaft des Lehens fort, aber es blieb die Möglichkeit der Entziehung bei Verletzung der Treue. Der Rechtsakt bedeutet also die Einsetzung eines Pfandes für die Einhaltung der Vasallentreue. Häufig gab dann der Herr auch ein Lehen aus seinem eigenen Besitz dazu.

Der größte Grundbesitzer im Mittelalter war die Kirche. Als nun die Waffenmacht eine Dependenz des Grundbesitzes wurde, konnte sich auch die Kirche, um ihrer Macht. um ihrer Sicherheit, um der Allgemeinheit willen, der Aufgabe nicht entziehen, Lehen auszutheilen, um darauf Vasallen zu halten. Schon im sechsten Jahrhundert kommen einmal zwei Bischöfe vor, zwei Brüder Salonius und Sagittarius, die ins Feld zogen und persönlich mit dreinschlugen; der fromme Gregor von Tours ist noch sehr entrüstet darüber (IV, 42; V, 21); im siebenten Jahrhundert haben die Bischöfe ihre Kriegerschaaren, die sie aussenden; vom Anfang des achten an finden wir sie als persönliche Anführer, was dann bald öffentliches Recht wird.

Ein anschauliches Bild, was der Kriegszug eines Seniors mit seinen Vasallen zu bedeuten hat, giebt uns ein Aufgebotsschreiben Karls des Großen, das uns zufällig erhalten ist. Es gehört zwar einer erheblich späteren Zeit an, als wir sie hier behandeln, den Jahren 804—811, aber ähnliche Schreiben und Vorschriften sind unzweifelhaft schon alle die Zeit vorher erlassen und haben gegolten, so daß wir es an dieser Stelle, wo es uns darauf ankommt, das Wesen eines Lehns-Aufgebots kennen zu lernen, einflechten dürfen. Es ist an einen Abt Fulrad, wahrscheinlich von St. Quentin im nördlichen Frankreich, gerichtet.[1])

[1]) Nach dem Abdruck bei Boretius, Beiträge zur Kapitularienkritik S. 154.

Es wird dem Abt mitgetheilt, die Reichsversammlung werde in diesem Jahre in Staßfurt an der Bode, im östlichen Sachsen, stattfinden. Dort soll der Abt sich mit allen seinen gut bewaffneten und ausgerüsteten Leuten (hominibus) am 16. Juni einfinden und bereit sein, von da aus, wohin es beschlossen werde, ins Feld zu ziehen. Jeder Reiter soll Schild, Lanze, Schwert, Dolchmesser, Bogen und Köcher mit Pfeilen haben. Auf den Karren sollen alle Art Utensilien vorhanden sein, die im Kriege nöthig sind, Aexte, Beile, Bohrer, Hauen, Spaten, Spitzhacken. Die mitzubringenden Lebensmittel sollen von Staßfurt an noch auf drei Monate, Waffen und Kleider auf ein halbes Jahr reichen. Die Mannschaften sollen friedlich durchs Land ziehen und nichts außer Grünfutter, Holz und Wasser nehmen. Die Herren sollen bei den Karren und Reitern bleiben, damit kein Unrecht geschehe.

Bei der Vorschrift, daß der Abt für drei Monate Lebensmittel mitbringen soll, müssen wir etwas verweilen. Da er noch mit einem Vorrath für drei Monate in Staßfurt ankommen soll und bis dahin etwa 100 Meilen Wegs zu marschiren hatte, so muß er mit mehr als für vier Monate Lebensmitteln ausrücken. In einem Capitular vom Jahre 811 wird bestimmt, daß diejenigen, die von jenseits der Loire kommen, vom Rhein ab ihren dreimonatlichen Vorrath rechnen dürfen; die von diesseits des Rheins von der Elbe ab. Geht der Feldzug nach Spanien, so dürfen die Ueberrheinischen von der Loire ab, die jenseits der Loire von den Pyrenäen ab rechnen. Für vier Monate muß also beim Ausrücken meistentheils mitgenommen werden. Wie es mit dem Rückmarsch gehalten wurde, ist aus den Quellen nicht zu ersehen; wenn man nicht in dem Kriege selbst große Beute machte, durfte der Feldzug nicht länger als zwei Monate dauern, damit der Drei-Monats-Vorrath für die ferneren Kontingente noch bis nach Hause reiche.

Die moderne Lebensmittel-Portion eines Mannes beträgt (unter Auslassung der Kombination mit Kartoffeln oder Reis)

$1\frac{1}{2}$ Pfd. Brod	750 g
Geräuch. Fleisch	250 g
Hülsenfrüchte oder Mehl	250 g
Salz	25 g
Kaffee	25 g
	1300 g

Lassen wir den Kaffee fort und bringen in Anschlag, daß das Getreide um 1/4 weniger wiegt als das entsprechende Quantum Brod, so wiegt eine solche Tages-Portion etwa 1100 g. An frischem Fleisch wird um die Hälfte mehr gegeben, als von geräuchertem, also 375 g. Der römische Soldat erhielt für 16 Tage etwa 15 kg Weizen. Die Franken mögen noch Backobst, Zwiebeln, Rüben oder dergl. mitgenommen haben[1]), hauptsächlich aber wird sich ihre Verpflegung dadurch von der römischen unterschieden haben, daß sie viel mehr Fleisch-Nahrung gewöhnt waren und das Schlachtvieh lebend mit ins Feld nahmen. Müssen wir das Gewicht einer römischen Tagesportion, da doch zu den 2 Pfd. Getreide und Salz noch irgend etwas anderes hinzugekommen sein muß, auf 2 1/2 Pfd. veranschlagen, so mag die germanische, neben dem frischen Fleisch nicht mehr als 1 1/2 Pfd. gewogen haben, oder für vier Monate rund 180 Pfd. Rechnen wir hinzu, was der Mann sonst noch an Gepäck und Werkzeugen auf dem Wagen hat, und theilen dem Zugthier, Pferd oder Rind, 4 Centner Netto-Last[2]) zu, so ist, da auch der Wagenführer ernährt werden muß, für drei Mann ein zweispänniger Wagen kaum ausreichend. Führte Abt Fulrad 100 Krieger, so hatte er für sie etwa 15 vierspännige oder mehr als 30 zweispännige Wagen nöthig. Auf ihrem Rücken haben diese Vasallen gewiß nichts getragen; eher können wir annehmen, daß sie oft noch ein Weib oder einen Buben mit ins Feld führten, nicht bloß der Behaglichkeit wegen, sondern auch um im Falle der Erkrankung oder Verwundung verpflegt zu werden. Der Abt selbst war ein vornehmer Mann, der Ansprüche machte, und auch in seiner Begleitung werden Manche ihre Pferdeknechte wie ihre persönlichen Diener bei sich gehabt haben, so daß der ganze Zug bei 100 Kriegern an Menschen gewiß mehr als das Doppelte zählte. Da wir nun auch für den germanischen Durst noch keine Fässer

[1]) Nach M. Heym, D. deutsche Nahrungswesen S. 295, ist „räuchern" ein gemeingermanisches Wort; dieser Modus, das Fleisch vor dem Verderben zu schützen, also uralt. Wenn Pomponius Mela berichtet, in Germanien habe man das Fleisch roh gegessen, so glaubt Heym diese Nachricht auf geräuchertes Fleisch beziehen zu dürfen. Die Kunst, Kohl und Kraut durch ein besonderes Verfahren dauerhaft zu machen, ist nach Heym, S. 327, keine einheimische; Sauerkraut ein erst spät aufgekommener Namen. Ausgeschlossen mag es trotzdem nicht sein, daß Abt Fulrad das Gericht gekannt und davon mit ins Feld genommen hat.

[2]) Vgl. unten den Excurs „Verpflegung und Train".

aufgeladen haben, so wird der ganze Zug nicht mit weniger als 40—50 schwergepackten vier- und zweispännigen Wagen ausgekommen sein. Obgleich die Wagen allmählich leer wurden, sind doch sicher wenige schon unterwegs nach Hause entlassen worden, da eine lange Reise und ein Feldzug, wo große Massen sich gegenseitig anfahren und sich täglich um das Futter und Wasser streiten, noch ganz abgesehen von dem eigentlichen Kriegsverlust an Thieren und Geschirren so viel verschleißen, daß fortlaufend Ersatz nöthig wird. An Schlachtvieh wollen wir, da die mitgetriebenen Thiere nicht sehr viel auf den Knochen gehabt haben können, für 200 Menschen wöchentlich 3 Stück rechnen, also für 4 Monate eine Heerde von 50 Stück.

Es fragt sich noch, ob etwa ein großer Abschlag zu machen ist, indem man unterwegs neue Verpflegung aufnahm. Mit Hülfe der Wasserstraße des Rheins und seiner Zuflüsse wäre es z. B. nicht schwer gewesen, an den Hauptübergangspunkten, Straßburg, Mainz, Köln, Duisburg, für alle aus dem Westen anrückenden Kontingente Magazine anzulegen. Aber davon hören wir nie, denn das wäre Sache der Centralregierung gewesen, und die Verpflegung war die Sache jedes Kontingents für sich selber. Hätte Abt Fulrad seine Vorräthe an irgend einem Stapelplatz ergänzen wollen, so hätte er baar bezahlen, er hätte also von seinen Bauern sehr hohe Geldsteuern eintreiben müssen. Das konnten sie nicht leisten; es blieb nichts übrig, als die eigenen Vorräthe mit den eigenen Fuhren in noch so große Fernen mitzunehmen.

Bei unserer Rechnung haben wir, wohlgemerkt, für Pferdefutter garnichts in Anschlag gebracht. Eine Pferde-Ration beträgt nach modernen Reglements 5 kg bis 5,65 kg Hafer, 1,50 kg Heu, 1,75 kg Stroh[1]). Ein Pferd frißt also, bloß den Hafer gerechnet, in sechs Wochen mehr auf, als es transportiren kann.[2]) Auf eine weitere Heerfahrt kann für die Reitpferde und erst recht für die Zugthiere Futter garnicht mitgenommen worden sein; sie waren, da man unterwegs kaum etwas kaufen konnte und nichts nehmen durfte, ausschließlich auf Grünfutter angewiesen und demgemäß von geringer Leistungsfähigkeit.

[1]) Bronsart, Dienst d. Gen.-Stabes S. 414. 2. A. Heute ist es noch mehr.
[2]) Wohlgemerkt: unter den damaligen Verhältnissen; das heutige Train-Pferd auf heutigen Wagen und auf heutiger Straße zieht mehr als das Doppelte.

Gehörten zu dem Zuge eines Seniors mit bloß 100 Kriegern gegen 50 Wagen und Karren, so war, da ja nun noch die Reitpferde aller dazukommen, die Zahl der Thiere, die nöthig waren, sehr viel größer als die Zahl der Menschen und weit über doppelt so groß als die Zahl der Kombattanten. Das wird selbst dann richtig bleiben, wenn wir annehmen, daß das Schlachtvieh zum Theil die Rinder waren, die anfänglich die Wagen zogen und, indem die Wagen sich allmählich leerten und zerbrachen, überflüssig wurden.

Ein Heereszug in die Ferne war zur Zeit der Naturalwirthschaft ein großes Werk und eine schwere Last. Selbst wenn das Kloster St. Quentin sehr reich war, wird Abt Fulrad wohl noch recht viel weniger als 100 Krieger zu einem Feldzug nach Sachsen gestellt haben.

An dieser Stelle lade ich den Leser ein, noch einen letzten wohlwollenden Abschiedsblick zu werfen auf die gelehrte Ansicht, die den fränkischen Grafen an der Spitze aller Bauern seines Gaues oder gar sämmtlicher waffenfähiger Männer, von den Thüringern bis zu den Gascognern, auf eigene Kosten und mit eigener Ausrüstung bald an dieser, bald an jener Grenze zu Felde ziehen läßt.

Das fränkische Reich besteht aus germanischem und romanischem Gebiet. Als Chlodwig diese verschiedenen Länder zu einem Reich zusammenschmiedete, konnten sie in ihrer sozialen Struktur kaum verschiedenartiger gedacht werden: hier Geschlechter von gleichen und freien Kriegern mit schwach bäuerlichem Anstrich; dort eine kleine Zahl Großgrundbesitzer, massenhafte hörige Bauern, Stadtbürger. Ist es nicht erstaunlich, daß im Laufe einiger Generationen hüben und drüben der gesellschaftliche Aufbau ganz der gleiche geworden ist? Die Wissenschaft hätte eigentlich längst die Frage aufwerfen müssen, weshalb sich zwischen den romanischen und germanischen Franken keine größeren Unterschiede bemerklich machen. Indem wir diese Frage jetzt stellen, haben wir die Antwort schon gegeben. In den Bürgerkriegen zeigt Austrasien sich am stärksten. Man ist geneigt, das auf seinen vorwiegend germanischen Charakter zurückzuführen, aber wenn das die Antwort erschöpfte, hätte das Uebergewicht noch viel größer sein müssen; man muß dann

eigentlich fragen, wie konnten Neuſtrien, Aquitanien oder Burgund es mit Auſtraſien überhaupt aufnehmen? Sie haben aber ſo viel und ſo lange mit einander gekämpft, daß die Kraftverſchiedenheit nur ziemlich gering geweſen ſein kann. Der Grund iſt, daß die Franken, auch die in ihren alten Sitzen gebliebenen, ſobald ſie einmal in das große Reich eingefügt waren, ſehr bald anfingen, ihr Kriegerthum abzulegen und Bauern zu werden. Das neue Kriegsweſen vereinigte ſich ſchlechterdings nicht mit einem allgemeinen Kriegerauszug, ſondern verlangte eine Auswahl und eine Scheidung. Wenn ſich über den längſt unkriegeriſchen keltiſch-romaniſchen Bauern und Bürgern ein Kriegerſtand erhob, der ſich weſentlich aus eingewanderten Franken rekrutirte, ſo differenzierten ſich die altfränkiſchen Landſchaften ganz in derſelben Weiſe. Der alte räuberiſche Maſſen-Auszug wurde von den Königen und Grafen nicht mehr geduldet: ſie boten zum Kriege aus jeder Hundertſchaft ſo viel Leute auf, wie ordnungsmäßig verpflegt werden konnten, und das waren nur ſehr wenige. Noch ziemlich lange wehrte ſich der Germane, endlich aber iſt er in eine vielleicht noch härtere Hörigkeit von ſeinen ehemaligen, im Kriegerthum verbliebenen Genoſſen herabgedrückt worden, als drüben der romaniſche Kolone.

Das Franken-Reich iſt begründet als Beamten-Staat mit allgemeiner Wehrpflicht, die praktiſch auf einen Kriegerſtand beſchränkt war. Dieſer Kriegerſtand konnte ſich nur fortpflanzen als Vaſallenſtand einer Großgrundbeſitzer-Klaſſe. Dieſe Klaſſe, die durch das Lehns-Syſtem die Krieger an ſich feſſelt, wird Inhaberin der Waffenmacht, nimmt als ſolche die Verwaltungs-Aemter, das Grafenthum in Beſchlag, und gleich darauf auch die Central-Verwaltung, das Hausmeier-Amt, modern ausgedrückt das Miniſterium. Das merowingiſche Königthum beſteht fort, aber unter der Vormundſchaft der Führer der neuen Ariſtokratie. Eine Zeit lang kämpfen dieſe führenden Familien, die in den Theilreichen Auſtraſien, Neuſtrien, Burgund emporkommen, untereinander, bis endlich eine von ihnen die anderen theils unterdrückt, theils durch Ehebündniſſe in ſich aufnimmt und für den Hauptſtock des Reiches wieder eine einheitliche Autorität ſchafft, wennſchon die Grenzländer, Bayern und Aquitanien, noch ihre Selbſtändigkeit behaupten.

Die Feudalisirung des Kriegswesens im Frankenreiche hat sich vollzogen in einer ganz langsamen und allmählichen Entwickelung, so daß schwer ein Einschnitt und Abschnitt zu machen ist. Schon sehr früh, bald nachdem das Reich sich gebildet, bestehn das Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht und die Praxis des Aufgebots von Buccellariern oder Vasallen nebeneinander. Indem die Praxis die Oberhand behält, durch das Lehns-Wesen sicher und dauernd fundirt und endlich staatsrechtlich fixirt wird, wird darum das Prinzip, das königliche Recht des allgemeinen Aufgebots keineswegs aufgegeben. Noch lange besteht Beides nebeneinander, und wir werden noch im nächsten Buche von diesem Widerspiel zu handeln haben.

Der neue Kriegerstand der Vasallen ist die Umbildung des alten Kriegerstandes der Leudes mit der Maßgabe, daß diese ein Kriegerstand waren, den der König aufbot, jene die Untergebenen und Getreuen ihrer Senioren, der Grundbesitzer. Wie nun die Leudes das sich in einen Kriegerstand umwandelnde fränkische Volk waren, das aber gegen die Aufnahme romanischer Elemente nicht abgeschlossen war, so sind auch weiter die Vasallen ein Stand wesentlich, aber nicht ausschließlich germanischen Geblüts.

Ohne Zweifel haben die unter Romanen angesiedelten Franken sehr bald die lateinische Sprache gelernt, nicht das Schriftlatein, sondern Volkslatein, aus dem nachher das Französische geworden ist, dabei aber noch sehr lange ihre germanische Sprache beibehalten. Noch im Jahre 698, beim Leichenbegängniß des heiligen Ansbert in Rouen, wird hervorgehoben, daß die Leidtragenden ihren Schmerz in verschiedenen durcheinandertönenden Sprachen äußerten[1]). Das erste sichere Zeugniß, daß die Westfranken das Germanische nicht mehr verstanden, ist der Eid, den Ludwig der Deutsche im Jahre 842 seinem Bruder Karl zu Straßburg schwor und den er romanisch sprach, damit die Krieger seines Bruders ihn verstehen konnten. Der erste westfränkische König, der das Germanische nicht mehr verstand, ist Hugo Capet[2])

[1]) Roth, Ben.-W. S. 99, Anmerk. 224.

[2]) Petit de Juleville, Hist. d. l. littér. française. Bd. I, S. LXVII. Um die Mitte des neunten Jahrh. schickte Abt Lupus von Ferrière en Gâtinais seinen Neffen nach Prüm, damit er dort deutsch lerne. In der Heimath war also keine Gelegenheit mehr dazu; es wurde aber noch für rathsam gehalten, diese Sprache zu können.

In Italien, wo ja ähnliche Verhältnisse herrschten, wurde die langobardische Sprache im Süden erst in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts durch das Italienische verdrängt und war im Norden ums Jahr 1000 noch nicht ausgestorben.[1]) Drei- bis vierhundert Jahre also hat sich das Germanische mitten im Romanischen gehalten. Das war möglich, weil das Kriegerthum einen Stand bildete, der in sich zusammenhielt und deshalb vorwiegend auch in sich heirathete. Die Romanen, die er aufnahm, germanisirten sich. Wir können beobachten, wie die vornehmen Romanen in Frankreich nicht bloß vielfach germanische Namen annehmen, sondern auch germanische Sitten, die Tracht, das stete Waffentragen, die Fehde, die Blutrache, das Biertrinken.[2]) Hof und Aristokratie behalten germanischen Charakter und eignen sich auch nur sehr wenig von römisch-literarischer Bildung an. Wer lesen lernt, gehört zum Dienst der Kirche, nicht des Staates.

Wie ganz anders sah die Welt jetzt aus als noch drei bis vier Jahrhunderte früher, da das ganze Bürgerthum der einen und einheitlichen Kulturwelt friedlich dahinlebte, Steuern zahlte und aus diesen Steuern eine geworbene Armee unterhalten wurde, die, an der Grenze in festdisciplinirte Legionen zusammengefaßt, das Reich ringsum gegen die Barbaren vertheidigte und sicherte! Aus sich selbst heraus hätte das Römerthum den Kriegerstand der Leudes und Vasallen nicht erzeugen können; so viel kriegerischer Geist war in der bürgerlichen Gesellschaft, der Welt der Civilisation nicht mehr vorhanden; nur durch die Technik der Disciplinirung war man in der Lage, ein römisches Heer aufzustellen. Die germanischen Natur-Krieger, aufgepfropft auf das absterbende Römerthum, erzeugten die Frucht eines eigenen, in sich ruhenden und durch die eigene kriegerische Gesinnung fortlebenden Kriegerstandes.

In der Anrede an seine Truppen vor der Schlacht bei Taginä läßt Procop (IV, 30) den römischen Feldherrn sagen: „Ihr geht

[1]) W. Bruckner, Die Sprache der Langobarden. Straßburg 1895.

[2]) Roth, Ben. W. S. 98. S. 100. S. 101. In einem im Jahre 838 verfaßten Namensverzeichniß der Mönche von St. Denys finden sich unter 130 Namen nur 18 nicht deutsche, von welchen letzteren überdies die Mehrzahl biblisch ist. Selbst im südlichsten Gallien findet man im neunten Jahrhundert die Namen überwiegend deutsch. Ganz dasselbe zeigen die Namenslisten in einem Sacramentarium der Pariser Kirche Ende des neunten Jahrhunderts, veröffentlicht von Leop. Delisle in d. Mém. de l'institut de France. Bd. 32, S. 372 (1886).

in den Kampf als Vertheidiger eines wohlgeordneten Staatswesens, jene aber sind Umstürzler, die garnicht die Hoffnung haben, ihr Werk in ihren Nachkommen fortleben zu sehen, sondern sie fristen ihr Dasein und ihre Aussichten nur von einem Tage zum andern." Ein höchst bedeutsames Wort! So gewiß es als Anrede fingirt ist, so wird doch der Gedanke selber den Langobarden, Herulern und Gepiden in Narses' Heer keineswegs so unfaßbar gewesen sein: sie hatten ihre Lust daran, die Kultur zu ihren Füßen zu zerstören, indem sie sich aus ihr bereicherten, aber selbst einen neuen Kulturzustand zu schaffen, dazu hatten sie ein zu starkes Gefühl ihres eigenen Barbarenthums; und was ist aus den Schöpfungen Geiserichs und Theoderichs geworden?

Aber auch das alte Römerreich mit seinen Barbaren-Soldaten hat sich nicht behaupten können, und endlich ist, aus einer Krisis in die andere stürzend, aus der Mischung der römischen und germanischen Elemente nun doch eine neue, eigenthümliche Staatsordnung entstanden. Das Alterthum lebt fort in der Kirche; Staat und Heerwesen bleiben lebens- und entwickelungsfähig in der Feudal-Ordnung, die wesentlich aus germanischen Wurzeln erwachsen ist.

In diesem Augenblick überschreiten, nachdem sie das Westgothenreich niedergeworfen, die Araber die Pyrenäen und wollen sich auch die Franken unterthänig machen.

Eben hatte der Islam auch schon Konstantinopel bedrängt und hart belagert, Italien war stark bedroht, Sizilien wurde arabisch, und die Reiter des Propheten erschienen an der Loire, während jenseits des Rheins schon wieder das Heidenthum begann. Fast nur noch auf einem schmalen Rande behauptete sich das Christenthum und die römisch-germanische Welt. Es giebt keine Schlacht, die wichtiger wäre in der Weltgeschichte, als die Schlacht bei Tours, in der Karl Martell den Arabern Halt gebot und sie zurückwarf. Ueber ihren Verlauf wissen wir so gut wie nichts, aber das vermögen wir zu behaupten, daß es die Karolingischen Vasallen gewesen sind, dieses im Frankenreiche ausgebildete, im Westgothenreich vernachlässigte Kriegerthum, das hier die Zukunft der germanisch-romanischen und christlichen Welt gerettet hat.

Literatur.

Die Ansicht, daß die Begründung des mittelalterlichen Kriegswesens auf Vasallität und Lehen viel früher zu datiren sei, als man bis dahin in Deutschland angenommen, habe ich mir schon ganz im Anfang meiner Studien über die Geschichte der Kriegskunst gebildet, und gelegentlich in einem Aufsatz im Jahre 1881 ausgesprochen, daß Karl Martell die Schlacht bei Tours gewonnen habe mit den Lehnsleuten, die das fränkische Heer bildeten (vergl. meine Historischen und Politischen Aufsätze S. 126 [190]). Auf die Auslegung der karolingischen Kapitularien, die dieser Auffassung zu widersprechen scheinen, wird im nächsten Bande einzugehen sein.

Boretius in seinen „Beiträgen zur Kapitularien-Kritik" hat hier Licht gebracht und die Grundlagen geschaffen. Aber es ist immer noch viel zu viel des alten Irrtums stehen geblieben. Auch die werthvolle Abhandlung von Brunner, „Der Reiterdienst und die Anfänge des Lehnswesens", Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechts-Geschichte, Germ. Abth. Bd. 8. (1897) ist doch in dem Hauptpunkt abgeirrt, indem sie den Reiterdienst von dem speziellen Bedürfnis des Kampfes gegen die Sarazenen und das Lehnswesen wieder speziell aus dem Bedürfnis des Reiterdienstes ableitet. Nicht das Reiterthum ist das Eigentliche und Primäre dieses Kriegswesens, sondern der Einzelkämpfer, der Qualitätskrieger unter Verflüchtigung des taktischen Körpers. Das ist richtig entwickelt von Roloff in einer Abhandlung in den „Neuen Jahrbüchern für das klassische Alterthum", 1902, S. 389.

Die einschlagenden Ansichten von Wittich sind verfehlt.

Von hohem Wert ist die Arbeit von Oskar Dippe: „Gefolgschaft und Huldigung im Reiche der Merowinger", Kieler Dissertation (Wandsbeck 1889). Auch Dippe geht aber in der Heraufrückung der Vasallität noch nicht weit genug. Er glaubt den Niedergang des merowingischen Königthums und damit das Aufkommen einer neuen Aristokratie erst vom Tode König Dagoberts i. J. 639 datiren zu dürfen. Richtig ist, daß dieser König, ebenso wie sein Vater Chlotar II., noch eine starke königliche Gewalt persönlich ausgeübt hat. Aber das geschah doch nur unter zeitweiliger Zurückdrängung der rivalisirenden Aristokraten. Es ist nur naturgemäß, daß die beiden Mächte Königthum und Aristokratie sich noch eine Zeit lang ponderirend die Waage hielten. Man darf nicht sagen, wie Dippe es thut: als das Königthum niedergegangen war, kam die Aristokratie empor, sondern beide Vorgänge sind komplementär, und indem wir sehen, daß das Königthum schwach ist, muß die Aristokratie schon da sein. Schwäche des Königthums und Stärke der Aristokratie sind nur verschiedene Ausdrücke für dieselbe Sache. Das Edikt von Paris 614 redet hier eine ganz unmißverständliche Sprache.

S. 1 sagt Dippe: „Was die Leihe anbelangt, so ist die Frage über ihren Ursprung und ihre geschichtliche Bedeutung durch frühere Arbeiten bereits gelöst; als sicheres Ergebniß derselben ist zu betrachten, daß das Lehnswesen die nothwendige Folge einer wirthschaftlichen Umwälzung war,

die schon unter den Merowingern die altgermanische Selbständigkeit der kleinen Bauern zu vernichten begann".

Die Umwälzung ist keine bloße wirthschaftliche, sondern noch mehr eine politische, aus der Kriegsverfassung entspringende. Nicht die „altgermanische Selbständigkeit der kleinen Bauern" wurde vernichtet, sondern indem die alten Germanen Bauern wurden, verloren sie zugleich ihr Kriegerthum und ihre Selbständigkeit.

Bischof Prätextatus.

Gregor, V, 19, erzählt, wie der Bischof Prätextatus von Rouen von König Chilperich verklagt wurde. er habe Leuten Geschenke gegeben und sie veranlaßt, dem Merowech, der sich gegen seinen Vater empörte, Treue zu schwören. Der Bischof entschuldigt sich damit, er habe nur Geschenke mit Geschenken erwidert und nicht beabsichtigt, den König seiner Krone zu berauben. Hieraus hat Roth, Benef. Wesen S. 152, geschlossen, daß es damals noch für unverträglich mit der gesellschaftlichen Ordnung gegolten habe, einem andern als dem König selbst Treue zu versprechen. Ich möchte eher das Gegentheil aus dem Geschichtchen schließen. Hätte es nach den damaligen Anschauungen für ein Verbrechen gegolten, einem Andern als dem König Treue zu versprechen, so hätte der Bischof vor Allem auf diese Beschuldigung antworten müssen. Darauf aber geht er garnicht ein. Das ist ihm etwas, was an sich noch nichts bedeutet: seine Antwort lautet vielmehr: „sed non haec causa extitit, ut rex ejiceretur e regno".

Das Mai-Feld.

Etwa im Jahre 755 wurde die regelmäßige fränkische Reichs- und Heeresversammlung, die ursprünglich im März stattfand, in den Mai verlegt. Man hat das als ein Zeugniß angesehen, daß erst in jener Zeit das Aufgebot der Franken sich aus einem Fuß-Heere in ein Reiter-Heer verwandelt habe, indem man die Rücksicht auf das Futter der Pferde als den Grund der Vertagung ansah. Nach dem, was wir uns oben über den Zug des Abtes Fulrad klargemacht haben, wird man an diesen Zusammenhang nicht mehr glauben: selbst ein Kontingent von lauter Fußvolk hatte so viel Zugthiere, daß die Rücksicht auf ihre Fütterung von je ein sehr wichtiges Moment war. Uebrigens sind doch die Franken nie ganz ohne Reiterei gewesen; einige Pferde mehr können also nichts Wesentliches ausgemacht haben.

Man wird aber wohl noch einen Schritt weiter gehen dürfen und dieser Versammlung den Charakter einer Heerschau ganz absprechen. Es war thatsächlich nur eine Art Reichstag, zu dem die Großen wohl mit einigem kriegerischen Gefolge, aber nicht entfernt ihrer ganzen Mannschaft kamen. Eine Zusammenziehung des ganzen Heeres, oder auch nur eines ansehnlichen Theils auf einem Fleck, der nicht so gelegen war, daß man unmittelbar in eine kriegerische Aktion eintreten konnte, wäre ja eine

wirthschaftliche wie militärische Ungeheuerlichkeit gewesen. Das Material bei Brunner, D. Rechtsgesch. II, 127 ff.

Vasallität bei den Westgothen.

Ich habe in meiner Darstellung den Unterschied zwischen dem Westgothenreich, wo man in der alten Kriegsverfassung aus der Zeit der Siedelung stecken geblieben, und dem Frankenreich, wo man die neue Form der Lehns-Vasallität entwickelt hatte, scharf hervorgehoben, die Ausdrücke aber doch mit einer gewissen Vorsicht gewählt, da der Unterschied zwar entscheidend, aber doch nicht absolut war. Auch im Westgothenreich finden wir allerhand Spuren, die auf eine ähnliche Entwickelung wie im Frankenreiche hinweisen, aber die Ansätze sind nicht zur Kraft gelangt. Schon Dahn, Könige VI, 141, Anm. 3, hat auffallend gefunden, daß bereits die antiqua von „se commendare in obsequium" spricht. Wenn man sich aber klar macht, daß der buccellarius und der Vasall im Grunde dasselbe sind, so darf man sich eher wundern, daß wir nicht mehr solcher Wendungen finden.

L. Vis. V, 3, 4 heißt es: Wenn Jemand seinen Patron verläßt und zu einem andern geht, „ille, cui se commendaverit, det ei terram; nam patronus, quem reliquerit, et terram et que ei dedit, obtineat". Hieraus ergiebt sich, daß die westgothischen Großen nicht bloß Krieger hielten, sondern sie auch mit Land ausstatteten.

Das Wort leudes kommt in der Westgothischen Literatur nur einmal vor, L. Vis. IV, 5, 5, antiqua, offenbar einfach in der Bedeutung „Krieger".

Die Säkularisation.

Die Säkularisation glaube ich bei der Genesis des Rechtsinstituts der Benefizien gänzlich ausscheiden zu dürfen. Sie war unzweifelhaft ein politisches Ereigniß ersten Ranges durch die Machtsteigerung, die sie den Karolingern brachte. Aber der Umstand, daß es zum großen Theil Kirchengüter waren, die den Vasallen verliehen wurden, ist doch nur ein zufälliger. Der Grund, weshalb man die Erblichkeit ausschloß, liegt in dem Zweck des Instituts, der Vorsorge, daß diese Güter ihrer Bestimmung, Kriegsleute zu ernähren, erhalten blieben und nicht mit der nächsten Generation der Hand des Herrn entglitten seien.

Verpflegung und Train.

Bei der großen Wichtigkeit, die der Lebensmittel-Transport im Kriege hat, will ich an den oben behandelten Aufgebots-Brief Karls des Großen an den Abt Fulrad noch einige speziellere Feststellungen und Untersuchungen anknüpfen.

Im ersten Bande S. 427 und danach im zweiten S. 105 habe ich auf Grund der Berechnungen Napoleons III. eine Pferde-Last zu 10—$10^1/_2$ Centner angenommen. Ich habe mich jedoch überzeugt, daß das viel zu

hoch ist. Nach Balck, Taktik Bd. II, Th. 1, S. 299, zieht heute ein Pferd im zweispännigen Lebensmittelwagen 425 kg, davon 250 kg = 5 Centner netto; im vierspännigen Proviantwagen 432 kg, davon 250 kg netto; im zweispännigen Fuhrparkwagen 650 kg, davon 450 kg = 9 Centner netto. Bei Balck ist ein Druckfehler, den ich hier berichtigt habe.

Ist das schon um Einiges weniger als die Annahme Napoleons, so zeigen uns die Quellen, daß man im Alterthum noch nicht die Hälfte davon ansetzte. Xenophon, in der Cyropädie (VI, 1, 30) rechnet auf ein Paar Ochsen 25 Talente, das sind etwa $13^1/_2$ Centner oder $6^3/_4$ Centner auf das Thier, aber nicht als Nutz-Last, sondern als Gesammt-Last. Ferner sind die Verordnungen über die römische Post und den Vorspann heranzuziehen, die uns sehr zahlreich, namentlich im Codex Theodosianus (L. VIII. tit. 5) erhalten sind. Zwar, wenn wir hier vorgeschrieben finden (Verordnung des Kaisers Konstantius v. J. 357 C. Theod. VIII, 5, 8), daß ein Wagen (rheda), mit 8 Maulthieren bespannt, mit nicht mehr als 1000 Pfund beladen werden solle, so haben diese und ähnliche Vorschriften für uns keine Bedeutung, da es ja hier nicht auf die Last, sondern auf die Schnelligkeit der Beförderung ankam. Aber wir finden auch die Vorschrift (VIII, 5, 11), daß eine Angaria, mit vier Ochsen bespannt, mit nicht mehr als 1500 Pfund beladen werden dürfe. Diese Frohnfuhren bewegten sich zu einem großen Theil auf den vorzüglichen römischen Chausseen, und Ochsenwagen sind immer bloße Lastwagen, keine Schnellwagen; wenn wir trotzdem noch nicht 4 Centner Netto-Last (oder gar nur 3 in Anbetracht des leichten römischen Pfundes zu ca. 330 g) auf das Thier gerechnet finden, so darf das zusammen mit der Angabe Xenophons als Beweis gelten, daß die Plumpheit der Wagen, im Besonderen der Räder (oft Scheiben statt der Speichen) und der Anspannung, vielleicht auch die geringe durchschnittliche Leistungsfähigkeit der bäuerlichen Gespanne, höhere Anforderungen nicht gestattete. Noch weniger zur Zeit Karls des Großen in Deutschland, wo die römischen Straßen fehlten.

Der Ochse als Zugthier ist zuweilen störrisch und langsam, zieht aber mehr als das Pferd.

Packpferde, Saumthiere statt der Wagen oder Karren mit Zugthieren zu nehmen, hat den Vortheil, daß die einzelnen Thiere den Bewegungen der Truppe, namentlich im Gebirge, besser folgen und auch besser Platz machen können, wenn es nöthig wird. In den römischen wie mittelalterlichen Heeren und noch bis ins neunzehnte Jahrhundert sind sie deshalb sehr viel benutzt worden. Nicht nur die römischen Offiziere, sondern auch die Mannschaften hatten Packthiere, wohl meistens Maulesel. Die Traglast ist zwei Centner. Rechnen wir, daß jedes römische Contubernium von 10 Mann reglementsmäßig ein Thier zur Verfügung hatte, so konnte dies außer dem ledernen Zelt mit Zubehör (etwa 40 Pfund), einer Handmühle, einem Kessel, einigen Werkzeugen, Stricken und Decken wohl auch noch etwas Proviant tragen.

Rüſtow, Heerweſen und Kriegführung Cäſars, S. 17, meint, daß das Thier für jeden Mann noch einen Wochen-Proviant habe tragen können. Das iſt offenbar unmöglich. Der Wochen-Proviant eines Mannes kann nicht wohl unter 17—18 Pfund wiegen, für 10 Mann 170—180 Pfund. Das ergiebt bereits mit dem Zelt zuſammen mehr als die volle Laſt. Die anderen Sachen und Geräthſchaften werden aber, ohne das Zelt, ſchwerlich weniger als 100 Pfund gewogen haben, wahrſcheinlich mehr.

Neben ihren Vorzügen hat die Verwendung von Packthieren nun aber auch große Nachtheile. Mehr als zwei Centner kann man dem Thiere nicht aufladen. Nicht nur iſt das Ziehen leichter als das Tragen, ſondern beim Ziehen ruht das Thier, ſobald es ſteht, beim Tragen bleibt es angeſtrengt auch während der Marſchpauſen. Ferner wird das Packthier viel leichter verletzt und beſchädigt durch ſeine Laſt, als das Zugthier.

Rechnet man alſo vier Centner Netto-Laſt auf das Zugthier, ſo iſt das ſchon das Doppelte des Packthieres, und ſollte die Leiſtung jener wirklich erheblich höher geweſen ſein (Napoleon III. nahm, wie geſagt, $10\frac{1}{2}$ Centner an), ſo wird die Differenz um ſo größer, da die Packlaſt neben dem Packſattel unmöglich zwei Centner überſteigen kann.

Es iſt daher ohne Zweifel unrichtig, wenn Rüſtow, l. c. S. 17 und 18, meint, die römiſchen Heere hätten ihre ganze Verpflegung auf Saumthieren fortgeſchafft. Fröhlich, in ſeinem Kriegsweſen Cäſars I, 89, hat das bereits widerlegt, nicht bloß durch die Natur der Sache, ſondern auch durch zwei direkte Zeugniſſe (Plutarch, Pomp. 6, und bell. Afric. 9, 1), welche die Train- und Proviant-Wagen ausdrücklich nennen. Eine Erzählung bei Salluſt, Jugurtha 75, 3, wo Metellus eine Expedition von 75 Kilometern durch eine wüſte Gegend machen will und deshalb befiehlt „omnia jumenta sarcinis levari nisi frumento dierum decem; ceterum utris modo et alia aquae idonea portari“, beweiſt nichts, da in der Wüſte Wagen nicht angewandt werden konnten; eher kann man daraus ſchließen, wie ſchwierig es war, auch nur für einen Zug von 10 Meilen die nöthigen Tragthiere (die freilich auch das ganze Waſſer mitſchleppen ſollten) zu beſchaffen. Metellus ordnete zu dem Zweck große Geſtellungen durch die Eingeborenen an.

Der Mann ſelbſt kann neben ſeinen Waffen nur ſehr wenig Proviant bei ſich tragen. Auf Grund einer Verfügung des Kriegsminiſteriums haben im Jahre 1896 Profeſſor Zuntz und Stabsarzt Dr. Schomburg Verſuche über die phyſiologiſche Wirkung der Belaſtung beim Marſchieren angeſtellt, deren Ergebniſſe im Februar-Heft 1897 der „Militärärztlichen Zeitſchrift“ mitgetheilt ſind. Fünf Studierende der Pepinière hatten ſich für die Verſuche zur Verfügung geſtellt. Sie machten die Märſche weſentlich mit den drei Belaſtungsſtufen 22 kg, 27 kg, 31 kg.

Nach Balck, Taktik II, 1, 208, faſſen die beiden Beobachter die Ergebniſſe ihrer Unterſuchungen folgendermaßen zuſammen: 1. Bei mäßiger Belaſtung (bis zu 22 kg) und nicht zu hoher Außentemperatur traten keinerlei ſchädliche Wirkungen eines nicht über 25—28 km hinausgehenden

Marsches hervor, im Gegentheil, es zeigte sich, daß anderweitig erzeugte Erschlaffungszustände und geringfügige Schädigungen der Funktion einzelner Organe durch den Marsch selbst beseitigt wurden. Bei sehr heißer und schwüler Luft war allerdings eine Reihe von Schädigungen leichterer Art nachweisbar (Abnahme der Vitalkapazität, erheblicher Wasserverlust des Körpers, hohe Puls- und Athemfrequenz, Stauung des Blutes). Indeß schwanden diese bald nach dem Marsch und waren jedenfalls bis zum andern Tage vollkommen beseitigt, so daß eine Häufung der Schädlichkeiten bei Märschen an mehreren Tagen hintereinander nicht zur Beobachtung kam. 2. Bei der zweiten Stufe der Belastung (27 kg) war bei günstigem Wetter und derselben Marschleistung kein Nachtheil bemerkbar. Dagegen bewirkte heißes Wetter bei dieser Belastung Veränderungen, die selbst bis zum anderen Tage noch nicht ausgeglichen waren. Der zweite Marsch wurde also schon unter ungünstigeren Bedingungen angetreten als der erste. Jedenfalls ist ein Marsch von 25—28 km die Grenze dessen, was mit 27 kg Gepäck vom Durchschnittssoldaten bei einigermaßen heißem Wetter noch gut ertragen werden konnte. 3. Die Belastung von 31 kg griff selbst bei kühler Witterung und derselben Marschleistung unzweifelhaft störend in die Körperfunktionen ein. 4. Bezüglich der Gewöhnung an das Gepäck (Trainirung) ließ sich beobachten, daß leichtes Gepäck (bis 22 kg) schon nach wenigen Märschen bei allmählicher Steigerung der Anforderungen nicht mehr nachtheilig wirkte; bei schwerem (31 kg) war nach längerer Uebungszeit nur eine sehr geringe Abnahme der Schädigungen nachweisbar."

Es ergiebt sich hieraus, daß bereits eine Steigernng von einigen Kilogramm über die normale Soldaten-Belastung hinaus (in unserer Zeit bei dem Infanteristen in Deutschland 25,3 [früher 29 kg], in Frankreich 27 3/4 kg, in England 27 1/4 kg, in Italien 28 kg, in der Schweiz 31 kg) [1]) die Leistungsfähigkeit sehr stark beeinträchtigt.

Es ist daher ganz unmöglich, daß die römischen Soldaten viel mehr als etwa eine „eiserne Portion", wie auch unsere Soldaten, selbst getragen haben. Ueberdies wird es quellenmäßig widerlegt durch eine Stelle bei Polybius XVIII, 18, [2]) wo dieser den Römern nachrühmt, sie trügen außer ihren Waffen auch noch Schanzpfähle: hätten sie auch noch Lebensmittel getragen, so hätte Polybius das in diesem Zusammenhang nicht unerwähnt gelassen.

An diesem Ergebniß können wir uns nicht irre machen lassen durch einige Aussagen alter Schriftsteller, die thatsächlich das Gegentheil behaupten. Einige von diesen Stellen lassen sich auch anders interpretiren, bei anderen muß Mißverständniß oder Uebertreibung angenommen werden.

---

[1]) Balck, Taktik I, 62. Vgl. meine Perser- und Burgunder-Kriege S. 56.

[2]) Hierauf hat Liers, „Das Kriegswesen der Alten" S. 226 aufmerksam gemacht.

Livius Periocha 57 heißt es: „Scipio Africanus Numantiam obsedit et corruptum licentia luxuriaque exercitum ad severissimam militiae disciplinam revocavit . . . . militem . . . . triginta dierum frumentum ac septenos vallos ferre cogebat“. Das war keine Maßregel des Ernſtfalles, ſondern entweder ein Uebungsmarſch, oder eine ſpezielle Straf-Anordnung, wie heute das Sandſack-Tragen. Bei Frontin, Strategem. IV, 1, 1, ſteht überdies nur „portare complurium dierum cibaria imperabat“. Offenbar iſt das das Urſprüngliche und Richtige, und bei Livius iſt durch irgend eine Verſchiebung aus den „einigen Tagen“ „30 Tage“ geworden. Man ſieht daraus zugleich, wie wenig man ſich auf ſolche einzelnen Ausſagen verlaſſen kann.

Frontin, Strategem. IV, 1, 1, berichtet: „Philippus, cum primum exercitum constitueret, vehiculorum usum omnibus interdixit, equitibus non amplius quam singulos calones habere permisit, peditibus autem denis singulos, qui molas et funes ferrent. In aestiva exeuntibus triginta dierum farinam collo portare imperavit.“ Wie das „in aestiva exeuntibus“ auch gemeint ſei, daß die Soldaten auf Kriegsmärſchen einen Sack mit 60 Pfund Mehl auf dem Rücken getragen hätten, iſt hier jedenfalls nicht berichtet.

Livius XLIV, 2 heißt es „consul menstruum jusso milite secum ferre profectus . . . . castra movit“. Das braucht doch wohl nicht überſetzt zu werden, der Soldat habe einen Monatsbedarf tragen ſollen, ſondern es braucht nur zu bedeuten, daß der Konſul befahl, für 30 Tage Lebensmittel auf die Expedition mitzunehmen. Aehnlich Livius XLIII, 1, 8.

Vegez I, 19 ſagt: „pondus quoque bajulare usque ad LX libras et iter facere gradu militari cogendi sunt milites, quibus in arduis expeditionibus necessitas imminet annonam pariter et arma portare.“ Soll das heißen „60 Pfund im Ganzen“, ſo iſt das etwa dieſelbe Belaſtung, die auch heute für normal gilt. Sollte Vegez ſagen wollen, daß der Soldat außer ſeinen Waffen noch 60 Pfund tragen müſſe, ſo dürfen wir das einfach als ein Mißverſtändniß ablehnen, ebenſo wie das Zeugniß Ciceros, der in den Tusculanen II, 16, 37 ausruft: „qui labor, quantus agminis: ferre plus dimidiati mensis cibaria, ferre, si quid ad usum velint, ferre vallum. Nam scutum, gladium, galeam in onere nostri milites non plus numerant, quam humeros, lacertos, manus.“

Nach verſchiedenen Berichten kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Intendantur oder Magazin-Verwaltung bei den Römern immer für einen halben Monat Getreide an die Truppen auszugeben pflegte und daß die Truppen für den Transport dieſer Portionen ſelbſt ſorgten; der halbe Monat wurde dabei, damit der Soldat unter keinen Umſtänden in Mangel gerathe, zu 17 Tagen gerechnet.

Es iſt klar, daß mit nur *einem* Packthier für je 10 Mann auch ein 17 tägiger Vorrath nicht fortgeſchafft werden konnte, ſondern höchſtens die Hälfte, indem Einiges die Leute ſelber trugen, Einiges dem Thier auf-

geladen wurde. Jene Stelle aus dem Jugurthinischen Krieg, wo 10 Tage Proviant auf Säumern als etwas Außerordentliches gerühmt wird, setzt uns die Grenze fast noch enger. Wenn wir daher bei Ammian (XVII, 9, 2) lesen, Julian habe von dem 17 tägigen Vorrath, den der Soldat zu schleppen pflegte, einen Theil magazinirt (annona decem dierum et septem, quam in expeditionem pergens vehebat cervicibus miles) und sei dadurch in Noth gekommen, so kann das unmöglich wörtlich genommen, sondern muß als eine rhetorische Floskel angesehen werden.

Auf S. 248 dieses Bandes, Anm., habe ich Herrn Oberstleutnant Dahm beschuldigt, daß auch er in seiner Abhandlung über Aliso in den alten Irrthum verfallen sei, der römische Soldat habe für 30 Tage Proviant getragen. Herr Dahm hat mich wissen lassen, daß ich ihn darin mißverstanden hätte; er habe an die Maulthier-Kolonnen der Römer gedacht. Ich stelle meine Anmerkung hiernach richtig; in der Sache wird jedoch dadurch wenig geändert. Der Passus in der Dahm'schen Abhandlung lautet: „eine Armee, die in den Magazinen von Aliso (Haltern) ihre Vorräthe komplettirte, konnte, da der römische Soldat Getreide für 17 bis 30 Tage mit sich führte, im Gebiet der Sigambrer, der Marser, der Bructerer, der Ampsivarier und der Tubanten wochenlang ohne Nachschub von Proviant manövriren."

Ein Heer von 30 000 Streitern (und die Römer haben ja mit noch viel größeren Heeren in Gallien und Germanien operirt) gebraucht in 30 Tagen 22 500 Centner Proviant allein für die Kombattanten, hätte also hierfür 11 250 Maulthiere, und da doch die Treiber und sonstige Nicht-Kombattanten auch verpflegt sein wollen, etwa 16 000 Maulthiere nöthig gehabt, die es schon ganz unmöglich gewesen wäre durch das Grünfutter am Wege entlang zu ernähren. An Wagen hätte man für dieselbe Last die Hälfte der Thiere nöthig gehabt, und auch das ist, wenn man die Menge des sonstigen Trosses und die Kavallerie-Pferde hinzurechnet, schon so ungeheuer, daß es unter den meisten Verhältnissen für ganz ausgeschlossen gelten muß und nur bei ganz außerordentlichen Zurüstungen erreichbar war. Die Römer haben eben ganz wie moderne Heere den Proviant, den sie direkt mit sich führten, nach Möglichkeit beschränkt und ihre Operationen auf Magazine gestützt, die an Wasserwegen lagen und aus denen die Truppen in kleineren Raten ihre Bedürfnisse entnahmen. Von einem regelmäßigen Mitführen des Proviants für 30 Tage kann gar nicht die Rede sein, am wenigsten auf Saumthieren. Wenn Rüstow geglaubt hat, die römischen Heere seien nicht mit Proviantwagen, sondern bloß mit Saumthieren ausgerüstet gewesen, so hat er dabei doch nicht an die regelmäßige Mitführung einer Verpflegung für 17 oder gar 30 Tage vermöge dieses Transportmittels gedacht.

Daß Oberstleutnant Dahm sich solche Vorstellungen über römisches Verpflegungswesen hat bilden können, ist mir ebenso wie die Vorstellung desselben Autors von einem befestigten „Aufmarsch-Terrain" von 6 Meilen

Tiefe (ſ. ob. S. 143) ein erneuter Beleg für die Erfahrung, daß die Ausbildung im modernen, praktiſchen Militärdienſt noch keinerlei Bürgſchaft für klare und richtige Anſchauungen vom Kriegsweſen früherer Zeiten bietet. Das iſt aber wiederum eine Entſchuldigung für die Zahl-Begriffe und Gulliver-Konſtruktionen unſerer Hiſtoriker, Philologen und Juriſten.

Der Aufgebotsbrief an den Abt Fulrad lautet:

In nomine patris et filii et spiritus sancti. Karolus serenissimus augustus a Deo coronatus magnus pacificus imperator, qui et per misericordiam Dei rex Francorum et Langobardorum, Fulrado abbati.

Notum sit tibi, quia placitum nostrum generale anno praesenti condictum habemus infra Saxoniam in orientali parte super fluvium Boda in loco que dicitur Starasfurt. Quapropter precipimus tibi ut pleniter cum hominibus tuis bene armatis ac preparatis ad praedictum locum venire debeas XV. Kalendas Julias quod est septem diebus ante missam sancti Johannis baptiste. Ita vero preparatus cum hominibus tuis ad predictum locum venies, ut inde in quamcumque partem nostra fuerit iussio et exercitaliter ire possis; id est cum armis atque utensilibus necnon et cetero instrumento bellico, in victualibus et vestimentis, ita ut unusquisque caballarius habeat scutum et lanceam et spatam et semispatum, arcum et pharetras cum sagittis, et in carris vestris utensilia diversi generis id est cuniadas et dolaturias taratros, assias, fossorios, palas ferreas et cetera utensilia que in hostem sunt necessaria. Utensilia vero ciborum in carris de illo placito in futurum ad tres menses, arma et vestimenta ad dimidium annum. Et hoc omnino praecipimus, ut observare facietis, ut cum bona pace pergatis ad locum predictum, per quamcumque partem regni nostri itineris vestri rectitudo vos ire fecerit, hoc est ut preter herbam et ligna et aquam nihil de ceteris rebus tangere presumatis, et unicuiusque vestri homines una cum carris et caballariis suis vadant et semper cum eis sint usque ad locum predictum, qualiter absentia domini locum non det hominibus eius mala faciendi. Dona vero tua quae ad placitum nostrum nobis presentare debes, nobis medio mense Maio transmitte ad locum ubicumque tunc fuerimus; si forte rectitudo itineris tui ita se conparet, ut nobis per te ipsum in profectione tua ea presentare possis, hoc magis optamus. Vide ut nullam negligentiam exinde habeas, sicut gratiam nostram velis habere.

Guilhiermoz.

Während das letzte Kapitel dieſes Bandes bereits im Druck iſt, kommt mir das Buch „Essai sur l'origine de la noblesse en France au moyen age par P. Guilhiermoz, Paris, Alphonse Picard et fils 1902, in die Hände.

Das Buch, 502 Seiten ſtark, iſt im höchſten Grade beachtenswerth; es beruht auf einem Quellen-Studium breiteſter Art und vollkommener

Beherrschung der Literatur; die Forschung ist methodisch, energisch und durchsichtig, die Form von französischer Eleganz.

Auf ganz verschiedenen Wegen sind wir in wesentlichen Punkten zu den gleichen Ergebnissen gekommen.

Auch Guilhiermoz sieht die Vasallität nicht als ein im fränkischen Reich, sei es nun im 7. oder 8. Jahrhundert, neu entstandenes Institut an, sondern erblickt in ihr die Fortbildung des Buccellariats. Auch er hält die pueri des sechsten Jahrhunderts für die deutschen „Degen".

Die ersten Spuren von bewaffneten Freien im Dienst von Privaten weist er (S. 21) bereits im 3. Jahrhundert in Rom nach. Die Staatsmänner, die unter den Söhnen des Theodosius das römische Reich regierten, Rufinus und Stilicho, waren die Ersten, die in größerer Masse und ständig sich mit einer nur von ihnen abhängigen, eigenen Truppe umgaben.

Die Erklärung des Wortes „buccellarii" als „Brodleute" verwirft Guilhiermoz, ohne aber eine andere an die Stelle zu setzen. Es ergiebt sich nämlich, daß das Wort ursprünglich gar nicht auf Privat-Soldaten, sondern auf eine kaiserliche Truppe angewandt wird und auf die Privat-Soldaten erst übertragen worden ist. Das dürfte in der That die übliche Erklärung ausschließen; bestehen bleibt aber, daß es ursprünglich vermuthlich ein Spitzname war, dessen Ursprung für uns nicht mehr errathbar sein mag.

Wie es sich nun auch mit dem Namen verhalte, die Hauptsache ist, daß das Institut Guilhiermoz nunmehr als ein rein römisches erscheint, und sind die Buccellarier aus rein römischer Wurzel entsprossen, so sind es auch ihre Nachkommen, die Vasallen. Selbst die Antrustionen der merowingischen Könige, die man bisher allgemein für ihre Gefolgsmänner im alten Taciteischen Sinne gehalten hat, will der französische Autor nur als gewöhnliche Soldknechte ansehen.

Guilhiermoz ist hier der direkte Antipode von Seeck, der, wie wir oben (S. 416) sahen, umgekehrt in der Erscheinung des Buccellariats das recht eigentliche Eindringen der germanischen Ideen und des germanischen Wesens in das römische Reich erkennen will, indem er die Buccellarier als Gefolgschaften ansieht.

Ich möchte dem gegenüber den vermittelnden Standpunkt, wie ich ihn oben im vierten Buch gezeichnet habe, festhalten. Kriegsdienst für Sold und die Vorstellung, daß der Söldner dem Herren, dem er geschworen, Treue schuldig sei, ist eine allgemein menschliche Erscheinung, keine spezifisch germanische. Brunner, D. Rechtsgesch. II, 262, Anmerk. 27, geht deshalb etwas zu weit, wenn er sagt, „die Stellung des westgothischen Buccellarius ist trotz des römischen Namens in wesentlichen Zügen die des germanischen Gefolgsmannes." Unter den Buccellariern Stilichos waren z. B. auch Hunnen. Guilhiermoz hat also, was diese angeht, formell Recht. Aber wenn Brunner und Seeck in die gemeinen Buccellarier zu viel von der Gefolgschaftsidee gelegt haben, so verfehlt es Guilhiermoz nach der anderen

Seite, indem er auch den Antrustionen den Gefolgschafts-Charakter abspricht, so daß Chlodwig und seine Söhne diese germanische Ur-Erscheinung ganz hätten fallen lassen. Die nächste Umgebung der merowingischen Könige, d. h. die Antrustionen, waren ganz unverkennbar eine Gefolgschaft, und deshalb scheint es mir auch keinem Zweifel zu unterliegen, daß in dem nach römischen Rechtsbegriffen konstruirten Söldnerthum thatsächlich sehr viel von dem Geist der germanischen Gefolgschaft lebte. Auch dieser Begriff ist ja nicht ausschließlich germanisch, sondern findet sich auch bei andern Völkern. Aber es ist keine Frage, daß er bei den Germanen besonders stark ausgeprägt war und daß er im ganzen Mittelalter eine höchst bedeutsame, ja führende Rolle gespielt hat. Wir müssen also schließen, daß er auch im fünften Jahrhundert bei den Germanen sehr lebendig war. Wenn der Gallier Rufinus und der Germane Stilicho die ersten römischen Staatsmänner waren, die Buccellarier in ihrem Dienst hatten, so ist es doch wohl kein Zufall; die Menge dieser Krieger mag nichts wesentlich Anderes als Söldner sein, die Anführer werden doch von dem germanischen Gefolgschaftsgefühl gegen ihren Herrn erfüllt gewesen sein und davon auch etwas auf die Masse übertragen haben. Ja, wenn Guilhiermoz feststellen zu können glaubt, daß die Wiege des Buccellariats die scholae waren, die Konstantin I. einrichtete, so erinnert auch das uns wieder daran, daß eben Konstantin es gewesen ist, der das römische Heer definitiv germanisirte. Beweisen lassen sich solche Zusammenhänge nicht eigentlich. Aus den Rechtsformen (Handschlag u. dergl.) ist wenig zu folgern, und die Urkunden und Zeugnisse besagen nichts; der große durchgehende Zug ist darum doch unverkennbar, und Brunner (D. Rechtsg. II, 262) dürfte mit dem Ausdruck, das gallisch-römische Privatsoldatenthum sei der germanischen Gefolgschaft „angeglichen" worden, das Richtige getroffen haben.

Der Fehler bei Brunner ist nur, und darin bin ich zu demselben Ergebniß gekommen wie Guilhiermoz, daß er den Faden, der von den Buccellariern zu den Vasallen hinüberleitet, viel zu dünn werden läßt, so daß er manchmal ganz abzureißen scheint; die „Unfreien" im Gefolge der merowingischen Großen spielen bei ihm eine viel zu starke Rolle.

Bezüglich des Ursprungs der Land-Leihe will Guilhiermoz einen Zusammenhang mit der Säkularisation nicht ganz leugnen, kommt jedoch insofern zu einem ähnlichen Ergebniß wie ich, als auch er den Accent auf den Zweck der Vergabung legt. Auch von diesem Institut zieht er Verbindungslinien hinüber in das römische Recht. Er weist darauf hin, daß ja auch schon nach westgothischem Recht der Herr seinem Manne „in patrocinio" ein Eigenthum gab mit Vorbehalt und Einschränkungen. Ich überlasse es den Rechtshistorikern, sich hiermit auseinanderzusetzen, für unseren Zweck kommt ja auf die Rechtsformen und ihren Ursprung nicht so viel an. Das Entscheidende ist, daß nicht ein halb zufälliger Umstand, wie die Säkularisation, sondern ein inneres sachliches Bedürfniß das so unendlich folgenreiche Institut der Land-Leihe hervor-

gebracht hat. Wenn Guilhiermoz hierin zwar meinen Anschauungen nahe gekommen ist, sich aber doch von der herrschenden Auffassung nicht ganz losgelöst hat, so liegt das daran, daß sein Studiengang ihn nicht auf das Moment geführt hat, das zuletzt nothwendig das maßgebende sein mußte, das Postulat der Kriegführung, man kann direkt sagen, das taktische Postulat, der Zusammenhang, der stets und zu allen Zeiten zwischen Taktik und Kriegsverfassung besteht: die Epoche verlangte Einzel-Krieger, die Qualitäts-Krieger waren (nicht exerzirte taktische Körper); solche Krieger vor der Verbauerung und Einbürgerung zu bewahren, hat der Herr kein anderes Mittel, als ihren Besitz von der Fortdauer der Leistung abhängig zu machen, d. h. ihnen ihr Land nicht zu Eigenthum, sondern bloß zu Lehen zu geben.

Charles Oman.

Schon im Jahre 1898 ist erschienen: A History of the art of war, the middle ages from the fourth to the fourteanth century, by Charles Oman M. A. F. S. A. fellow of All Souls College, Oxford. (London, Methuen & Co., 36 Essex street W. C.), 667 S. Das Buch, das mir erst im Jahre 1901 bekannt geworden ist, ist gedacht als der zweite Band einer allgemeinen, auf vier Bände angelegten Geschichte der Kriegskunst. Der Verf., der sich bereits früher durch Studien auf dem Gebiete des mittelalterlichen Kriegswesens sehr vortheilhaft bekannt gemacht hat, hat also ganz dasselbe Bedürfniß der Ergänzung für die Geschichtswissenschaft empfunden wie ich, und unsere Werke werden einander parallel gehen. Das Buch Omans ist gelehrt und von gesunden Grundanschauungen; die Gründe, weshalb wir trotzdem in den Partien, die jetzt schon dieselben Zeiten und Völker behandeln, zu abweichenden Ergebnissen gelangt sind, liegen so deutlich vor Augen, daß ich es nicht für nöthig gehalten habe, auf Auseinandersetzungen im Einzelnen einzugehen. Im Fortgange meines Werkes werde ich aber wohl öfter Gelegenheit haben, auf das englische Werk zu rekurriren.

Nachtrag zu den Römerlagern in Germanien.

(Vgl. S. 246, S. 248.)

Während des Druckes dieses Bandes hat mich mein Weg noch einmal nach Westphalen geführt, und ich habe die Gelegenheit benützt, noch einige Terrain-Studien zu machen.

Auf dem Ausgrabungs-Felde von Haltern, wo Herr Professor Köpp die Güte hatte, mich persönlich zu führen, und wir den eben erschienenen „Führer durch die römischen Ausgrabungen bei Haltern" von Schuchhardt benutzen konnten, ist mir klar geworden, daß mein oben, S. 256, geäußertes Bedenken, ob der St. Annaberg für ein von Germanicus angelegtes Kastell nicht zu weit vom Wasser liege, unbegründet ist. Es ist sehr wohl möglich, daß unmittelbar am Fuße des Berges die Lippe einen zum Anlegen geeigneten Platz hatte, der noch im Schutz des Kastells gewesen wäre. Eine Ausgrabung ist an dieser Stelle noch nicht gemacht worden.

War St. Anna der Etappen-Platz des Germanicus, so muß die Ufer-Verschanzung zwei Kilometer aufwärts die früheste Anlage sein. An einen „Brückenkopf" ist natürlich nicht zu denken; er hätte hier zu keiner Zeit irgend welchen Sinn gehabt, am allerwenigsten seitdem das große Lager daneben gebaut war: wie hätte man da die Brücke außerhalb der Festung gelassen? Alle Wahrscheinlichkeit aber spricht dafür, daß wir es mit einem Flotten-Lager zu thun haben.

So gut marschirende römische Truppen sich Nachts durch eine Verschanzung sicherten, werden es auch die großen Kahn-Flotten gethan haben, die die Proviant-Vorräthe die Lippe hinaufschafften. Mit dieser Auslegung stimmt sehr gut die eigenthümliche Verlängerung der ursprünglichen Land-Front nach Osten: sie ist einmal nöthig geworden, als die kleine Anlage die Kähne nicht alle faßte.

Auch die eigenthümlichen Palissaden-Linien, die die große spätere Hafen-Anlage sich kreuzend durchqueren, mögen durch solche vorübergehende Schiffs-Lager-Anlagen ihre Erklärung finden.

Sehr bedeutsam ist die Thatsache, daß das große Lager zweimal hergestellt, daß das jüngere Lager das kleinere und daß dies das länger benutzte ist. Dahm behauptet das festgestellt zu haben, und Schuchardt hat im „Führer" (S. 24) wenigstens die beiden ersten Thatsachen übernommen. Hieraus folgt mit Sicherheit, daß die zweite Anlage nicht, was vermuthet worden ist, von Germanicus herrühren kann. Dieser würde erstens das Lager nicht verkleinert haben, da seine Armee gegen die seiner Vorgänger sehr vergrößert worden war (8 Legionen statt 5), und ferner könnte ein von ihm angelegtes Lager nicht Spuren langer Benutzung zeigen, da er, nach Tacitus' Darstellung, die Truppen im Winter an den Rhein zurückführte, und sie im Sommer meist in Bewegung waren. Bei seiner Art Kriegführung hatte eine große Festung an dieser Stelle überhaupt keinen Zweck; sie hätte zu viele Truppen verbraucht, die der Feldherr draußen besser verwerthen konnte. Ein starker Etappenplatz wie das St. Anna-Kastell genügte und war das Richtige.

Leider hat, worüber ich schließlich ein Wort des Bedauerns nicht unterdrücken kann, Schuchhardt seinen vom Standpunkt der Alterthumskunde vortrefflichen „Führer" dadurch entstellt, daß er dem Ganzen nicht nur den völlig unmöglichen Namen „Aliso" giebt, sondern auch einen ganz sinnlosen Ueberblick der römischen Feldzüge hinzufügt. Er erzählt uns, daß Germanicus, um von Haltern zu den Cheruskern an die Weser zu kommen, erst an den Rhein zurückging und dann zu Schiff in die Ems fuhr. Von Haltern bis an die Weser und von der mittleren Ems bis an die Weser ist beinahe gleich weit; der erste Weg war für ein Heer der bei weitem bessere, da er unmittelbar vom Waffenplatz ausgeht und die Wasserstraße der Lippe neben sich hat. Das Heer aber, das erst jene Spazierfahrt durch den Rhein, die Nordsee und die Ems gemacht haben soll, um dann einen Landweg einzuschlagen, der kaum kürzer und viel schlechter war, als von Haltern direct, war nicht weniger als 8 Legionen, also um 70000 Mann stark! Freilich Tacitus erzählt es so, aber es ist derselbe Tacitus, der ein römisches Heer, das von der Ems an den Rhein marschiert — an die Weser (!) kommen läßt, und der die Chauken, die an der Weser-Mündung wohnten, an die Chatten in Hessen grenzen läßt, der also von den geographischen Verhältnissen Deutschlands nur recht unsichere Vorstellungen hatte. Was ist denn die historische Kritik, wenn solcher Nonsens einfach nacherzählt wird! Für Tacitus ist der Vorwurf nicht schwer; er wie seine meisten Leser legten auf die geographischen Namen in Germanien nicht mehr Gewicht, als etwa heute deutsche Leser auf die chinesischen. Der moderne Forscher aber ist verpflichtet, solche Fehler, wenn er sich nicht zutraut, sie zu korrigiren, wenigstens nicht zu wiederholen. In diesem Fall scheint aber die Korrektur so leicht wie naheliegend: selbstverständlich ist nicht das ganze, kolossale Heer auf Schiffe gesetzt worden, sondern das Gros ist zu Lande, die Lippe hinauf, marschiert, und die Flotte, die die Lebensmittel brachte, haben nur so viel Truppen begleitet, als zu ihrem Schutze nöthig waren. Außerdem

war, weil hier der schwierigste und gefahrvollste Theil der Aufgabe lag, der Feldherr selbst, Germanicus bei diesem Heertheil, und deshalb hat Tacitus, der sich ja für den eigentlich strategischen Zusammenhang nicht interessierte, den anderen Heertheil, obgleich sicher der größere, garnicht erwähnt. Natürlich ist Germanicus aber nicht in die Ems eingefahren, wo er ja garnicht an den Feind gekommen wäre, sondern in die Weser.

* * *

Bei der Besichtigung des Geländes abwärts der Porta Westphalica habe ich gesehen, daß die Boden-Schwellung auf dem rechten Ufer, bei Neesen (oben S. 247) doch gar zu gering ist, als daß sie die Römer hätte einladen können, hier ein Lager zu schlagen. Dagegen ist außer der Stelle, wo jetzt die Stadt Minden liegt, etwas aufwärts auf dem linken Ufer das Dorf Böhlhorst auf einem Plateau gelegen, das den Bedürfnissen der Römer wohl entsprochen hätte. Er hat Aehnlichkeit mit dem Plateau, auf dem das große Lager bei Haltern liegt. Ausgrabungen an dieser Stelle bieten aber wenig Aussicht auf Ersatz, da Böhlhorst ein Bergwerk und überdies ein großer Ziegelei-Platz ist, in Folge dessen das ganze Gelände ab- und umgegraben ist. Wenn das Varus-Lager an dieser Stelle gelegen haben sollte, haben wir keine Aussicht, es wiederzufinden.

Sach-Register.

Abiſares 185.
Abydos 117.
Accenſi 232.
Acilius Glabrio 62.
Adeimantos 74. 78. 79.
Adel bei den Germanen II, 28. 320. 328.
Adrianopel, Schlacht II, 280. 331.
Aegina 70.
Aëtius II, 333.
Aelian II, 200.
Aemilius Paullus 364.
Aeneas 129.
Aeſchylus 75. 76.
Afranius 482.
Agathias II, 357.
Ageſilaus 112. 117. 122. 150. 195.
Agis 97. 99. 252.
Agrar-Verfaſſung, römiſche II, 334.
Agricola II, 132.
Agrigent 270.
Agrippina II, 188.
Alamundaros II, 400.
Alarich II, 311.
Aleſia 465.
Alexander d. Gr. 149. 195. 289. 339. 526. II, 401.
Alexander d. Gr. und Antonius 411.
Alexander Severus II, 214.
Aliſo II, 60. 135. 248. 474.
Allemannen II, 300.
Allemannen, Verfaſſung II, 324.
Allgemeine Wehrpflicht in Rom 226. 381.
Amalafrida II, 312.
Amalaſuntha II, 394. 406.
Amamphareto ſ 252.
Ambronen 377. II, 51.
amici II, 448.
v. Amira II, 42.
Ammian II, 293.
Amphipolis, Schlacht bei 97. 104.
Amphitryon 123.
ἀναπτύσσειν 177.
Angaria II, 465.
Angelſachſen, Verfaſſung II, 324.
Angrivarier-Wall II, 119.
Anſegiſel II, 452.
Anſpannung Roms i. 2. pun. Kriege 315.
Anteſignani 244. 421.
Anthes, Ed. II, 113.
Antigonus 339.
Antiochus I, 202. 208. 335.
Antonianus II, 211.
Antoninus Pius II, 153.
Antonius 408. 495. II, 150. 209.
Antruſtionen II, 444. 471.
Appian 298.
Appian über Zama 353.
Aquä Sextiä 377.
Araber II, 461.

Arbela 196.
Archidamus 86.
Argiver 112.
Arioviſt 432. 443.
Arioviſt-Schlacht II, 50.
Arioviſt und die römiſchen Legionen II, 311.
Ariſtides 80. 226.
Ariſtokratie im fränkiſchen Reich II, 458.
Ariſtokratie und Heerführung 393.
Ariſtophanes 58.
Ariſtoteles über taktiſche Ordnung II, 426.
Armee-Gensdarmen 127.
Arminius 447. II, 101.
Armin-Siegfried II, 127.
Arndt, E. M., 8. II, 35.
Arnulfinger II, 452.
Arrian II, 200.
Arrians-Aelians Taktik 199.
Artabazus 83.
Artaphernes 41.
Artavasdes 408.
Artaxerxes 114.
Artemiſian 64. 68.
Asklepiodot II, 200.
Askulum 264.
Aſopus 81.
Aspern, Schlacht 8. II, 275.
Aſtyages 62.
Atropatene 408.
Auerſtädt 9.
Auguſtus II, 160. 200.
Aurelian II, 212. 405.
Aushebung unter Auguſtus II, 196.
Auſtraſien II, 458.
Avaricum 463.
Avitus II, 419.

Bäcula 344. 522.
Baktrer 63.
Balbinus II, 268.
Balck, II, 465.
Baldes 129.
Balliſte II, 171.
Barbaren als Krieger 473. II, 264. 362.
Barenau II, 89.
Barritus II, 262.
Bauer, Ad., 2. 163. 189. II, 7. 235.
Bayern, Verfaſſung, II, 324.
Bazaine 481.
Beck, L., Geſchichte des Eiſens 273.
Bedriacum II, 132.
Befeſtigung u. Belagerung 94.
Beinſchienen 222.
Beitzke „Deutſche Freiheitskriege" 7.
Belagerungskunſt 118. 146.
Belaſtung des Soldaten II, 467.
Belgier 453.
Beliſar und die Kaiſerkrone II, 362.
Beliſar verwendet bewaffnete Bürger II, 311.
Beliſars Heer verglichen mit Hannibals II, 363.
Beliſar über Fußvolk II, 363. 427.
Beliſar über Strategie II, 399.
Belle-Alliance II, 67.
Beloch 71. 168. 316.
Beloch, „Bevölkerung der griech.-röm. Welt" 13.
Beloch, „Griech. Geſchichte" 14.
Benevent 265.
Berlebeke II, 84.
Berndt, die Zahl im Kriege 8.
Berry au Bac 454.
Berufs-Offiziere 114.
Berufs-Soldaten 36. 110. 114. 200. II, 309—311.
Beverungen II, 71.
Bevölkerung Attikas 15. II, 1.
Bevölkerung von Lakonien 35.
Bevölkerungs-Dichtigkeit in Gallien 457. 477.
Bevölkerungsdichtigkeit in Germanien II, 34. 307.
Bevölkerungs-Bewegung im römiſchen Weltreich II, 219.

Bial, Chemins de la Gaule 429.
Bibracte 430.
Bibrax 424.
Bischöfe als Krieger II, 453.
Bloch, G. II, 265.
Blümner 374.
Boadicea II, 132.
Bogen 28. 49. 92.
Bogenschuß 49. 126.
Bogner zu Fuß 92. 422. II, 426.
Bogenschützen, berittene 37. 142. II, 364. 374.
v. Boguslawski 107.
Böhlhorst II, 476.
Boier 438.
Bolau, der Elephant in Krieg und Frieden 212.
Böotien 14.
Boretius II, 462.
Brasidas 97. 104. 112. 139.
Britannien II, 149.
Brunhilde II, 444. 445.
Brunner II, 32. 327. 448. 462. 471.
Buccellarii II, 356. 408. 416. 449. 471.
Bürgeraufgebot 109.
Bürger, bewaffnete II, 311.
Bürgereid der Athener 32.
Bürger-Feldherren 333.
Bürgermeister als Feldherren 332.
Bürgeroffiziere 333.
Bürgersoldaten 333.
Büsching 12.
Bulletin 189.
Bullinger 40.
Burgunder, Zahl II, 304.
Burgunder, Ansiedelung II, 333. 451.
Burgunder als Einquartierung II, 343.
Burgunder in den Städten II, 417.
Busolt 67. 106.

Cäcina II, 66. 112.
Caedicius II, 82.
Cäsar 332. 417. 526.
Cäsar als Historiker 516.
Cäsars Zahlangaben 507. II, 306.
Cäsar bei Pharsalus II, 276.
Camillus 228. 250.
Cannä 281. 334. II, 392.
Cantalupi 328.
Capua 308. 312. 315.
Caracalla II, 206. 207. 217.
Carrhä 406.
Casilinus, Schlacht am II, 386.
Catalaunische Gefilde, Schlacht II, 268.
Cato d. A. 256. II, 200.
Catullinus II, 173.
Catulus 483.
Cejonius II, 87.
Celsus II, 200.
Celt II, 57.
Centenar, II, 41. 407.
Centurionen 391. 420. II, 214.
Centurio und Hunno II, 45.
Chabrias 369.
Chäronea 147. 401.
Chauken II, 70.
Cherusker 462.
Cherusker, Wohnsitze II, 106.
Chlodwig als Reichsgründer II, 315.
Chlotar II. II, 445. 462.
Chnodomar II, 264. 274. 279.
Chosru II, 398.
Cicero 531.
Cimbern 377. 402, 453. 483.
Cincinnatus 223.
Civilis II, 51. 162.
clipei 222.
Cloßtermeier II, 84.
comitatenses II, 216.
Commodus II, 206.
Condottieri II, 356. 451.
Corfinium 481.
Corbulo II, 168.
Cornelianus II, 178.
Crassus 405. 518.
Crastinus 421.

Cunctator vgl. Fabius 312. 332.
cuneus II, 45. 392. 428.
Curius Dentatus 227.
Curio 518.
Cyropädie 48. 124. 178. 465.
Cyrus 62. 114. 128.

Dacien II, 149.
Dahm 241. II, 91. 142. 248. 469.
Dahn, Felix II, 347.
Damis 208.
Daras, Schlacht bei II, 357. 402.
Darius' Heere kleiner als die Alexanders 413.
Datis 41.
Defensiv-Offensive 50. 504.
Defensivschlacht 85.
Defensiv-Stellung 49.
Défilé 62.
Degen (thegn) II, 408. 416. 447.
Delbrück, Max 14.
Delion 18. 96. 104. 105. 125. 131.
Deli-Tschai 163.
Demarat 38.
Demen 109.
Demeter 84.
Demetrius 207. 335.
Demosthenes 95. 114.
Denar II, 211. 219.
Detmold, II, 83.
Diadochen 200.
Diebitsch II, 290. 306.
Dienstpflicht der Veteranen-Söhne II, 271.
Dienstpflicht, römische 383. II, 310. 411.
Dio Cassius II, 65.
Diodor 16.
Diokletian II, 213. 261.
Dionys 118. 146.
Dioxippos 370.
Dipäa 86.
Dippe II, 462.
Disziplin 247. II, 428.
Disziplinar-Gewalt des Feldherrn 251.
Divitiacus 433.
Dörenschlucht II, 74. 247.
Dobrudscha II, 263.
Dorier 31.
Domaszewski 243.
Domitian II, 153. 158. 220.
Domitius Ahenobarbus 481.
Drillmeister 200.
Droysen, H. 2. 177. 215.
Droysen, J. G. II, 294.
Drusus II, 60. 249.
Dumnorix 430. 433.
Dyrrhachium 452.

Ealdorman II, 28.
Earl II, 29. 324.
Eberkopf II, 53. 391. vgl. Keil.
Ebro 327.
Eburonen 477.
Edelmetall II, 210. 224. 456.
Eggius II, 87.
Ehe-Gesetze des Augustus II, 223.
Ehen zwischen Germanen und Römern II, 405.
Eichheim, Max 441.
Eike von Repgow II, 22.
Eisenhüttenbetrieb in Krain 272.
Elephanten 174. 185. 198. 201. 202. 204. 206. 207. 208. 212. 262. 270. 304. 334. 335. 342. 522.
Emigranten II, 120.
Engelhard, deutscher Armee-Intendant II, 304.
Ennius 342. 348.
Enterbrücken 269.
Epaminondas 130. 145.
Ephialtes 62.
Ephoren 252.
Ephorus 16. 42. 76. 135.
Epidaurus 107.
ἐπικάμπην ἐς 177.
Ermattungs-Strategie 102. 107. II, 399.
Ersatzmann 110. 112. II, 164.

Erwig II, 435.
Esche 374.
Euböa 71. II, 220.
Eumenes 204.
Eurich II, 408.
Eurybiades 74. 79.
Euripides 123. 238.
Euripus 68. 71.
evocati 388. 421.
Exerziren 200. 247. II, 171.
Exerzir-Disziplin 115. II, 429.
Exerzirmeister II, 167.
Exerzitien 91. 115.
Experiment mit Sarissen II, 21.

Fabius Maximus 311. 312. 331. 332. II, 399.
Fabius Pictor 266.
Fabius Rullianus 255.
Fabricius 227.
Fabricius, Prof. II, 158.
Fahnen 243.
Feldartillerie II, 171.
Feldzeichen 239.
Fernwaffen 28. 128. II, 363. 426.
Festungen verzehren die Truppen II, 397.
fideles II, 414.
fiscus barbaricus II, 263.
Flaminius, Konsul 273. 310.
Flanken 30. II, 49.
Flavus II, 121.
Flügelschlacht 131.
Fossa Drusiana II, 63.
Frame II, 54. 56.
Franken, Wehrverfassung II, 410.
Franz I, Kaiser 31.
Friedberg II, 105.
Friedrich der Große 53.
Friedrich der Große bei Leuthen 180.
Friedrich der Große über Strategie II, 401.
Friedrich der Große über taktische Ordnung II, 427.
Friedrich Wilhelm I. 382.
Friedrich Wilhelm III. 9.
Frigidus, Schlacht II. 271.
Frithigern II, 282.
Fröhlich 377.
Front-Hinderniß 151. 156. 213. II, 426.
Frontin II, 200.
Fuchs, Joseph 320.
Fürsten der Germanen II, 28. 329.
Fulcaris, Heruler II, 386.
Fulrad II, 453. 470.
Fulvius Flaccus 331.

Gabiene 206.
Gäsaten 271.
Gallier, cisalpinische 271.
Gallier in Griechenland 202.
Gallier und Antiochus 208.
Gallien, Bevölkerung 457. 477.
Gallische Schwerter 272.
Gallienus II, 219. 405.
Garde-Korps am 18. August 1870 87.
Garde Napoleons 378.
Garding II, 436.
gasindi II, 448.
Gaugamela 171. 339.
Gaza 146. 207.
Gebirge in der Strategie 61.
Gefolge II, 28. 329. 447.
General-Direktorium, preußisches II, 347.
Generalstabswerke 190.
Gentlemen 394.
Gergovia 463. II, 251.
Germanen als Bauern II, 307. 405. 463.
Germanen, erstes Auftreten 377.
Germanicus II, 101. 188. 475.
Geschlecht und Hundertschaft II, 26.
gladius Hispanus 241.
Gleichtritt II, 51.
Gneisenau 338. 351. II, 397.
Goldprägung II, 211.
Gottfried Plantagenet II, 202.

Granikus 149. 151.
Granson 8. 40. 79.
Gratians Sturz II, 268.
Gravelotte 21.
Grotenburg II, 83. 106. 250.
Grundy II, 8.
Guilhiermoz II, 470.
Guischard 215. 482.
Gundobada, lex II, 333.
Gylippos 99. 114.
Gymnastische Ausbildung II, 2.

Hadrian II, 150. 153. 171. 173.
Hagelsberg 8.
Hahnenkamp II, 73. 90. 246.
Halikarnaß 146.
Haltern-Aliso II, 141. 248. 474.
Hamilkar Barkas 270.
Hamippen 118. 132. 142. 444. 503.
Hannibal und Scipio 345.
Hannibal und Napoleon 350.
Harnisch s. Panzer 25.
Hartmann, K. 122.
Hasdrubal 284.
Haftaten 236.
Hausmeier II, 458.
Hauvette, Amédée 55. 86. II, 16.
Heeresstärke unter Augustus II, 197.
Heeresstärke unter Severus II, 226.
Heeresstärke unter Diocletian II, 226.
Heeresstärke unter Justinian II, 357.
Heereszahlen, griechische 33.
Heereszahlen der Germanen II, 298.
Hegesistratus 70.
Heisterbergk II, 223.
Heliogabal II, 211.
Heller 477.
Heloten 112.
Van Helten II, 42.
Helvetier 423.
Helvetier, Volkszahl 442. 459.
Heraklea 262.
Herkules 123.
Hermanns-Denkmal II, 83.
Hero II, 203.
Herodot 314. 348. II, 356.
Heruler II, 366
Herzdecker 246.
Hetären 141.
Hettner II, 158.
Hippias 41.
Hirschfeld, O. 433. II, 225.
Historiographie, römische 219.
Historische Methode II, 22.
Hohenlohe, Prinz Kraft II, 275.
Hollaender, L. 120.
Holmes Rice 419.
Hopliten 25.
Hoplitenrüstung 111.
Hopliten-Phalanx 91.
hospitalitas II, 333.
Hugo Capet II, 459.
Hundafaths II, 28.
Hundertschaft II, 318. 326.
Hunderschaft wird aufgelöst II, 325.
Hunno II, 28.
Hussitenheer 9.
Hydaspes, Schlacht am 183.
Hygin II, 201.
Hypaspisten 144. 147.
Hypaspisten oder Buccellarier II, 356.

Jähns, Max 3. 419. II, 21.
Jahn über die Zahlen der Burgunder II, 304.
Jannasch II, 34.
Jburg II, 89.
Idistaviso II, 118.
Ilerda 483.
Ilgen II, 136.
Ilipa 344.
incomma II, 164.
Indutiomarus II, 52.
Infanterie unter Belisar II, 364.
Inguiomerus II, 112.
Insubrer 272.
Intervall 86. 237.
Jovianer und Herkulier II, 261.
Iphikrates 116. 248. 253.
Ipsus 208. 335. 522.

Islam II, 461.
Issus, Schlacht bei 154. II, 233.
Isthmus 68.
Judeich II, 293.
Julian II, 227. 272. 292. 469.
Jung, J. II, 220.
Justinian II, 355.
Justinians Festungsbauten II, 365.

Kaiser-Parade II, 173.
Kallisthenes 164.
Karl, Erzherzog II, 275.
Karl Martell II, 461. 462.
Karl von Hessen, Landgraf 53.
Karl von Lothringen 31.
Karl der Kühne 8. 40.
Karroballiste II, 171.
Kastell in monte Tauno II, 105. 112.
Karthago, Befestigung 345.
Kataphrakten II, 365.
Katapulte 118. 213. II, 171.
Kavallerie s. Reiterei 30. 31. 140.
Kavallerie, schwere 284.
Kavallerie Cäsars II, 431.
Keil s. Eberkopf II, 45.
Keil des germanischen Fußvolks stirbt ab II, 428.
Kermelis 181.
Kernschuß s. Bogen 126.
Kiefer 374.
Kinneir 164.
Kirche als Grundbesitzer II, 453.
Kithäron 82.
Klearch 252.
Kleomenes 208. 371.
Kleon 97. 107. II, 10.
Kleruchen 22.
Knechte II, 447.
Knoke II, 85. 89.
Köchly, H. 2. II, 21.
Königthum bei den Franken II, 315.
Koepp 170. II, 474. 490.
Kohorte 380.
Kohorten-Taktik 504.
Koinos 190.
Kolonat II, 335.
Kombinirte Nah- und Fernwaffen 198. 199.
Kommando II, 172.
Kommando-Gewalt 252.
Kommißbrod II, 360.
Kompagnie-Kolonne 116. II, 46.
Korax 62.
Korkyräer 75.
Korkyra, Gefecht bei 30.
Korinther als Seemacht 70.
Korinth, Schlacht bei 121.
Korkschohlen 127.
Kornaks 336.
Kornemann 317.
Koronea 122. 195.
Korragos 370.
Krain, Eisenhüttenbetrieb 272.
Krannon 204.
Kretopolis 204.
Krieger zu Pferde II, 431.
Kriegführung ohne Blutvergießen 102.
Krieg ohne Entscheidung 101.
Kriegstribun 420.
Krösus 125.
Kromeyer II, 11. 16. 240.
Ktesias 120.
Ktesiphon 408.
Kulminations-Punkt des Sieges 312.
Kynaxa 119.
Kynoskephalä 258. 366.

Labienus 463. 468. 503.
Lacinische Tafel 326. II, 245.
Lager der Griechen 248.
Lagerkunst 247.
Lager-Präfekt II, 166.
Lakonien, Bevölkerung 13.
Lamachos 114.
Lambäsis II, 173.
Lammert 371. II, 21.
Landrath, preußischer II, 347.
Landtheilungen der Germanen II, 331.
Landtheilung, keine bei den Franken II, 432.

Lange Kerle II, 165.
Länge der Lanze 143.
Laufſchritt 57.
Laurion II, 225.
Lechäon 117.
L'Echelle, General 107.
Legaten 420.
Legende u. Geſchichte 39. 314. 348.
Legion 228.
Legionar-Taktik II, 16.
Lehmann, Konrad 341.
Lehmann, Max, Kneſebeck u. Schön 387.
Lehnsweſen II, 444. 462. 472.
Leiſtung Roms im 2. pun. Kriege. 309.
Lemgo II, 76.
Leo, Heinrich 65.
Leonardo da Vinci 182.
Leonidas 61. 66. 85. 489.
Leotychides 81.
Lesbos 16.
Leudes II, 414. 417. 449.
Leuktra 132.
Libanius II, 272.
Libo 495.
Lictoren 253.
Liers 3. 27. 250. 373.
Ligny 349.
Limes II, 102, 133.
Limesblatt II, 157.
Lindenſchmit 241. 272.
Linie u. Kolonne II, 46.
Limitanei II, 216. 358.
Liten II, 323.
Liten, Kriegsdienſt II, 418.
Liturgien 34.
Livia II, 188.
Livius (VIII, 8.) 256.
Lucullus 403. II, 166.
Ludwig der Deutſche II, 459.
Luſchan 49.
Luzy 439.
Lykos 123.
Lykurg 226.
Lyſander 114.
Macan, R. W. 54.
Machanidas 213. 335.
Mac Mahon 481.
Magna charta II, 445.
Magneſia 367.
Maharbal 306.
Mai-Feld II, 463.
Malovendus II, 125.
Mancipia II, 348.
Manipular-Phalanx 235.
Manlius, Konſul 254.
Mannfall II, 451.
Manöverkritik II, 174.
Mantinea, Schlacht bei 97. 125. 132. 135. 213. 252. 335.
Mantitheus 27.
Marathon 13. 41. 58. 84. 98. 121. 161. II, 80.
Marbod II, 64. 82. 88.
Marc Aurel II, 154. 205.
Marcellus 312. 331.
Macrin II, 226.
Mardonius 10. 77. 108.
Marius 377. 402. 453. II, 166.
Marius, Heeresreform 386.
Markomannenkrieg II, 205.
Markusſäule II, 218.
Marquardt 234.
Marſch-Disziplin 10.
Marſchiren mit breiter Front 87.
Marſchkolonnen 87.
Marſchſtockung 86.
Marſeille 481.
Maſiniſſa 334. 346.
Maſſen-Heere 478.
Mauritius, Kaiſer II, 400.
Maximinus Thrax II, 212.
Megalopolis 208.
Megaris 106.
Memoiren von St. Helena 190.
Meſopotamien II, 149.
Meſſenien, Bevölkerung 13.
Meſſeniſche Kriege 31.
Metaurus 317. 329. 522.
Metöken 35.

Metöken-Hopliten 113.
Meyer, Edm. II, 89.
Meyer, Ed. 319. II, 1. 220. 233. 240.
Militäriſche Religion II, 169.
Militärmaaß II, 164.
Militär-Monarchen 200.
milites castellani II, 214.
millenarius II, 317. 319. 330.
Miltiades 42. 85. 161.
Milviſche Brücke, Schlacht II, 262. 268. 299. 301.
Mithridat 126. 400.
Moltke, 21. II, 290. 291. 306.
Mont-Beuvray 430.
Morgen, Leutnant 49.
Müllner-Leubach 273.
Murten 8. 40. 79.
Muſterrolle 110.
Muthul 522.
Mykale 85.
Myriandros 158.

Nahkämpfer 128.
Napoleon I. 8. 127. 324. 338. 349. 432. 445.
Napoleons Vormarſch auf Moskau 326.
Napoleon 1814 II, 397.
Napoleon I. über Cäſar 445. 448. 468.
Napoleon III. 241. 249. 418. 432. 464.
Narſes II. 367. 460.
Naturalwirthſchaft II, 213.
Neeſen II, 476.
Nero II, 165.
Neumann, K. 168.
Nervier, Laufſchritt 45.
Nervierſchlacht 422. 456.
Niebuhr 2.
Niederwerfungs-Strategie 106.
Nikias 98. 110.
Nikophorion, Schlacht bei II, 402.
Ninus 63.
Nitzſch 268.
Nola 312.
Notitia dignitatum II, 311.
Numerus II, 218.

Octavian 390. II, 209.
Octavian ſiedelt ſeine Soldaten an II, 343.
Octogeſa 485.
Odilienberg II, 83.
Odoaker II, 267. 345.
Oehler, R. 329.
Oekonomie der Kräfte 105.
Oeta 63.
Offizielle Kriegsgeſchichts-Schreibung 189.
Offizierkorps 332.
Ohlendorf 186.
Olpä 96.
Oman II, 473.
Onoſander II, 200.
Oppius Statianus 409.
optio 394.
Orchomenos 401.
Orgetorix 432.
Orkynier 204.
Orleans, Schlacht bei 8.
Osnabrück II, 89.
Oſtia 307.

Packpferde II, 465.
Paias-Tſchai 156.
Palatini II, 216.
Paliſſaden 211. II, 158.
Panik II, 275.
Panoplie 33.
Panzer 245.
Papirius Curſor 255.
Paräkatene 204.
Parallelſchlacht 91. 131.
pares II, 448.
Parmenio 176.
Parther 405. II, 149.
Paßſperre 64.
pauperes II, 418.

Pauſanias 81. 85. 252.
Pella 139.
Pelopidas 133.
Peloponnes, Bevölkerung 13.
Peloponneſiſcher Krieg 306.
Peltaſten 93. 115. 116. 119. 139.
Penteren 118.
Percennius II, 180.
Perikles 15. 100. 195. 489. 531. II, 399.
Perikles, Rede des 113.
Perſer, Qualitätskrieger 38.
Perſer als Bogenſchützen 37. II, 364.
Perſer unter Chosru II, 402. 427.
Perſerkriege 314.
Pertinax II, 222.
Pescennius Niger II, 360.
Peterſen, die Markusſäule II, 218.
Petrejus 482.
Petrobolen 118.
Peucker II, 21. 55. 137.
Pfeifer 32.
Pfeilſchuß ſ. Bogen 49.
Pferde-Ration II, 456.
Phalanx 25. 30.
Phalanx Alexanders d. Gr. 364.
Phalanx, macedoniſche 237.
Phalanx, römiſche 221.
Phalanx, römiſche und macedoniſche 361.
Phalanx des Pyrrhus 364.
Pharnabazus 115. 127.
Pharnaces 532.
Pharſalus 59. 502.
Philinus 266.
Philipp II. von Mazedonien 139. 330.
Philipp V. 365.
Philippſon, Geſchichte des Preußiſchen Staatsweſens 12.
Φίλοι 221.
Philopömen 213.
Phokion 251.
Phormio II, 199.
Phraaspa 409.
Phyle 109. 111.
Pilum 241.
Pinarus 156.
Pippiniden II, 452.
Piräus 29.
Platää 11. 80. 98. 121.
Platää, Belagerung 99. 118.
Plathner 497.
Plinius II, 164. 171.
Plotho 7.
Pollio 508.
Polybius 135. 164. 266. 278. 308. 505.
Polybius-Kritik 341. II, 22. 242.
Polybius als Hiſtoriker II, 243.
Polybius, Zahlenſinn II, 243.
Polykrates 114.
Pompejus 403. 479.
Porus 183.
Poſidonius II, 200.
Poſſeſſoren II, 336.
Poſſeſſoren ſtellen die Rekruten II, 229.
Potidäa, Gefecht bei 95.
Prätextatus II, 463.
Prätorianer II, 165.
Preisregulativ, römiſches II, 213.
Preſſen 382.
primus pilus 396.
Principes 236.
Probus II, 218.
Procop, Hiſtoriker II, 355.
Procop, Julians Vetter II, 293.
pseudocomitatenses II, 216.
Ptolemäus, König, 207. 290.
Ptolemäus, Geograph, II, 146.
pueri II, 408. 416. 447. 472.
pulveraticum II, 230.
Pydna 364. 367.
Pyrrhus 261. 364.

Qualitätskrieger 36. 38. II, 433. 450.
Quingentenarius II, 317.

Radetzky 7.
Ramnes 232.
Ranke II, 125.
Raoul, Hauptmann 55.
Raphia 212. 335.
Ratzel II, 34.
Ratzel über das Wandern II, 321.
Rauchenstein, H. 441.
Rechtsziehen 130.
Reglement 44 II, 201.
Regulus 270.
Rehme II, 71.
Reichard, Paul 49.
Reiterei 30. 92. 98. 99. 422.
Reiter bei den Germanen II, 424.
Reiter bei den Franken II, 425.
Reiterei und Kavallerie 141.
Reitkunst 129.
Rekrutirung im 4. Jahrhundert II, 226.
Res ad triarios venit 242.
Reserve 127. 340. II, 235.
Reuß 120.
Richter, H. II, 269. 406.
riparienses II, 217.
Ritter-Centurien 232.
Roloff II, 462.
Rom, Volkszahl 458.
Rom, Staat der allgemeinen Wehrpflicht 226.
rorarii 243.
Roth, Paul II, 415. 446.
Rüstow 2. 241. II, 21. 466.
Ruspina 518.
Ruß, Melchior 172.

Saalburg II, 105. 252.
Sach-Kritik 56. 87. II, 233.
Salamis 73.
Sagunt 323.
Säkularisation II, 464. 472.
Sallust über römische Rekrutirung 388.
Samos, Belagerung von 118.
Santonen 423.
Sardes 77.
Sarisse 143. 211.
Sarissen-Phalanx 143. II, 16.
Sarisse und die Rottenbreite 369.
satellites II, 448.
Saumthiere II, 465.
Schanzpfähle 250. II, 467. 468.
Schätzungsklassen 33.
Schilling, W. 53.
Schlesische Armee, Oktober 1813, 349.
Schleuderer 28. 93.
Schmoller II, 35.
Schneider, Rud. 260. 490.
Schomburg II, 466.
Schönholzer Platz 372. II, 21.
Schräge Schlachtordnung 131.
Schuchhardt II, 90. 248. 263. 474
Schützen s. Schleuderer, Bogner 28. 38.
Schröder, Gustav II, 155.
Schwarz, Alexanders Feldzüge in Turkestan 196.
v. Schweiger-Lerchenfeld 181.
Schweinskopf s. Keil, Eberkopf II, 53.
Schweizerisches Landesmuseum 373.
Scipio 331. 341. 345. II, 494.
Scuta 222. 234.
Seeck II, 224. 416. 471.
Seegewalt 532.
See-Manöver 341.
Segest II, 106. 113. 120.
Sellasia 208. 339. II, 11.
Seleucia 408.
Seneca II, 100.
Septimius Severus II, 213. 225.
Servius Tullius 220. 227.
Servianische Mauer 224. 307.
Sichelwagen 128. 174. 181. 208.
Sickel, W. II, 448.
Sicoris 483.
signifer 395.
Sidonius Apollinaris II, 343.
Silen 290. II, 236.
Sisenna-Fragmente 378.
Sindual, Heruler II, 388.
Sippe, Ende der II, 326.

Sizilien 104.
Sklaven 27. 52. II, 235.
Sochoi 169.
Sokrates 251.
Sold 109. 393. II, 168.
Söldner 109.
Söldner-Führer 114.
Soltau 257. 372.
Sohm II, 448.
Sophisten 124.
Soros 46. 51.
Soor 53.
Spartiaten 27.
Spartolos 95.
Speerwerfer s. Schützen 28. 93. 99.
Sphakteria 96. 103. 105. 107. II, 7.
Stamford, v. II. 86. 92.
Stanley II, 34.
Stärke-Rapport II, 298.
Staßfurt II, 454.
Steigbügel 141.
Stellvertretung 111.
Strategie Friedrichs des Großen 106.
Strategie abhängig von der Taktik 85.
Strategie der Ermattung II, 399.
Straßburg, Schlacht bei II, 227. 272.
Stoffel 59, 244. 418. II, 21.
Streit, W. 312. 315.
Stürenburg 291.
Sulla 401.
Sulpicius 245.
Susa 10.
v. Sybel über preußische Armee-Verfassung 387.
Synesius II, 265.
Syrakus 98. 313.
Syphax 346.

Tacitus als Historiker II, 126.
Tacitus als Geograph II, 102. 475.
Tagemarsch, römischer 452.
Taginä, Schlacht bei II, 367. 460.
Taktik der Germanen II, 424.
Taktik der verbundenen Waffen 126. 132. 145.
Taktischer Körper 38. II, 43. 429.
Taktische Körper aus Reitern 141.
Taktisches Moment in der Strategie 279.
Tarantiner 213.
Tarent 308. 313.
Tarquinius Superbus 227.
Tegeaten 84.
Tejas II, 382.
Telamon 271.
Tempelschätze II, 225.
Tempe-Paß 61.
tesserarius 395.
Teutoburger Wald 462. II, 71. 83.
Teutonen 377. 402. 453.
Thapsus 521.
Themistokles 63. 66. 70. 75. 79. 85.
Theodahat II, 394.
Theoderich d. Gr. II, 268. 303. 314. 345. 432.
Theoderich Strabo II, 300. 303.
Theodosius II, 331.
Theophrast 371.
Theorie des Krieges im Alterthum II, 199.
Thermopylä 10. 60.
Theten 33. 35. 111. II, 2.
Theudes II, 409.
Thespier 66.
Thiuphadus II, 317. 329. 421. 438. 441.
Thorp II, 27.
Thraniten II, 2.
Thrasybul 29.
Thronfall II, 451.
Thucydides 15.
Thucydides als Feldherr 108.
Thucydides-Theologen 21.
Tiberius II, 64. 101. 125.
Ticinus 303.
Tiefe der Phalanx 125. 242.
Tigoriner 377.
Tigranes 403.

Tissaphernes 120. 407. II, 86.
Tolilas II, 367.
Tours, Schlacht II, 461.
Train II, 455.
Trajan II, 150. 164. 171.
Trajans-Säule II, 155.
Trasimenus 304.
Treffen 180.
Treffen-Bildung 129.
Treffen-Taktik 337.
Trebia 296. 303. 327.
Treitschke über preußische Armee-Verfassung 387.
Treitschke, üb. Belle-Alliance II, 67.
Treitschke II, 294.
Trevoux-Villefranche 429.
Trittyen 109.
Troßknechte 30. 94.
Truppe-Dorf II, 27. 326.
Tulinger 438.
Tunginus II, 41. 324.
Turnvereine 372.
Tyrtäus 27. 32.
Tyrus 146.

Ulfilas II, 28. 284.
Uganda II, 34.
Uhse II, 105.
Umgehung 62.
Unfreie als Krieger II, 413.
Unger 278.
Ungewappnete 29. 94.
Unteroffizier II, 167. 318.
Urundi II, 34.

Valens II, 280.
Valentinian I. II, 263. 292. 406.
Valentinian III. ruft die Römer in die Waffen II, 310. 411.
Valeton 211. 215.
Varro 482.
Varus II, 74.
Varus-Lager II, 246. 476.
Vasenbilder 141.
Vassus II, 449.
Vegetius II, 201. 231. 266.
Vegez über Reiterei II, 429.
Veji 223. 226.
velati 233.
Veleda II, 63.
Veliten 243. 378.
Vercellä 377.
Vercingetorix 461.
v. Verdy 173.
Verfolgung 196. 197. 400. 401.
Verpflegung II, 455.
Vesuv, Schlacht am II, 380.
Vetera II, 60.
Vierkandt II, 34.
Vitruv II, 201.
Völkerschaft, germanische II, 308.
Völkerwanderung II, 260.
Voigt, P., Deutschland und der Weltmarkt 14.
Vorspann II, 465.
Vrana-Thal 43. 51.

Waffengattungen II, 363.
Wagenburg 444. II, 289.
Wallenstein II, 360.
Wamba II, 435.
Wavre 349.
Watusi als Bogenschützen 49.
Weber, Max II, 220.
Wecrth, O. II, 91.
Weih-Inschriften II, 219.
Weller, Karl II, 326.
Wellington 351.
Werbung 382.
Weser-Kastell II, 70.
Westgothen, Eintheilung II, 316.
Westgothen, Verfall der Heerverfassung II, 435. 464.
Westgothen, Wehrgesetze II, 407. 464.
Westgothen, Zahl II, 292. 299. 306. 409.
Wiegand II, 277.
Wietersheim, v. II. 85.
Wilamowitz, v. 123.

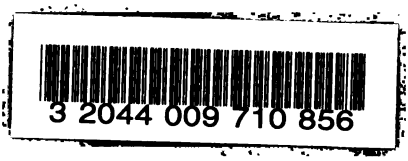
Wille, R., Waffenlehre 143.
Wilms 291. II, 85.
Witiges vor Rom II, 393.
Wittich II, 462.
Wolf, General II, 158.

Xanthippus 80. 268. 290.
Xenophon 115. 120. 132. 140. 197. 251. 407.
Xenophon als Theoretiker 123.
Xerxes 10. 68. 75. 77. 85. 149. II, 234. 306.

York, Graf 171.

Zahl der Athener 23. II, 1.
Zahl der Vandalen II, 300. 312.
Zahl der Weſtgothen gleich der der Perſer II, 306.
Zahl des Xerxes-Heeres 82. II, 234. 306.
Zahlen-Hypnoſe 478.
Zahlen in der Völkerwanderung II, 298.
Zapfenſtreich II, 167.
Zehntauſend 115.
Zeno, Kaiſer II, 300.
Zeugiten 33.
Zeumer, II, 407. 438.
Zufälle im Kriege 102.
Zuntz II, 466.

Druck von J. S. Preuß, Berlin S.W., Kommandantenſtr. 14.



3 2044 009 710 856

THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.

WIDENER
BOOK DUE
JAN 28 1990

CANCELLED
JUN 1 1982

WIDENER
BOOK DUE
FEB 26 1990

WIDENER
MAY 12 1996
CANCELLED

WIDENER
BOOK DUE
MAR 14 1990